mer,
ges

eg,
ober

Ph. U. Schopenhauer
449 oc
(2

5.6.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Arthur Schopenhauer,

Parerga und Paralipomena.

Zweiter Band.

39 J

PARERGA

UND

PARALIPOMENA.

KLEINE PHILOSOPHISCHE SCHRIFTEN

VON

ARTHUR SCHOPENHAUER.

Vitam impendere vero.
(Juvenalis, Sat. IV. 91.)

HERAUSGEGEBEN

SOWIE MIT

EINLEITUNG UND ANMERKUNGEN VERSEHEN

VON

R. VON KOEBER.

ZWEITER BAND.

BERLIN.
VERLAG VON MORITZ BOAS.
1891.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Inhaltsverzeichnis.

Vereinzelte, jedoch systematisch geordnete Gedanken über vielerlei Gegenstände.

			Seite
Kapitel	I.	Über Philosophie und ihre Methode . .	1
„	II.	Zur Logik und Dialektik	19
„	III.	Den Intellekt überhaupt und in jeder Beziehung betreffende Gedanken	31
„	IV.	Einige Betrachtungen über den Gegensatz des Dinges an sich und der Erscheinung	92
„	V.	Einige Worte über den Pantheismus . .	101
„	VI.	Zur Philosophie und Wissenschaft der Natur	104
„	VII.	Zur Farbenlehre	183
„	VIII.	Zur Ethik	207
„	IX.	Zur Rechtslehre und Politik	248
„	X.	Zur Lehre von der Unzerstörbarkeit unseres wahren Wesens durch den Tod . . .	276
„	XI.	Nachträge zur Lehre von der Nichtigkeit des Daseins	292
„	XII.	Nachträge zur Lehre vom Leiden der Welt	300
„	XIII.	Über den Selbstmord	317
„	XIV.	Nachträge zur Lehre von der Bejahung und Verneinung des Willens zum Leben	324
„	XV.	Über Religion	335
„	XVI.	Einiges zur Sanskritlitteratur	410
„	XVII.	Einige archäologische Betrachtungen . .	417
„	XVIII.	Einige mythologische Betrachtungen . .	421
„	XIX.	Zur Metaphysik des Schönen und Ästhetik	427
„	XX.	Über Urteil, Kritik, Beifall und Ruhm .	466

			Seite
Kapitel	XXI.	Über Gelehrsamkeit und Gelehrte	492
„	XXII	Selbstdenken	504
„	XXIII.	Über Schriftstellerei und Stil	513
„	XXIV.	Über Lesen und Bücher	562
„	XXV.	Über Sprache und Worte	572
„	XXVI.	Psychologische Bemerkungen	588
„	XXVII.	Über die Weiber	619
„	XXVIII.	Über Erziehung	632
„	XXIX.	Zur Physiognomik	639
„	XXX.	Über Lärm und Geräusch	646
„	XXXI	Gleichnisse, Parabeln und Fabeln	650
Einige Verse			657

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vereinzelte, jedoch systematisch

geordnete

Gedanken über vielerlei Gegenstände.

Eleusis servat quod ostendat revisentibus.[1])
Sen. (nat. quaest. VII, 31).

Kapitel I.

Über Philosophie und ihre Methode.

§. 1.

Der Grund und Boden, auf dem alle unsere Erkenntnisse und Wissenschaften ruhen, ist das Unerklärliche. Auf dieses führt daher jede Erklärung, mittelst mehr oder weniger Mittelglieder, zurück, wie auf dem Meere das Senkblei den Grund bald in gröfserer, bald in geringerer Tiefe findet, ihn jedoch überall zuletzt erreichen mufs. Dieses Unerklärliche fällt der Metaphysik anheim.

§. 2.

Fast alle Menschen bedenken unablässig, dafs sie der und der Mensch (*τις ανϑρωπος*) sind, nebst den Korollarien, die sich daraus ergeben: hingegen, dafs sie überhaupt ein Mensch (*ὁ ανϑρωπος*) sind und welche Korollarien hieraus folgen, das fällt ihnen kaum ein und ist doch die Hauptsache. Die wenigen, welche mehr dem letztern, als dem erstern Satze nachhängen, sind Philosophen. Die Richtung der andern aber ist darauf zurückzuführen, dafs sie überhaupt in den Dingen stets nur das Einzelne und Individuelle sehen, nicht das Allgemeine derselben. Blofs die höher Begabten sehen, mehr und mehr, je nach dem Grad ihrer

[1]) Eleusis bewahrt noch etwas auf, was erst enthüllt wird, wenn man wiederkommt (d. h. nicht alle Mysterien werden auf einmal mitgeteilt).

Eminenz, in den einzelnen Dingen das Allgemeine derselben. Dieser wichtige Unterschied durchdringt das ganze Erkenntnisvermögen dermafsen, dafs er sich auf die Anschauung der alltäglichsten Gegenstände herab erstreckt; daher schon diese im eminenten Kopfe eine andere ist, als im gewöhnlichen. Dieses Auffassen des Allgemeinen in dem sich jedesmal darstellenden Einzelnen fällt auch zusammen mit dem, was ich das reine, willenslose Subjekt des Erkennens genannt und als das subjektive Korrelat der Platonischen Idee aufgestellt habe; weil nur, wenn auf das Allgemeine gerichtet, die Erkenntnis willenlos bleiben kann, in den einzelnen Dingen hingegen die Objekte des Wollens liegen; daher denn auch die Erkenntnis der Tiere streng auf dies Einzelne beschränkt ist und demgemäfs ihr Intellekt ausschliefslich im Dienste ihres Willens bleibt. Hingegen ist jene Richtung des Geistes auf das Allgemeine die unumgängliche Bedingung zu echten Leistungen in der Philosophie, Poesie, überhaupt in den Künsten und Wissenschaften.

Für den Intellekt im Dienste des Willens, also im praktischen Gebrauch giebt es nur einzelne Dinge; für den Intellekt, der Kunst und Wissenschaft treibt, also für sich selbst thätig ist, giebt es nur Allgemeinheiten, ganze Arten, Species, Klassen, Ideen von Dingen; da selbst der bildende Künstler im Individuo die Idee, also die Gattung darstellen will. Dieses beruht darauf, dafs der Wille direkt blofs auf einzelne Dinge gerichtet ist: diese sind seine eigentlichen Objekte: denn nur sie haben empirische Realität. Begriffe, Klassen, Arten hingegen können nur sehr mittelbar seine Objekte werden. Daher hat der rohe Mensch für allgemeine Wahrheiten keinen Sinn; das Genie hingegen übersieht und versäumt das Individuelle: die erzwungene Beschäftigung mit dem Einzelnen als solchem, wie sie den Stoff des praktischen Lebens ausmacht, ist ihm ein lästiger Frondienst.

§. 3.

Zum Philosophieren sind die zwei ersten Erfordernisse diese: erstlich, dafs man den Mut habe, keine Frage auf dem Herzen zu behalten; und zweitens, dafs man alles das, was sich von selbst versteht, sich zum deutlichen Bewufstsein bringe, um es als Problem aufzufassen. Endlich auch mufs, um eigentlich zu philosophieren, der Geist wahr-

haft müssig sein: er mufs keine Zwecke verfolgen und also nicht vom Willen gelenkt werden, sondern sich ungeteilt der Belehrung hingeben, welche die anschauliche Welt und das eigene Bewufstsein ihm erteilt. — Philosophieprofessoren hingegen sind auf ihren persönlichen Nutzen und Vorteil und was dahin führt, bedacht: da liegt ihr Ernst. Darum sehen sie so viele deutliche Dinge gar nicht, ja kommen nicht ein einziges Mal, auch nur über die Probleme der Philosophie, zur Besinnung.

§. 4.

Der Dichter bringt Bilder des Lebens, menschliche Charaktere und Situationen vor die Phantasie, setzt das alles in Bewegung, und überläfst nun jedem, bei diesen Bildern so weit zu denken, wie seine Geisteskraft reicht. Dieserhalb kann er Menschen von den verschiedensten Fähigkeiten, ja Thoren und Weisen zugleich genügen. Der Philosoph hingegen bringt nicht, in jener Weise, das Leben selbst, sondern die fertigen, von ihm daraus abstrahierten Gedanken, und fordert nun, dafs sein Leser ebenso und ebenso weit denke, wie er selbst. Dadurch wird sein Publikum sehr klein. Der Dichter ist danach dem zu vergleichen, der die Blumen, der Philosoph dem, der die Quintessenz derselben bringt.

Ein andrer grofser Vorteil, den poetische Leistungen vor philosophischen haben, ist dieser, dafs alle Dichterwerke, ohne sich zu hindern, neben einander bestehen, ja sogar die heterogensten unter ihnen von einem und demselben Geiste genossen und geschätzt werden können; während jedes philosophische System, kaum zur Welt gekommen, schon auf den Untergang aller seiner Brüder bedacht ist, gleich einem asiatischen Sultan bei seinem Regierungsantritt. Denn, wie im Bienenstocke nur eine Königin sein kann, so nur eine Philosophie an der Tagesordnung. Die Systeme sind nämlich so ungeselliger Natur wie die Spinnen, deren jede allein in ihrem Netze sitzt und nun zusieht, wie viele Fliegen sich darin werden fangen lassen, aber einer andern Spinne nur um mit ihr zu kämpfen, sich nähert. Also während die Dichterwerke friedlich neben einander weiden, wie Lämmer, sind die philosophischen geborene reifsende Tiere, und sogar in ihrer Zerstörungssucht, gleich den Skorpionen, Spinnen und einigen Insektenlarven, vorzüglich gegen die

eigene Species gerichtet. Sie treten in der Welt auf, gleich den geharnischten Männern aus der Saat der Drachenzähne des Jason, und haben bis jetzt, gleich diesen, sich alle wechselseitig aufgerieben. Schon dauert dieser Kampf über zwei tausend Jahre: wird je aus ihm ein letzter Sieg und bleibender Frieden hervorgehen?

Infolge dieser wesentlich polemischen Natur, dieses *bellum omnium contra omnes* der philosophischen Systeme ist es unendlich schwerer als Philosoph Geltung zu erlangen, denn als Dichter. Verlangt doch des Dichters Werk vom Leser nichts weiter, als einzutreten in die Reihe der ihn unterhaltenden, oder erhebenden Schriften, und eine Hingebung auf wenige Stunden. Das Werk des Philosophen hingegen will seine ganze Denkungsart umwälzen, verlangt von ihm, daſs er alles, was er bisher in dieser Gattung gelernt und geglaubt hat, für Irrtum, die Zeit und die Mühe für verloren erkläre und von vorn anfange: höchstens läſst es einige Rudera eines Vorgängers stehen, um seine Grundlage daraus zu machen. Dazu kommt, daſs es in jedem Lehrer eines schon bestehenden Systems einen Gegner von Amtswegen hat, ja daſs bisweilen sogar der Staat ein ihm beliebiges philosophisches System in Schutz nimmt und, mittelst seiner mächtigen, materiellen Mittel, das Aufkommen jedes andern verhütet. Jetzt nehme man noch hinzu, daſs die Gröſse des philosophischen Publikums zu der des dichterischen sich verhält wie die Zahl der Leute, die belehrt, zu der, die unterhalten sein wollen, und man wird ermessen können, *quibus auspiciis* ein Philosoph auftritt. — Dagegen nun freilich ist es der Beifall der Denker, der Auserwählten aus langen Zeiträumen und allen Ländern, ohne Nationalunterschied, der dem Philosophen lohnt: die Menge lernt allmählich seinen Namen auf Autorität verehren. Demgemäſs und wegen der langsamen, aber tiefen Einwirkung des Ganges der Philosophie auf den des ganzen Menschengeschlechts geht, seit Jahrtausenden, die Geschichte der Philosophen neben der der Könige her und zählt hundertmal weniger Namen, als diese: daher es ein Groſses ist, dem seinigen eine bleibende Stelle darin zu verschaffen.

§. 5.

Der philosophische Schriftsteller ist der Führer und sein Leser der Wanderer. Sollen sie zusammen ankommen, so

müssen sie vor allen Dingen zusammen ausgehen: d. h. der Autor mufs seinen Leser aufnehmen auf einem Standpunkt, den sie sicherlich gemein haben: dies aber kann kein anderer sein, als der des uns allen gemeinsamen, empirischen Bewufstseins. Hier also fasse er ihn fest an der Hand und sehe nun, wie hoch über die Wolken hinaus er, auf dem Bergespfade, Schritt vor Schritt, mit ihm gelangen könne. So hat es auch noch Kant gemacht: er geht vom ganz gemeinen Bewufstsein, sowohl des eigenen Selbst, als auch der anderen Dinge, aus. — Wie verkehrt ist es hingegen, den Ausgang nehmen zu wollen vom Standpunkte einer angeblichen intellektualen Anschauung hyperphysischer Verhältnisse, oder gar Vorgänge, oder auch einer das Übersinnliche vernehmenden Vernunft, oder einer absoluten, sich selbst denkenden Vernunft: denn das alles heifst vom Standpunkte nicht unmittelbar mitteilbarer Erkenntnisse ausgehen, wo daher, schon beim Ausgange selbst, der Leser nie weifs, ob er bei seinem Autor stehe oder meilenweit von ihm.

§. 6.

Zu unserer eigenen, ernstlichen Meditation und innigen Betrachtung der Dinge verhält sich das Gespräch mit einem andern über dieselben wie eine Maschine zu einem lebendigen Organismus. Denn nur bei ersterer ist alles wie aus einem Stück geschnitten, oder wie aus einer Tonart gespielt; daher es volle Klarheit, Deutlichkeit und wahren Zusammenhang, ja Einheit erlangen kann: beim anderen hingegen werden heterogene Stücke, sehr verschiedenen Ursprungs, an einander gefügt und wird eine gewisse Einheit der Bewegung erzwungen, die oft unerwartet stockt. Nur sich selbst nämlich versteht man ganz; andere nur halb: denn man kann es höchstens zur Gemeinschaft der Begriffe bringen, nicht aber zu der der diesen zum Grunde liegenden anschaulichen Auffassung. Daher werden tiefe, philosophische Wahrheiten wohl nie auf dem Wege des gemeinschaftlichen Denkens, im Dialog, zu Tage gefördert werden. Wohl aber ist ein solches sehr dienlich zur Vorübung, zum Aufjagen der Probleme, zur Ventilation derselben, und nachher zur Prüfung, Kontrolle und Kritik der aufgestellten Lösung. In diesem Sinne sind auch Platons Gespräche abgefafst, und demgemäfs ging aus seiner Schule die zweite und dritte Akademie in zunehmend skeptischer Richtung hervor. Als Form der Mit-

teilung philosophischer Gedanken ist der geschriebene Dialog nur da zweckmäfsig, wo der Gegenstand zwei, oder mehrere, ganz verschiedene, wohl gar entgegengesetzte Ansichten zuläfst, über welche entweder das Urteil dem Leser anheimgestellt bleiben soll, oder welche zusammengenommen sich zum vollständigen und richtigen Verständnis der Sache ergänzen: zum erstern Fall gehört auch die Widerlegung erhobener Einwürfe. Die in solcher Absicht gewählte dialogische Form mufs aber alsdann dadurch, dafs die Verschiedenheit der Ansichten von Grund aus hervorgehoben und herausgearbeitet ist, echt dramatisch werden: es müssen wirklich zwei sprechen. Ohne dergleichen Absicht ist sie eine müfsige Spielerei; wie meistens.

§. 7.

Weder unsere Kenntnisse, noch unsere Einsichten werden jemals durch Vergleichen und Diskutieren des von andern Gesagten sonderlich vermehrt werden: denn das ist immer nur, wie wenn man Wasser aus einem Gefäfs in ein anderes giefst. Nur durch eigene Betrachtung der Dinge selbst kann Einsicht und Kenntnis wirklich bereichert werden: denn sie allein ist die stets bereite und stets nahe liegende lebendige Quelle. Demnach ist es seltsam anzusehen, wie seinwollende Philosophen stets auf dem ersteren Wege beschäftigt sind und den andern gar nicht zu kennen scheinen, wie sie immer es vorhaben mit dem, was dieser gesagt hat, und was wohl jener gemeint haben mag; so dafs sie gleichsam, stets von neuem, alte Gefäfse umstülpen, um zu sehen, ob nicht irgend ein Tröpfchen darin zurückgeblieben sei; während die lebendige Quelle vernachlässigt zu ihren Füfsen liegt. Nichts verrät so sehr wie dieses ihre Unfähigkeit und zeiht ihre angenommene Miene von Wichtigkeit, Tiefsinn und Originalität der Lüge.

§. 8.

Die, welche durch das Studium der Geschichte der Philosophie Philosophen zu werden hoffen, sollten aus derselben vielmehr entnehmen, dafs Philosophen, eben so sehr wie Dichter, nur g e b o r e n werden, und zwar viel seltener.

§. 9.

Eine seltsame und unwürdige Definition der Philosophie, die aber sogar noch K a n t giebt, ist diese, dafs sie eine Wissenschaft a u s b l o f s e n B e g r i f f e n wäre. Ist doch das

ganze Eigentum der Begriffe nichts anderes, als was darin niedergelegt worden, nachdem man es der anschaulichen Erkenntnis abgeborgt und abgebettelt hatte, dieser wirklichen und unerschöpflichen Quelle aller Einsicht. Daher läſst eine wahre Philosophie sich nich herausspinnen aus bloſsen, abstrakten Begriffen; sondern muſs gegründet sein auf Beobachtung und Erfahrung, sowohl innere, als äuſsere. Auch nicht durch Kombinationsversuche mit Begriffen, wie sie so oft, zumal aber von den Sophisten unserer Zeit, also von Fichte und Schelling, jedoch in gröſster Widerwärtigkeit von Hegel, daneben auch, in der Moral, von Schleiermacher ausgeführt worden sind, wird je etwas Rechtes in der Philosophie geleistet werden. Sie muſs, so gut wie Kunst und Poesie, ihre Quelle in der anschaulichen Auffassung der Welt haben: auch darf es dabei, so sehr auch der Kopf oben zu bleiben hat, doch nicht so kaltblütig hergehen, daſs nicht am Ende der ganze Mensch, mit Herz und Kopf, zur Aktion käme und durch und durch erschüttert würde. Philosophie ist kein Algebra-Exempel. Vielmehr hat Vauvenargue Recht, indem er sagt: *les grandes pensées viennent du cœur.*

§. 10.

Man kann, im groſsen und ganzen betrachtet, die Philosophie aller Zeiten auch so auffassen, daſs sie, wie ein Pendel, hin und her schwingt zwischen Rationalismus und Illuminismus, d. h. zwischen dem Gebrauch der objektiven und dem der subjektiven Erkenntnisquelle.

Der Rationalismus, welcher den ursprünglich zum Dienste des Willens allein bestimmten und deshalb nach auſsen gerichteten Intellekt zum Organ hat, tritt zuerst als Dogmatismus auf, als welcher er sich durchaus objektiv verhält. Dann wechselt er ab mit dem Skepticismus und wird infolge hiervon zuletzt Kriticismus, welcher den Streit durch Berücksichtigung des Subjekts zu schlichten unternimmt: d. h. er wird zur Transscendentalphilosophie. Hierunter verstehe ich jede Philosophie, welche davon ausgeht, daſs ihr nächster und unmittelbarer Gegenstand nicht die Dinge seien, sondern allein das menschliche Bewuſstsein von den Dingen, welches daher nirgends auſser Acht und Rechnung gelassen werden dürfe. Die Franzosen nennen dieselbe ziemlich ungenau *méthode psychologique,* im Gegensatz der *méthode purement logique,* worunter

sie die, unbefangen, von Objekten, oder objektiv gedachten Begriffen, ausgehende Philosophie, also den Dogmatismus, verstehen. Auf diesem Punkte nun angelangt, kommt der Rationalismus zu der Erkenntnis, dafs sein Organon nur die Erscheinung erfafst, nicht aber das letzte, innere und selbsteigene Wesen der Dinge erreicht.

Auf allen seinen Stadien, jedoch hier am meisten, macht sich, antithetisch gegen ihn, der Illuminismus geltend, der, wesentlich nach innen gerichtet, innere Erleuchtung, intellektuelle Anschauung, höheres Bewufstsein, unmittelbar erkennende Vernunft, Gottesbewufstsein, Unifikation u. dgl. zum Organon hat und den Rationalismus als das „Licht der Natur“ geringschätzt. Legt er nun dabei eine Religion zum Grunde, so wird er Mysticismus. Sein Grundgebrechen ist, dafs seine Erkenntnis eine nicht mitteilbare ist; teils weil es für die innere Wahrnehmung kein Kriterium der Identität des Objekts verschiedener Subjekte giebt; teils weil solche Erkenntnis doch mittelst der Sprache mitgeteilt werden müfste, diese aber, zum Behuf der nach aufsen gerichteten Erkenntnis des Intellekts, mittelst Abstraktionen aus derselben, entstanden, ganz ungeeignet ist, die davon grundverschiedenen innern Zustände auszudrücken, welche der Stoff des Illuminismus sind, der daher sich eine eigene Sprache zu bilden hätte, welches wiederum, wegen des ersteren Grundes, nicht angeht. Als nicht mitteilbar ist nun eine dergleichen Erkenntnis auch unerweislich; worauf denn, an der Hand des Skepticismus, der Rationalismus wieder ins Feld tritt. Illuminismus ist stellenweise schon im Platon zu spüren: entschiedener aber tritt er auf in der Philosophie der Neuplatoniker, der Gnostiker[1]), des Dionysius Areopagita, wie auch des Scotus Erigena[2]); ferner unter den Moham-

[1]) Unter diesem Namen versteht man die unter dem Einflufs der neupythagoreischen, platonischen und orientalischen Mystik stehenden christlichen Religionsphilosophen des 1. und 2. Jahrhunderts, welche nach einer begrifflichen Erkenntnis (Gnosis) des überlieferten Glaubensinhalts strebten, und sich in ihren phantastischen Spekulationen so weit vom Dogma entfernten, dafs sie in völlige Häresie verfielen und sämtlich von der Kirche verworfen wurden. Zu den hauptsächlichsten Vertretern der Gnosis gehören: Basilides, Valentinus, Karpokrates und Bardesanes.

[2]) Siehe Bd. I, S. 416, Anm. und S. 44, Anm. 1.

medanern, als Lehre der Sufi[1]): in Indien herrscht er in Vedanta und Mimansa[2]): am entschiedensten gehören Jakob Böhme und alle christlichen Mystiker ihm an. Er tritt allemal auf, wann der Rationalismus ein Stadium, ohne das Ziel zu erreichen, durchlaufen hat: so kam er, gegen das Ende der scholastischen Philosophie und im Gegensatz derselben, als Mystik, zumal der Deutschen, im Tauler und dem Verfasser der deutschen Theologie[3]), nebst andern; und ebenfalls in neuester Zeit, als Gegensatz zur Kantischen Philosophie, in Jacobi und Schelling, gleichfalls in Fichte's letzter Periode. — Allein die Philosophie soll mitteilbare Erkenntnis, mufs daher Rationalismus sein. Demgemäfs habe ich, in der meinigen, zwar, am Schlufs, auf das Gebiet des Illuminismus, als ein vorhandenes, hingedeutet, aber mich gehütet, es auch nur mit einem Schritte zu betreten; dagegen denn auch nicht unternommen, die letzten Aufschlüsse über das Dasein der Welt zu geben, sondern bin nur so weit ge-

[1]) Der Sufismus ist eine schon im Anbeginn des Islams hervorgetretene mystische und asketische, dem Buddhismus und dem Christentum geistverwandte Richtung. Ihr eigentlicher Begründer soll ein armer Wollkrämpler im 9. Jahrhundert gewesen sein, nach seinem Handwerk Hallâg genannt. — Die Sufi haben ihren Namen von ihrer Kleidung, einem Kittel aus einem Schaffwollstoff (suf). Siehe A. v. Kremer, Geschichte der herrschenden Ideen des Islams (1868), S. 65, 70. — Mit dem Geist des Sufismus wird man am leichtesten bekannt durch das Buch von F. A. G. Tholuck, Blütensammlung aus der morgenländischen Mystik. (Berlin 1825.)

[2]) Mîmâṅsa heifst im Sanskrit Forschung, nämlich über den Inhalt des Veda. Man unterscheidet: 1. die Karma-mîmâṅsa, gewöhnlich schlechthin Mîmâṅsa genannte Lehre des Jaimini, als ein System des Werkdienstes, welches die vom Veda gebotene Pflicht (dharma) nebst der an sie geknüpfte Vergeltung (phalam) untersucht, und 2. die Çârîraka-mîmâṅsa, meist nach ihrer Quelle Vedanta genannte Lehre des Bâdarâyana; sie ist das Hauptwerk der Vedanta-schule, und verknüpft den Inhalt der Upanishad's (s. Bd I, S. 417, Anm.) zu einem theologisch-plhilosophishen System. (P. Deussen, Das System d. Vedanta, S. 21).

[3]) Die „Deutsche Theologie“ ist ein im Geiste des grofsen deutschen Mystikers Meister Eckharts († 1329) gehaltene kleine Schrift, deren Verfasser unbekannt ist. Sie wurde von Luther, der sie sehr hoch schätzte, i. J. 1516 herausgegeben.

gangen, als es auf dem objektiven, rationalistischen Wege möglich ist. Dem Illuminismus habe ich seinen Raum freigelassen, wo ihm, auf seine Weise, die Lösung aller Rätsel werden mag, ohne daſs er dabei mir den Weg verträte, oder gegen mich zu polemisieren hätte.

Inzwischen mag oft genug dem Rationalismus ein versteckter Illuminismus zum Grunde liegen, auf welchen dann der Philosoph, wie auf einen versteckten Kompaſs, hinsieht, während er eingeständlich seinen Weg nur nach den Sternen, d. h. den äuſserlich und klar vorliegenden Objekten, richtet und nur diese in Rechnung bringt. Dies ist zulässig, weil er nicht unternimmt, die unmitteilbare Erkenntnis mitzuteilen, sondern seine Mitteilungen rein objektiv und rationell bleiben. Dies mag der Fall gewesen sein mit Platon, Spinoza, Malebranche und manchem andern: es geht niemanden etwas an: denn es sind die Geheimnisse ihrer Brust. Hingegen das laute Berufen auf intellektuelle Anschauung [1]) und die dreiste Erzählung ihres Inhalts, mit dem Anspruch auf objektive Gültigkeit desselben, wie bei Fichte und Schelling, ist unverschämt und verwerflich.

An sich selbst ist übrigens der Illuminismus ein natürlicher und insofern zu rechtfertigender Versuch zur Ergründung der Wahrheit. Denn der nach auſsen gerichtete Intellekt, als bloſses Organon für die Zwecke des Willens und folglich bloſs Sekundäres, ist doch nur ein Teil unsers gesamten menschlichen Wesens: er gehört der Erscheinung an, und seine Erkenntnis entspricht bloſs ihr, da er ja allein zu ihrem Behufe da ist. Was kann also natürlicher sein, als daſs man, wenn es mit dem objektiv erkennenden Intellekt miſslungen ist, nunmehr unser ganzes übriges Wesen, welches doch auch Ding an sich sein, d. h. dem wahren Wesen der Welt angehören und folglich irgendwie die Lösung aller Rätsel in sich tragen muſs, mit ins Spiel bringt, um durch selbiges Hülfe zu suchen; — wie die alten Deutschen, wenn sie alles verspielt hatten, zuletzt ihre eigene Person einsetzten. Aber die allein richtige und objektiv gültige Art solches auszuführen, ist, daſs man die empirische Thatsache eines in unserm Innern sich kund gebenden, ja dessen alleiniges Wesen ausmachenden Willens auffasse, und sie

[1]) Siehe Bd. I, S. 52, Anm.

zur Erklärung der objektiven, äufsern Erkenntnis anwende; wie ich dies demnach gethan habe. Hingegen führt der Weg des Illuminismus, aus den oben dargelegten Gründen, nicht zum Zweck.

§. 11.

Blofse Schlauheit befähigt wohl zum Skeptikus, aber nicht zum Philosophen. Inzwischen ist die Skepsis in der Philosophie was die Opposition im Parlament, ist auch ebenso wohlthätig, ja notwendig. Sie beruht überall darauf, dafs die Philosophie einer Evidenz solcher Art, wie die Mathematik sie hat, nicht fähig ist; so wenig, wie der Mensch tierischer Kunsttriebe, die eben auch a priori sicher gehen. Daher wird gegen jedes System die Skepsis sich immer noch in die andere Wagschale legen können: aber ihr Gewicht wird zuletzt so gering werden, gegen das andere, dafs es ihm nicht mehr schadet, als der arithmetischen Quadratur des Zirkels, dafs sie doch nur approximativ ist.

Das, was man weifs, hat doppelten Wert, wenn man zugleich das, was man nicht weifs, nicht zu wissen eingesteht. Denn dadurch wird ersteres von dem Verdacht frei, dem man es aussetzt, wenn man, wie z. B. die Schellingianer, auch das, was man nicht weifs, zu wissen vorgiebt.

§. 12.

Aussprüche der Vernunft nennt jeder gewisse Sätze, die er ohne Untersuchung für wahr hält und davon er sich so fest überzeugt glaubt, dafs sogar, wenn er es wollte, er es nicht dahin bringen könnte, sie ernstlich zu prüfen, wozu er sie einstweilen in Zweifel ziehen müfste. In diesen festen Kredit sind sie bei ihm dadurch gekommen, dafs, als er anfing zu reden und zu denken, sie ihm anhaltend vorgesagt und dadurch eingeimpft wurden; daher denn seine Gewohnheit sie zu denken ebenso alt ist, wie die Gewohnheit überhaupt zu denken; wodurch es kommt, dafs er beides nicht mehr trennen kann; ja, sie sind mit seinem Gehirn verwachsen. Das hier Gesagte ist so wahr, dafs es mit Beispielen zu belegen einerseits überflüssig und andererseits bedenklich wäre.

§. 13.

Keine, aus einer objektiven, anschauenden Auffassung der Dinge entsprungene und folgerecht durchgeführte Ansicht der Welt kann durchaus falsch sein; sondern sie ist, im

schlimmsten Fall, nur einseitig: so z. B. der vollkommene Materialismus, der absolute Idealismus u. a. m. Sie alle sind wahr; aber sie sind es zugleich: folglich ist ihre Wahrheit eine nur relative. Jede solche Auffassung ist nämlich nur von einem bestimmten Standpunkt aus wahr; wie ein Bild die Gegend nur von einem Gesichtspunkt aus darstellt. Erhebt man sich aber über den Standpunkt eines solchen Systems hinaus, so erkennt man die Relativität seiner Wahrheit, d. h. seine Einseitigkeit. Nur der höchste, alles übersehende und in Rechnung bringende Standpunkt kann absolute Wahrheit liefern. — Demzufolge nun ist es z. B. wahr, wenn ich mich selbst betrachte als ein bloſs zeitliches, entstandenes und dem gänzlichen Untergange bestimmtes Naturprodukt, — etwa in der Weise des Kohelet: aber es ist zugleich wahr, daſs alles, was je war und je sein wird, Ich bin und auſser mir nichts ist. Ebenso ist es wahr, wenn ich, nach Weise des Anakreon, das höchste Glück in den Genuſs der Gegenwart setze: aber zugleich ist es wahr, wenn ich die Heilsamkeit des Leidens und das Nichtige, ja Verderbliche alles Genusses erkenne und den Tod als den Zweck meines Daseins auffasse.

Alles dieses hat seinen Grund darin, daſs jede folgerecht durchführbare Ansicht nur eine in Begriffe übertragene und dadurch fixierte, anschauliche und objektive Auffassung der Natur ist, die Natur aber, d. i. das Anschauliche, nie lügt, noch sich widerspricht, da ihr Wesen dergleichen ausschlieſst. Wo daher Widerspruch und Lüge ist, da sind Gedanken, die nicht aus objektiver Auffassung entsprungen sind, — z. B. im Optimismus. Hingegen unvollständig und einseitig kann eine objektive Auffassung sein: dann gebührt ihr eine Ergänzung, nicht eine Widerlegung.[1])

§. 14.

Man wird es nicht müde, der Metaphysik ihre so geringen Fortschritte, im Angesicht der so groſsen der physikalischen Wissenschaften vorzuwerfen. Schon Voltaire ruft aus: *ô métaphysique! nous sommes aussi avancés que du temps des premiers Druides.* (Mél. d. phil. ch. 9.) Aber, welche andere

[1]) Dieser ganze Paragraph steht, wie man sieht, im Widerspruch gegen § 4, wo Schopenhauer von der „ungeselligen Natur“ der philosophischen Systeme spricht.

Wissenschaft hat denn, wie sie, allezeit einen Antagonisten *ex officio,* einen bestellten fiskalischen Ankläger, einen *king's champion* in vollem Harnisch, der auf die wehr- und waffenlose eindringt, zum beständigen Hemmnis gehabt? Nimmer wird sie ihre wahren Kräfte zeigen, ihre Riesenschritte thun können, so lange ihr, unter Drohungen, zugemutet wird, sich den, auf die so kleine Kapazität des so großen Haufens berechneten Dogmen anzupassen. Erst bindet man uns die Arme, und dann verhöhnt man uns, daß wir nichts leisten können.

Die Religionen haben sich der metaphysischen Anlage des Menschen bemächtigt, indem sie teils solche durch frühzeitiges Einprägen ihrer Dogmen lähmen, teils alle freien und unbefangenen Äußerungen derselben verbieten und verpönen, so daß dem Menschen über die wichtigsten und interessantesten Angelegenheiten, über sein Dasein selbst, das freie Forschen teils direkt verboten, teils indirekt gehindert, teils subjektiv durch jene Lähmung unmöglich gemacht wird, und dergestalt die erhabenste seiner Anlagen in Fesseln liegt.

§. 15.

Um uns gegen fremde, der unsrigen entgegengesetzte Ansichten tolerant und beim Widerspruch geduldig zu machen, ist vielleicht nichts wirksamer, als die Erinnerung, wie häufig wir selbst über denselben Gegenstand successiv ganz entgegengesetzte Meinungen gehegt und solche, bisweilen sogar in sehr kurzer Zeit, wiederholt gewechselt, bald die eine Meinung, bald wieder ihr Gegenteil, verworfen und wieder aufgenommen haben; je nachdem der Gegenstand bald in diesem, bald in jenem Lichte sich uns darstellte.

Desgleichen ist, um unserm Widerspruche gegen die Meinung eines andern bei diesem Eingang zu verschaffen, nichts geeigneter, als die Rede: „dasselbe habe ich früher auch gemeint; aber“ u. s. w.

§. 16.

Eine Irrlehre, sei sie aus falscher Ansicht gefaßt, oder aus schlechter Absicht entsprungen, ist stets nur auf spezielle Umstände, folglich auf eine gewisse Zeit berechnet; die Wahrheit allein auf alle Zeit; wenn sie auch eine Weile verkannt, oder erstickt werden kann. Denn, sobald nur ein wenig Licht von innen, oder ein wenig Luft von außen

kommt, findet sich jemand ein, sie zu verkündigen, oder zu verteidigen. Weil sie nämlich nicht aus der Absicht irgend einer Partei entsprungen ist, so wird, zu jeder Zeit, jeder vorzügliche Kopf ihr Verfechter. Denn sie gleicht dem Magneten, der stets und überall nach einem absolut bestimmten Weltpunkte weist; die Irrlehre hingegen einer Statue, die mit der Hand auf eine andere Statue hinweist, von welcher einmal getrennt sie alle Bedeutung verloren hat.

§. 17.

Was der Auffindung der Wahrheit am meisten entgegensteht ist nicht der aus den Dingen hervorgehende und zum Irrtum verleitende falsche Schein, noch auch unmittelbar die Schwäche des Verstandes; sondern es ist die vorgefafste Meinung, das Vorurteil, welches, als ein After-a priori, der Wahrheit sich entgegenstellt und dann einem widrigen Winde gleicht, der das Schiff von der Richtung, in der allein das Land liegt, zurücktreibt; so dafs jetzt Steuer und Segel vergeblich thätig sind.

§. 18.

Den Goethe'schen Vers im Faust:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen,"

kommentiere ich mir folgendermafsen. Was Denker vor uns schon gefunden haben, unabhängig von ihnen und ehe man es weifs, aus eigenen Mitteln selbst zu finden, ist von grofsem Wert und Nutzen. Denn das Selbstgedachte versteht man viel gründlicher, als das Erlernte, und erhält, wenn man es nachmals bei jenen Früheren findet, unverhofft eine stark für die Wahrheit desselben zeugende Bestätigung durch fremde, anerkannte Autorität, wodurch man sodann Zuversicht und Standhaftigkeit gewinnt, es gegen jeden Widerspruch zu verfechten.

Hingegen wenn man etwas zuerst in Büchern gefunden hat, dann aber auch durch eigenes Nachdenken dasselbe Resultat erlangt, so weifs man doch nie gewifs, dafs man dieses selbst gedacht und geurteilt und nicht blofs jenen Früheren nachgesprochen, oder nachempfunden habe. Dies nun aber begründet, in Hinsicht auf die Gewifsheit der Sache, einen grofsen Unterschied. Denn im letztern Falle könnte man am Ende blofs mit jenen Früheren, aus Präoccupation, geirrt haben; wie das Wasser den Weg des ihm vorher-

gegangenen leicht einschlägt. Wenn zwei, jeder für sich, rechnen und dasselbe Resultat erhalten, so ist dies ein sicheres; nicht aber, wenn die Rechnung des einen von einem andern blofs durchgesehen worden.

§. 19.

Es ist eine Folge der Beschaffenheit unseres, dem Willen entsprossenen Intellekts, dafs wir nicht umhin können, die Welt entweder als Zweck oder als Mittel aufzufassen. Ersteres nun würde besagen, dafs ihr Dasein durch ihr Wesen gerechtfertigt, mithin ihrem Nichtsein entschieden vorzuziehen wäre. Allein die Erkenntnis, dafs sie nur ein Tummelplatz leidender und sterbender Wesen ist, läfst diesen Gedanken nicht bestehen. Nun aber wiederum, sie als Mittel aufzufassen, läfst die Unendlichkeit der bereits verflossenen Zeit nicht zu, vermöge welcher jeder zu erreichende Zweck schon längst hätte erreicht sein müssen. — Hieraus folgt, dafs jene Anwendung der unserm Intellekt natürlichen Voraussetzung auf das Ganze der Dinge, oder die Welt eine transscendente ist, d. h. eine solche, die wohl in der Welt, aber nicht von der Welt gilt; was daraus erklärlich ist, dafs sie aus der Natur eines Intellekts entspringt, welcher, wie ich dargethan habe, zum Dienste eines individuellen Willens, d. h. zur Erlangung seiner Gegenstände, entstanden, und daher ausschliefslich auf Zweck und Mittel berechnet ist, mithin gar nichts anderes kennt und begreift.

§. 20.

Wenn man nach aufsen blickt, woselbst die Unermefslichkeit der Welt und die Zahllosigkeit der Wesen sich uns darstellt, so schrumpft das eigene Selbst, als blofses Individuum, zu nichts zusammen und scheint zu verschwinden. Durch eben dieses Übergewicht der Masse und Zahl hingerissen, denkt man ferner, dafs nur die nach aufsen gerichtete, also die objektive Philosophie auf dem richtigen Wege sein könne: auch war hieran zu zweifeln den ältesten griechischen Philosophen gar nicht eingefallen.

Blickt man hingegen nach innen, so findet man zunächst, dafs jedes Individuum einen unmittelbaren Anteil nur an sich selber nimmt, ja sich selber mehr am Herzen liegt, als alles andere zusammengenommen; — was daher kommt, dafs es allein sich selbst unmittelbar, alles andere aber nur mittelbar erkennt. Wenn man nun noch hinzunimmt, dafs bewufste

und erkennende Wesen schlechterdings nur als Individuen denkbar sind, die bewufstlosen aber nur ein halbes, ein blofs mittelbares Dasein haben, so fällt alle eigentliche und wahre Existenz in die Individuen. Wenn man endlich gar noch sich darauf besinnt, dafs das Objekt durch das Subjekt bedingt ist, folglich jene unermefsliche Aufsenwelt ihr Dasein nur im Bewufstsein erkennender Wesen hat, folglich an das Dasein der Individuen, die deren Träger sind, gebunden ist, so entschieden, dafs sie in diesem Sinne sogar als eine blofse Ausstattung, ein Accidenz des doch stets individuellen Bewufstseins angesehen werden kann; — wenn man, sage ich dies alles ins Auge fasst, so geht man zu der Ansicht über, dafs nur die nach innen gerichtete, vom Subjekt, als dem unmittelbar Gegebenen, ausgehende Philosophie, also die der Neueren seit Cartesius, auf dem richtigen Wege sei, mithin die Alten die Hauptsache übersehen haben. Aber die vollkommene Überzeugung hiervon wird man erst erhalten, wenn man, tief in sich gehend, das Gefühl der Ursprünglichkeit, welches in jedem erkennenden Wesen liegt, sich zum Bewufstsein bringt. Ja, mehr als dies. Findet doch jeder, sogar der unbedeutendste Mensch in seinem einfachen Selbstbewufstsein sich als das allerrealste Wesen und erkennt notwendig in sich den wahren Mittelpunkt der Welt, ja die Urquelle aller Realität. Und dies Urbewufstsein sollte lügen? Der stärkste Ausdruck desselben sind die Worte des Upanischads: *hae omnes creaturae in totum ego sum, et praeter me ens aliud non est, et omnia ego creata feci* [1]) (Oupnekh. I, p. 122), welches dann freilich der Übergang zum Illuminismus, wohl gar zum Mysticismus ist. Dies also ist das Resultat der nach Innen gerichteten Betrachtung; während die nach aufsen gerichtete uns als das Ziel unsers Daseins ein Häuflein Asche erblicken läfst.[2])

[1]) Alle diese Geschöpfe sind Ich; aufser mir giebt es kein anderes Sein, und alles Geschaffene habe Ich hervorgebracht.

[2]) Endlich und Unendlich sind Begriffe, die blofs in Beziehung auf Raum und Zeit Bedeutung haben; indem diese beiden unendlich, d. h. endlos, wie auch ins Unendliche teilbar sind. Wendet man jene beiden Begriffe noch auf andere Dinge an, so müssen es solche sein, die, Raum und Zeit füllend, durch sie jener ihrer Eigenschaften teilhaft werden. Hieraus

§. 21.

Uber die Einteilung der Philosophie, welche besonders hinsichtlich des Vortrages derselben von Wichtigkeit ist, würde, von meinem Gesichtspunkte aus, folgendes gelten.

Die Philosophie hat zwar zu ihrem Gegenstande die Erfahrung, aber nicht, gleich den übrigen Wissenschaften, diese oder jene bestimmte Erfahrung; sondern eben die Erfahrung selbst, überhaupt und als solche, ihrer Möglichkeit, ihrem Gebiete, ihrem wesentlichen Inhalte, ihren innern und äufsern Elementen, ihrer Form und Materie nach. Dafs demzufolge die Philosophie allerdings empirische Grundlagen haben müsse und nicht aus reinen, abstrakten Begriffen herausgesponnen werden könne, habe ich ausführlich dargethan im 2. Bande meines Hauptwerks, Kapitel 17, S. 199 fg. (3. Aufl.), und auch oben, § 9, es kurz resumiert. Aus ihrem angegebenen Vorwurfe folgt ferner, dafs das erste, was sie zu betrachten hat, sein mufs das Medium, in welchem die Erfahrung überhaupt sich darstellt, nebst der Form und Beschaffenheit desselben. Dieses Medium ist die Vorstellung, die Erkenntnis, also der Intellekt. Dieserhalb hat jede Philosophie anzuheben mit Untersuchung des Erkenntnisvermögens, seiner Formen und Gesetze, wie auch der Gültigkeit und der Schranken derselben. Eine solche Untersuchung wird demnach *philosophia prima* sein. Sie zerfällt in die Betrachtung der primären, d. i. anschaulichen Vorstellungen, welchen Teil man Dianoiologie, oder Verstandeslehre, nennen kann; und in die Betrachtung der sekundären, d. i. abstrakten Vorstellungen, nebst der Gesetzmäfsigkeit ihrer Handhabung, als Logik, oder Vernunftlehre. Dieser allgemeine Teil nun begreift, oder vielmehr vertritt, zugleich das, was man früher Ontologie nannte und als die Lehre von den allgemeinsten und wesentlichen Eigenschaften der Dinge überhaupt und als solcher aufstellte; indem man für Eigenschaften der Dinge an sich selbst hielt, was nur infolge der Form und Natur unsers Vorstellungsvermögens ihnen zukommt, indem dieser gemäfs alle durch dasselbe aufzufassende Wesen sich darstellen müssen, demzufolge sie alsdann gewisse, ihnen allen

ist zu ermessen, wie grofs der Mifsbrauch sei, welchen Philosophaster und Windbeutel in diesem Jahrhundert mit jenen Begriffen getrieben haben. (Anm. Schopenhauers.)

gemeinsame Eigenschaften an sich tragen. Dies ist dem zu vergleichen, dafs man die Farbe eines Glases den dadurch gesehenen Gegenständen beilegt.

Die auf solche Untersuchungen folgende Philosophie im engern Sinne ist sodann Metaphysik; weil sie nicht etwa nur das Vorhandene, die Natur, kennen lehrt, ordnet und in seinem Zusammenhange betrachtet; sondern es auffafst als eine gegebene, aber irgendwie bedingte Erscheinung, in welcher ein von ihr selbst verschiedenes Wesen, welches demnach das Ding an sich wäre, sich darstellt. Dieses nun sucht sie näher kennen zu lernen: die Mittel hierzu sind teils das Zusammenbringen der äufsern mit der innern Erfahrung; teils die Erlangung eines Verständnisses der gesamten Erscheinung, mittelst Auffindung ihres Sinnes und Zusammenhanges, — zu vergleichen der Ablesung bis dahin rätselhafter Charaktere einer unbekannten Schrift. Auf diesem Wege gelangt sie von der Erscheinung zum Erscheinenden, zu dem, was hinter jener steckt; daher *τα μετα τα φυσικα*[1]). Infolge hiervon zerfällt sie in drei Teile:

Metaphysik der Natur,
Metaphysik des Schönen,
Metaphysik der Sitten.

Die Ableitung dieser Einteilung setzt jedoch schon die Metaphysik selbst voraus. Diese nämlich weist das Ding an sich, das innere und letzte Wesen der Erscheinung, in unserm Willen nach: daher wird, nach Betrachtung desselben, wie er in der äufsern Natur sich darstellt, seine ganz anderartige und unmittelbare Manifestation in unserm Innern untersucht, woraus die Metaphysik der Sitten hervorgeht: vorher aber wird noch die vollkommenste und reinste Auffassung seiner äufsern, oder objektiven Erscheinung in Betracht genommen, welches die Metaphysik des Schönen giebt.

Rationale Psychologie oder Seelenlehre giebt es nicht; weil, wie Kant bewiesen hat, die Seele eine transscendente, als solche aber eine unerwiesene und unberechtigte Hypostase ist, demnach auch der Gegensatz von „Geist und Natur“ den

[1]) D. h. das, was hinter der Physik (der Natur, der Erscheinung) liegt, nach ihr kommt. Über die Entstehung des Wortes „Metaphysik“ s. Schwegler, Grundrifs d. Gesch. d. Philos. (15. Aufl.) S. 93.

Philistern und Hegelianern überlassen bleibt. Das Wesen an sich des Menschen kann nur im Verein mit dem Wesen an sich aller Dinge, also der Welt, verstanden werden. Daher läſst schon Platon im Phädrus (p. 270) den Sokrates, im verneinenden Sinn, die Frage thun: *Ψυχης οὐν φυσιν ἀξιως λογου κατανοησαι οἰει δυνατον εἰναι ἀνευ της του ὁλου φυσεως*[1]); Mikrokosmos und Makrokosmos erläutern sich nämlich gegenseitig, wobei sie als im wesentlichen dasselbe sich ergeben. Diese an das Innere des Menschen geknüpfte Betrachtung durchzieht und erfüllt die ganze Metaphysik, in allen ihren Teilen, kann also nicht wieder gesondert auftreten, als Psychologie. Hingegen Anthropologie, als Erfahrungswissenschaft, läſst sich aufstellen, ist aber teils Anatomie und Physiologie, — teils bloſse empirische Psychologie, d. i. aus der Beobachtung geschöpfte Kenntnis der moralischen und intellektuellen Äuſserungen und Eigentümlichkeiten des Menschengeschlechts, wie auch der Verschiedenheit der Individualitäten in dieser Hinsicht. Das wichtigste daraus wird jedoch notwendig, als empirischer Stoff, von den drei Teilen der Metaphysik vorweggenommen und bei ihnen verarbeitet. Das dann noch übrige verlangt feine Beobachtung und geistreiche Auffassung, ja sogar Betrachtung von einem etwas erhöhten Standpunkte aus, ich meine von dem einiger Überlegenheit, ist daher nur genieſsbar in den Schriften bevorzugter Geister, wie da waren Theophrastus, Montaigne, Larochefoucauld, Labruyère, Helvetius, Chamfort, Addison, Shaftsbury, Shenstone, Lichtenberg u. a. m., nicht aber ist es zu suchen, noch zu ertragen, in den Kompendien geistloser und daher geistesfeindlicher Philosophieprofessoren.

Kapitel II.
Zur Logik und Dialektik.

§. 22.

Jede allgemeine Wahrheit verhält sich zu den speziellen wie Gold zu Silber; sofern man sie in eine beträchtliche

[1]) Glaubst du die Natur der Seele, getrennt von der Natur des Ganzen, genügend erforschen zu können?

Menge spezieller Wahrheiten, die aus ihr folgen, umsetzen kann, wie eine Goldmünze in kleines Geld. Z. B. dafs das ganze Leben der Pflanze ein Desoxydationsprozefs, das des Tieres hingegen ein Oxydationsprozefs sei; — oder auch dafs, wo immer ein elektrischer Strom kreist, alsbald ein magnetischer entsteht, der ihn rechtwinklig durchschneidet; — oder: *nulla animalia vocalia, nisi quae pulmonibus respirant*; — oder: *tout animal fossil est un animal perdu*; — oder: kein eierlegendes Tier hat ein Zwerchfell; — dies sind allgemeine Wahrheiten, aus denen man gar viele einzelne ableiten kann, um sie zur Erklärung vorkommender Phänomene zu verwenden, oder auch solche vor dem Augenschein zu anticipieren. Ebenso wertvoll sind die allgemeinen Wahrheiten im Moralischen, im Psychologischen: wie golden ist doch auch hier jede allgemeine Regel, jede Sentenz der Art, ja jedes Sprichwort. Denn sie sind die Quintessenz tausender von Vorgängen, die sich jeden Tag wiederholen und durch sie exemplificiert, illustriert werden.

§. 23.

Ein analytisches Urteil ist blofs ein auseinandergezogener Begriff; ein synthetisches hingegen ist die Bildung eines neuen Begriffs aus zweien, im Intellekt schon anderweitig vorhandenen. Die Verbindung dieser mufs aber alsdann durch irgend eine Anschauung vermittelt und begründet werden: je nachdem nun diese eine empirische, oder aber eine reine a priori ist, wird auch das dadurch entstehende Urteil ein synthetisches a posteriori, oder a priori sein.

Jedes analytische Urteil enthält eine Tautologie, und jedes Urteil ohne alle Tautologie ist synthetisch. Hieraus folgt, dafs, im Vortrage, analytische Urteile nur unter der Voraussetzung anzuwenden sind, dafs der, zu dem geredet wird, den Subjektbegriff nicht so vollständig kennt, oder gegenwärtig hat, wie der, welcher redet. — Ferner läfst das Synthetische der geometrischen Lehrsätze sich daraus nachweisen, dafs sie keine Tautologie enthalten: bei den arithmetischen ist dies nicht so augenfällig; aber doch der Fall. Denn z. B. dafs von 1 bis 4 und von 1 bis 5 gezählt gerade so oft die Einheit wiederholt, wie von 1 bis 9 gezählt, ist keine Tautologie, sondern durch die reine Anschauung der Zeit vermittelt und ohne diese nicht einzusehen.

§. 24.

Aus einem Satze kann nicht mehr folgen, als schon darin liegt, d. h. als er selbst, für das erschöpfende Verständnis seines Sinnes, besagt: aber aus zwei Sätzen kann, wenn sie syllogistisch zu Prämissen verbunden werden, mehr folgen, als in jedem derselben, einzeln genommen, liegt; — wie ein chemisch zusammengesetzter Körper Eigenschaften zeigt, die keinem seiner Bestandteile für sich zukommen. Hierauf beruht der Wert der Schlüsse.

§. 25.

Jede Beweisführung ist eine logische Ableitung des behaupteten Satzes aus einem bereits ausgemachten und gewissen, — mit Hülfe eines andern, als zweiter Prämisse. Jener Satz nun mufs entweder selbst unmittelbare, richtiger ursprüngliche Gewifsheit haben, oder aus einem, der solche hat, logisch folgen. Dergleichen Sätze von ursprünglicher, also durch keinen Beweis vermittelter Gewifsheit, wie sie die Grundwahrheiten aller Wissenschaften ausmachen, sind stets entstanden durch Übertragung des irgendwie anschaulich Aufgefafsten in das Gedachte, das Abstrakte. Dieserwegen heifsen sie evident; welches Prädikat eigentlich nur ihnen zukommt, nicht aber den blofs bewiesenen Sätzen, welche, als *conclusiones ex praemissis,* nur folgerichtig zu nennen sind. Diese ihre Wahrheit ist demnach immer nur eine mittelbare, abgeleitete und entlehnte: nichtsdestoweniger können sie ebenso gewifs sein, wie irgend ein Satz von unmittelbarer Wahrheit; wenn sie nämlich aus einem solchen, wäre es auch durch Zwischensätze, richtig gefolgert sind. Sogar ist, unter dieser Voraussetzung, ihre Wahrheit oft leichter darzuthun und jedem fafslich zu machen, als die eines Ursatzes von nur unmittelbar und intuitiv zu erkennender Wahrheit; weil zur Rekognition eines solchen bald die objektiven, bald die subjektiven Bedingungen fehlen. Dies Verhältnis ist dem analog, dafs der durch Mitteilung erzeugte Stahlmagnet nicht nur ebenso starke, sondern oft noch stärkere Ziehkraft hat, als der ursprüngliche Magneteisenstein.

Die subjektiven Bedingungen nämlich zur Erkenntnis der unmittelbar wahren Sätze machen das aus, was man Urteilskraft nennt: diese aber gehört zu den Vorzügen der überlegenen Köpfe; während die Fähigkeit, aus gegebenen Prämissen die richtige Konklusion zu ziehen, keinem ge-

sunden Kopfe abgeht. Denn das Feststellen der ursprünglichen, unmittelbar wahren Sätze erfordert die Übertragung des anschaulich Erkannten in die abstrakte Erkenntnis: die Fähigkeit hierzu aber ist bei gewöhnlichen Köpfen äufserst beschränkt und erstreckt sich nur auf leicht übersehbare Verhältnisse, wie z. B. die Axiome Euklid's, oder auch ganz einfache, unzweideutige, ihnen offen vorliegende Thatsachen. Was darüber hinausgeht kann in ihre Überzeugung nur auf dem Wege des Beweises gelangen, der keine andere unmittelbare Erkenntnis heischt, als die, welche in der Logik durch die Sätze vom Widerspruch und der Identität ausgedrückt wird und in den Beweisen sich bei jedem Schritte wiederholt. Auf solchem Wege also mufs ihnen alles auf die höchst einfachen Wahrheiten, welche allein sie unmittelbar zu fassen fähig sind, zurückgeführt werden. Geht man hierbei vom Allgemeinen zum Speziellen, so ist es Deduktion; in umgekehrter Richtung aber Induktion.

Urteilsfähige Köpfe hingegen, noch mehr aber Erfinder und Entdecker, besitzen die Fähigkeit des Übergangs vom Angeschauten zum Abstrakten, oder Gedachten in viel höherem Grade; so dafs solche sich auf die Durchschauung sehr komplizierter Verhältnisse erstreckt, wodurch das Feld der Sätze von unmittelbarer Wahrheit für sie ein ungleich ausgedehnteres ist und vieles von dem befafst, wovon jene andern nie mehr, als die schwächere, blofs mittelbare Überzeugung erhalten können. Für diese letzteren eigentlich wird zu einer neu entdeckten Wahrheit hinterher der Beweis, d. i. die Zurückführung auf bereits anerkannte, oder sonst unzweifelhafte Wahrheiten gesucht. — Es giebt jedoch Fälle, in denen dies nicht ausführbar ist. So z. B. kann ich für die sechs Zahlenbrüche, durch welche ich die sechs Hauptfarben ausgedrückt habe, und welche allein die Einsicht in das eigentliche, spezifische Wesen einer jeden derselben aufschliefsen und dadurch zum erstenmale die Farbe dem Verstande wirklich erklären, keinen Beweis finden: dennoch ist die unmittelbare Gewifsheit derselben so grofs, dafs schwerlich irgend ein urteilsfähiger Kopf im Ernst daran zweifeln wird; weshalb denn auch Herr Prof. Rosas in Wien es auf sich genommen hat, sie als Ergebnis seiner eigenen Einsicht vorzutragen, — worüber ich auf den „Willen in der Natur“ (3. Aufl. S. 14) verweise.

§. 26.

Die Kontroverse, das Disputieren über einen theoretischen Gegenstand, kann, ohne Zweifel, für beide darin implizierte Parteien sehr fruchtbringend werden, indem es die Gedanken, die sie haben, berichtigt oder bestätigt, und auch neue erweckt. Es ist eine Reibung, oder Kollision zweier Köpfe, die oft Funken schlägt, jedoch auch darin der Kollision der Körper analog ist, dafs der schwächere oft darunter zu leiden hat; während der stärkere sich dabei wohl befindet und nur einen siegreichen Klang vernehmen läfst. Aus dieser Rücksicht ist ein Erfordernis dazu, dafs beide Disputanten wenigstens einigermafsen einander gewachsen seien, sowohl an Kenntnissen, als an Geist und Gewandtheit. Fehlt es dem einen an den ersteren, so ist er nicht *au niveau,* und dadurch den Argumenten des andern nicht zugänglich: er steht gleichsam beim Kampf aufserhalb der Mensur. Fehlt es ihm aber gar am zweiten, so wird die dadurch in ihm bald rege werdende Erbitterung ihn allmählich zu allerlei Unredlichkeiten, Winkelzügen und Chikanen im Disputieren, und, wenn ihm diese nachgewiesen werden, zur Grobheit verleiten. Demnach, wie zu Turnieren nur Ebenbürtige zugelassen wurden, soll zuvörderst ein Gelehrter nicht mit Ungelehrten disputieren: denn er kann gegen sie seine besten Argumente nicht gebrauchen; weil es ihnen an Kenntnissen fehlt, sie zu verstehen und zu erwägen. Versucht er, in dieser Verlegenheit, sie ihnen dennoch begreiflich zu machen, so wird dies meistens mifslingen; ja sie werden bisweilen, durch ein schlechtes und plumpes Gegenargument, in den Augen ebenso unwissender Zuhörer Recht zu behalten scheinen. Darum sagt Goethe:

„Lafs dich nur zu keiner Zeit
Zum Widerspruch verleiten:
Weise verfallen in Unwissenheit,
Wenn sie mit Unwissenden streiten.“

Aber noch schlimmer ist man daran, wenn es dem Gegner an Geist und Verstande gebricht; es wäre denn, dafs er diesen Mangel durch ein aufrichtiges Streben nach Wahrheit und Belehrung ersetzte. Denn aufserdem fühlt er sich bald am empfindlichsten Teile verletzt; wonach wer mit ihm streitet, sofort merken wird, dafs er es nicht mehr mit seinem Intellekt, sondern mit dem Radikalen des Menschen, mit seinem Willen

zu thun hat, dem nur daran liegt, dafs er den Sieg behalte, sei es *per fas* oder *per nefas;* daher sein Verstand jetzt auf nichts anderes mehr gerichtet ist, als auf Schliche, Kniffe und Unredlichkeiten jeder Art, aus welchen nachher herausgetrieben er endlich zur Grobheit greifen wird, um nur, auf eine oder die andere Weise seine gefühlte Inferiorität zu kompensieren und, je nach Stand und Verhältnissen der Disputanten, den Kampf der Geister in einen Kampf der Leiber zu verwandeln, wo er bessere Chancen für sich zu hoffen hat. Demnach ist die zweite Regel, dafs man nicht mit Menschen von beschränktem Verstande disputieren soll. Man sieht bereits ab, dafs nicht viele übrig bleiben werden, mit denen man sich allenfalls in eine Kontroverse einlassen darf. Und wahrlich sollte dies auch nur mit solchen geschehen, die schon zu den Ausnahmen gehören. Die Leute hingegen, wie sie in der Regel sind, nehmen es schon übel, wenn man nicht ihrer Meinung ist: dann sollten sie aber auch ihre Meinungen darnach einrichten, dafs man denselben beitreten könnte. Nun aber gar an einer Kontroverse mit ihnen wird man, selbst wenn sie nicht zur oben erwähnten *ultima ratio stultorum* greifen, meistens nur Verdrufs erleben; indem man dabei es nicht allein mit ihrer intellektuellen Unfähigkeit, sondern gar bald auch mit ihrer moralischen Schlechtigkeit zu thun haben wird. Diese nämlich wird sich kund geben in der häufigen Unredlichkeit ihres Verfahrens beim Disputieren. Die Schliche, Kniffe und Chikanen, zu denen sie, um nur Recht zu behalten, greifen, sind so zahlreich und mannigfaltig, und dabei doch so regelmäfsig wiederkehrend, dafs sie mir, in früheren Jahren, ein eigener Stoff zum Nachdenken wurden, welches sich auf das rein Formale derselben richtete, nachdem ich erkannt hatte, dafs so verschieden auch sowohl die Gegenstände der Diskussion, als die Personen sein mochten, doch dieselben und identischen Schliche und Kniffe stets wiederkamen und sehr wohl zu erkennen waren. Dies brachte mich damals auf den Gedanken, das blofs Formale besagter Schliche und Kniffe vom Stoff rein abzusondern und es, gleichsam als ein sauberes anatomisches Präparat, zur Schau zu stellen. Ich sammelte also alle die so oft vorkommenden unredlichen Kunstgriffe beim Disputieren und stellte jeden derselben in seinem eigentümlichen Wesen, durch Beispiele erläutert und durch einen eigenen Namen

bezeichnet, deutlich dar, fügte endlich auch die dagegen anzuwendenden Mittel, gleichsam die Paraden zu diesen Finten, hinzu; woraus denn eine förmliche eristische Dialektik erwuchs. In dieser nahmen nun die soeben belobten Kunstgriffe, oder Stratagemata, als eristisch-dialektische Figuren, die Stelle ein, welche in der Logik die syllogistischen, und in der Rhetorik die rhetorischen Figuren ausfüllen, mit welchen beiden sie das Gemeinsame haben, dafs sie gewissermafsen angeboren sind, indem ihre Praxis der Theorie vorhergeht, man also, um sie zu üben, nicht erst sie gelernt zu haben braucht. Die rein formale Aufstellung derselben wäre sonach ein Komplement jener Technik der Vernunft, welche als aus Logik, Dialektik und Rhetorik bestehend, im 2. Bande meines Hauptwerks, Kapitel 9, dargestellt ist. Da, so viel mir bekannt, kein früherer Versuch in dieser Art vorhanden ist, so hatte ich dabei keine Vorarbeit zu benutzen: blofs von der Topika des Aristoteles habe ich hin und wieder Gebrauch machen und einige ihrer Regeln zum Aufstellen (*κατασκευαζειν*) und Umstofsen (*ανασκευαζειν*) der Behauptungen zu meinem Zwecke verwenden können. Diesem aber ganz eigentlich entsprechend mufs die von Diogenes Laertius erwähnte Schrift des Theophrastus *Αγωνιστικον της περι τους εριστικους λογους θεωριας* gewesen sein, welche, mit allen seinen rhetorischen Schriften, verloren gegangen ist. Auch Platon (de rep. V., p. 12. Bip.) berührt eine *αντιλογικη τεχνη* [1]), welche das *εριζειν* [2]) lehrte, wie die *διαλεκτικη* das *διαλεγεσθαι* [3]). Von neueren Büchern kommt meinem Zweck am nächsten des weiland Halle'schen Professors Friedemann Schneider *tractatus logicus singularis, in quo processus disputandi, seu officia, aeque ac vitia disputantium exhibentur,* Halle, 1718; sofern er nämlich in den Kapiteln über die *vitia* mancherlei eristische Unredlichkeiten blofslegt. Jedoch hat er immer nur die formellen akademischen Disputationen im Auge: auch ist im ganzen seine Behandlung der Sache matt und mager, wie solche Fakultätenware zu sein pflegt, dabei auch noch in ausgezeichnet schlechtem Latein. Die ein

[1]) Disputierkunst. [2]) streiten.

[3]) Das ernste, produktive, untersuchende, begriffbildende Verfahren im Wechselgespräch, wie es bei den Sokratikern üblich war.

Jahr später erschienene *methodus disputandi* von Joachim Lange ist entschieden besser, enthält aber nichts für meinen Zweck. — Bei jetzt vorgenommener Revision jener meiner früheren Arbeit jedoch, finde ich eine solche ausführliche und minutiöse Betrachtung der Schleichwege und Kniffe, deren die gemeine Menschennatur sich bedient, um ihre Mängel zu verstecken, meiner Gemütsverfassung nicht mehr angemessen, lege sie daher zurück. Um indessen für die, welche künftig so etwas zu unternehmen aufgelegt sein möchten, meine Behandlungsweise der Sache näher zu bezeichnen, will ich hier ein Paar solcher Stratagemata als Proben davon hersetzen, zuvor aber noch aus eben jener Ausarbeitung, den Umrifs des Wesentlichen jeder Disputation mitteilen; da er das abstrakte Grundgerüst, gleichsam das Skelett, der Kontroverse überhaupt liefert, also für eine Osteologie derselben gelten kann und wegen seiner Übersehbarkeit und Klarheit wohl verdient hier zu stehen. Er lautet:

In jeder Disputation, sie werde nun öffentlich, wie in akademischen Hörsälen und vor Gerichtshöfen, oder in der blofsen Unterhaltung geführt, ist der wesentliche Hergang folgender:

Eine These ist aufgestellt und soll widerlegt werden: hierzu nun giebt es zwei Modi und zwei Wege.

1. Die Modi sind: *ad rem* und *ad hominem*, oder *ex concessis*. Nur durch den ersteren stofsen wir die absolute, oder objektive Wahrheit der These um, indem wir darthun, dafs sie mit der Beschaffenheit der in Rede stehenden Sache nicht übereinstimmt. Durch den andern hingegen stofsen wir blofs ihre relative Wahrheit um, indem wir nachweisen, dafs sie andern Behauptungen, oder Zugeständnissen des Verteidigers der These widerspricht, oder, indem wir die Argumente desselben als unhaltbar nachweisen; wobei denn die objektive Wahrheit der Sache selbst eigentlich unentschieden bleibt. Z. B. wenn, in einer Kontroverse über philosophische oder naturwissenschaftliche Gegenstände, der Gegner (der dazu ein Engländer sein müfste) sich erlaubt, biblische Argumente vorzubringen, so mögen wir ihn mit eben dergleichen widerlegen; wiewohl es blofse *argumenta ad hominem* sind, die in der Sache nichts entscheiden. Es ist, wie wenn man jemanden in eben dem Papiergelde bezahlt,

welches man von ihm erhalten hatte. In manchen Fällen kann man diesen *modus procedendi* sogar damit vergleichen, dafs vor Gericht der Kläger eine falsche Schuldverschreibung producierte, die der Beklagte seinerseits durch eine falsche Quittung abfertigte: das Darlehn könnte darum doch geschehen sein. Aber, eben wie dieses letztere Verfahren, so hat auch oft die blofse *argumentatio ad hominem* den Vorzug der Kürze, indem gar häufig, im einen wie im andern Fall, die wahre und gründliche Aufklärung der Sache äufserst weitläufig und schwierig sein würde.

2. Die zwei Wege nun ferner sind der direkte, und der indirekte. Der erstere greift die These bei ihren Gründen, der andere bei ihren Folgen an. Jener beweist, dafs sie nicht wahr sei; dieser, dafs sie nicht wahr sein könne. Wir wollen sie näher betrachten.

a) Auf dem direkten Wege widerlegend, also die Gründe der These angreifend, zeigen wir entweder, dafs diese selbst nicht wahr seien, indem wir sagen: *nego majorem*, oder *nego minorem:* durch beides greifen wir die Materie des die These begründenden Schlusses an. Oder aber wir geben diese Gründe zu, zeigen jedoch, dafs die These nicht aus ihnen folgt, sagen also: *nego consequentiam;* wodurch wir die Form des Schlusses angreifen.

b) Auf dem indirekten Wege widerlegend, also die These bei ihren Folgen angreifend, um aus der Unwahrheit dieser, vermöge des Gesetzes *a falsitate rationati ad falsitatem rationis valet consequentia,* auf ihre eigene Unwahrheit zu schliefsen, können wir uns nun entweder der blofsen Instanz, oder aber der Apagoge bedienen.

α) Die Instanz, ενστασις, ist ein blofses *exemplum in contrarium:* sie widerlegt die These durch Nachweisung von Dingen, oder Verhältnissen, die unter ihrer Aussage begriffen sind, also aus ihr folgen, bei denen sie aber offenbar nicht zutrifft; daher sie nicht wahr sein kann.

β) Die Apagoge bringen wir dadurch zu Wege, dafs wir die These vorläufig als wahr annehmen, nun aber irgend einen andern, als wahr anerkannten und unbestrittenen Satz so mit ihr verbinden, dafs beide die Prämissen eines Schlusses werden, dessen Konklusion offenbar falsch ist, indem sie entweder der Natur der Dinge überhaupt, oder der sicher anerkannten Beschaffenheit der in Rede stehenden Sache,

oder aber einer andern Behauptung des Verfechters der These widerspricht: die Apagoge kann also, dem *modus* nach, sowohl blofs *ad hominem*, als *ad rem* sein. Sind es nun aber ganz unzweifelhafte, wohl gar a priori gewisse Wahrheiten, denen jene Konklusion widerspricht, dann haben wir den Gegner sogar *ad absurdum* geführt. Jedenfalls mufs, da die hinzugekommene andere Prämisse von unbestrittener Wahrheit ist, die Falschheit der Konklusion von seiner These herrühren: diese kann also nicht wahr sein.

Jedes Angriffs-Verfahren beim Disputieren wird auf die hier formell dargestellten Proceduren zurückzuführen sein: diese sind also in der Dialektik das, was in der Fechtkunst die regelmäfsigen Stöfse, wie Terz, Quart u. s. w.; — hingegen würden die von mir zusammengestellten Kunstgriffe, oder Stratagemata, allenfalls den Finten zu vergleichen sein, und endlich die persönlichen Ausfälle beim Disputieren den von den Universitätsfechtmeistern so genannten Sauhieben. Als Probe und Beispiele jener von mir zusammengebrachten Stratagemata mögen nun folgende hier eine Stelle finden.

Siebentes Stratagem: die Erweiterung. Die Behauptung des Gegners wird über ihre natürliche Grenze hinausgeführt, also in einem weiteren Sinne genommen, als er beabsichtigt, oder sogar auch ausgedrückt hat, um sie sodann in solchem Sinne bequem zu widerlegen.

Beispiel: A. behauptet, die Engländer überträfen in der dramatischen Kunst alle andern Nationen. B. macht die scheinbare *instantia in contrarium*, dafs in der Musik, folglich auch in der Oper, ihre Leistungen gering wären. — Hieraus folgt, als Parade zu dieser Finte, dafs man, bei einem erhobenen Widerspruch, seine ausgesprochene Behauptung sogleich strenge auf die gebrauchten Ausdrücke, oder ihren billigerweise anzunehmenden Sinn, einschränke, überhaupt sie in möglichst enge Grenzen zusammenziehe. Denn je allgemeiner eine Behauptung wird, desto mehreren Angriffen ist sie ausgesetzt.

Achtes Stratagem: die Konsequenzmacherei. Man fügt zum Satze des Gegners, oft sogar nur stillschweigend, einen zweiten hinzu, welcher, durch Subjekt oder Prädikat, jenem verwandt ist: aus diesen zwei Prämissen nun zieht man eine unwahre, meistens gehässige Konklusion, die man dem Gegner zur Last legt.

Beispiel: A. lobt es, dafs die Franzosen Karl X. verjagt haben. B. erwidert sogleich: „also wollen Sie, dafs wir unsern König verjagen.“ — Der von ihm stillschweigend als *major* hinzugefügte Satz ist: „Alle, die ihren König verjagen, sind zu loben.“ — Dies kann auch auf die *fallacia a dicto secundum quid ad dictum simpliciter* zurückgeführt werden.

Neuntes Stratagem: die Diversion. Wenn man, im Fortgange der Disputation, merkt, dafs es schief geht, und der Gegner siegen wird; so sucht man bei Zeiten diesem Unfall vorzubeugen durch eine *mutatio controversiae,* also durch Ablenken der Diskussion auf einen andern Gegenstand, nämlich auf irgend eine Nebensache, nötigenfalls sogar durch Abspringen auf eine solche. Diese sucht man jetzt dem Gegner unterzuschieben, um sie anzufechten und statt des ursprünglichen Gegenstandes zum Thema der Kontroverse zu machen; so dafs der Gegner seinen bevorstehenden Sieg verlassen mufs, um sich dahin zu wenden. Sollte man aber unglücklicherweise auch hier bald ein starkes Gegenargument aufmarschieren sehen; nun, so macht man es geschwind wieder ebenso, springt also abermals auf etwas anderes ab: und das kann man zehnmal in einer Viertelstunde wiederholen, wenn nicht etwa der Gegner die Geduld verliert. Diese strategischen Diversionen wird man am geschicktesten dadurch ausführen, dafs man die Kontroverse unvermerkt und allmählich auf einen, dem in Rede stehenden Gegenstand verwandten, womöglich auf etwas noch wirklich ihn selbst, nur in anderer Hinsicht, Betreffendes, hinüberspielt. Schon weniger fein ist es, wenn man blofs das Subjekt der These beibehält, aber andere Beziehungen desselben aufs Tapet bringt, die wohl gar mit den in Rede stehenden nichts zu thun haben, z. B. vom Buddhaismus der Chinesen redend auf ihren Theehandel übergeht. Ist nun aber auch nicht einmal dies ausführbar, so greift man irgend einen vom Gegner zufällig gebrauchten Ausdruck auf, um an diesen eine ganz neue Kontroverse zu knüpfen und so von der alten los zu kommen: z. B. der Gegner habe sich so ausgedrückt: „hier eben liegt das Mysterium der Sache“; so fällt man geschwinde ein: „Ja, wenn Sie von Mysterien und Mystik reden, da bin ich nicht Ihr Mann: denn was das betrifft“, u. s. w., und nun wird das weite Feld gewonnen. Bietet sich aber selbst

hierzu keine Gelegenheit, so mufs man noch dreister zu Werke gehen und plötzlich auf eine ganz fremde Sache abspringen, etwa mit: „ja, und so behaupteten Sie auch neulich“ u. s. w. — Die Diversion überhaupt ist unter allen Kniffen, deren unredliche Disputanten sich, meistens instinktmäfsig, bedienen, der beliebteste und gebräuchlichste und fast unausbleiblich, sobald sie in Verlegenheit geraten.

Dergleichen Stratagemata also hatte ich ungefähr vierzig zusammengestellt und ausgeführt. Aber die Beleuchtung aller dieser Schlupfwinkel der, mit Eigensinn, Eitelkeit und Unredlichkeit verschwisterten Beschränktheit und Unfähigkeit widert mich jetzt an; daher ich es bei dieser Probe bewenden lasse und desto ernstlicher auf die oben angegebenen Gründe zum Vermeiden des Disputierens mit Leuten, wie die meisten sind, verweise. Man mag allenfalls der Fassungskraft eines andern durch Argumente zu Hülfe zu kommen versuchen: aber sobald man in seinen Gegenreden Eigensinn bemerkt, soll man auf der Stelle abbrechen. Denn alsbald wird er auch unredlich werden, und im Theoretischen ist ein Sophisma, was im Praktischen eine Chikane: die hier zur Sprache gebrachten Stratagemata aber sind noch viel nichtswürdiger, als die Sophismen. Denn in ihnen nimmt der Wille die Maske des Verstandes vor, um dessen Rolle zu spielen; was stets abscheulich ausfällt; wie denn auch wenig Dinge solche Indignation hervorrufen, wie wenn man merkt, dafs ein Mensch absichtlich mifsversteht. Wer gute Gründe seines Gegners nicht gelten läfst, beweist einen entweder direkt schwachen, oder durch die Herrschaft des eigenen Willens unterdrückten, also indirekt schwachen Verstand: daher soll man nur wo etwa Amt und Pflicht es heischen, mit einem solchen sich herumhetzen. — Bei allen diesem jedoch mufs ich, um auch den erwähnten Winkelzügen ihr Recht widerfahren zu lassen, eingestehen, dafs man mit dem Aufgeben seiner Meinung, bei einem treffenden Argument des Gegners, sich ebenfalls übereilen kann. Wir fühlen nämlich, bei einem solchen, die Gewalt desselben: aber die Gegengründe, oder was etwa anderweitig unsere Behauptung selbst dabei noch bestehen lassen und retten könnte, fällt uns nicht ebenso schnell ein. Geben wir nun, in solchem Fall, unsere These sogleich verloren, so kann es kommen, dafs wir eben dadurch der Wahrheit ungetreu werden; indem sich nachher fände, dafs wir

dennoch Recht gehabt hätten, jedoch, aus Schwäche und Mangel an Vertrauen zu unserer Sache, dem augenblicklichen Eindruck gewichen wären. — Sogar kann der Beweis, den wir für unsere These aufgestellt hatten, wirklich falsch gewesen sein, es aber einen andern und richtigen für dieselbe geben. Im Gefühl hiervon geschieht es, dafs selbst aufrichtige und wahrheitsliebende Leute nicht leicht einem guten Argument auf der Stelle weichen, vielmehr noch eine kurze Gegenwehr versuchen, ja sogar bei ihrem Satze meistens auch dann noch eine Weile beharren, wann die Gegenargumentation ihnen seine Wahrheit zweifelhaft gemacht hat. Sie gleichen dabei dem Heerführer, der eine Position, die er nicht behaupten kann und es weifs, doch noch, in Hoffnung auf Entsatz, eine Weile zu halten sucht. Sie hoffen nämlich, dafs, während sie einstweilen mit schlechten Gründen sich wehren, die guten ihnen inzwischen einfallen, oder auch die blofse Scheinbarkeit der Argumente des Gegners ihnen klar werden wird. Diesergestalt also wird man zu einer kleinen Unredlichkeit im Disputieren beinahe genötigt, indem man momentan nicht sowohl für die Wahrheit, als für seinen Satz zu kämpfen hat. Soweit ist dies eine Folge der Ungewifsheit der Wahrheit und der Unvollkommenheit des menschlichen Intellekts. Nun aber entsteht sogleich die Gefahr, dafs man darin zu weit gehe, zu lange bei schlechter Überzeugung kämpfe, sich endlich verstocke und, der Schlechtigkeit der menschlichen Natur Raum gebend, *per fas et nefas,* also wohl auch gar mit Hülfe unredlicher Stratagemata, seinen Satz verteidige, ihn *mordicus* festhaltend. Hier möge jeden sein guter Genius beschirmen, damit er nicht nachher sich zu schämen brauche. Inzwischen leitet deutliche Erkenntnis der hier dargelegten Beschaffenheit der Sache allerdings zur Selbstbildung auch in dieser Hinsicht an.

Kapitel III.
Den Intellekt überhaupt und in jeder Beziehung betreffende Gedanken.

§. 27.

Jedes angeblich voraussetzungslose Verfahren in der Philosophie ist Windbeutelei: denn immer mufs man

irgend etwas als gegeben ansehen, um davon auszugehen. Dies nämlich besagt das δος μοι που στω[1]), welches die unumgängliche Bedingung jedes menschlichen Thuns, selbst des Philosophierens, ist; weil wir geistig so wenig, wie körperlich, im freien Äther schweben können. Ein solcher Ausgangspunkt des Philosophierens, ein solches einstweilen als gegeben Genommenes, mufs aber nachmals wieder kompensiert und gerechtfertigt werden. Dasselbe wird nämlich entweder ein Subjektives sein, also etwa das Selbstbewufstsein, die Vorstellung, das Subjekt, der Wille; oder aber ein Objektives, also das im Bewufstsein von andern Dingen sich Darstellende, etwa die reale Welt, die Aufsendinge, die Natur, die Materie, Atome, auch ein Gott, auch ein blofser beliebig erdachter Begriff, wie die Substanz, das Absolutum, oder was immer es nun sein soll. Um nun also die hierin begangene Willkürlichkeit wieder auszugleichen und die Voraussetzung zu rektifizieren, mufs man nachher den Standpunkt wechseln, und auf den entgegengesetzten treten, von welchem aus man nun das anfangs als gegeben Genommene in einem ergänzenden Philosophem wieder ableitet: *sic res accendunt lumina rebus*[2]).

Geht man z. B. vom Subjektiven aus, wie Berkeley, Locke und Kant, in welchem diese Betrachtungsweise ihren Gipfel erreichte, gethan haben, so wird man, obwohl, wegen der wirklichen Unmittelbarkeit des Subjektiven, dieser Weg die gröfsten Vorzüge hat, dennoch eine teils sehr einseitige, teils nicht ganz gerechtfertigte Philosophie erhalten, wenn man sie nicht dadurch ergänzt, dafs man das in ihr Abgeleitete ein andermal wieder als das Gegebene zum Ausgangspunkte nimmt und also, vom entgegengesetzten Standpunkt aus, das Subjektive aus dem Objektiven ableitet, wie vorhin das Objektive aus dem Subjektiven. Diese Ergänzung der Kantischen Philosophie glaube ich, der Hauptsache nach, geliefert zu haben im 22. Kapitel des 2. Bandes meines Hauptwerkes und im „Willen in der Natur“ unter der

[1]) Ausspruch des Archimedes: Gieb mir den Punkt, wo ich hintreten kann (und den Hebel ansetzen, so bewege ich die Erde).

[2]) So werden die Dinge wieder durch andere Dinge beleuchtet.

Rubrik Pflanzenphysiologie, wo ich, von der äufsern Natur ausgehend, den Intellekt ableite.

Geht man nun aber umgekehrt vom Objektiven aus und nimmt gleich recht viel als gegeben, etwa die Materie, nebst den in ihr sich manifestierenden Kräften, so hat man bald die ganze Natur; indem eine solche Betrachtungsart den reinen Naturalismus liefert, den ich genauer die absolute Physik benannt habe. Da besteht denn also das Gegebene, mithin absolut Reale, allgemein gefafst, in Naturgesetzen und Naturkräften, nebst deren Träger, der Materie; speziell betrachtet aber, in einer Unzahl frei im unendlichen Raume schwebender Sonnen und sie umkreisender Planeten. Es giebt demnach, im Resultat, überall nichts, als Kugeln, teils leuchtende, teils beleuchtete. Auf letzteren hat, infolge eines Fäulungsprozesses, sich auf der Oberfläche das Leben entwickelt, welches in stufenweiser Steigerung organische Wesen liefert, die sich darstellen als Individuen, welche zeitlich anfangen und enden, durch Zeugung und Tod, gemäfs den die Lebenskraft lenkenden Naturgesetzen, welche, wie alle andern, die herrschende und von Ewigkeit zu Ewigkeit bestehende Ordnung der Dinge ausmachen, ohne Anfang und Ende, und ohne von sich Rechenschaft zu geben. Den Gipfel jener Steigerung nimmt der Mensch ein, dessen Dasein ebenfalls einen Anfang, in seinem Verlauf viele und grofse Leiden, wenige und karg gemessene Freuden, und sodann, wie jedes andere, ein Ende hat; nach welchem es ist, als wäre es nie gewesen. Unsere, hier die Betrachtung leitende und die Rolle der Philosophie spielende absolute Physik erklärt uns nun, wie, jenen absolut bestehenden und geltenden Naturgesetzen zufolge, eine Erscheinung allezeit die andere herbeiführt, oder auch verdrängt: alles geht dabei ganz natürlich zu und ist daher völlig klar und verständlich; so dafs man auf das Ganze der so explicierten Welt eine Phrase anwenden könnte, welche Fichte, wann er seine dramatischen Talente auf dem Katheder produzierte, mit tiefem Ernst, imponierendem Nachdruck und überaus studentenverblüffender Miene so auszusprechen pflegte: „es ist, weil es ist; und ist wie es ist, weil es so ist.“ Demgemäfs erscheint es, auf diesem Standpunkt, als eine blofse Grille, wenn man zu einer so klar gemachten Welt noch andere Erklärungen suchen wollte, in einer ganz imaginären Metaphysik,

auf die man wieder eine Moral setzte, welche, weil durch die Physik nicht zu begründen, ihren einzigen Anhalt an jenen Fiktionen der Metaphysik hätte. Hierauf beruht die merkliche Verachtung, mit welcher die Physiker auf die Metaphysik herabsehen. — Allein, trotz aller Selbstgenügsamkeit jenes rein objektiven Philosophierens, wird sich die Einseitigkeit des Standpunkts und die Notwendigkeit ihn zu wechseln, also einmal das erkennende Subjekt, nebst dessen Erkenntnisvermögen, in welchem allein alle jene Welten denn doch zunächst vorhanden sind, zum Gegenstand der Untersuchung zu machen, früher oder später kund geben, unter mancherlei Formen und bei mancherlei Anlässen. So liegt z. B. schon dem Ausdrucke der christlichen Mystiker, die den menschlichen Intellekt das Licht der Natur benennen, welches sie in höherer Instanz für inkompetent erklären, die Einsicht zum Grunde, dafs die Gültigkeit aller solcher Erkenntnisse nur eine relative und bedingte sei, nicht aber eine unbedingte, wofür sie hingegen unsere heutigen Rationalisten halten, welche eben deshalb die tiefen Mysterien des Christentums, wie die Physiker die Metaphysik, verachten, z. B. das Dogma von der Erbsünde für einen Aberglauben halten, weil ihr Pelagianischer Hausmannsverstand[1]) glücklich herausgebracht hat, dafs einer nicht für das kann, was ein anderer, sechstausend Jahre vor ihm, gesündigt hat. Denn der Rationalist geht getrost seinem Lichte der Natur nach und vermeint daher wirklich und in vollem Ernst, dafs er vor 40 oder 50 Jahren, ehe nämlich sein Papa in der Schlafmütze ihn gezeugt und seine Mama Gans ihn glücklich in diese Welt abgesetzt hatte, rein und absolut Nichts gewesen und dann geradezu aus nichts entstanden sei. Denn nur so kann er für nichts. Der Sünder und Erbsünder!

Also, wie gesagt, auf mancherlei Wegen, zumeist aber auf dem nicht zu vermeidenden philosophischen, wird die der objektiven Erkenntnis folgende Spekulation, früher oder später, anfangen, Unrat zu merken, nämlich einzusehen, dafs alle ihre nach der objektiven Seite hin erlangte Weisheit auf Kredit des menschlichen Intellekts, der doch seine eigenen Formen, Funktionen und Darstellungsweise haben mufs, angenommen, folglich durchweg durch diesen bedingt sei;

[1]) Über Pelagius s. Bd. I, S. 419, Anm. 1.

woraus die Notwendigkeit folgt, auch hier einmal den Standpunkt zu wechseln und das objektive Verfahren mit dem subjektiven zu vertauschen, also den Intellekt, der bis hierher, im vollsten Selbstvertrauen, seinen Dogmatismus getrost aufgebaut und ganz dreist über die Welt und alle Dinge in ihr, sogar über ihre Möglichkeit, a priori abgeurteilt hat, jetzt selbst zum Gegenstand der Untersuchung zu machen und seine Vollmachten der Prüfung zu unterziehen. Dies führt zunächst zum Locke; dann führt es zur Kritik der reinen Vernunft und endlich zu der Erkenntnis, dafs das Licht der Natur ein allein nach aufsen gerichtetes ist, welches, wenn es sich zurückbeugen und sein eigenes Inneres beleuchten möchte, dies nicht vermag, also die Finsternis, die daselbst herrscht, unmittelbar nicht zerstreuen kann; sondern blofs auf dem Umwege der Reflexion, den jene Philosophen gegangen, und mit grofser Schwierigkeit, eine mittelbare Kunde von seinem eigenen Mechanismus und seiner eigenen Natur erhält. Danach aber wird dem Intellekt klar, dafs er, zur Auffassung blofser Relationen, welche dem Dienst eines individuellen Willens genügt, von Haus aus bestimmt, eben darum wesentlich nach aufsen gerichtet und selbst da eine blofse Flächenkraft ist, gleich der Elektricität, d. h. blofs die Oberfläche der Dinge erfafst, nicht aber in ihr Inneres eindringt und eben deshalb wieder von allen jenen, ihm objektiv klaren und realen Wesen doch kein einziges, auch nicht das geringste und einfachste, gänzlich und von Grund aus zu verstehen, oder zu durchschauen vermag, vielmehr ihm, in allem und jedem, die Hauptsache ein Geheimnis bleibt. Hierdurch aber wird er dann zu der tiefern Einsicht geführt, welche der Name Idealismus bezeichnet, dafs nämlich jene objektive Welt und ihre Ordnung, wie er sie mit seinen Operationen auffafst, nicht unbedingt und an sich selbst also vorhanden sei, sondern mittelst der Funktionen des Gehirns entstehe und daher zunächst blofs in diesem existiere und folglich in dieser Form nur ein bedingtes und relatives Dasein habe, also ein blofses Phänomen, blofse Erscheinung sei. Wenn bis dahin der Mensch nach den Gründen seines eigenen Daseins geforscht hatte, wobei er voraussetzte, die Gesetze des Erkennens, Denkens und der Erfahrung seien rein objektiv, an und für sich und absolut vorhanden und blofs vermöge ihrer sei er und alles übrige; so erkennt er

jetzt, daſs, umgekehrt, sein Intellekt, folglich auch sein Dasein, die Bedingung aller jener Gesetze und was aus ihnen folgt, ist. Dann endlich sieht er auch ein, daſs die ihm jetzt klar gewordene Idealität des Raumes, der Zeit und der Kausalität Platz läſst für eine ganz andere Ordnung der Dinge, als die der Natur ist, welche letztere er jedoch als das Resultat, oder die Hieroglyphe, jener andern anzusehen genötigt ist.

§. 28.

Wie wenig geeignet zum philosophischen Nachdenken der menschliche Verstand in der Regel sei, zeigt unter anderm sich darin, daſs auch jetzt, nach allem was seit Cartesius darüber gesagt worden, immer noch dem Idealismus der Realismus getrost entgegentritt, mit der naiven Behauptung, die Körper wären als solche nicht bloſs in unserer Vorstellung, sondern auch wirklich und wahrhaft vorhanden. Aber gerade diese Wirklichkeit selbst, diese Art und Weise der Existenz, samt allem, was sie enthält, ist es ja, von der wir behaupten, daſs sie nur in der Vorstellung vorhanden und auſserdem nirgends anzutreffen sei; weil sie nur eine gewisse notwendige Ordnung der Verknüpfung unsrer Vorstellungen ist. Bei allem, was frühere Idealisten, zumal Berkeley, gelehrt haben, erhält man die recht gründliche Überzeugung davon doch erst durch Kant; weil er die Sache nicht mit einem Schlage abthut, sondern ins einzelne geht, das Apriorische ausscheidet und dem empirischen Element überall Rechnung trägt. Wer nun aber die Idealität der Welt einmal begriffen hat, dem erscheint die Behauptung, daſs solche, auch wenn niemand sie vorstellte, doch vorhanden sein würde, wirklich unsinnig; weil sie einen Widerspruch aussagt: denn ihr Vorhandensein bedeutet eben nur ihr Vorgestelltwerden. Ihr Dasein selbst liegt in der Vorstellung des Subjekts. Dies eben besagt der Ausdruck: sie ist Objekt.[1]) Demgemäſs legen auch die edleren, älteren und

[1]) Schaue ich irgend einen Gegenstand, etwa eine Aussicht, an, und denke mir, daſs in diesem Augenblick mir der Kopf abgeschlagen würde; — so weiſs ich, daſs der Gegenstand unverrückt und unerschüttert stehen bleiben würde: — dies impliziert aber im tiefsten Grunde, daſs auch ich ebenso noch da sein würde. Dies wird wenigen einleuchten, aber für diese wenigen sei es gesagt. (Anm. Schopenhauers.)

besseren Religionen, also Brahmanismus und Buddhaismus, ihren Lehren durchaus den Idealismus zum Grunde, dessen Anerkennung sie mithin sogar dem Volke zumuten. Das Judentum hingegen ist eine rechte Koncentration und Konsolidation des Realismus. —

Eine von Fichte eingeführte und seitdem habilitierte Erschleichung liegt im Ausdruck das Ich. Hier wird nämlich, durch die substantive Redeform und den vorgesetzten Artikel, das wesentlich und schlechthin Subjektive zum Objekt umgewandelt. Denn in Wahrheit bezeichnet Ich das Subjektive als solches, welches daher gar nie Objekt werden kann, nämlich das Erkennende im Gegensatz und als Bedingung alles Erkannten. Dies hat die Weisheit aller Sprachen dadurch ausgedrückt, dafs sie Ich nicht als Substantiv behandelt: daher eben Fichte der Sprache Gewalt anthun mufste, um seine Absicht durchzusetzen. Eine noch dreistere Erschleichung eben dieses Fichte ist der unverschämte Mifsbrauch, den er mit dem Worte Setzen getrieben hat, der aber, statt gerügt und explodiert worden zu sein, noch bis auf den heutigen Tag, bei fast allen Philosophastern, nach seinem Vorgang und auf seine Autorität, als ein stehendes Hülfsmittel zu Sophismen und Truglehren, in häufigem Gebrauch ist. Setzen, *ponere*, wovon *propositio,* ist, von Alters her, ein rein logischer Ausdruck, welcher besagt, dafs man, im logischen Zusammenhang einer Disputation, oder sonstigen Erörterung, etwas vor der Hand annehme, voraussetze, bejahe, ihm also logische Gültigkeit und formale Wahrheit einstweilen erteile, — wobei seine Realität, materielle Wahrheit und Wirklichkeit durchaus unberührt und unausgemacht bleibt und dahinsteht. Fichte aber erschlich sich allmählich für dies Setzen eine reale, aber natürlich dunkele und neblige Bedeutung, welche die Pinsel gelten liefsen und die Sophisten fortwährend benutzen: seitdem nämlich das Ich erst sich selbst und nachher das Nicht-Ich gesetzt hat, heifst Setzen so viel wie Schaffen, Hervorbringen, kurz, in die Welt setzen, man weifs nicht wie, und alles, was man ohne Gründe als daseiend annehmen und anderen aufbinden möchte, wird eben gesetzt, und nun steht's und ist da, ganz real. Das ist die noch geltende Methode der sogenannten Nachkantischen Philosophie und ist Fichte's Werk.

§. 29.

Die von Kant entdeckte Idealität der Zeit ist eigentlich schon in dem, der Mechanik angehörenden Gesetze der Trägheit enthalten. Denn was dieses besagt, ist im Grunde, dafs die blofse Zeit keine physische Wirkung hervorzubringen vermag; daher sie, für sich und allein, an der Ruhe oder Bewegung eines Körpers nichts ändert. Schon hieraus ergiebt sich, dafs sie kein physisch Reales, sondern ein transscendental Ideales sei, d. h. nicht in den Dingen, sondern im erkennenden Subjekt ihren Ursprung habe. Inhärierte sie, als Eigenschaft, oder Accidenz, den Dingen selbst und an sich, so müfste ihr Quantum, also ihre Länge oder Kürze, an diesen etwas verändern können. Allein das vermag solches durchaus nicht: vielmehr fliefst sie über die Dinge hin, ohne ihnen die leiseste Spur aufzudrücken. Denn wirksam sind allein die Ursachen im Verlauf der Zeit; keineswegs er selbst. Daher eben, wenn ein Körper allen chemischen Einflüssen entzogen ist, — wie z. B. der Mammut in der Eisscholle an der Lena, die Mücke im Bernstein, ein edles Metall in vollkommen trockener Luft, ägyptische Altertümer (sogar Perücken) im trockenen Felsengrabe, — Jahrtausende nichts an ihm verändern. Dieselbe absolute Unwirksamkeit der Zeit also ist es, die im Mechanischen, als Gesetz der Trägheit, auftritt. Hat ein Körper einmal eine Bewegung angenommen, so vermag keine Zeit sie ihm zu rauben, oder nur sie zu vermindern: sie ist absolut endlos, wenn nicht physische Ursachen ihr entgegenwirken: gerade wie ein ruhender Körper ewig ruht, wenn nicht physische Ursachen hinzukommen, ihn in Bewegung zu setzen. Schon hieraus also folgt, dafs die Zeit etwas die Körper nicht Berührendes ist, ja dafs beide heterogener Natur sind, indem diejenige Realität, welche den Körpern zukommt, der Zeit nicht beizulegen ist, wonach denn diese absolut ideal ist, d. h. der blofsen Vorstellung und ihrem Apparat angehört; während hingegen die Körper, durch die mannigfaltige Verschiedenheit ihrer Qualitäten und deren Wirkungen, an den Tag legen, dafs sie nicht blofs ideal sind, sondern zugleich ein objektiv Reales, ein Ding an sich selbst, in ihnen sich offenbart; so verschieden solches auch von dieser seiner Erscheinung sein möge.

Die Bewegung ist zunächst ein blofs phoronomischer

Vorgang, d. h. ein solcher, dessen Elemente ganz allein aus Zeit unnd Raum genommen sind: die Materie ist das Bewegliche: sie ist schon Objektivation des Dinges an sich. Nun aber ihre absolute Gleichgültigkeit gegen Ruhe und Bewegung, vermöge welcher sie, in der einen, wie in der andern, sobald sie sie angenommen hat, immerdar verharrt und ebenso bereit ist eine Ewigkeit hindurch zu fliegen, wie eine Ewigkeit hindurch zu ruhen, beweist, dafs dem Dinge an sich, welches als Materie sich darstellt und ihr alle ihre Kräfte verleiht, Raum und Zeit, und daher eben die rein aus diesen entstehenden Gegensätze von Bewegung und Ruhe gar nicht anhängen, vielmehr ihm völlig fremd sind, dafs sie mithin nicht aus dem Erscheinenden in die Erscheinung gekommen sind, sondern aus dem diese auffassenden Intellekt, dem sie, als seine Formen, angehören.

Wer, beiläufig gesagt, das hier angezogene Gesetz der Trägheit sich zu recht lebendiger Anschauung bringen will, denke sich, er stehe an der Grenze der Welt, vor dem leeren Raume, und schiefse in diesen eine Pistole ab. Seine Kugel wird, in unveränderter Richtung, alle Ewigkeit hindurch fliegen: keine Billionen Jahre des Fluges werden sie je ermüden, nie wird es ihr an Raum gebrechen, weiter zu fliegen, noch wird jemals ihr die Zeit dazu ausgehen. Hierzu kommt, dafs wir dies alles a priori und gerade darum völlig gewifs wissen. Ich denke, die transscendentale Idealität, d. h. cerebrale Phantasmagorie, der ganzen Sache wird hier ungemein fühlbar.

Eine der vorhergehenden Betrachtung über die Zeit analoge und parallele über den Raum würde sich allenfalls daran knüpfen lassen, dafs die Materie, durch alle sie ausdehnende Zerteilung, oder auch wiederum Zusammenpressung im Raume, weder vermehrt noch vermindert werden kann; wie auch daran, dafs im absoluten Raume Ruhe und geradlinige Bewegung phoronomisch zusammenfallen und dasselbe sind.

Eine Vorahnung der Kantischen Lehre von der Idealität der Zeit zeigt sich in gar manchen Aussprüchen älterer Philosophen; worüber ich bereits an andern Orten das Nötige beigebracht habe. Spinoza sagt geradezu: *tempus non est affectio rerum, sed tantum merus modus cogitandi*[1]). (Cogi-

[1]) Die Zeit ist kein Zustand der Dinge selbst, sondern blofs eine Art unseres Denkens.

tata metaphysica c. 4.) Eigentlich liegt das Bewufstsein der Idealität der Zeit sogar dem von jeher dagewesenen Begriff der Ewigkeit zum Grunde. Diese nämlich ist wesentlich der Gegensatz der Zeit, und so haben die irgend Einsichtigen ihren Begriff auch stets gefafst, was sie nur konnten infolge des Gefühls, dafs die Zeit blofs in unserm Intellekt, nicht im Wesen der Dinge an sich liegt. Blofs der Unverstand der ganz Unfähigen hat den Begriff der Ewigkeit nicht anders sich auszulegen gewufst, denn als eine endlose Zeit. Dies eben nötigte die Scholastiker zu ausdrücklichen Aussprüchen, wie: *aeternitas non est temporis sine fine successio, sed Nunc stans* [1]); hatte doch schon Platon im Timäus, und Plotinos wiederholt es, *αιωνος εικων κινητη ὁ χρονος* [2]), gesagt. Man könnte, in dieser Absicht, die Zeit eine auseinandergezogene Ewigkeit nennen und darauf die Behauptung stützen, dafs wenn es keine Ewigkeit gäbe, auch die Zeit nicht sein könnte. — Seit Kant ist, im selben Sinne, der Begriff des aufserzeitlichen Seins in die Philosophie eingeführt worden: doch sollte man sehr behutsam im Gebrauch desselben sein; da er zu denen gehört, die sich wohl noch denken, jedoch durch gar keine Anschauung belegen und realisieren lassen.

Dafs die Zeit überall und in allen Köpfen vollkommen gleichmäfsig fortläuft, liefse sich sehr wohl begreifen, wenn dieselbe etwas rein Äufserliches, Objektives, durch die Sinne Wahrnehmbares wäre, wie die Körper. Aber das ist sie nicht: wir können sie nicht sehen, noch tasten. Auch ist sie keineswegs die blofse Bewegung, oder sonstige Veränderung, der Körper; diese vielmehr ist in der Zeit, welche also von ihr schon als Bedingung vorausgesetzt wird: denn die Uhr geht zu schnell, oder zu langsam, aber nicht mit ihr die Zeit, sondern das Gleichmäfsige und Normale, worauf jenes Schnell und Langsam sich bezieht, ist der wirkliche Lauf der Zeit. Die Uhr mifst die Zeit; aber sie macht sie nicht. Wenn alle Uhren stehen blieben, wenn die Sonne selbst still stände, wenn alle und jede Bewegung, oder Veränderung stockte; so würde dies doch den Lauf der Zeit

[1]) Die Ewigkeit ist nicht ein endloser Flufs der Zeit, sondern ein unbewegliches Jetzt.

[2]) Das bewegte Abbild der Ewigkeit ist die Zeit.

keinen Augenblick hemmen, sondern sie würde ihren gleichmäſsigen Gang fortsetzen und nun, ohne von Veränderungen begleitet zu sein, verflieſsen. Dabei ist sie dennoch, wie gesagt, nichts Wahrnehmbares, nichts äuſserlich Gegebenes und auf uns Einwirkendes, also kein eigentlich Objektives. Da bleibt eben nichts übrig, als daſs sie in uns liege, unser eigener, ungestört fortschreitender, mentaler Prozeſs, oder, wie Kant es sagt, die Form des innern Sinnes und alles unsers Vorstellens sei; mithin das unterste Grundgerüst der Schaubühne dieser objektiven Welt ausmache. Jene Gleichmäſsigkeit ihres Laufes in allen Köpfen beweist mehr, als irgend etwas, daſs wir alle in denselben Traum versenkt sind, ja daſs es e i n Wesen ist, welches ihn träumt. (Wollte man, bei diesem subjektiven Ursprung der Zeit, sich etwa gar verwundern über die völlige Gleichmäſsigkeit ihres Laufs in so vielen verschiedenen Köpfen, so würde dabei ein Miſsverständnis zum Grunde liegen: denn die Gleichmäſsigkeit müſste hier bedeuten, daſs in gleich viel Zeit gleich viel Zeit verstreiche, also dabei die absurde Voraussetzung einer zweiten Zeit, in der die erste, schnell oder langsam, verliefe, gemacht sein.) — Das Gleiche läſst sich auch am Raume nachweisen, sofern ich alle Welten, so viele ihrer sein mögen, hinter mir lassen, jedoch nimmermehr aus dem Raume hinaus gelangen kann, sondern ich diesen überall mitbringe; weil er meinem Intellekt anhängt und zur Vorstellungsmaschine in meinem Hirnkasten gehört.

Die Z e i t nun ist diejenige Einrichtung unsers Intellekts, vermöge welcher das, was wir als das Zukünftige auffassen, jetzt gar nicht zu existieren scheint; welche Täuschung jedoch verschwindet, wann die Zukunft zur Gegenwart geworden ist. In einigen Träumen, im hellsehenden Somnambulismus und im zweiten Gesicht wird jene täuschende Form einstweilen beiseite geschoben; daher dann das Zukünftige sich als gegenwärtig darstellt. Hieraus erklärt sich, daſs die Versuche, welche man bisweilen gemacht hat, das vom Seher des zweiten Gesichts Verkündigte absichtlich, wäre es auch nur in Nebenumständen, zu vereiteln, fehlschlagen muſsten: denn er hat es in der, auch damals schon vorhandenen, Wirklichkeit desselben gesehen; so wie wir nur das Gegenwärtige wahrnehmen: es hat daher dieselbe Unveränderlichkeit, wie das Vergangene. (Beispiele von Versuchen der besagten

Art findet man in Kieser's Archiv f. thierisch. Magnetism. Bd. 8, Stck. 3, S. 71, 87, 90.)

Dem entsprechend ist die sich uns vermittelst der Kette der Ursachen und Wirkungen darstellende Notwendigkeit alles Geschehenden, d. h. in der Zeit successiv Eintretenden, blofs die Art wie wir, unter der Form der Zeit, das einheitlich und unverändert Existierende wahrnehmen; oder auch, sie ist die Unmöglichkeit, dafs das Existierende, obgleich es von uns heute als zukünftig, morgen als gegenwärtig, übermorgen als vergangen erkannt wird, nicht dennoch mit sich selbst identisch, eins und unveränderlich sei. Wie in der Zweckmäfsigkeit des Organismus sich die Einheit des in ihm sich objektivierenden Willens darstellt, welche jedoch in unsrer, an den Raum gebundenen Apprehension als eine Vielheit von Teilen und deren Übereinstimmung zum Zweck aufgefafst wird (siehe „über den Willen in der Natur“, 3. Aufl. S. 57); ebenso stellt die, durch die Kausalkette herbeigeführte Notwendigkeit alles Geschehenden die Einheit des darin sich objektivierenden Wesens an sich her, welche jedoch in unsrer an die Zeit gebundenen Apprehension als eine Succession von Zuständen, also als Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges aufgefafst wird; während das Wesen an sich selbst das alles nicht kennt, sondern im *Nunc stans* existiert.

Die Trennungen mittelst des Raumes werden im somnambulen Hellsehen sehr viel öfter, mithin leichter, aufgehoben, als die mittelst der Zeit; indem das blofs Abwesende und Entfernte viel öfter zur Anschauung gebracht wird, als das wirklich noch Zukünftige. In Kant's Sprache wäre dies daraus erklärlich, dafs der Raum blofs die Form des äufsern, die Zeit die des innern Sinnes ist. — Dafs Zeit und Raum ihrer Form nach a priori angeschaut werden, hat Kant gelehrt; dafs es aber auch ihrem Inhalt nach geschehen kann, lehrt der hellsehende Somnambulismus.

§. 30.

Der einleuchtendste und zugleich einfachste Beweis der Idealität des Raumes ist, dafs wir den Raum nicht, wie alles andere, in Gedanken aufheben können. Blofs ausleeren können wir ihn: alles, alles, alles können wir aus dem Raume wegdenken, es verschwinden lassen, können uns auch sehr wohl vorstellen, der Raum zwischen den Fixsternen sei absolut leer, und dgl. m. Nur den Raum selbst können

wir auf keine Weise los werden: was wir auch thun, wohin wir uns auch stellen mögen: er ist da und hat nirgends ein Ende: denn er liegt allem unserm Vorstellen zum Grunde und ist die erste Bedingung desselben. Dies beweist ganz sicher, dafs er unserm Intellekt selbst angehört, ein integrierender Teil desselben ist und zwar der, welcher den ersten Grundfaden zum Gewebe desselben, auf welches danach die bunte Objekten-Welt aufgetragen wird, liefert. Denn er stellt sich dar, sobald ein Objekt vorgestellt werden soll, und begleitet nachher alle Bewegungen, Wendungen und Versuche des anschauenden Intellekts so beharrlich, wie die Brille, welche ich auf der Nase habe, alle Wendungen und Bewegungen meiner Person, oder wie der Schatten seinen Körper begleitet. Bemerke ich, dafs etwas überall und unter allen Umständen bei mir ist, so schliefse ich, dafs es mir anhängt: so z. B. wenn ein besonderer Geruch, dem ich entgehen möchte, sich vorfindet, wohin ich auch komme. Nicht anders ist es mit dem Raume: was ich auch denken, welche Welt ich mir auch vorstellen möge; der Raum ist stets zuerst da und will nicht weichen. Ist nun derselbe, wie hieraus offenbar hervorgeht, eine Funktion, ja eine Grundfunktion meines Intellekts selbst, so erstreckt sich die hieraus folgende Idealität auch auf alles Räumliche, d. h. alles darin sich Darstellende: dieses mag immerhin auch an sich selbst ein objektives Dasein haben; aber sofern es räumlich ist, also sofern es Gestalt, Gröfse und Bewegung hat, ist es subjektiv bestimmt. Auch die so genauen und richtig zutreffenden astronomischen Berechnungen sind nur dadurch möglich, dafs der Raum eigentlich in unserm Kopf ist. Folglich erkennen wir die Dinge nicht, wie sie an sich sind, sondern nur wie sie erscheinen. Dies ist des grofsen Kant's grofse Lehre.

Dafs der unendliche Raum unabhängig von uns, also absolut objektiv und an sich selbst vorhanden wäre und ein blofses Abbild desselben, als eines Unendlichen, durch die Augen in unsern Kopf gelangte, ist der absurdeste aller Gedanken, aber in einem gewissen Sinne der fruchtbarste; weil, wer der Absurdität desselben deutlich inne wird, eben damit das blofse Erscheinungsdasein dieser Welt unmittelbar erkennt, indem er sie als ein blofses Gehirnphänomen auffafst, welches, als solches, mit dem Tode des

Gehirns verschwindet, um eine ganz andere, die Welt der Dinge an sich, übrig zu lassen. Dafs der Kopf im Raume sei, hält ihn nicht ab, einzusehen, dafs der Raum doch nur im Kopfe ist.[1])

§. 31.

Was für die äufsere Körperwelt das Licht, das ist für die innere Welt des Bewufstseins der Intellekt. Denn dieser verhält sich zum Willen, also auch zum Organismus, der ja blofs der objektiv angeschaute Wille ist, ungefähr so, wie das Licht zum brennbaren Körper und dem Oxygen, bei deren Vereinigung es ausbricht. Und wie dieses um so reiner ist, je weniger es sich mit dem Rauche des brennenden Körpers vermischt, so auch ist der Intellekt um so reiner, je vollkommener er vom Willen, dem er entsprossen, gesondert ist. In kühnerer Metapher liefse sich sogar sagen: das Leben ist bekanntlich ein Verbrennungsprozefs: die bei demselben stattfindende Lichtentwickelung ist der Intellekt.

§. 32.

Dafs unsere Erkenntnis, wie unser Auge, nur nach aufsen sieht und nicht nach innen, so dafs, wenn das Erkennende versucht, sich nach innen zu richten, um sich selbst zu erkennen, es in ein völlig Dunkeles blickt, in eine gänzliche Leere gerät, — dies beruht auf folgenden zwei Gründen:

1. Das **Subjekt des Erkennens** ist nichts Selbständiges, kein Ding an sich, hat kein unabhängiges, ursprüngliches, substanzielles Dasein; sondern es ist eine blofse Erscheinung, ein Sekundäres, ein Accidenz, zunächst durch den Organismus bedingt, der die Erscheinung des **Willens** ist: es ist, mit einem Wort, nichts anderes, als der Fokus, in welchen sämtliche Gehirnkräfte zusammenlaufen; wie ich dieses im 2. Bande meines Hauptwerks, Kap. 22, S. 314 (3. Aufl.) ausgeführt habe. Wie sollte nun dieses Subjekt des Erkennens sich selbst erkennen, da es an sich selbst nichts ist? Richtet es sich nach innen, so erkennt es zwar den Willen, welcher die Basis seines Wesens ist: dies ist

[1]) Wenn ich sage „in einer andern Welt", so ist es grofser Unverstand, zu fragen: „**wo** ist denn die andere Welt?" Denn der **Raum**, der allem Wo erst einen Sinn erteilt, gehört eben mit zu **dieser** Welt: aufserhalb derselben giebt es kein Wo. — Friede, Ruhe und Glückseligkeit wohnt allein da, wo es **kein Wo und kein Wann giebt**. (Anm. Schopenhauers.)

aber für das erkennende Subjekt doch keine eigentliche Selbsterkenntnis, sondern Erkenntnis eines andern, von ihm selbst noch Verschiedenen, welches nun aber, schon als Erkanntes, sogleich nur Erscheinung ist, jedoch eine solche, die blofs die Zeit zur Form hat, nicht, wie die Dinge der Aufsenwelt, dazu noch den Raum. Davon aber abgesehen, erkennt das Subjekt den Willen eben auch nur wie die Aufsendinge, an seinen Äufserungen, also an den einzelnen Willensakten und sonstigen Affektionen, die man unter dem Namen der Wünsche, Affekte, Leidenschaften und Gefühle begreift, folglich erkennt es ihn immer noch als Erscheinung, wenngleich nicht unter der Beschränkung des Raumes, wie die Aufsendinge. Sich selbst aber kann das erkennende Subjekt aus obigem Grunde nicht erkennen; weil nämlich an ihm nichts zu erkennen ist, als eben nur, dafs es das Erkennende sei, eben darum aber nie das Erkannte. Es ist eine Erscheinung, die keine andere Äufserung hat, als das Erkennen: folglich kann keine andere an ihm erkannt werden.

2. Der Wille in uns ist allerdings Ding an sich, für sich bestehend, ein Primäres, Selbständiges, dasjenige, dessen Erscheinung sich in der räumlich anschauenden Gehirnapprehension als Organismus darstellt. Dennoch ist auch er keiner Selbsterkenntnis fähig; weil er an und für sich ein blofs Wollendes, kein Erkennendes, ist: denn er, als solcher, erkennt gar nichts, folglich auch nicht sich selbst. Das Erkennen ist eine sekundäre und vermittelte Funktion, die ihm, dem Primären, in seiner eigenen Wesenheit, nicht unmittelbar zukommt.

§. 33.

Die einfachste, unbefangene Selbstbeobachtung, zusammengehalten mit dem anatomischen Ergebnis, führt zu dem Resultat, dafs der Intellekt, wie seine Objektivation, das Gehirn, nebst diesem anhängenden Sinnenapparat, nichts anderes sei, als eine sehr gesteigerte Empfänglichkeit für Einwirkungen von aufsen; nicht aber unser ursprüngliches und eigentlich inneres Wesen ausmache; also, dafs in uns der Intellekt nicht dasjenige sei, was in der Pflanze die treibende Kraft, oder im Steine die Schwere, nebst chemischen Kräften, ist: als dieses ergiebt sich allein der Wille. Sondern der Intellekt ist in uns das, was in der Pflanze die blofse Empfäng-

lichkeit für äufsere Einflüsse, für physikalische und chemische Einwirkungen und was noch sonst ihr Wachstum und Gedeihen fördern oder hindern mag; nur dafs in uns diese Empfänglichkeit so überaus hoch gesteigert ist, dafs, vermöge ihrer, die ganze objektive Welt, die Welt als Vorstellung, sich darstellt, folglich solchermafsen ihren Ursprung, als Objekt, nimmt. Um sich dies zu veranschaulichen, stelle man sich die Welt vor, ohne alle animalische Wesen. Da ist sie ohne Wahrnehmung, also eigentlich gar nicht objektiv vorhanden; indessen sei es so angenommen. Jetzt denke man sich eine Anzahl Pflanzen dicht neben einander aus dem Boden emporgeschossen. Auf diese wirkt nun mancherlei ein, wie Luft, Wind, Stofs einer Pflanze gegen die andere, Nässe, Kälte, Licht, Wärme, elektrische Spannung u. s. w. Jetzt steigere man, in Gedanken, mehr und mehr, die Empfänglichkeit dieser Pflanzen für dergleichen Einwirkungen: da wird sie endlich zur Empfindung, begleitet von der Fähigkeit, diese auf ihre Ursachen zu beziehen, und so am Ende zur Wahrnehmung; alsbald aber steht die Welt da, in Raum, Zeit und Kausalität sich darstellend; bleibt aber dennoch ein blofses Resultat der äufsern Einflüsse auf die Empfänglichkeit der Pflanzen. Diese bildliche Betrachtung ist sehr geeignet, die blofs phänomenale Existenz der Aufsenwelt fafslich zu machen. Denn, wem wird es danach wohl einfallen, zu behaupten, dafs die Verhältnisse, welche in einer solchen, aus blofsen Relationen zwischen äufserer Einwirkung und lebendiger Empfänglichkeit entstehenden Anschauung ihr Dasein haben, die wahrhaft objektive, innere und ursprüngliche Beschaffenheit aller jener angenommenermafsen auf die Pflanze einwirkenden Naturpotenzen, also die Welt der Dinge an sich darstellen. Wir können also an diesem Bilde uns fafslich machen, warum der Bereich des menschlichen Intellekts so enge Schranken hat, wie ihm Kant in der Kritik der reinen Vernunft nachweist.

Das Ding an sich hingegen ist allein der Wille. Demnach ist er der Schöpfer und Träger aller Eigenschaften der Erscheinung. Das Moralische wird ihm unbedenklich zur Last gelegt: aber auch die Erkenntnis und ihre Kraft, also der Intellekt, gehört seiner Erscheinung, also mittelbar ihm an. — Dafs beschränkte und dumme Menschen stets einige Verachtung erfahren, mag, wenigstens zum Teil, darauf

beruhen, dafs in ihnen der Wille sich die Last so leicht gemacht und, zum Behuf seiner Zwecke, nur zwei Quentchen Erkenntniskraft geladen hat.

§. 34.

Nicht nur ist, wie ich oben, § 25, und auch schon in meinem Hauptwerke (Bd. I, § 14) gesagt habe, alle Evidenz anschaulich, sondern auch alles wahre und echte Verständnis der Dinge ist es. Dies bezeugen schon die unzähligen tropischen Ausdrücke in allen Sprachen, welche sämtlich Bestrebungen sind, alles Abstrakte auf ein Anschauliches zurückzuführen. Denn blofse abstrakte Begriffe von einer Sache geben kein wirkliches Verständnis derselben; wiewohl sie in den Stand setzen, davon zu reden, wie viele von vielem reden: ja einige bedürfen hierzu nicht einmal der Begriffe, sondern reichen mit blofsen Worten, z. B. Kunstausdrücken, die sie erlernt haben, aus. — Um hingegen irgend etwas wirklich und wahrhaft zu verstehen, ist erfordert, dafs man es anschaulich erfasse, ein deutliches Bild davon empfange, womöglich aus der Realität selbst, aufserdem aber mittelst der Phantasie. Selbst was zu grofs, oder zu kompliziert ist, um mit einem Blicke übersehen zu werden, mufs man, um es wahrhaft zu verstehen, entweder teilweise, oder durch einen übersehbaren Repräsentanten sich anschaulich vergegenwärtigen; das aber, welches selbst dieses nicht zuläfst, mufs man wenigstens durch ein anschauliches Bild und Gleichnis sich fafslich zu machen suchen. So sehr ist die Anschauung die Basis unseres Erkennens. Dies zeigt sich auch darin, dafs wir sehr grofse Zahlen, imgleichen sehr weite, nur durch solche ausdrückbare Entfernungen, wie die astronomischen, zwar in abstracto denken, dennoch aber nicht eigentlich und unmittelbar verstehen, sondern blofs einen Verhältnisbegriff davon haben.

Aber mehr noch, als jeder andere, soll der Philosoph aus jener Urquelle, der anschauenden Erkenntnis, schöpfen und daher stets die Dinge selbst, die Natur, die Welt, das Leben ins Auge fassen, sie, und nicht die Bücher, zum Texte seiner Gedanken machen, auch stets an ihnen alle fertig überkommenen Begriffe prüfen und kontrollieren, die Bücher also nicht als Quellen der Erkenntnis, sondern nur als Beihülfe benutzen. Denn was sie geben empfängt er ja nur aus zweiter Hand, auch meistens schon etwas verfälscht:

es ist ja nur ein Wiederschein, ein Konterfei des Originals, nämlich der Welt, und selten war der Spiegel vollkommen rein. Hingegen die Natur, die Wirklichkeit, lügt nie: sie macht ja alle Wahrheit erst zur Wahrheit. Daher hat der Philosoph an ihr sein Studium zu machen, und zwar sind es ihre grofsen, deutlichen Züge, ihr Haupt- und Grundcharakter, woraus sein Problem erwächst. Demnach wird er die wesentlichen und allgemeinen Erscheinungen, das, was allezeit und überall ist, zum Gegenstande seiner Betrachtung machen, hingegen die speziellen, besonderen, seltenen, mikroskopischen, oder vorüberfliegenden Erscheinungen dem Physiker, dem Zoologen, dem Historiker u. s. w. überlassen. Ihn beschäftigen wichtigere Dinge: das Ganze und Grofse der Welt, das Wesentliche derselben, die Grundwahrheiten, sind sein hohes Ziel. Daher kann er nicht zugleich sich mit Einzelheiten und Mikrologien befassen; gleichwie der, welcher, vom hohen Berggipfel aus, das Land überschaut, nicht zugleich die da unten im Thale wachsenden Pflanzen untersuchen und bestimmen kann, sondern dies dem dort Botanisierenden überläfst. — Um sich und alle seine Kräfte einer speziellen Wissenschaft zu widmen, mufs man allerdings grofse Liebe zu ihr, jedoch auch grofse Gleichgültigkeit gegen alle übrigen haben; weil man jenes nur kann unter der Bedingung, in diesen allen unwissend zu bleiben; wie wer eine heiratet, allen andern entsagt. Geister ersten Ranges werden daher nie sich einer Spezialwissenschaft widmen: denn ihnen liegt die Einsicht in das Ganze zu sehr am Herzen. Sie sind Feldherren, nicht Hauptleute, Kapellmeister, nicht Orchesterspieler. Wie sollte doch ein grofser Geist seine Befriedigung darin finden, aus der Gesamtheit der Dinge eine bestimmte Abzweigung derselben, ein einziges Feld, genau und in seinen Verhältnissen zu den übrigen kennen zu lernen, alles andere aber aufser acht zu lassen? Vielmehr ist er offenbar auf das Ganze gerichtet: sein Streben geht auf die Gesamtheit der Dinge, die Welt überhaupt, und da darf ihm nichts fremd bleiben: folglich kann er dann nicht sein Leben damit zubringen, die Mikrologien eines Faches zu erschöpfen.

§. 35.

Dafs die niedrigste aller Geistesthätigkeiten die arithmetische sei, wird dadurch belegt, dafs sie die einzige ist,

welche auch durch eine Maschine ausgeführt werden kann, wie denn jetzt in England dergleichen Rechenmaschinen bequemlichkeitshalber schon in häufigem Gebrauche sind. — Nun läuft alle *analysis finitorum et infinitorum* im Grunde doch auf Rechnerei zurück. Darnach bemesse man den „mathematischen Tiefsinn", über welchen schon Lichtenberg sich lustig macht, indem er sagt: „Es ist fast mit der Mathematik, wie mit der Theologie. So wie die der letztern Beflissenen, zumal wenn sie in Ämtern stehen, Anspruch auf einen besonderen Kredit von Heiligkeit und eine nähere Verwandtschaft mit Gott machen, obgleich sehr viele darunter wahre Taugenichtse sind, so verlangt sehr oft der sogenannte Mathematiker für einen tiefen Denker gehalten zu werden, ob es gleich darunter die gröfsten Plunderköpfe giebt, die man nur finden kann, untauglich zu irgend einem Geschäft, das Nachdenken erfordert, wenn es nicht unmittelbar durch jene leichte Verbindung von Zeichen geschehen kann, die mehr das Werk der Routine, als des Denkens sind." (Siehe Lichtenberg's vermischte Schriften, Göttingen 1801. Bd. II, S. 287 fg.) [1])

[1]) Alles Verstehen ist ein unmittelbares, und daher intuitives Auffassen des Kausalzusammenhanges, obwohl es sogleich in abstrakte Begriffe abgesetzt werden mufs, um fixiert zu werden. Daher ist Rechnen nicht Verstehen und liefert an sich kein Verständnis der Sachen. Dies erhält man nur auf dem Wege der Anschauung, durch richtige Erkenntnis der Kausalität und geometrische Konstruktion des Hergangs; wie solche Euler besser als irgend jemand gegeben hat; weil er die Sachen von Grund aus verstand. Das Rechnen hingegen hat es mit lauter abstrakten Gröfsenbegriffen zu thun, deren Verhältnis zu einander es feststellt. Dadurch erlangt man nie das mindeste Verständnis eines physischen Vorgangs. Denn zu einem solchen ist erfordert anschauliche Auffassung der räumlichen Verhältnisse, mittelst welcher die Ursachen wirken. Das Rechnen bestimmt das Wieviel und Wiegrofs, ist daher zur Praxis unentbehrlich. Sogar kann man sagen: wo das Rechnen anfängt, hört das Verstehen auf. Denn der mit Zahlen beschäftigte Kopf ist, während er rechnet, dem kausalen Zusammenhang und der geometrischen Konstruktion des physischen Hergangs gänzlich entfremdet: er steckt in lauter abstrakten Zahlenbegriffen. Das Resultat aber sagt nie mehr als Wieviel; nie Was. (Anm. Schopenhauers.)

§. 36.

Das Auge wird durch langes Anstarren eines Gegenstandes stumpf und sieht nichts mehr: ebenso wird der Intellekt durch fortgesetztes Denken über dieselbe Sache unfähig, mehr davon zu ergrübeln und zu fassen, stumpf und verwirrt. Man mufs sie verlassen, um wieder darauf zurückzukommen, wo man sie frisch mit deutlichen Umrissen wiederfindet. Daher, wenn Platon im Gastmahl (p. 220) erzählt, dafs Sokrates, im Nachdenken über etwas, das ihm eingefallen, 24 Stunden starr und steif wie eine Bildsäule dagestanden habe, so mufs man hierzu nicht nur *non è vero* sagen, sondern hinzufügen *è mal trovato.* — Aus dieser Ruhebedürftigkeit des Intellekts ist auch dies erklärlich, dafs, wenn wir, nach irgend einer längeren Pause, wie neu und fremd in den alltäglichen Lauf der Dinge dieser Welt schauen und so einen frischen, ganz eigentlich unbefangenen Blick in sie thun, ihr Zusammenhang und ihre Bedeutung uns am reinsten und tiefsten klar wird; so dafs wir alsdann Dinge handgreiflich sehen, von denen wir nur nicht begreifen, wie sie von allen, die sich stündlich darin bewegen, nicht bemerkt werden. Ein solcher heller Augenblick kann demnach einem *lucido intervallo* verglichen werden.

§. 37.

In höherm Sinne sind sogar die Stunden der Begeisterung, mit ihren Augenblicken der Erleuchtung und eigentlichen Konception, nur die *lucida intervalla* des Genies. Demnach könnte man sagen, das Genie wohne nur ein Stockwerk höher, als der Wahnsinn. Aber wirkt doch sogar die Vernunft des Vernünftigen eigentlich nur in *lucidis intervallis:* denn er ist es auch nicht immer. Auch der Kluge ist es nicht jederzeit; selbst der blofs Gelehrte ist es nicht jeden Augenblick: denn bisweilen wird er die ihm geläufigsten Dinge nicht sich zurückrufen und ordentlich zusammenbringen können. Kurzum, *nemo omnibus horis sapit.* Alles dieses scheint auf eine gewisse Flut und Ebbe der Säfte des Gehirns, oder Spannung und Abspannung der Fibern desselben, hinzudeuten.[1])

[1]) Je nachdem die Energie des Geistes gesteigert oder erschlafft ist (infolge des physiologischen Zustandes des Organismus), nimmt er einen Flug in sehr verschiedener Höhe, bisweilen oben im Äther schwebend und die Welt überschauend, bisweilen über die Moräste der Erde streifend, meistens

Wenn nun, bei einer Springflut dieser Art, irgend eine neue und tiefe Einsicht uns plötzlich aufgeht, wobei natürlich unsre Gedanken einen hohen Grad von Lebhaftigkeit erreichen, so wird der Anlafs dazu allemal ein anschaulicher sein, und eine intuitive Einsicht wird jedem grofsen Gedanken zum Grunde liegen. Denn Worte erwecken Gedanken in andern, Bilder in uns.

§. 38.

Dafs man wertvolle eigene Meditationen möglichst bald niederschreiben soll, versteht sich von selbst: vergessen wir doch bisweilen, was wir erlebt, wie viel mehr, was wir gedacht haben. Gedanken aber kommen nicht, wann wir, sondern wann sie wollen. Hingegen, was wir von aufsen fertig empfangen, das blofs Erlernte, was sich auch jedenfalls in Büchern wiederauffinden läfst, ist es besser nicht aufzuschreiben, also keine Collectanea zu machen: denn etwas aufschreiben heifst es der Vergessenheit übergeben. Mit seinem Gedächtnis aber soll man streng und despotisch verfahren, damit es den Gehorsam nicht verlerne, z. B. wenn man irgend eine Sache, oder Vers, oder Wort, sich nicht zurückrufen kann, solches ja nicht in Büchern aufschlagen, sondern das Gedächtnis, wochenlang, periodisch damit quälen, bis es seine Schuldigkeit gethan hat. Denn je länger man sich hat darauf besinnen müssen, desto fester haftet es nachher. Was man so mit vieler Anstrengung aus der Tiefe seines Gedächtnisses heraufgearbeitet hat, wird dann ein andermal viel leichter zu Gebote stehen, als wenn man es mit Hülfe der Bücher wieder aufgefrischt hätte.[1]) — Die Mnemonik hingegen beruht im Grunde darauf, dafs man

zwischen beiden Extremen, aber diesem oder jenem näher! Der Wille vermag dabei nichts. (Anm. Schopenhauers.)

[1]) Das Gedächtnis ist ein kapriziöses und launiges Wesen, einem jungen Mädchen zu vergleichen: bisweilen verweigert es ganz unerwartet was es hundertmal geliefert hat, und bringt es dann später, wenn man nicht mehr daran denkt, ganz von selbst entgegen. — Ein Wort haftet fester im Gedächtnis, wenn man es an ein Phantasma geknüpft hat, als wenn an einen blofsen Begriff. — Es wäre eine schöne Sache, wenn man das, was man gelernt hat, nun ein für allemal und auf immer wüfste: allein dem ist anders: jedes Erlernte mufs von Zeit zu Zeit durch Wiederholung aufgefrischt werden; sonst wird

seinem Witze mehr, als seinem Gedächtnisse zutraut und daher die Dienste dieses jenem überträgt. Er nämlich mufs einem schwer zu Behaltenden ein leicht zu Behaltendes substituieren, um es einst wieder in jenes zurück zu übersetzen. Diese Mnemonik verhält sich aber zum natürlichen Gedächtnis, wie ein künstliches Bein zum wirklichen, und unterliegt, wie alles, dem Napoleonischen Ausspruch: *tout ce qui n'est pas naturel est imparfait.* Es ist dienlich, sich ihrer bei neu erlernten Dingen, oder Worten, anfangs zu bedienen, wie einer einstweiligen Krücke, bis sie dem natürlichen, unmittelbaren Gedächtnis einverleibt sind. Wie unser Gedächtnis es anfange, aus dem oft unabsehbaren Bereich seiner Vorräte, das jedesmal Erforderte sogleich heraus zu finden, wie das bisweilen längere, blinde Suchen danach eigentlich vor sich gehe, wie das zuerst vergeblich Gesuchte meistens wann wir ein ihm anhängendes Fädchen entdecken, sonst aber wohl auch nach ein Paar Stunden, bisweilen aber Tagen, ganz von selbst und ohne Anlafs, wie eingeflüstert, uns kommt, dies alles ist uns selber, die wir dabei thätig sind, ein Rätsel: aber unbezweifelbar scheint mir, dafs diese so subtilen und geheimnisvollen Operationen, bei so ungeheurer Menge und Mannigfaltigkeit des Erinnerungsstoffes, nimmermehr durch ein künstliches und bewufstes Spiel mit Analogien ersetzt werden können, bei denen das natürliche Gedächtnis doch immer wieder das *primum mobile* bleiben mufs, nun aber statt eines gar zwei zu behalten hat, das Zeichen und das Bezeichnete. Jedenfalls kann ein solches künstliches Gedächtnis nur einen verhältnismäfsig sehr geringen Vorrat fassen. — Überhaupt aber giebt es zwei Weisen, auf welche Dinge unserm Gedächtnis eingeprägt werden: nämlich entweder durch Vorsatz, indem wir absichtlich sie memorieren; wobei wir, wenn es blofse Worte, oder Zahlen, sind, uns einstweilen auch mnemonischer Künste bedienen können: oder aber sie prägen sich, ohne unser Zuthun, von selbst ein, vermöge des Eindrucks, den sie auf uns machen; wo wir sie dann auch wohl unvergefslich nennen. Wie man jedoch eine Wunde meistens nicht, indem man sie empfängt, sondern erst später fühlt, so macht mancher Vorgang, oder mancher gehörte

es allmählich vergessen. Da nun aber die blofse Wiederholung langweilt, mufs man immer noch etwas hinzulernen: daher *aut progredi, aut regredi.* (Anm. Schopenhauers.)

oder gelesene Gedanke auf uns einen tiefern Eindruck, als wir sogleich uns bewufst werden: aber später fällt es uns immer wieder ein; wovon die Folge ist, dafs wir es nicht vergessen, sondern es dem System unserer Gedanken einverleibt wird, um zur rechten Stunde hervorzutreten. Dazu gehört offenbar, dafs es uns, in irgend einer Beziehung, interessant sei. Darum aber ist erfordert, dafs man einen lebhaften, das Objektive begierig aufnehmenden, nach Kenntnis und Einsicht strebenden Geist habe. Die überraschende Unwissenheit vieler Gelehrten, in Dingen ihres Faches, hat zum letzten Grunde ihren Mangel an objektivem Interesse für die Gegenstände desselben, daher die solche betreffenden Wahrnehmungen, Bemerkungen, Einsichten u. s. w. keinen lebhaften Eindruck auf sie machen, folglich nicht haften; wie sie denn überhaupt nicht *con amore,* sondern unter Selbstzwang studieren. — An je mehr Dingen nun ein Mensch lebhaftes, objektives Interesse nimmt, desto mehreres wird sich ihm auf diese spontane Weise im Gedächtnis fixieren, daher auch am meisten in der Jugend, wo die Neuheit der Dinge das Interesse an ihnen erhöht. Diese zweite Weise ist viel sicherer, als die erste, und wählt zudem, ganz von selbst, das uns Wichtige aus; wiewohl sie, bei Stumpfköpfen, sich auf persönliche Angelegenheiten beschränken wird.

§. 39.

Die Qualität unserer Gedanken (ihr formeller Wert) kommt von innen: aber ihre Richtung, und dadurch ihr Stoff, von aufsen; so dafs, was wir in jedem gegebenen Augenblicke denken, das Produkt zweier grundverschiedener Faktoren ist. Demnach sind für den Geist die Objekte nur das, was das Plektron für die Lyra: daher die grofse Verschiedenheit der Gedanken, welche derselbe Anblick in verschiedenen Köpfen erregt. Wann, als ich noch in den Blütejahren meines Geistes und im Kulminationspunkte seiner Kräfte stand, durch günstige Umstände die Stunde herbeigeführt wurde, wo das Gehirn die höchste Spannung hatte, so mochte mein Auge treffen auf welchen Gegenstand es wollte, — er redete Offenbarungen zu mir und es entspann sich eine Reihe von Gedanken, welche wert waren, aufgeschrieben zu werden und es wurden. Aber im Fortgang des Lebens, zumal in den Jahren der abnehmenden Kräfte, sind jene Stunden immer seltener geworden: denn das Plektron sind zwar die Objekte,

aber die Lyra ist der Geist. Ob diese wohlgestimmt und hochgestimmt sei, das begründet den grofsen Unterschied der in jedem Kopfe sich darstellenden Welt. Wie nun dieses von physiologischen und anatomischen Bedingungen abhängt, so hält andrerseits das Plektron der Zufall in der Hand, indem er die Gegenstände, die uns beschäftigen sollen, herbeiführt. Allein hier ist doch noch ein grofser Teil der Sache in unsre Willkür gestellt, indem wir denselben, wenigstens zum Teil, beliebig bestimmen können, mittelst der Gegenstände, mit denen wir uns beschäftigen, oder umgeben. Hierauf sollten wir daher einige Sorgfalt verwenden und mit methodischer Absichtlichkeit verfahren. Die Anweisung zu einer solchen giebt uns Locke's vortreffliches Büchelchen *on the conduct of the understanding* (über die Leitung des Verstandes). Gute, ernste Gedanken, über würdige Gegenstände, lassen sich jedoch nicht zu jeder Zeit willkürlich heraufbeschwören: alles, was wir thun können, ist, ihnen den Weg frei zu halten, durch Verscheuchung aller futilen, läppischen, oder gemeinen Ruminationen und Abwendung von allen Flausen und Possen. Man kann daher sagen, dafs, um etwas Gescheites zu denken, das nächste Mittel sei, nichts Abgeschmacktes zu denken. Man lasse den guten Gedanken nur den Plan frei: sie werden kommen. Ebendeshalb soll man auch nicht, in jedem unbeschäftigten Augenblick, sogleich nach einem Buche greifen, sondern lasse es doch einmal stille werden im Kopf: dann kann sich leicht etwas Gutes darin erheben. Sehr richtig ist die von Riemern, in seinem Buche über Goethe, gemachte Bemerkung, dafs die eigenen Gedanken fast nur im Gehen oder Stehen, höchst selten im Sitzen kommen. Weil nun also überhaupt der Eintritt lebhafter, eindringender, wertvoller Gedanken mehr die Folge günstiger innerer, als äufserer Bedingungen ist, so ist hieraus erklärlich, dafs von dergleichen Gedanken meistens mehrere, ganz verschiedene Gegenstände betreffende, sich schnell hinter einander, oft sogar beinahe zugleich einstellen, in welchem Falle sie sich kreuzen und beeinträchtigen, wie die Krystalle einer Druse, ja es uns gehen kann, wie dem, der zwei Hasen zugleich verfolgt.

§. 40.

Wie sehr beschränkt und dürftig der normale menschliche Intellekt sei und wie gering die Klarheit des Bewufst-

seins, läfst sich daran ermessen, dafs, ungeachtet der ephemeren Kürze des in endlose Zeit hineingeworfenen Menschenlebens, der Mifslichkeit unsers Daseins, der zahllosen, sich überall aufdringenden Rätsel, des bedeutsamen Charakters so vieler Erscheinungen und dabei des durchweg Ungenügenden des Lebens, — dennoch nicht alle beständig und unablässig philosophieren, ja nicht einmal viele, oder auch nur einige, nur wenige; nein, nur hin und wieder einer, nur die gänzlichen Ausnahmen. — Die übrigen leben in diesem Traum dahin, nicht so gar viel anders, als die Tiere, von denen sie sich am Ende nur durch die Vorsorge auf einige Jahre im voraus unterscheiden. Für das sich bei ihnen etwa meldende metaphysische Bedürfnis ist von oben und zum voraus gesorgt, durch die Religionen; und diese, wie sie auch seien, genügen. — Indessen könnte es doch sein, dafs im Stillen viel mehr philosophiert wird, als es den Anschein hat; wenn es gleich auch danach ausfallen mag. Denn wahrhaftig eine mifsliche Lage ist die unsrige! eine Spanne Zeit zu leben, voll Mühe, Not, Angst und Schmerz, ohne im mindesten zu wissen, woher, wohin und wozu, und dabei nun noch die Pfaffen aller Farben, mit ihren respektiven Offenbarungen über die Sache, nebst Drohungen gegen Ungläubige.

§. 41.

Fast möchte man glauben, dafs die Hälfte alles unsers Denkens ohne Bewufstsein vor sich gehe. Meistens kommt die Konklusion, ohne dafs die Prämissen deutlich gedacht worden. Dies ist schon daraus abzunehmen, dafs bisweilen eine Begebenheit, deren Folgen wir keineswegs absehen, noch weniger ihren etwaigen Einflufs auf unsere eigenen Angelegenheiten deutlich ermessen können, dennoch auf unsere ganze Stimmung einen unverkennbaren Einflufs ausübt, indem sie solche ins Heitere, oder auch ins Traurige, verändert: das kann nur die Folge einer unbewufsten Rumination sein. Noch ersichtlicher ist diese in folgendem. Ich habe mich mit den faktischen Datis einer theoretischen, oder praktischen Angelegenheit bekannt gemacht: oft nun wird, ohne dafs ich wieder daran gedacht hätte, nach einigen Tagen, das Resultat, wie nämlich die Sache sich verhalte, oder was dabei zu thun sei, mir ganz von selbst in den Sinn kommen, und deutlich vor mir stehen; wobei die Operation, durch die es

zustande gekommen, mir so verdeckt bleibt, wie die einer Rechenmaschine: es ist eben eine unbewufste Rumination gewesen. Ebenso, wann ich kürzlich über ein Thema etwas geschrieben, dann aber mich der Sache entschlagen habe, fällt mir bisweilen, während ich durchaus nicht daran dachte, ein Zusatz dazu ein. Desgleichen kann ich nach einem Namen, der mir entfallen ist, Tage lang in meinem Gedächtnis suchen: dann aber, während ich gar nicht daran denke, fällt er mir plötzlich ein, wie zugeflüstert. Ja unsre besten, sinnreichsten und tiefsten Gedanken treten plötzlich ins Bewufstsein, wie eine Inspiration und oft sogleich in Form einer gewichtigen Sentenz. Offenbar aber sind sie Resultate langer, unbewufster Meditation und zahlloser, oft weit zurück liegender, im einzelnen vergessener Apperçüs. Ich verweise hier auf das, was ich in meinem Hauptwerk, Bd. 2, Kap. 14, S. 148 (3. Aufl.), schon hierüber beigebracht habe.[1]) — Beinahe möchte man es wagen, die physiologische Hypothese aufzustellen, dafs das bewufste Denken auf der Oberfläche des Gehirns, das unbewufste im Innern seiner Marksubstanz vor sich gehe.

[1]) „Vergleichen wir“, sagt Schopenhauer, „unser Bewufstsein mit einem Wasser von einiger Tiefe, so sind die deutlich bewufsten Gedanken blofs die Oberfläche: die Masse hingegen ist das Undeutliche, die Gefühle, die Nachempfindung der Anschauungen und des Erfahrenen überhaupt, versetzt mit der eigenen Stimmung unseres Willens, welcher der Kern unseres Wesens ist. Die Masse des ganzen Bewufstseins ist nun, mehr oder weniger, nach Mafsgabe der intellektuellen Lebendigkeit, in steter Bewegung, und was infolge dieser auf die Oberfläche steigt, sind die klaren Bilder der Phantasie, oder die deutlichen, bewufsten, in Worten ausgedrückten Gedanken und die Beschlüsse des Willens. Selten liegt der ganze Prozefs unseres Denkens und Beschliefsens auf der Oberfläche . . .: gewöhnlich aber geschieht in der dunkeln Tiefe die Rumination des von aufsen erhaltenen Stoffes, durch welche er zu Gedanken umgearbeitet wird; und sie geht beinahe so unbewufst vor sich, wie die Umwandlung der Nahrung in die Säfte und Substanz des Leibes. Daher kommt es, dafs wir oft vom Entstehen unserer tiefsten Gedanken keine Rechenschaft geben können: sie sind die Ausgeburt unseres geheimnisvollen Innern. Urteile, Einfälle, Beschlüsse steigen unerwartet und zu unserer eigenen Verwunderung aus jener Tiefe auf.“

§. 42.

Bei der Monotonie und daraus entspringenden Schalheit des Lebens, würde man, nach einer beträchtlichen Dauer desselben, es unerträglich langweilig finden; wenn nicht das beständige Fortschreiten der Erkenntnis und Einsicht, im ganzen und grofsen, und das immer bessere und deutlichere Verständnis aller Dinge und Verhältnisse, noch immer seinen Fortgang hätte, teils als Frucht der Reife und Erfahrung, teils auch infolge der Veränderungen, welche wir selbst, durch die verschiedenen Lebensalter, erleiden und dadurch gewissermafsen auf einen immer neuen Gesichtspunkt gestellt werden, von welchem aus die Dinge uns noch nicht erkannte Seiten zeigen und anders erscheinen; wodurch denn, trotz der Abnahme der Intensität der Geisteskräfte, das *dies diem docet* noch immer unermüdlich anhält und einen stets neuen Reiz über das Leben verbreitet, indem das Identische stets als ein anderes und neues sich darstellt. Daher hat jeder irgend denkende Alte das Solonische γηρασκω δ' αει πολλα διδασκομενος[1] zu seinem Wahlspruch.

Nebenbei leistet uns, zu allen Zeiten, denselben Dienst der vielfache Wechsel unsrer Stimmung und Laune, vermöge dessen wir die Dinge täglich in einem andern Lichte erblicken: auch er verringert die Monotonie unsers Bewufstseins und Denkens, indem er auf dasselbe wirkt, wie auf eine schöne Gegend die stets sich ändernde Beleuchtung, mit ihren unerschöpflich mannigfaltigen Lichteffekten, infolge welcher die hundertmal gesehene Landschaft uns aufs neue entzückt. So erscheint einer veränderten Stimmung das Bekannte neu und erweckt neue Gedanken und Ansichten.

§. 43.

Wer a posteriori, also durch Versuche, etwas ausmachen will, das er a priori einsehen und entscheiden könnte, z. B. die Notwendigkeit einer Ursache zu jeder Veränderung, oder mathematische Wahrheiten, oder auf Mathematik zurückführbare Sätze aus der Mechanik, Astronomie, oder selbst solche, die aus sehr bekannten und unbezweifelbaren Naturgesetzen folgen, — der macht sich verächtlich. Ein schönes Beispiel dieser Art geben unsere neuesten, von der Chemie ausgehenden Materialisten, deren höchst einseitige Gelehr-

[1]) Ich werde alt, lerne aber immer noch vieles.

samkeit mich schon anderwärts zu der Bemerkung veranlafst hat, dafs blofse Chemie wohl zum Apotheker, aber nicht zum Philosophen befähige. (Vergl. die Vorrede zu der Schrift „über den Willen in der Natur“, 3. Aufl., S. VI.) Diese nämlich glauben auf empirischem Wege eine neue Entdeckung gemacht zu haben an der vor ihnen tausendmal ausgesprochenen Wahrheit a priori, dafs die Materie beharrt, verkünden diese kühn, der Welt, die davon nichts wisse, zum Trotz, und beweisen sie redlich, auf empirischem Wege. („Den Beweis dafür konnten uns erst unsere Wagen und Retorten liefern“, sagt Herr Dr. Louis Büchner in seinem Buch „Kraft und Stoff“, 3. Aufl. 1856, S. 17, welches das naive Echo dieser Schule ist.) Dabei aber sind sie so verzagt oder unwissend, dafs sie nicht das hier allein richtige und gültige Wort „Materie“, sondern das ihnen vertrautere „Stoff“ gebrauchen und daher den Satz a priori: „die Materie beharrt, daher ihr Quantum nie vermehrt, noch vermindert werden kann“ so ausdrücken: „der Stoff ist unsterblich“, und dabei sich neu und grofs fühlen, *scilicet* in ihrer neuen Entdeckung: denn dafs seit Jahrhunderten, ja seit Jahrtausenden disputiert wird über den Vorrang und das Verhältnis der beharrenden Materie zur stets vorhandenen Form ist solchen Leutchen natürlich unbekannt: sie kommen *quasi modo geniti*[1]) und leiden stark an der ὀψιμαθια[2]), welche Gellius (XI, 7) beschreibt als *vitium serae eruditionis*; *ut, quod nunquam didiceris, diu ignoraveris, cum id scire aliquando coeperis, magni facias quo in loco cunque et quacunque in re dicere*[3]). Wenn doch jemand, dem die Natur Geduld verliehen hat, sich die Mühe geben wollte, diesen Apothekerburschen und Barbiergesellen, die, aus ihren chemischen Garküchen kommend, von nichts wissen, den Unterschied beizubringen zwischen Materie und Stoff, welcher letztere schon die qualifizierte Materie, d. h. die Verbindung der Materie mit der Form ist, welche sich auch wieder trennen könnten, dafs mithin das Beharrende allein

[1]) Wie die neu geborenen Kindlein (1. Petri 2, 2).

[2]) Das im spätern Alter erworbene Wissen.

[3]) Der Fehler einer spät erworbenen Gelehrsamkeit: nämlich dafs du das, was du früher niemals gelernt, lange nicht gewufst und einmal angefangen hast zu begreifen, für so wichtig hältst, um es überall und bei jeder Gelegenheit zu sagen.

die Materie ist, nicht der Stoff, welcher möglicherweise immer noch ein anderer werden kann, — eure 60 chemischen Grundstoffe nicht ausgenommen. Die Unzerstörbarkeit der Materie ist nie durch Experimente auszumachen; daher wir darüber ewig ungewifs bleiben müfsten, wenn sie nicht a priori feststände. Wie gänzlich und entschieden die Erkenntnis der Unzerstörbarkeit der Materie und ihres Wanderns durch alle Formen, a priori und also von aller Erfahrung unabhängig sei, bezeugt eine Stelle im Shakespeare, der doch gewifs blutwenig Physik und überhaupt nicht viel wufste, jedoch den Hamlet in der Totengräberscene (Akt 5, Sc. 1) sagen läfst:

Der grofse Cäsar, tot und Lehm geworden,
Verstopft ein Loch wohl vor dem rauhen Norden.
O dafs die Erde, der die Welt gebebt,
Vor Wind und Wetter eine Wand verklebt.

Er macht also schon dieselbe Applikation jener Wahrheit, welche unsere heutigen Materialisten aus der Apotheke und dem Kliniko oft aufgetischt haben, indem sie sichtlich sogar sich etwas darauf zu gute thun und dabei, wie oben gezeigt, solche für ein Resultat der Empirie halten. — Wer hingegen, umgekehrt, a priori darthun will, was sich allein a posteriori, aus der Erfahrung, wissen läfst, der charlatanisiert und macht sich lächerlich. Warnende Beispiele dieses Fehlers haben Schelling und die Schellingianer geliefert, wenn sie, wie damals jemand es sehr artig ausgedrückt hat, a priori nach einem a posteriori gesteckten Ziele schossen. Schelling's Leistungen in dieser Art und Kunst wird man am deutlichsten aus seinem „Ersten Entwurf einer Naturphilosophie“ kennen lernen. Daselbst springt es in die Augen, dafs er, im Stillen und ganz empirisch, aus der uns vorliegenden Natur allgemeine Wahrheiten sich abstrahiert und danach einige Ausdrücke ihrer Beschaffenheit im ganzen geformelt hat. Mit diesen tritt er auf, als mit a priori gefundenen Prinzipien der Denkbarkeit einer Natur überhaupt, aus denen er sodann den vorgefundenen und ihnen eigentlich zum Grunde liegenden Thatbestand glücklich wieder ableitet und demnach seinen Schülern beweist, dafs die Natur nichts anderes sein könne, als sie ist:

„Der Philosoph, der tritt herein
Und beweist euch, es müfst' so sein.“

Als belustigendes Beispiel dieser Art lese man, auf S. 96, 97 des besagten Buches, die Deduktion a priori der unorganischen Natur und der Schwere. Mir ist dabei, wie wenn ein Kind mir Taschenspielerstückchen macht und ich deutlich sehe, wie es die Kügelchen unter den Becher praktiziert, woselbst sie zu finden ich nachher erstaunen soll. — Nach solchem Vorgange des Meisters wird es uns nicht wundern, seine Schüler noch lange auf demselben Wege anzutreffen, und zu sehen, wie sie aus vagen, empirisch aufgegriffenen Begriffen, z. B. Eiform, Kugelform, und nach willkürlich gefafsten, schielenden Analogien, wie Eitiere, Rumpftiere, Bauchtiere, Brusttiere, und ähnlichen Flausen mehr, das Verfahren der Natur a priori ableiten wollen; während man ihren ernsthaften Deduktionen deutlich ansieht, dafs sie stets nach dem allein gewissen Aposteriori hinüberschielen und dennoch der Natur oft schreiende Gewalt anthun, um sie nach jenen Grillen zu modeln. — Wie würdig stehen ihnen gegenüber die Franzosen da, mit ihrer redlichen Empirie, eingeständlich bestrebt, nur von der Natur zu lernen und ihren Gang zu erforschen, nicht aber ihr Gesetze vorzuschreiben. Blofs auf dem Wege der Induktion haben sie ihre so tief gefafste, wie treffende Einteilung des Tierreichs gefunden, welche die Deutschen nicht einmal zu schätzen verstehen, sie daher in den Hintergrund schieben, um ihre eigene Originalität, durch sonderbare und schiefe Einfälle, wie die oben erwähnten, an den Tag zu legen, worüber sie sich dann unter einander bewundern, — diese scharfsinnigen und gerechten Beurteiler geistiger Verdienste. Welch' ein Glück unter einer solchen Nation geboren zu sein!

§. 44.

Es ist ganz natürlich, dafs wir gegen jede neue Ansicht, über deren Gegenstand wir irgend ein Urteil uns schon festgestellt haben, uns abwehrend und verneinend verhalten. Denn sie dringt feindlich in das vorläufig abgeschlossene System unserer Überzeugungen, erschüttert die dadurch erlangte Beruhigung, mutet uns neue Bemühungen zu und erklärt alte für verloren. Demgemäfs ist eine uns von Irrtümern zurückbringende Wahrheit einer Arznei zu vergleichen, sowohl durch ihren bittern und widerlichen Geschmack, als auch dadurch, dafs sie nicht im Augenblick des Einnehmens, sondern erst nach einiger Zeit ihre Wirkung äufsert.

Sehen wir also schon das Individuum hartnäckig im Festhalten seiner Irrtümer, so ist es die Masse und Menge der Menschen noch viel mehr: an ihren einmal gefafsten Meinungen können Erfahrung und Belehrung sich Jahrhunderte lang vergeblich abarbeiten. Daher giebt es denn auch gewisse allgemein beliebte und fest accreditierte, täglich von Unzählbaren mit Selbstgenügen nachgesprochene Irrtümer, von denen ich ein Verzeichnis angefangen habe, welches fortzuführen ich andere bitte.

1. Selbstmord ist eine feige Handlung.
2. Wer anderen mifstraut ist selbst unredlich.
3. Verdienst und Genie sind aufrichtig bescheiden.
4. Die Wahnsinnigen sind überaus unglücklich.
5. Die Philosophie läfst sich nicht lernen, sondern nur das Philosophieren. (Ist das Gegenteil der Wahrheit.)
6. Es ist leichter eine gute Tragödie, als eine gute Komödie zu schreiben.
7. Das dem Baco von Verulam Nachgesprochene: Ein wenig Philosophie führt von Gott ab; ein vieles zu ihm zurück.
8. *Knowledge is power*. Den Teufel auch! Einer kann sehr viel Kenntnis haben, ohne darum die mindeste Macht zu besitzen, während ein anderer die höchste Gewalt hat, bei blutwenigen Kenntnissen. Daher spricht Herodot sehr richtig das Gegenteil jenes Satzes aus: *ἐχθιστη δε ὀδυνη ἐστι των ἐν ἀνθρωποισι αὐτη, πολλα φρονεοντα μηδενος κρατεειν*[1]) (IX, 16). — Dafs hin und wieder einem seine Kenntnisse Gewalt über andere geben, z. B. wenn er ihr Geheimnis weifs, oder sie nicht hinter das seinige kommen können u. s. w., berechtigt noch nicht zu jenem Ausspruch.

Die meisten derselben sagen sie einander nur so nach, ohne sonderlich viel dabei zu denken, und blofs, weil sie, als sie solche zuerst vernahmen, gefunden haben, dafs sie gar weise klängen.

§. 45.

Wie hart und erstarrt die Denkungsart des grofsen Haufens sei und wie schwer ihr beizukommen, kann man

[1]) Der bitterste Kummer auf der ganzen Welt ist, bei vieler Einsicht keine Gewalt zu haben.

besonders auf Reisen beobachten. Denn wer das Glück hat mehr mit Büchern, als mit Menschen leben zu dürfen, hat immer nur die leichte Mitteilung der Gedanken und Erkenntnisse, nebst der schnellen Aktion und Reaktion der Geister auf einander vor Augen; wobei er leicht vergifst, wie ganz anders es in der so zu sagen allein wirklichen Menschenwelt hergeht, und am Ende gar vermeint, jede gewonnene Einsicht gehöre sogleich der Menschheit an. Man braucht aber nur einen Tag auf der Eisenbahn weiter gefahren zu sein, um zu bemerken, dafs da, wo man jetzt sich befindet, gewisse Vorurteile, Wahnbegriffe, Sitten, Gebräuche und Kleidungen herrschen, ja seit Jahrhunderten sich erhalten, welche dort, wo man gestern gewesen, unbekannt sind. Ist es doch mit den Provinzialdialekten nicht anders. Hieraus kann man abnehmen, wie weit die Kluft ist zwichen dem Volk und den Büchern, und wie langsam, wenn auch sicher, die erkannten Wahrheiten zum Volke gelangen, weshalb, in Hinsicht auf die Schnelligkeit der Fortpflanzung, dem physischen Lichte nichts unähnlicher ist, als das geistige.

Dies alles kommt daher, dafs der grofse Haufe gar wenig denkt; weil ihm Zeit und Übung hierzu mangelt. So aber bewahrt er zwar seine Irrtümer sehr lange, ist dagegen aber auch nicht, wie die gelehrte Welt, eine Wetterfahne der gesamten Windrose täglich wechselnder Meinungen. Und dies ist sehr glücklich: denn die grofse, schwere Masse sich in rascher Bewegung vorzustellen, ist ein schrecklicher Gedanke, zumal wenn man dabei erwägt, was alles sie bei ihren Wendungen fortreifsen und umstofsen würde.

§. 46.

Das Begehren nach Kenntnissen, wenn auf das allgemeine gerichtet, heifst Wifsbegier; wenn auf das einzelne, Neugier. — Knaben zeigen meistens Wifsbegier; kleine Mädchen blofse Neugier, diese aber in stupendem Grade und oft mit widerwärtiger Naivetät. Die dem weiblichen Geschlechte eigentümliche Richtung auf das einzelne, bei Unempfänglichkeit für das allgemeine, kündigt sich hierin schon an.

§. 47.

Ein glücklich organisierter, folglich mit feiner Urteilskraft ausgestatteter Kopf hat zwei Vorzüge. Erstlich diesen, dafs von allem, was er sieht, erfährt und liest, das Wichtige

und Bedeutsame sich bei ihm ansetzt und von selbst sich seinem Gedächtnisse einprägt, um einst hervorzukommen, wann es gebraucht wird; während die übrige Masse wieder abfliefst. Sein Gedächtnis gleicht demnach einem feinen Siebe, welches nur die gröfsern Stücke aufbewahrt: andere gleichen groben Sieben, welche alles durchlassen, bis auf das zufällig darin Bleibende. Der zweite, dem erstern verwandte Vorzug eines solchen Geistes ist, dafs ihm jedesmal das zu einer Sache Gehörige, ihr Analoge, oder sonst Verwandte, läge es auch noch so fern, zur rechten Zeit einfällt. Dies beruht darauf, dafs er an den Dingen das eigentlich Wesentliche auffafst, wodurch er, auch in den sonst verschiedensten, das Identische und daher Zusammengehörige sogleich erkennt.

§. 48.

Der Verstand ist keine extensive, sondern eine intensive Gröfse: daher kann hierin einer es getrost gegen Zehntausend aufnehmen und giebt eine Versammlung von tausend Dummköpfen noch keinen gescheiten Mann.

§. 49.

Was den leidigen Alltagsköpfen, von denen die Welt vollgepfropft ist, eigentlich abgeht, sind zwei nahe verwandte Fähigkeiten, nämlich die, zu urteilen, und die, eigene Gedanken zu haben. Aber beide fehlen ihnen in einem Grade, von welchem wer nicht zu ihnen gehört sich nicht leicht einen Begriff macht und eben deshalb auch nicht von der Trübseligkeit ihrer Existenz, dem *fastidio sui*, *quo laborat omnis stultitia.* Aus jenem Mangel aber erklärt sich einerseits die Armseligkeit aller der Schreiberei, bei allen Nationen, die sich, bei den Mitlebenden, für ihre Litteratur ausgiebt, und andererseits das Schicksal des Echten und Wahren, bei seinem Auftreten unter solchen Leuten. Alles wirkliche Dichten und Denken nämlich ist gewissermafsen ein Versuch, den kleinen Leuten einen grofsen Kopf aufzusetzen: kein Wunder, dafs er nicht gleich gelingt. Der Genufs, den ein Schriftsteller gewährt, verlangt immer einen gewissen Einklang zwischen seiner Denkweise und der des Lesers und wird um so gröfser sein, je vollkommner derselbe ist; daher ein grofser Geist ganz und vollkommen nur von einem anderen grofsen Geiste genossen wird. Eben hierauf beruht denn auch der Ekel und Widerwille, den schlechte, oder mediocre Schrift-

steller denkenden Köpfen erregen: sogar wirkt die Konversation mit den meisten Menschen ebenso; bei jedem Schritte fühlt man das Unzulängliche und die Disharmonie.

Doch sei, bei dieser Gelegenheit, die Warnung eingeschaltet, dafs man nicht einen neuen, vielleicht wahren Ausspruch oder Gedanken, gering schätze, weil man ihn in einem schlechten Buche findet, oder aus dem Munde eines Dummkopfs vernimmt. Jenes hat ihn gestohlen, dieser ihn aufgeschnappt; was sie freilich verhehlen. Sodann kommt noch hinzu, was das spanische Sprichwort sagt: *mas sabe el necio en su casa, que el cuerdo en la ajena* („in seinem Hause weifs der Narr besser Bescheid, als der Kluge in einem fremden“): also, in seinem Fache weifs jeder mehr als wir. Endlich ist bekannt, dafs auch die blinde Henne bisweilen ein Körnchen findet; sogar aber ist wahr, dafs *il y a un mystère dans l'esprit des gens qui n'en ont pas.* Daher also:

Πολλακι και κηπωρος ἀνηρ μαλα καιριον εἰπε.[1])

Auch geschieht es wohl, dafs man eine Bemerkung oder Erfahrung vor langer Zeit einmal von einem unbedeutenden und ungelehrten Menschen vernommen, sie seitdem aber doch nicht wieder vergessen hat, nun aber, jener Quelle halber, geneigt ist, sie gering zu schätzen, oder sie, als eine wohl längst und allgemein bekannte Sache anzusehen: dann frage man sich, ob man sie in jener langen Zeit jemals wieder gehört, oder auch gelesen habe: wann dies nicht der Fall ist, so halte man sie in Ehren. — Würde man einen Diamanten gering schätzen, weil man ihn etwa aus einem Misthaufen herausgescharrt hätte?

§. 50.

Es kann kein musikalisches Instrument geben, das nicht dem reinen Tone, welcher aus den Schwingungen der Luft allein besteht, noch einen fremdartigen Zusatz beimischte, infolge der Schwingungen seines eigenen Stoffes, welche ja, durch ihren Impuls, die der Luft allererst hervorbringen und ein unwesentliches Nebengeräusch verursachen, wodurch eben jeder Ton das ihm spezifisch Eigene erhält, also das, was z. B. den der Geige von dem der Flöte unterscheidet. Allein je geringer diese unwesentliche Beimischung ist, desto reiner

[1]) Auch ein Gärtner sagt oft etwas recht Treffendes.

ist der Ton: daher eben hat die menschliche Stimme den reinsten; weil dem natürlichen Werkzeuge es kein künstliches gleichthut. Ebenso nun kann kein Intellekt sein, der nicht dem Wesentlichen und rein Objektiven der Erkenntnis ein diesem fremdes Subjektives, aus der den Intellekt tragenden und bedingenden Persönlichkeit Entspringendes, also etwas Individuelles, beimischte, wodurch denn jenes allemal verunreinigt wird. Der Intellekt, bei welchem dieser Einflufs am geringsten ist, wird am reinsten objektiv, mithin der vollkommenste sein. Dafs, infolge hiervon, seine Produktionen fast nur das enthalten und wiedergeben, was an den Dingen jeder Intellekt gleichmäfsig auffafst, also das rein Objektive, ist eben der Grund, warum sie jeden, sobald er sie nur versteht, ansprechen. Daher habe ich gesagt, dafs die Genialität in der Objektivität des Geistes bestehe. Jedoch ein absolut objektiver, mithin vollkommen reiner Intellekt ist so unmöglich, wie ein absolut reiner Ton: dieser nicht, weil doch die Luft nicht von selbst in Schwingungen geraten kann, sondern irgendwie impelliert werden mufs; jener nicht, weil nicht ein Intellekt für sich bestehen, sondern nur als Werkzeug eines Willens auftreten kann oder (real zu reden) ein Gehirn nur als Teil eines Organismus möglich ist. Ein unvernünftiger, ja blinder Wille, der sich als Organismus darstellt, ist die Basis und Wurzel eines jeden Intellekts; daher die Mangelhaftigkeit eines jeden und die Züge von Thorheit und Verkehrtheit, ohne welche kein Mensch ist. Also auch hier: „kein Lotus ohne Stengel", und sagt Goethe:

> Noch spukt der Babylon'sche Turm,
> Sie sind nicht zu vereinen!
> Ein jeder Mann hat seinen Wurm,
> Kopernikus den seinen.

Zu den Verunreinigungen der Erkenntnis durch die ein für allemal gegebene Beschaffenheit des Subjekts, die Individualität, kommen nun noch die direkt aus dem Willen und seiner einstweiligen Stimmung, also aus dem Interesse, den Leidenschaften, den Affekten des Erkennenden hervorgehenden. Um ganz zu ermessen, wie sehr viel Subjektives unsrer Erkenntnis beigegeben ist, müfste man öfter einen und denselben Vorgang mit den Augen zweier verschieden gesinnter und verschieden beteiligter Leute sehen. Da dies nicht

angeht, mufs uns die Beobachtung genügen, wie sehr verschieden uns selber, zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Stimmungen und bei verschiedenen Anlässen, dieselben Personen und Gegenstände sich darstellen.

Allerdings wäre es ein herrliches Ding um unseren Intellekt, wenn er für sich bestände, also ursprüngliche und reine Intelligenz wäre und nicht ein blofs sekundäres Vermögen, welches notwendig auf einem Willen wurzelt, vermöge dieser Basis aber eine Verunreinigung fast aller seiner Erkenntnisse und Urteile zu erleiden hat. Denn, wäre dies nicht, so könnte er ein reines Organ der Erkenntnis und Wahrheit sein. Allein wie es jetzt steht, wie selten werden wir da ganz klar sehen in einer Sache, bei der wir irgendwie interessiert sind! Es ist kaum möglich: denn bei jedem Argument und jedem hinzukommenden Datum spricht sogleich der Wille mit, und zwar ohne dafs man seine Stimme von der des Intellekts selbst unterscheiden könnte, indem ja beide zu einem Ich verschmolzen sind. Am deutlichsten wird dies, wenn wir den Ausgang einer uns angelegenen Sache prognosticieren wollen: da verfälscht das Interesse fast jeden Schritt des Intellekts, bald als Furcht, bald als Hoffnung. Es ist kaum möglich dabei klar zu sehen: denn der Intellekt gleicht dann einer Fackel, bei der man lesen soll, während der Nachtwind sie heftig bewegt. Dieserhalb eben ist, unter sehr erregenden Umständen, ein treuer und aufrichtiger Freund von unschätzbarem Wert; weil er, selbst unbeteiligt, die Dinge sieht wie sie sind; während sie unserm Blicke durch die Gaukelei der Leidenschaften verfälscht sich darstellen. — Ein richtiges Urteil über geschehene, ein richtiges Prognostikon über kommende Dinge können wir nur dann haben, wann sie uns gar nicht angehen, also unser Interesse durchaus unberührt lassen: denn aufserdem sind wir nicht unbestochen, vielmehr ist unser Intellekt vom Willen infiziert und inquiniert, ohne dafs wir es merken. Daraus und nächstdem aus der Unvollständigkeit oder gar Verfälschung der Data erklärt es sich, dafs Leute von Kopf und Kenntnissen, im Vorhersagen des Ausgangs politischer Angelegenheiten, bisweilen *toto coelo* irren.

Bei Künstlern, Dichtern und Schriftstellern überhaupt gehört zu den subjektiven Verunreinigungen des Intellekts auch das, was man die Zeitideen, heutzutage das „Zeit-

bewufstsein", zu nennen pflegt, also gewisse im Schwange stehende Ansichten und Begriffe. Der mit ihrer Farbe getünchte Schriftsteller hat sich von ihnen imponieren lassen, statt sie zu übersehen und abzuweisen. Wann nun, nach einer kürzeren oder längeren Reihe von Jahren, jene Ansichten gänzlich verschwunden und verschollen sind; da entbehren seine noch aus jener Zeit vorhandenen Werke der Stütze, die sie an ihnen hatten, und oft erscheinen sie dann unbegreiflich abgeschmackt, jedenfalls aber wie ein alter Kalender. Nur der ganz echte Dichter, oder Denker, ist über alle solche Einflüsse erhaben. Schiller sogar hatte in die Kritik der praktischen Vernunft hineingesehen, und sie hatte ihm imponiert: aber Shakespeare hatte nur in die Welt hineingesehen. Darum finden wir, in allen seinen Schauspielen, am deutlichsten aber in den englisch-historischen, die Personen durchgängig durch die Motive des Eigennutzes, oder der Bosheit, in Bewegung gesetzt; mit wenigen und nicht zu grell abstechenden Ausnahmen. Denn Menschen wollte er im Spiegel der Dichtkunst zeigen, nicht moralische Karikaturen: darum erkennt sie jeder im Spiegel, und seine Werke leben, heute und immerdar. Die Schillerschen Personen im Don Carlos kann man ziemlich scharf in weifse und schwarze, in Engel und Teufel, einteilen. Schon jetzt erscheinen sie sonderbar: was wird es erst über 50 Jahre sein!

§. 51.

Das Leben der Pflanzen geht auf im blofsen Dasein: demnach ist sein Genufs ein rein und absolut subjektives, dumpfes Behagen. Bei den Tieren tritt Erkenntnis hinzu: doch bleibt sie gänzlich auf Motive, und zwar die nächsten, beschränkt. Daher finden auch sie im blofsen Dasein ihre volle Befriedigung, und es reicht zu, ihr Leben auszufüllen. Sie können demnach viele Stunden ganz unthätig zubringen, ohne Unbehagen, oder Ungeduld zu empfinden; obschon sie nicht denken, sondern blofs anschauen. Nur in den allerklügsten Tieren, wie Hunden und Affen, macht sich schon das Bedürfnis der Beschäftigung, und somit die Langeweile fühlbar; daher sie gern spielen, auch wohl sich mit Gaffen nach den Vorübergehenden unterhalten; wodurch sie schon in eine Klasse mit den menschlichen Fenstergaffern treten, die uns aller Orten entgegenstarren, aber nur

wann man merkt, dafs diese Menschen Studenten sind, eigentliche Indignation erregen.

Erst im Menschen hat die Erkenntnis, — d. i. das Bewufstsein von anderen Dingen, im Gegensatz des blofsen Selbstbewufstseins, — einen hohen Grad erreicht und ist, durch Eintritt der Vernunft, bis zur Besonnenheit gestiegen. Infolge hiervon kann sein Leben, neben dem blofsen Dasein, auch durch das Erkennen als solches ausgefüllt werden, welches gewissermafsen ein zweites Dasein, aufserhalb der eigenen Person, in anderen vorhandenen Wesen und Dingen, ist. Allein auch bei ihm beschränkt das Erkennen sich meistenteils auf Motive, jedoch mit Inbegriff der entfernten, welche, wenn in gröfseren Massen umfafst, „nützliche Kenntnisse" heifsen. Hingegen gelangt in ihm das freie, d. h. das zwecklose, Erkennen meistens nicht weiter, als Neugier und Bedürfnis der Kurzweil es treiben, ist jedoch in jedem Menschen, wenigstens so weit, vorhanden. Inzwischen, wenn ihm die Motive Rast gestatten, wird auch bei ihm ein grofser Teil seines Lebens durch das blofse Dasein ausgefüllt; wovon das häufige Maulaffen und auch diejenige Geselligkeit, welche hauptsächlich im blofsen Beisammensein, bei gar keinem, oder höchst kargem und ärmlichem Gespräche, besteht, Zeugnis ablegen. Ja, die meisten Menschen haben, wenn auch nicht mit deutlichem Bewufstsein, doch im Grunde ihres Herzens, als oberste Maxime und Richtschnur ihres Wandels, den Vorsatz, mit dem kleinstmöglichen Aufwand von Gedanken auszukommen; weil ihnen das Denken eine Last und Beschwerde ist. Demgemäfs denken sie nur knapp so viel, wie ihr Berufsgeschäft schlechterdings nötig macht, und dann wieder so viel, wie ihre verschiedenen Zeitvertreibe, sowohl Gespräche, als Spiele, erfordern, die dann aber beide darauf eingerichtet sein müssen, mit einem *minimo* von Gedanken bestritten werden zu können. Fehlt es jedoch, in arbeitsfreien Stunden, an dergleichen, so werden sie stundenlang am Fenster liegen, die unbedeutendsten Vorgänge angaffend und so recht eigentlich das *ozio lungo d'uomini ignoranti* des Ariosto uns veranschaulichen, eher als dafs sie ein Buch zur Hand nehmen sollten; weil dies die Denkkraft in Anspruch nimmt.

Nur wo der Intellekt schon das notwendige Mafs überschreitet, wird das Erkennen, mehr oder weniger, Selbstzweck.

Demnach ist es eine ganz abnorme Begebenheit, wann, in irgend einem Menschen, der Intellekt seine natürliche Bestimmung, also den Dienst des Willens und demgemäſs die Auffassung der bloſsen Relationen der Dinge, verläſst, um sich rein objektiv zu beschäftigen. Aber eben dies ist der Ursprung der Kunst, der Poesie und der Philosophie, welche also durch ein Organ hervorgebracht werden, das ursprünglich nicht für sie bestimmt ist. Der Intellekt nämlich ist, von Hause aus, ein sauerer Arbeit obliegender Manufakturlöhnling, den sein vielfordernder Herr, der Wille, vom Morgen bis in die Nacht beschäftigt hält. Kommt aber dennoch dieser getriebene Frohnknecht einmal dazu, in einer Feierstunde, ein Stück von seiner Arbeit freiwillig, aus eigenem Antrieb und ohne Nebenabsicht, bloſs zu eigener Befriedigung und Ergötzung zu verfertigen; — dann ist dies ein echtes Kunstwerk, ja, wenn hoch getrieben, ein Werk des Genies.

Ein solcher, auf das rein Objektive gerichteter Gebrauch des Intellekts, liegt, wie in seinen höheren Graden allen künstlerischen, poetischen, philosophischen, so auch überhaupt den rein wissenschaftlichen Leistungen zum Grunde, findet selbst schon statt beim Auffassen und Studieren derselben und ebenfalls im freien, d. h. nicht das persönliche Interesse irgend betreffenden Nachdenken über irgend einen Gegenstand. Ja, derselbe belebt sogar das bloſse Gespräch, wenn dessen Thema rein objektiv ist, d. h. in keinerlei Beziehung zum Interesse, folglich dem Willen, der Redenden steht. Jeder solcher rein objektiver Gebrauch des Intellekts verhält sich zum subjektiven, d. h. das persönliche Interesse, wenn auch noch so mittelbar, betreffenden, wie Tanzen zum Gehen: denn er ist, wie das Tanzen, die zwecklose Verwendung überschüssiger Kräfte. Hingegen ist der subjektive Gebrauch des Intellekts allerdings der natürliche, da der Intellekt bloſs zum Dienste des Willens entstanden ist. Aber eben deshalb haben wir jenen mit den Tieren gemein: er ist der Sklave der Notdurft, trägt den Stempel unserer Armseligkeit und wir erscheinen in ihm so recht als *glebae adscripti.* Er findet nicht etwa bloſs bei der Arbeit und dem persönlichen Treiben statt, sondern auch in allen Gesprächen über persönliche und überhaupt materielle Angelegenheiten, als da sind Essen, Trinken und sonstige Bequemlichkeiten,

sodann der Erwerb und was dazu gehört, benebst Nützlichkeiten jeder Art, selbst wenn sie das gemeine Wesen betreffen: denn das gemeine Wesen bleibt ein gemeines Wesen. Die meisten Menschen sind freilich keines andern Gebrauchs ihres Intellekts fähig; weil dieser bei ihnen blofs ein Werkzeug zum Dienste des Willens ist und in diesem Dienste gänzlich aufgeht, ohne dafs etwas übrig bliebe. Dies eben macht sie so trocken, so tierisch-ernst und zu jedem objektiv-unterhaltenden Gespräch unfähig; wie denn auch auf ihrem Gesichte die Kürze des Bandes zwischen Intellekt und Willen sichtbar ist. Der Ausdruck von Beschränktheit, der uns oft auf so niederschlagende Weise daraus entgegentritt, bezeichnet eben nur die Beschränkung ihres gesamten Erkennens auf die Angelegenheiten ihres Willens. Man sieht, dafs gerade nur so viel Intellekt da ist, wie der hier gegebene Wille zu seinen Zwecken braucht, und nichts darüber: hierauf beruht die Vulgarität ihres Ansehens. (Vergl. „Welt als W. und V.", 3. Aufl., Bd. II, p. 435.)[1] Demgemäfs versinkt denn auch ihr Intellekt in Unthätigkeit, sobald der Wille ihn nicht antreibt. Sie nehmen an gar nichts ein

[1]) „Der Stempel der Gewöhnlichkeit", sagt Schopenhauer, „der Ausdruck von Vulgarität, welcher den allgemeinsten Gesichtern aufgedrückt ist, besteht eigentlich darin, dafs die strenge Unterordnung ihres Erkennens unter ihr Wollen, die feste Kette, welche beide zusammenschliefst, und die daraus folgende Unmöglichkeit, die Dinge anders als in Beziehung auf den Willen und seine Zwecke aufzufassen, darin sichtbar ist. Hingegen liegt der Ausdruck des Genies, welcher die augenfällige Familienähnlichkeit aller Hochbegabten ausmacht, darin, dafs man das Losgesprochensein, die Manumission des Intellekts vom Dienste des Willens, das Vorherrschen des Erkennens über das Wollen, deutlich darauf liest: und weil alle Pein aus dem Wollen hervorgeht, das Erkennen hingegen an und für sich schmerzlos und heiter ist, so giebt dies ihren hohen Stirnen und ihrem klaren schauenden Blick, welche dem Dienste des Willens und seiner Not nicht unterthan sind, jenen Anstrich grofser, gleichsam überirdischer Heiterkeit, welcher zu Zeiten durchbricht und sehr wohl mit der Melancholie der übrigen Gesichtszüge, besonders des Mundes, zusammenbesteht, in dieser Beziehung aber treffend bezeichnet werden kann durch das Motto des Iordanus Brunus: *In tristitia hilaris; in hilaritate tristis.*"

objektives Interesse. Ihre Aufmerksamkeit, geschweige Nachdenken, schenken sie keiner Sache, die nicht eine, wenigstens mögliche, Beziehung zu ihrer Person hat: aufserdem gewinnt keine ihnen ein Interesse ab. Nicht einmal durch Scherz und Witz werden sie merklich angeregt, hassen vielmehr alles, was auch nur das leichteste Nachdenken erfordert: allenfalls bringen plumpe Possen sie zum Lachen: aufserdem sind sie ernsthafte Bestien: alles nur weil sie blofs eines subjektiven Interesses fähig sind. Darum eben ist die für sie passende Unterhaltung das Kartenspiel, — und zwar um Geld, weil dies nicht, wie Schauspiel, Musik, Konversation u. s. w. sich in der Sphäre des blofsen Erkennens hält, sondern den Willen selbst, das Primäre, welches überall zu finden sein mufs, in Bewegung setzt. Übrigens sind sie, vom ersten bis zum letzten Atemzuge, Geschäftsleute, die geborenen Lastträger des Lebens. Ihre Genüsse sind alle sinnlich: für andere haben sie keine Empfänglichkeit. Man soll mit ihnen in Geschäften reden; sonst nicht. Geselligkeit mit ihnen ist Degradation, recht eigentliches Sichgemeinmachen. Ihre Gespräche sind es, welche Giordano Bruno (am Schlufs der *cena delle ceneri)* bezeichnet als *vili*, *ignobili*, *barbare ed indegne conversazioni*, welche schlechthin zu meiden er sich selber angelobt. Hingegen ist das Gespräch zwischen Leuten, die nur irgendwie eines rein objektiven Gebrauchs ihres Intellekts fähig sind, und wäre der Stoff auch noch so leicht, und liefe er auf blofsen Scherz hinaus, doch immer schon ein freies Spiel geistiger Kräfte, verhält sich also zu jenem der anderen, wie Tanzen zum Gehen. Ein solches Gespräch ist, in der That, wie wenn zwei oder mehrere mit einander tanzen; während jenes andere einem blofsen Marschieren neben oder hinter einander, um anzukommen, gleicht.

Dieser, stets mit der Fähigkeit dazu verbundene Hang zu einem solchen freien und daher abnormen Gebrauch des Intellekts erreicht nun im Genie den Grad, wo das Erkennen zur Hauptsache, zum Zweck des ganzen Lebens wird; das eigene Dasein hingegen zur Nebensache, zum blofsen Mittel herabsinkt; also das normale Verhältnis sich gänzlich umkehrt. Demnach lebt das Genie, im ganzen genommen, mehr in der übrigen Welt, mittelst der erkennenden Auffassung derselben, als in seiner eigenen Person. Ihm benimmt die

ganz abnorme Erhöhung der Erkenntniskräfte die Möglichkeit, seine Zeit durch das blofse Dasein und dessen Zwecke auszufüllen: sein Geist bedarf beständiger und starker Beschäftigung. Daher mangelt ihm jene Gelassenheit im Durchführen der breiten Scenen des Alltagslebens und jenes behagliche Aufgehen in diesem, wie es den gewöhnlichen Menschen gegeben ist, die sogar den blofs ceremoniellen Teil desselben mit wahrem Wohlgefallen durchmachen. Demgemäfs ist denn auch für das gewöhnliche, praktische Leben, welches den blofs normalen Geisteskräften angemessen ist, das Genie eine schlechte Ausstattung und, wie jede Abnormität, ein Hindernis. Denn bei dieser Steigerung der intellektuellen Kräfte hat die intuitive Auffassung der Aufsenwelt eine so grofse objektive Deutlichkeit erlangt und liefert so viel mehr, als zum Dienste des Willens erforderlich ist, dafs dieser Reichtum jenem Dienste geradezu hinderlich wird, indem die Betrachtung der gegebenen Erscheinungen, als solcher und an sich, stets abzieht von der Betrachtung der Beziehungen derselben zum individuellen Willen und untereinander, sonach die ruhige Auffassung dieser stört und verhindert. Zum Dienste des Willens ist vielmehr eine ganz oberflächliche Betrachtung der Dinge hinreichend, die nichts weiter liefert, als die Verhältnisse derselben zu unsern jedesmaligen Zwecken und was mit diesen zusammenhängt, folglich aus lauter Relationen besteht, mit möglichster Blindheit gegen alles übrige: diese Art der Erkenntnis wird durch eine objektive und vollständige Auffassung des Wesens der Dinge geschwächt und verwirrt. Hier bewährt sich daher der Ausspruch des Laktantius: *Vulgus interdum plus sapit: quia tantum quantum opus est sapit*[1]). (Lactant. divin. institut. L. III, c. 5.)

Daher also steht das Genie der Fähigkeit zum praktischen Wirken geradezu entgegen, zumal auf dem höchsten Tummelplatze derselben, wo sie sich im politischen Welttreiben hervorthut; weil eben die hohe Vollkommenheit und feine Empfänglichkeit des Intellekts die Energie des Willens hemmt, diese aber, als Kühnheit und Festigkeit auftretend, wenn nur mit einem tüchtigen, geraden Verstande, richtigem Urteil und einiger Schlauheit ausgestattet, es gerade ist, die den Staats-

[1]) Der grofse Haufe ist zuweilen gescheiter, insofern er so viel Verstand besitzt, als er nötig hat.

mann, den Feldherrn, und, wenn sie bis zur Verwegenheit und dem Starrsinn geht, unter günstigen Umständen, auch den welthistorischen Charakter macht. Lächerlich aber ist es, bei dergleichen Leuten von Genie reden zu wollen. Ebenso sind es die niedrigeren Grade geistiger Überlegenheit, also Klugheit, Schlauheit, und bestimmte, aber einseitige Talente, die zum Fortkommen in der Welt befähigen und leicht das Glück der Person begründen, besonders wenn ihnen hier Unverschämtheit (wie oben Verwegenheit) beigegeben ist. Denn auf allen diesen niedrigern Graden der Überlegenheit bleibt der Intellekt noch immer seiner natürlichen Bestimmung, dem Dienste des eigenen Willens, getreu, nur dafs er ihn mit gröfserer Genauigkeit und Leichtigkeit verrichtet. Beim Genie hingegen entzieht er sich demselben. Daher ist das Genie dem Glücke der Person entschieden ungünstig; weshalb auch Goethe den Tasso sagen läfst:

„Der Lorbeerkranz ist, wo er dir erscheint,
Ein Zeichen mehr des Leidens, als des Glücks."

Genie ist demnach für den damit Begabten zwar ein unmittelbarer Gewinn, jedoch kein mittelbarer. — —

Der Alltagsmensch scheut die körperliche, aber noch mehr die geistige Anstrengung: darum ist er so unwissend, so gedankenlos und so urteilslos.

Der Intellekt der gewöhnlichen Leute ist ganz kurz angebunden, nämlich an seinen Anhaltspunkt, den Willen; so dafs er einem kurzen und daher schnell gehenden Pendel, oder einem Elongationswinkel mit kurzem *radius vector* gleicht. Daher kommt es, dafs sie an den Dingen eigentlich nichts sehen, als gerade nur ihren Vorteil oder Nachteil von denselben, diesen aber um so klarer; wodurch eine grofse Leichtigkeit im Behandeln derselben entsteht. Der geniale Intellekt hingegen sieht die Dinge selbst, und darin besteht seine Befähigung. Dadurch aber wird die Erkenntnis seines Vorteils oder Nachteils von ihnen verdunkelt oder gar verdrängt; wodurch es geschieht, dafs jene andern ihren Weg im Leben meistens viel geschickter gehen, als er. Man kann beide vergleichen mit zwei Schachspielern, denen man, in einem fremden Hause, echt chinesische, überaus schön und künstlich gearbeitete Schachfiguren vorgesetzt hätte. Der eine verliert, weil die Betrachtung der Figuren

ihn stets abzieht und zerstreut; der andere, ohne Interesse für so etwas, sieht in ihnen blofse Schachfiguren und gewinnt.

Die grofse Mehrzahl der Menschen ist so beschaffen, dafs, ihrer ganzen Natur nach, es ihnen mit nichts ernst sein kann, als mit Essen, Trinken und sich Begatten. Diese werden alles, was die seltenen erhabenen Naturen, sei es als Religion, oder als Wissenschaft, oder Kunst in die Welt gebracht haben, sogleich als Werkzeuge zu ihren niedrigen Zwecken benutzen, indem sie meistens es zu ihrer Maske machen.

Den Tieren sieht man deutlich an, dafs ihr Intellekt blos im Dienste ihres Willens thätig ist: bei den Menschen ist es, in der Regel, nicht viel anders. Auch ihnen sieht man es durchgängig an; ja manchen sogar auch noch, dafs er nie anders thätig war, sondern stets blofs auf die kleinlichen Zwecke des Lebens und die oft so niedrigen und unwürdigen Mittel dazu gerichtet gewesen ist. Wer einen entschiedenen Überschufs von Intellekt, über das zum Dienste des Willens nötige Mafs hinaus, hat, welcher Überschufs dann von selbst in eine ganz freie, nicht vom Willen erregte, noch die Zwecke des Willens betreffende Thätigkeit gerät, deren Ergebnis eine rein objektive Auffassung der Welt und der Dinge sein wird, — ein solcher ist ein Genie, und das prägt sich in seinem Antlitz aus: minder stark jedoch auch schon jeder Überschufs über das besagte dürftige Mafs.

Kein Unterschied des Standes, des Ranges, der Geburt, ist so grofs, wie die Kluft zwischen den zahllosen Millionen, die ihren Kopf nur als einen Diener des Bauches, d. h. als ein Werkzeug zu den Zwecken des Willens betrachten und gebrauchen, — und den so äufserst wenigen und seltenen, welche den Mut haben zu sagen: Nein, er ist zu gut dazu: er soll blofs zu seinen eigenen Zwecken thätig sein, also zur Auffassung des wundersamen und bunten Schauspiels dieser Welt, um solches nachher wiederzugeben, in dieser oder jener Art, als Bild oder als Erklärung, nach Beschaffenheit des jedesmaligen Individui, das ihn trägt. Dies sind die wahrhaft Edeln, die eigentliche Noblesse der Welt. Die andern sind Leibeigene, *glebae adscripti*. Freilich sind hier auch nur die gemeint, welche nicht blofs den Mut, sondern auch den Beruf und daher das Recht haben, den Kopf vom Dienste des Willens loszusprechen, folglich so,

dafs es sich des Opfers lohnt. Bei den übrigen, wo das alles nur teilweise vorhanden ist, ist auch jene Kluft nicht so weit; aber eine scharfe Demarkationslinie bleibt doch immer, selbst bei einem kleinen, aber entschiedenen Talent.

Die richtigste Skala zur Abmessung der Hierarchie der Intelligenzen liefert der Grad, in welchem sie die Dinge blofs individuell oder aber mehr und mehr allgemein auffassen. Das Tier erkennt nur das Einzelne als solches, bleibt also ganz in der Auffassung des Individuellen befangen. Jeder Mensch aber fafst das Individuelle in Begriffe zusammen, darin eben der Gebrauch seiner Vernunft besteht, und diese Begriffe werden immer allgemeiner, je höher seine Intelligenz steht. Wenn diese Auffassung des Allgemeinen nun auch in die intuitive Erkenntnis dringt und nicht blofs die Begriffe, sondern auch das Angeschaute unmittelbar als ein allgemeines erfafst wird; so entsteht die Erkenntnis der (Platonischen) Ideen: sie ist ästhetisch, wird, wenn selbstthätig, genial und erreicht den höchsten Grad, wenn sie philosophisch wird, indem alsdann das Ganze des Lebens, der Wesen und ihrer Vergänglichkeit, der Welt und ihres Bestandes, in seiner wahren Beschaffenheit intuitiv aufgefafst hervortritt und in dieser Form sich als Gegenstand der Meditation dem Bewufstsein aufdrängt. Es ist der höchste Grad der Besonnenheit. — Also zwischen diesem und der blofs tierischen Erkenntnis liegen unzählige Grade, die sich durch das immer allgemeiner Werden der Auffassung unterscheiden.

Was eine Nation an Werken der schönen Künste, Poesie und Philosophie aufzuweisen hat, ist der Ertrag des in ihr vorhanden gewesenen Überschusses an Intellekt.

§. 52.

Für den, der fähig ist, etwas *cum grano salis* zu verstehen, liefse das Verhältnis des Genies zum Normalmenschen sich vielleicht am deutlichsten folgendermafsen ausdrücken. Ein Genie ist ein Mensch, der einen doppelten Intellekt hat: den einen für sich, zum Dienste seines Willens, und den andern für die Welt, deren Spiegel er wird, indem er sie rein objektiv auffafst. Die Summe, oder Quintessenz dieser Auffassung wird, nachdem die technische Ausbildung hinzugekommen ist, in Werken der Kunst, der Poesie, oder der Philosophie wiedergegeben. Der Normalmensch hingegen

hat den ersten Intellekt allein, welchen man den subjektiven nennen kann, wie den genialen den objektiven. Obwohl jener subjektive Intellekt in höchst verschiedenen Graden der Schärfe und Vollkommenheit vorhanden sein kann: so trennt ihn doch noch immer eine bestimmte Abstufung von jenem doppelten Intellekt des Genies, — etwa so, wie die Töne der Bruststimme, wären sie auch noch so hoch, immer noch wesentlich verschieden sind von der Fistel, welche, gerade so wie die zwei obern Oktaven der Flöte und die Flageollettöne der Geige, das Unisono beider Hälften der durch einen Schwingungsknoten geteilten Vibrationssäule der Luft ist, während in der Bruststimme und untern Flötenoktave nur die ganze und ungeteilte Luftsäule vibriert. Hieraus also läfst sich jene spezifische Eigentümlichkeit des Genies begreifen, welche den Werken und sogar der Physiognomie des damit Begabten so augenfällig aufgeprägt ist; imgleichen ist klar, dafs ein solcher doppelter Intellekt dem Dienste des Willens meistens hinderlich sein mufs, woraus die bereits oben erwähnte geringe Befähigung des Genies zum praktischen Leben sich erklärt. Besonders geht ihm die Nüchternheit ab, welche den gewöhnlichen, einfachen Intellekt, er sei scharf oder stumpf, charakterisiert.

§. 53.

Wie das Gehirn als ein Parasit, der vom Organismus genährt wird, ohne direkt zu dessen innerer Ökonomie beizutragen, da oben, in seiner festen, wohlverwahrten Behausung ein selbständiges, unabhängiges Leben führt; so führt der geistig hochbegabte Mensch aufser dem allen gemeinsamen, individuellen Leben, noch ein zweites, rein intellektuelles, welches in der steten Zunahme, Berichtigung und Vermehrung nicht des blofsen Wissens, sondern der zusammenhängenden eigentlichen Erkenntnis und Einsicht besteht und unberührt bleibt vom Schicksale der Person, sofern es nicht etwa von diesem in seinem Treiben gestört wird, daher auch es den Menschen über dasselbe und seinen Wechsel erhebt und hinaussetzt. Es besteht in einem steten Denken, Lernen, Versuchen und Üben, und wird allmählich zur Hauptexistenz, der die persönliche sich als blofses Mittel zum Zweck unterordnet. Ein Beispiel der Unabhängigkeit und Absonderung dieses intellektuellen Lebens giebt uns Goethe, wann er, mitten im Feldgetümmel des Champagnekrieges, Phänomene

zur Farbenlehre beobachtet und, sobald ihm, unter dem grenzenlosen Elend jenes Feldzuges, eine kurze Rast in der Festung Luxemburg gegönnt ist, sogleich die Hefte seiner Farbenlehre vornimmt. So hat er denn uns ein Vorbild hinterlassen, dem wir sollen nachfolgen, die wir das Salz der Erde sind, indem wir allezeit unserm intellektuellen Leben ungestört obliegen, wie immer auch das persönliche vom Sturm der Welt ergriffen und erschüttert werden möge, stets eingedenk, dafs wir nicht der Magd Söhne sind, sondern der Freien. Als unser Emblem und Familienwappen schlage ich vor einen vom Sturm heftig bewegten Baum, der dabei dennoch seine roten Früchte auf allen Zweigen zeigt, mit der Umschrift: *dum convellor mitescunt*; oder auch: *conquassata, sed ferax.*[1])

Jenem rein intellektuellen Leben des Einzelnen entspricht ein eben solches des Ganzen der Menschheit, deren reales Leben ja ebenfalls im Willen liegt, sowohl seiner empirischen, als seiner transscendenten Bedeutung nach. Dieses rein intellektuelle Leben der Menschheit besteht in ihrer fortschreitenden Erkenntnis mittelst der Wissenschaften, und in der Vervollkommnung der Künste, welche beide, Menschenalter und Jahrhunderte hindurch, sich langsam fortsetzen, und zu denen ihren Beitrag liefernd, die einzelnen Geschlechter vorübereilen. Dieses intellektuelle Leben schwebt, wie eine ätherische Zugabe, ein sich aus der Gärung entwickelnder wohlriechender Duft über dem weltlichen Treiben, dem eigentlich realen, vom Willen geführten Leben der Völker, und neben der Weltgeschichte geht schuldlos und nicht blutbefleckt die Geschichte der Philosophie, der Wissenschaft und der Künste.

§. 54.

Der Unterschied zwischen dem Genie und den Normalköpfen ist allerdings nur ein quantitativer, sofern er ein Unterschied des Grades ist: dennoch wird man versucht, ihn als qualitativ anzusehen, wenn man betrachtet, wie die gewöhnlichen Köpfe, trotz ihrer individuellen Verschiedenheit, doch eine gewisse gemeinsame Richtung ihres Denkens haben, vermöge welcher, bei gleichem Anlafs, ihrer aller Gedanken

[1]) Sie reifen, während ich umgerissen werde. — Erschüttert, aber fruchtreich.

sofort denselben Weg einschlagen und in dasselbe Gleis geraten: daher die häufige, nicht auf Wahrheit sich stützende Übereinstimmung ihrer Urteile, welche so weit geht, dafs gewisse Grundansichten von ihnen zu allen Zeiten festgehalten, immer wiederholt und von neuem vorgebracht werden, während denselben die grofsen Geister jeder Zeit, offen oder verdeckt, sich widersetzen.

§. 55.

Ein Genie ist ein Mensch, in dessen Kopfe die Welt als Vorstellung einen Grad mehr Helligkeit erlangt hat und deutlicher ausgeprägt dasteht: und da nicht die sorgfältige Beobachtung des Einzelnen, sondern nur die Intensität der Auffassung des Ganzen die wichtigste und tiefste Einsicht liefert, so hat die Menschheit von ihm die gröfste Belehrung zu erwarten. Er wird sie, wenn er zur Ausbildung gelangt, bald in dieser, bald in jener Form, geben. Man kann demnach das Genie auch definieren als ein ausgezeichnet klares Bewufstsein von den Dingen und dadurch auch von ihrem Gegensatz, dem eigenen Selbst. Zu dem also Begabten sieht die Menschheit auf, nach Aufschlüssen über die Dinge und ihr eigenes Wesen. [1])

Inzwischen ist ein solcher, wie jeder, was er ist, zunächst für sich selbst: dies ist wesentlich, unausbleiblich und unabänderlich. Was er hingegen für andere ist, bleibt, als ein Sekundäres, dem Zufall unterworfen. Keinenfalls können sie von seinem Geiste mehr empfangen, als einen Reflex, mittelst eines von beiden Seiten beförderten Versuchs, seine Gedanken mit ihren Köpfen zu denken, in denen solche jedoch

[1]) Durch das allerseltenste Zusammentreffen mehrerer höchst günstiger Umstände wird dann und wann, etwa einmal im Jahrhundert, ein Mensch geboren, mit einem das normale Mafs merklich übersteigenden Intellekt, — dieser sekundären, also in Bezug auf den Willen accidentellen Eigenschaft. Nun kann es lange dauern, ehe er erkannt und anerkannt wird; — da ersterem der Stumpfsinn, letzterem der Neid entgegensteht: ist er es aber einmal, dann drängen sich die Menschen um ihn und seine Werke, in der Hoffnung, dafs von ihm aus irgend ein Licht in das Dunkel ihres Daseins dringen, ja ein Aufschlufs über dasselbe ihnen werden könne, — gewissermafsen eine von einem (und sei es noch so wenig) höhern Wesen ausgehende Offenbarung. (Anm. Schopenhauers.)

immer noch exotische Pflanzen, folglich verkümmert und geschwächt bleiben werden.

§. 56.

Um originelle, aufserordentliche, vielleicht gar unsterbliche Gedanken zu haben, ist es hinreichend, sich der Welt und den Dingen auf einige Augenblicke so gänzlich zu entfremden, dafs einem die allergewöhnlichsten Gegenstände und Vorgänge als völlig neu und unbekannt erscheinen, wodurch eben ihr wahres Wesen sich aufschliefst. Das hier Geforderte ist aber nicht etwa schwer; sondern es steht gar nicht in unsrer Gewalt und ist eben das Walten des Genius.[1]

§. 57.

Das G e n i e ist unter den andern Köpfen, was unter den Edelsteinen der Karfunkel: es strahlt eigenes Licht aus, während die andern nur das empfangene reflektieren. — Auch kann man sagen, es verhalte sich zu ihnen, wie die idioelektrischen Körper zu den blofsen Leitern der Elektrizität; daher auch eben es nicht zum eigentlichen, blofsen Gelehrten, der weiter lehrt, was er gelernt, geeignet ist; gerade so, wie die idioelektrischen Körper keine Leiter sind. Vielmehr verhält es sich zur blofsen Gelehrsamkeit wie der Text zu den Noten. Ein Gelehrter ist, wer viel gelernt hat; ein Genie der, von dem die Menschheit lernt, was e r von keinem gelernt hat. — Daher sind die grofsen Geister, von denen auf hundert Millionen Menschen kaum einer kommt, die Leuchttürme der Menschheit, ohne welche diese sich in das grenzenlose Meer der entsetzlichsten Irrtümer und der Verwilderung verlieren würde.

Indessen sieht der eigentliche, simple Gelehrte, etwa der Göttingische Ordinarius, das Genie an ungefähr wie wir den Hasen, welcher erst nach seinem Tode geniefsbar und der Zurichtung fähig wird; auf den man daher, so lange er lebt, blofs schiefsen mufs.

§. 58.

Wer von seinem Zeitalter Dank erleben will, mufs mit demselben gleichen Schritt halten. Dabei aber kommt nie

[1]) Das Genie für sich allein kann so wenig originelle Gedanken haben, wie das Weib für sich allein Kinder gebären kann; sondern der äufsere Anlafs mufs als Vater hinzukommen, das Genie zu befruchten, damit es gebäre. (Anm. Schopenhauers.)

etwas Grofses zustande. Wer dieses beabsichtigt, mufs daher seine Blicke auf die Nachwelt richten und, mit fester Zuversicht, für diese sein Werk ausarbeiten; wobei es freilich kommen kann, dafs er seinen Zeitgenossen unbekannt bleibt und dann dem zu vergleichen ist, der, genötigt sein Leben auf einer wüsten Insel zuzubringen, daselbst mühsam ein Denkmal errichtet, künftigen Seefahrern die Kunde von seinem Dasein zu überliefern. Scheint ihm dies hart, so tröste er sich damit, dafs sogar den gewöhnlichen, blofs praktischen Menschen, der keine Kompensation dafür zu hoffen hat, oft das gleiche Schicksal trifft. Ein solcher nämlich wird, wenn durch seine Lage begünstigt, auf materiellem Wege produktiv thätig sein, wird erwerben, ankaufen, bauen, urbar machen, anlegen, gründen, einrichten und verschönern, mit täglichem Fleifse und unermüdlichem Eifer. Er wähnt dabei, für sich zu arbeiten: jedoch kommt am Ende alles nur den Nachkommen zu gute, und sehr oft nicht einmal seinen eigenen. Demnach kann auch er sagen *nos, non nobis*, und hat zum Lohn seine Arbeit gehabt. Es geht ihm also nicht besser, als dem Mann von Genie, der wohl auch für sich Lohn, wenigstens Ehre, hoffte, am Ende aber alles blofs für die Nachwelt gethan hat. Freilich haben dafür beide auch viel von den Vorfahren ererbt.

Die erwähnte Kompensation nun aber, welche das Genie voraus hat, liegt in dem, was es nicht anderen, sondern sich selber ist. Wer hat wohl mehr eigentlich gelebt, als der, welcher Augenblicke hatte, deren blofser Nachklang durch die Jahrhunderte und ihren Lärm vernehmbar bleibt? — Ja, vielleicht wäre es für einen solchen das klügste, wenn er, um ungestört und ungehudelt er selbst zu sein, sich, so lange er lebte, am Genusse seiner eigenen Gedanken und Werke genügen liefse und die Welt nur zum Erben seines reichen Daseins einsetzte, dessen blofser Abdruck, gleichsam Ichnolith, ihr erst nach seinem Tode zuteil würde. (Vergl. Byron, Prophecy of Dante, Eingang zu C. IV.)[1])

[1]) „Poeten giebt's, die ihre Poesie
Niemals geschrieben, und vielleicht die besten:
Sie fühlten, liebten, und dann starben sie;
Sie lieh'n der Welt ihr Feuer nicht, sie prefsten
Den Gott zurück, von dem die Seele schwoll,
Und kehrten lorbeerlos zu stern'gen Vesten,

Zudem aber ist, was ein Mann von Genie vor den andern voraus hat, nicht auf die Thätigkeit seiner höchsten Kräfte beschränkt. Sondern, wie ein aufserordentlich wohlgebauter, gelenker und behender Mensch alle seine Bewegungen mit ausnehmender Leichtigkeit, ja mit Wohlbehagen vollzieht, indem er an der Thätigkeit, zu der er so besonders glücklich ausgestattet ist, unmittelbare Freude hat, dieselbe daher auch oft zwecklos ausübt; wie er ferner, nicht blofs als Seil- oder Solo-Tänzer, die Sprünge macht, die keinem anderen ausführbar sind, sondern auch in den leichteren Tanzschritten, welche andere ebenfalls machen, ja selbst im blofsen Gange, durchweg seine seltene Federkraft und Behendigkeit verrät, — so wird ein wahrhaft überlegener Geist nicht blofs Gedanken und Werke hervorbringen, die von keinem anderen je ausgehen könnten, und wird nicht in diesen allein seine Gröfse zeigen; sondern, indem das Erkennen und Denken selbst ihm eine natürliche und leichte Thätigkeit ist, wird er sich in derselben allezeit gefallen, wird daher selbst das Geringere, auch anderen Erreichbare, doch leichter, schneller, richtiger als sie, auffassen, wird daher an jeder erlangten Kenntnis, jedem gelösten Problem, jedem sinnreichen Gedanken, sei er nun eigen oder fremd, unmittelbare, lebhafte Freude haben; weshalb denn auch sein Geist, ohne weiteren Zweck, fortwährend thätig ist und ihm dadurch zu einer stets fliefsenden Quelle des Genusses wird; so dafs die Langeweile, dieser beständige Hausteufel der Gewöhnlichen, sich ihm nicht nähern kann. Dazu kommt, dafs die Meisterwerke der ihm vorhergegangenen, oder gleichzeitigen grofsen Geister eigentlich nur für ihn ganz da sind. Der gewöhnliche, d. h. schlechte, Kopf freut sich auf ein ihm anempfohlenes grofses Geistesprodukt etwa so, wie der Podagrist auf einen Ball; wenngleich dieser aus Konvenienz hingeht und jener, um nicht zurückzubleiben, es liest: denn Labruyère hat ganz Recht, wenn er sagt: *tout l'esprit qui est au monde est inutile à celui qui n'en a point.* — Zudem verhalten alle Gedanken der Geistreichen, oder gar Genialen, zu denen der Gewöhnlichen, selbst da, wo sie im wesentlichen

Beglückter doch als jene, die den Zoll
Der Sünde zahlen, dafs die Welt sie preist,
Berühmte Helden, aber narbenvoll.“
(Gildemeister, III, 223.)

dieselben sind, sich wie mit lebhaften, brennenden Farben ausgemalte Bilder zu blofsen Umrissen, oder mit schwachen Wasserfarben illuminierten. — Dies alles also gehört zum Lohn des Genies, zu seiner Entschädigung für ein einsames Dasein in einer ihm heterogenen und nicht angemessenen Welt. Weil nämlich alle Gröfse relativ ist, so ist es einerlei, ob ich sage, Cajus sei ein grofser Mann gewesen; oder, Cajus habe unter lauter erbärmlich kleinen Leuten leben müssen: denn Brobdingnak und Lilliput sind nur durch den Ausgangspunkt verschieden. So grofs daher, so bewunderungswürdig, so unterhaltend der Verfasser unsterblicher Werke seiner langen Nachwelt erscheint; so klein, so erbärmlich, so ungeniefsbar müssen ihm, während er lebte, die anderen Menschen erschienen sein. Dies habe ich gemeint, wo ich gesagt habe, dafs, wenn vom Fufse des Turmes bis zur Spitze 300' sind, zuverlässig von der Spitze bis zum Fufs gerade auch 300' sein werden.[1]

Demzufolge hätte man sich nicht wundern sollen, wenn man die Leute von Genie meistens ungesellig, mitunter abstofsend gefunden hat; denn nicht Mangel an Geselligkeit ist daran Schuld: sondern ihr Wandel durch diese Welt gleicht dem eines Spaziergängers an einem schönen, frühen Morgen, wo er, mit Entzücken, die Natur betrachtet, in ihrer ganzen Frische und Pracht; jedoch an diese sich zu halten hat: denn Gesellschaft ist nicht zu finden; sondern höchstens nur Bauern, die, zur Erde gebückt, das Land bestellen. So kommt es denn oft, dafs ein grofser Geist seinem Monolog vor den in der Welt zu haltenden Dialogen den Vorzug giebt: läfst er sich dennoch einmal zu einem solchen herbei, so kann es kommen, dafs die Leere desselben ihn doch wieder in den Monolog zurückfallen läfst, indem er den Interlokutor vergifst, oder wenigstens unbekümmert, ob dieser ihn verstehe, oder nicht, zu ihm redet wie das Kind zur Puppe.

Bescheidenheit in einem grofsen Geiste würde den Leuten wohl gefallen: nur ist sie leider eine *contradictio in adjecto*. Ein solcher nämlich müfste den Gedanken, Meinungen und Ansichten, wie auch der Art und Manier der anderen, und

[1]) Die grofsen Geister sind den kleinen Geistern deshalb einige Schonung schuldig, weil sie eben nur vermöge der Kleinheit dieser grofse Geister sind; indem alles relativ ist. (Anm. Schopenhauers.)

zwar jener anderen, deren Zahl Legio ist, Vorzug und Wert vor seinen eigenen einräumen und diese, stets sehr davon abweichenden, jenen unterordnen und anbequemen, oder auch sie ganz unterdrücken, um jene walten zu lassen. Dann aber würde er eben nichts, oder dasselbe, hervorbringen und leisten, was auch die anderen. Das Grofse, Echte und Aufserordentliche, kann er vielmehr nur hervorbringen, sofern er die Art und Weise, die Gedanken und Ansichten, seiner Zeitgenossen für nichts achtet, ungestört schafft, was sie tadeln, und verachtet, was sie loben. Ohne diese Arroganz wird kein grofser Mann. Sollte nun aber sein Leben und Wirken etwa in eine Zeit gefallen sein, die ihn nicht erkennen und schätzen kann, so bleibt er doch immer er selbst und gleicht dann einem vornehmen Reisenden, der die Nacht in einer elenden Herberge zubringen mufs: er reist am anderen Tage vergnügt weiter.

Allenfalls kann jedoch ein denkender, oder dichtender Kopf mit seinem Zeitalter schon zufrieden sein, wenn es ihm nur vergönnt, in seinem Winkel ungestört zu denken und zu dichten; und mit seinem Glück, wenn es ihm einen Winkel schenkt, in welchem er denken und dichten kann, ohne sich um die anderen kümmern zu müssen.

Denn dafs das Gehirn ein blofser Arbeiter im Dienste des Bauches sei, ist freilich das gemeinsame Los fast aller derer, die nicht von der Arbeit ihrer Hände leben, und sie wissen sich recht gut darin zu finden. Aber für die grofsen Köpfe, d. h. für die, deren cerebrale Kräfte über das zum Dienste des Willens erforderliche Mafs hinausgehen, ist es eine Sache zum verzweifeln. Daher wird ein solcher es vorziehen, nötigenfalls in der beschränktesten Lage zu leben, wenn sie ihm den freien Gebrauch seiner Zeit zur Entwickelung und Anwendung seiner Kräfte, also die für ihn unschätzbare Mufse, gewährt. Anders freilich steht es mit den gewöhnlichen Leuten, deren Mufse ohne objektiven Wert, sogar für sie nicht ohne Gefahr ist: sie scheinen dies zu fühlen. Denn die zu beispielloser Höhe gestiegene Technik unserer Zeit giebt, indem sie die Gegenstände des Luxus vervielfältigt und vermehrt, den vom Glücke Begünstigteren die Wahl zwischen mehr Mufse und Geistesbildung einerseits und mehr Luxus und Wohlleben, bei angestrengter Thätigkeit, andererseits: sie wählen, charakteristisch, in der

6*

Regel das letztere, und ziehen den Champagner der Mufse vor. Dies ist auch konsequent: denn ihnen ist jede Geistesanstrengung, die nicht den Zwecken des Willens dient, eine Thorheit, und die Neigung dazu nennen sie Excentricität. Danach wäre das Beharren bei den Zwecken des Willens und Bauches die Koncentricität: auch ist allerdings der Wille das Centrum, ja, und der Kern der Welt.

Im ganzen jedoch sind dergleichen Alternativen kein gar häufiger Fall. Denn, wie die meisten Menschen einerseits keinen Überflufs am Gelde haben, sondern knapp das Notdürftige, so auch andererseits nicht am Verstand. Sie haben dessen knapp so viel, wie zum Dienste ihres Willens, d. h. zur Betreibung ihres Erwerbs, ausreicht. Dies gethan, sind sie froh, maulaffen zu dürfen, oder sich an sinnlichen Genüssen, auch wohl an kindischen Spielen zu ergötzen, an Karten, an Würfeln, oder auch sie führen mit einander die plattesten Diskurse, oder sie putzen sich heraus und machen dann einander Bücklinge. Schon derer, die einen ganz kleinen Überflufs intellektueller Kräfte haben, sind wenige. Wie nun die, welche einen kleinen Überschufs am Gelde haben, sich ein Pläsier machen, so machen auch diese sich ein intellektuelles Pläsier. Sie betreiben irgend ein liberales Studium, das nichts abwirft, oder eine Kunst, und sind überhaupt schon eines objektiven Interesses in irgend einer Art fähig; daher man auch einmal mit ihnen konversieren kann. Mit den anderen hingegen ist es besser, sich nicht einzulassen: denn mit Ausnahme der Fälle, wo sie gemachte Erfahrungen erzählen, aus ihrem Fache etwas berichten, oder allenfalls etwas von einem anderen Gelerntes beibringen, wird, was sie sagen, nicht des Anhörens wert sein; was man aber ihnen sagt, werden sie selten recht verstehen und fassen, auch wird es meistens ihren Ansichten zuwiderlaufen. Balthazar Gracian bezeichnet sie daher sehr treffend als *hombres que no lo son,* — Menschen, die keine sind, und dasselbe sagt Giordano Bruno (della Causa, Dial. I.) mit diesen Worten: *quanta differenza sia di contrattare e ritrovarsi tra gli uomini, e tra color, che son fatti ad imagine e similitudine di quelli*[1]) (S. opp. ed. Wagner, Vol. I, p. 224),

[1]) Welch ein Unterschied ist es, mit Menschen umzugehen, oder mit solchen Wesen, welche nur ihrem Aussehen nach Menschen sind.

welches letztere Wort wundervoll übereinstimmt mit dem Ausspruch des Kural: „Das gemeine Volk sieht wie Menschen aus; etwas diesem Gleiches hab' ich nie gesehn." (S. den Kural des Tiruvalluver, übersetzt von Graul, S. 140.)[1]) — Für das Bedürfnis aufheiternder Unterhaltung und um der Einsamkeit die Öde zu benehmen, empfehle ich hingegen die Hunde, an deren moralischen und intellektuellen Eigenschaften man fast allemal Freude und Befriedigung erleben wird.

Indessen wollen wir überall uns hüten, ungerecht zu werden. Wie mich oft die Klugheit und bisweilen wieder die Dummheit meines Hundes in Erstaunen gesetzt hat; nicht anders ist es mir mit dem Menschengeschlechte gegangen. Unzählige Male hat mich die Unfähigkeit, gänzliche Urteilslosigkeit und Bestialität desselben in Entrüstung versetzt und habe ich in den alten Stofsseufzer

Humani generis mater nutrixque profecto
Stultitia est,[2])

einstimmen müssen. Allein zu anderen Zeiten wieder bin ich darüber erstaunt, wie bei einem solchen Geschlechte vielerlei nützliche und schöne Künste und Wissenschaften, wenn auch stets von den einzelnen, den Ausnahmen, ausgegangen, doch haben entstehen, Wurzel fassen, sich erhalten und vervollkommnen können, und wie dies Geschlecht, mit Treue und Ausdauer, die Werke grofser Geister, den Homer, den Platon, den Horaz u. s. w., zwei bis drei Jahrtausende hindurch, mittelst Abschreiben und Aufbewahren sich erhalten und vor dem Untergang geschützt hat, unter

[1]) Wenn man die grofse Übereinstimmung des Gedankens, ja des Ausdrucks, bei so weit auseinander liegenden Ländern und Zeiten bedenkt, kann man nicht zweifeln, dafs sie aus dem Objekt entsprungen ist. Ich stand daher gewifs nicht unter dem Einflufs dieser Stellen (von denen die eine noch nicht gedruckt, die andere seit zwölf Jahren nicht in meinen Händen gewesen war), als ich, vor etwa zwanzig Jahren, damit umging, mir eine Tabaksdose machen zu lassen, auf deren Deckel, wo möglich in Mosaik, zwei schöne grofse Kastanien abgebildet wären, nebst einem Blatt, welches verriet, dafs sie Rofskastanien seien. Dieses Symbol sollte eben jenen Gedanken jederzeit mir vergegenwärtigen. (Anm. Schopenhauers.)

[2]) Die Dummheit ist in der That die Mutter und Amme des Menschengeschlechts.

allen Plagen und Greueln seiner Geschichte; wodurch es bewiesen hat, dafs es den Wert derselben erkannte; imgleichen über spezielle, einzelne Leistungen, mitunter auch über Züge von Geist, oder Urteil, wie durch Inspiration, bei solchen, die übrigens zum grofsen Haufen gehören, ja bisweilen sogar bei diesem selbst, wann er, wie meistens, sobald nur sein Chorus grofs und vollständig geworden, sehr richtig urteilt: wie der Zusammenklang auch ungeschulter Stimmen, wenn nur ihrer sehr viele sind, stets harmonisch ausfällt. Die hierüber Hinausgehenden, welche man als Genies bezeichnet, sind blofs die *lucida intervalla* des ganzen Menschengeschlechts. Sie leisten demnach was den übrigen schlechthin versagt ist. Demgemäfs ist denn auch ihre Originalität so grofs, dafs nicht nur ihre Verschiedenheit von den übrigen Menschen augenfällig wird, sondern selbst die Individualität eines jeden von ihnen so stark ausgeprägt ist, dafs zwischen allen je dagewesenen Genies ein gänzlicher Unterschied des Charakters und Geistes stattfindet, vermöge dessen jedes derselben an seinen Werken der Welt ein Geschenk dargebracht hat, welches sie aufserdem von gar keinem anderen in der gesamten Gattung jemals hätte erhalten können. Darum eben ist Ariosto's *natura lo fece, e poi ruppe lo stampo* [1]) ein so überaus treffendes und mit Recht berühmtes Gleichnis.

§. 59.

Vermöge des endlichen Mafses der menschlichen Kräfte überhaupt ist jeder grofse Geist dies nur unter der Bedingung, dafs er, auch intellektuell, irgend eine entschieden schwache Seite habe, also eine Fähigkeit, in welcher er bisweilen sogar den mittelmäfsigern Köpfen nachsteht. Es wird die sein, welche seiner hervorstechenden Fähigkeit hätte im Wege stehen können: doch wird es immer schwer halten, sie, selbst beim gegebenen Einzelnen, mit einem Worte zu bezeichnen. Eher läfst es sich indirekt ausdrücken: z. B. Platons schwache Seite ist gerade die, worin des Aristoteles Stärke besteht; und *vice versa.* Kant's schwache Seite ist das, worin Goethe grofs ist; und *vice versa.*

§. 60.

Die Menschen verehren auch gern irgend etwas: nur hält ihre Verehrung meistens vor der unrechten Thür, wo-

[1]) Die Natur bildete ihn und zerstörte dann die Form.

selbst sie stehen bleibt, bis die Nachwelt kommt, sie zurechtzuweisen. Nachdem dies geschehen ist, artet die Verehrung, welche der gebildete grofse Haufe dem Genie zollt, gerade so wie die, welche die Gläubigen ihren Heiligen widmen, gar leicht in läppischen Reliquiendienst aus. Wie tausende von Christen die Reliquien eines Heiligen anbeten, dessen Leben und Lehre ihnen unbekannt ist; wie die Religion tausender von Buddhaisten viel mehr in der Verehrung des Dalada (heiligen Zahns), oder sonstigen Dhatu (Reliquie)[1]), ja der sie einschliefsenden Dagoba (Stupa),oder der heiligen Patra (Efsnapf), oder der versteinerten Fufsstapfe, oder des heiligen Baumes, den Buddha gesäet hat, besteht, als in der gründlichen Kenntnis und treuen Ausübung seiner hohen Lehre; so wird Petrarca's Haus in Arqua, Tasso's angebliches Gefängnis in Ferrara, Shakespeare's Haus in Stratford, nebst seinem Stuhl darin, Goethe's Haus in Weimar, nebst Mobilien, Kant's alter Hut, imgleichen die respektiven Autographen, von vielen aufmerksam und ehrfurchtsvoll angegafft, welche die Werke der Männer nie gelesen haben. Sie können nun eben weiter nichts, als gaffen. Bei den Intelligenteren jedoch liegt der Wunsch zum Grunde, die Gegenstände, welche ein grofser Geist oft vor Augen hatte, zu sehen, wobei, durch eine seltsame Illusion, die Verwechselung obwaltet, dafs sie mit dem Objekt auch das Subjekt zurückbrächten, oder dafs von diesem dem Objekt etwas ankleben müfste. Ihnen verwandt sind die, welche eifrig bemüht sind, das Stoffliche der Dichterwerke, z. B. die Faustsage und ihre Litteratur, sodann die realen persönlichen Verhältnisse und Begebenheiten im Leben des Dichters, die zu seinem Werke Anlafs gegeben, zu erforschen und gründlich kennen zu lernen: sie gleichen dem, der im Theater eine schöne Dekoration sieht und nun auf die Bühne eilt, die hölzernen Gerüste, von denen sie getragen wird, zu besichtigen. Beispiele genug geben uns jetzt die kritischen Forscher nach dem Faust und der Faustsage, nach der Friederike in Sesenheim, dem Gretchen in der Weifsadlergasse und der Familie der Lotte Werther's u. s. w. Sie belegen die Wahrheit, dafs die Menschen nicht für die

[1]) Vergl. Spence Hardy, Eastern Monachism, London 1850, p. 224 und 216; Manual of Budhism, London 1853, p. 351. (Anm. Schopenhauers.)

Form, d. h. die Behandlung und Darstellung, sich interessieren, sondern für den Stoff: sie sind stoffartig. Die aber, welche, statt die Gedanken eines Philosophen zu studieren, sich mit seiner Lebensgeschichte bekannt machen, gleichen denen, welche, statt mit dem Gemälde, sich mit dem Rahmen beschäftigen, den Geschmack seiner Schnitzerei und den Wert seiner Vergoldung überlegend.

So weit gut. Aber nun giebt es noch eine Klasse, deren Anteil ebenfalls auf das Materiale und Persönliche gerichtet ist, welche aber auf diesem Wege weiter geht und zwar bis zur gänzlichen Nichtswürdigkeit. Dafür nämlich, dafs ein grofser Geist ihnen die Schätze seines Innersten eröffnet und durch die äufserste Anstrengung seiner Kräfte Werke hervorgebracht hat, welche nicht nur ihnen, sondern auch ihren Nachkommen, bis in die zehnte, ja zwanzigste Generation zur Erhebung und Erleuchtung gereichen, dafür also, dafs er der Menschheit ein Geschenk gemacht hat, dem kein anderes gleichkommt, dafür halten diese Buben sich berechtigt, seine moralische Person vor ihren Richterstuhl zu ziehen, um zu sehen, ob sie nicht dort irgend einen Makel an ihm entdecken können, zur Linderung der Pein, die sie in ihres Nichts durchbohrendem Gefühl beim Anblick eines grofsen Geistes empfinden. Daher rühren z. B. die weitläufigen, in unzähligen Büchern und Journalen geführten Untersuchungen des Lebens Goethe's von der moralischen Seite, wie etwa, ob er nicht dieses oder jenes Mädel, mit dem er als Jüngling eine Liebelei gehabt, hätte heiraten sollen und müssen; ob er nicht hätte sollen, statt blofs redlich dem Dienste seines Herrn obzuliegen, ein Mann des Volks, ein deutscher Patriot, würdig eines Sitzes in der Paulskirche, sein u. dgl. m. — Durch solchen schreienden Undank und hämische Verkleinerungssucht, beweisen jene unberufenen Richter, dafs sie moralisch eben solche Lumpe sind, wie intellektuell, — womit viel gesagt ist.

§. 61.

Das Talent arbeitet um Geld und Ruhm: hingegen ist die Triebfeder, welche das Genie zur Ausarbeitung seiner Werke bewegt, nicht so leicht anzugeben. Geld wird ihm selten dafür. Der Ruhm ist es nicht: so etwas können nur Franzosen meinen. Der Ruhm ist zu unsicher und, in der Nähe betrachtet, von zu geringem Wert:

Responsura tuo nunquam est par fama labori.[1])

Ebenfalls ist es nicht geradezu das eigene Ergötzen: denn dieses wird von der grofsen Anstrengung fast überwogen. Vielmehr ist es ein Instinkt ganz eigener Art, vermöge dessen das geniale Individuum getrieben wird, sein Schauen und Fühlen in dauernden Werken auszudrücken, ohne sich dabei eines ferneren Motivs bewufst zu sein. Im ganzen genommen, geschieht es aus derselben Notwendigkeit, mit welcher der Baum seine Früchte trägt, und erfordert von aufsen nichts weiter, als einen Boden, auf dem das Individuum gedeihen kann. Näher betrachtet, ist es als ob in einem solchen Individuum der Wille zum Leben, als Geist der Menschengattung, sich bewufst würde, hier eine gröfsere Klarheit des Intellekts, durch einen seltenen Zufall, auf eine kurze Spanne Zeit, erlangt zu haben und nun wenigstens die Resultate, oder Produkte, jenes klaren Schauens und Denkens, für die ganze Gattung, die ja auch dieses Individuums eigenstes Wesen ist, zu erwerben trachtete, damit das Licht, welches davon ausgeht, nachmals wohlthätig einbrechen möge in die Dunkelheit und Dumpfheit des gewöhnlichen Menschenbewufstseins. Hieraus also entsteht jener Instinkt, welcher das Genie treibt, ohne Rücksicht auf Belohnung, Beifall, oder Teilnahme, vielmehr mit Vernachlässigung der Sorge für sein persönliches Wohl, emsig und einsam, mit gröfster Anstrengung seine Werke zu vollenden, dabei mehr an die Nachwelt, als an die Mitwelt, durch welche es nur irre geleitet werden würde, zu denken; weil jene ein gröfserer Teil der Gattung ist und weil im Laufe der Zeit die wenigen Urteilsfähigen einzeln heran kommen. Es steht unterdessen meistens mit ihm wie Goethe seinen Künstler klagen läfst:

„Ein Fürst, der die Talente schätzte,
Ein Freund, der sich mit mir ergötzte,
Die haben leider mir gefehlt.
Im Kloster fand ich dumpfe Gönner:
So hab' ich, emsig, ohne Kenner
Und ohne Schüler mich gequält."

Sein Werk, als ein heiliges Depositum und die wahre Frucht

[1]) Horaz, Sat. II, 8, 66:
„Wird wohl nimmer entsprechen der Ruhm ganz deiner Bemühung." (Vofs.)

seines Daseins, zum Eigentum der Menschheit zu machen, es niederlegend für eine besser urteilende Nachwelt, dies wird ihm dann zum Zweck, der allen andern Zwecken vorgeht und für den er die Dornenkrone trägt, welche einst zum Lorbeerkranze ausschlagen soll. Auf die Vollendung und Sicherstellung seines Werkes koncentriert sein Streben sich ebenso entschieden, wie das des Insekts, in seiner letzten Gestalt, auf die Sicherstellung seiner Eier und Vorsorge für die Brut, deren Dasein es nie erlebt: es deponiert die Eier da, wo sie, wie es sicher weifs, einst Leben und Nahrung finden werden, und stirbt getrost.

Anhang.

A. Das bisherige Mifslingen der Philosophie ist notwendig und daraus erklärlich, dafs dieselbe, statt sich auf das tiefere Verständnis der gegebenen Welt zu beschränken, sogleich darüber hinaus will und die letzten Gründe alles Daseins, die ewigen Verhältnisse aufzufinden sucht, welche zu denken unser Intellekt ganz unfähig ist, dessen Fassungskraft durchaus nur für das taugt, was die Philosophen bald endliche Dinge, bald Erscheinungen genannt haben, kurzum die flüchtigen Gestalten dieser Welt und das, was für unsere Person, unsere Zwecke und unsere Erhaltung taugt: er ist immanent. Daher soll seine Philosophie auch immanent sein und nicht sich versteigen zu überweltlichen Dingen, sondern sich darauf beschränken, die gegebene Welt von Grund aus zu verstehen: die giebt Stoff genug.

B. Wenn es so ist, so haben wir an unserm Intellekt ein armseliges Geschenk der Natur: wenn er blofs taugt, die Verhältnisse zu fassen, die unsere erbärmliche individuelle Existenz betreffen und blofs während der kurzen Spanne unsers zeitlichen Daseins bestehen, hingegen das, was allein wert ist, ein denkendes Wesen zu interessieren, — die Erklärung unsers Daseins überhaupt, und die Auslegung der Verhältnisse der Welt im ganzen, kurz die Lösung des Rätsels dieses Lebenstraumes, — wenn dies alles gar nicht in ihn hineingeht und er es nimmermehr, auch wenn es ihm dargelegt würde, zu fassen vermöchte, — dann finde ich den Intellekt nicht wert, ihn auszubilden und mit ihm mich zu

beschäftigen: er ist ein Ding, nicht wert, sich danach zu bücken.

A. Mein Freund, wenn wir mit der Natur hadern, behalten wir gewöhnlich Unrecht. Bedenke, *Natura nihil facit frustra nec supervacaneum.* Wir sind eben blofs zeitliche, endliche, vergängliche, traumartige, wie Schatten vorüberfliegende Wesen; was sollte solchen ein Intellekt, der unendliche, ewige, absolute Verhältnisse fafste? Und wie sollte ein solcher Intellekt diese Verhältnisse wieder verlassen, um sich zu den für uns allein realen, allein uns wirklich betreffenden, kleinen Verhältnissen unsers ephemeren Daseins zu wenden und noch für diese zu taugen? Die Natur würde durch Verleihung eines solchen Intellekts nicht nur ein unermefslich grofses *Frustra* gemacht, sondern ihren Zwecken mit uns geradezu entgegen gearbeitet haben. Denn was würde es taugen, wie Shakespeare sagt:

we fools of nature,
So horridly to shake our disposition,
With thoughts beyond the reaches of our souls.
Hamlet, act I, sc. 4.[1]

Würde eine solche vollkommene und erschöpfende metaphysische Einsicht uns nicht zu aller physischen, zu allem unsern Thun und Treiben unfähig machen, vielleicht uns für immer in ein erstarrendes Entsetzen versenken, wie den, der ein Gespenst gesehen? —

B. Es ist aber eine verruchte *petitio principii*, die du machst, dafs wir blofs zeitliche, vergängliche, endliche Wesen sind: wir sind zugleich unendlich, ewig, das ursprüngliche Prinzip der Natur selbst: daher ist es wohl der Mühe wert, unablässig zu suchen, „ob nicht Natur zuletzt sich doch ergründe“.

A. Nach deiner eigenen Metaphysik sind wir das nur in gewissem Sinne, als Ding an sich, nicht als Erscheinung; als inneres Prinzip der Welt, nicht als Individuen; als Wille zum Leben, nicht als Subjekte des individuellen Erkennens. Hier ist nur von unserer intelligenten Natur die Rede, nicht vom Willen, und als Intelligenzen sind wir individuell und

[1] Nach der Schlegel-Tieck'schen Übersetzung:
dafs wir Narren der Natur,
So furchtbarlich uns schütteln mit Gedanken,
Die unsre Seele nicht erreichen kann?

endlich; demgemäfs ist auch unser Intellekt ein solcher. Der Zweck unsers Lebens (dafs ich mir einen metaphorischen Ausdruck erlaube) ist ein praktischer, kein theoretischer: unser Thun, nicht unser Erkennen gehört der Ewigkeit an: dieses Thun zu leiten und zugleich unserm Willen einen Spiegel vorzuhalten, ist unser Intellekt da, und dies leistet er. Ein Mehreres würde ihn höchst wahrscheinlich hierzu untauglich machen: sehen wir doch schon das Genie, diesen kleinen Überschufs von Intellekt, der Laufbahn des damit begabten Individuums hinderlich sein und es äufserlich unglücklich machen, wenn es auch innerlich beglücken mag.

B. Wohl, dafs du mich an das Genie erinnerst! es wirft zum Teil die Thatsachen um, die du rechtfertigen willst: bei ihm ist die theoretische Seite abnorm überwiegend über die praktische. Wenn es auch nicht ewige Verhältnisse fassen kann, so sieht es doch schon etwas tiefer in die Dinge dieser Welt, *attamen est quodam prodire tenus.*[1]) Und allerdings macht schon dies den damit begünstigten Intellekt zum Auffassen der endlichen, irdischen Verhältnisse weniger tauglich und einem Teleskop im Theater vergleichbar. Hier scheint der Punkt zu sein, wo wir uns einigen, und bei dem unsere gemeinsame Betrachtung stille steht.

Kapitel IV.

Einige Betrachtungen über den Gegensatz des Dinges an sich und der Erscheinung.

§. 62.

Ding an sich bedeutet das unabhängig von unsrer Wahrnehmung Vorhandene, also das eigentlich Seiende. Dies war dem Demokritos die geformte Materie: dasselbe war es im Grunde noch dem Locke: Kanten war es = x; mir Wille.

Wie gänzlich Demokritos die Sache schon in diesem Sinne nahm und daher an die Spitze dieser Zusammenstellung gehört, belegt folgende Stelle aus dem Sextus Empirikus

[1]) Und es ist ihm vergönnt, bis zu einer gewissen Grenze fortzuschreiten.

(adv. math. L. VII. § 135), welcher dessen Werke selbst vor sich hatte und meistens wörtlich aus ihnen citiert:

Δημοκριτος δε ὁτι μεν αναιρει τα φαινομενα ταις αισθησεσιν, και τουτων λεγει μηδεν φαινεσθαι κατ' αληθειαν, αλλα μονον κατα δοξαν· αληθες δε εν τοις ουσιν ὑπαρχειν το ατομους ειναι και κενον[1]) u. s. w. Ich empfehle, die ganze Stelle nachzulesen, wo dann ferner noch vorkommt: *ετεῃ μεν νυν οἱον ἑκαστον εστιν, η ουκ εστιν, ου συνιεμεν*[2]); auch: *ετεῃ οἱον ἑκαστον (εστι) γιγνωσκειν εν αποϱῳ εστι*[3]). Dies alles besagt denn doch eben: „wir erkennen nicht die Dinge nach dem, was sie an sich sein mögen, sondern blofs wie sie erscheinen", und eröffnet jene, vom entschiedensten Materialismus ausgehende, aber zum Idealismus führende, mit mir sich abschliefsende Reihe. Eine auffallend deutliche und bestimmte Unterscheidung des Dinges an sich von der Erscheinung, eigentlich sogar schon im Kant'schen Sinne, finden wir in einer Stelle des Porphyrius, welche Stobäos uns aufbewahrt hat (Eclog. L. I, c. 43, Fragm. 3). Sie lautet: *Τα κατηγορουμενα του αἰσθητου και ἐνυλου ἀληθως ἐστι ταυτα, το παντη εἰναι διαπεφορημενον, το μεταβλητον εἰναι* etc. *Του δε ὀντως ὀντος και καθ' αὑτο ὑφεστηκοτος αὑτου, το εἰναι ἀει ἐν ἑαυτῳ ἱδρυμενον· ὡσαυτως το κατα ταὐτα ἐχειν*[4]) etc.

§. 63.

Wie wir von der Erdkugel blofs die Oberfläche, nicht aber die grofse, solide Masse des Innern kennen, so erkennen wir empirisch von den Dingen und der Welt überhaupt nichts, als nur ihre Erscheinung, d. i. die Oberfläche. Die genaue Kenntnis dieser ist die Physik, im weitesten Sinne ge-

[1]) Demokritos lehrte die Nichtigkeit der sinnlichen Wahrnehmung, und sagte, die Sinne zeigen uns die Dinge nie, wie sie in Wahrheit oder an sich, sondern blofs wie sie unserer Meinung nach beschaffen sind. Das Wahre an sich ist das unsichtbare Seiende, nämlich die Atome und das Leere.

[2]) Wie ein Ding in Wahrheit beschaffen sei oder nicht sei, erkennen wir nicht.

[3]) Es ist nicht möglich zu erkennen, wie etwas an sich beschaffen sei.

[4]) Die allem sinnlich Wahrgenommenen und Materiellen zukommenden allgemeinen Prädikate sind: durchgängige Verschiedenheit, Veränderlichkeit etc.; das Prädikat des auf sich selbst beruhenden Seins an sich hingegen ist die in sich selbst begründete Ewigkeit.

nommen. Dafs aber diese Oberfläche ein Inneres, welches nicht blofs Fläche sei, sondern kubischen Gehalt habe, voraussetzt, ist, nebst Schlüssen auf die Beschaffenheit desselben, das Thema der Metaphysik. Nach den Gesetzen der blofsen Erscheinung das Wesen an sich selbst der Dinge konstruieren zu wollen, ist ein Unternehmen, dem zu vergleichen, dafs einer aus blofsen Flächen und deren Gesetzen den stereometrischen Körper konstruieren wollte. Jede transscendente dogmatische Philosophie ist ein Versuch, das Ding an sich nach den Gesetzen der Erscheinung zu konstruieren; welcher ausfällt, wie der, zwei absolut unähnliche Figuren durch einander zu decken, welches stets mifslingt, indem, wie man sie auch wenden mag, bald diese, bald jene Ecke hervorragt.

§. 64.

Weil jegliches Wesen in der Natur zugleich Erscheinung und Ding an sich, oder auch *natura naturata* und *natura naturans*[1]), ist; so ist es demgemäfs einer zwiefachen Erklärung fähig, einer physischen und einer metaphysischen. Die physische ist allemal aus der Ursache; die metaphysische allemal aus dem Willen: denn dieser ist es, der in der erkenntnislosen Natur sich darstellt als Naturkraft, höher hinauf als Lebenskraft, in Tier und Mensch aber den Namen Willen erhält. Streng genommen, wäre demnach, an einem gegebenen Menschen, der Grad und die Richtung seiner Intelligenz und die moralische Beschaffenheit seines Charakters möglicherweise auch rein physisch abzuleiten, nämlich erstere aus der Beschaffenheit seines Gehirns und Nervensystems, nebst darauf einwirkendem Blutumlauf; letztere aus der Beschaffenheit und Zusammenwirkung seines Herzens, Gefäfssystems, Blutes, Lungen, Leber, Milz, Nieren, Intestina, Genitalia u. s. w., wozu aber freilich eine noch viel genauere Kenntnis der Gesetze, welche den *rapport du physique au moral* regeln, als selbst Bichat und Cabanis besafsen, erfordert wäre. Sodann liefse beides sich noch auf die entferntere physische Ursache, nämlich die Beschaffenheit seiner Eltern, zurückführen; indem diese nur zu einem ihnen gleichen Wesen, nicht aber zu einem höhern und bessern, den Keim liefern konnten. Metaphysisch hingegen müfste

[1]) S. Bd. I, S. 144, Anm.

derselbe Mensch erklärt werden als die Erscheinung seines eigenen, völlig freien und ursprünglichen Willens, der den ihm angemessenen Intellekt sich schuf; daher denn alle seine Thaten, so notwendig sie auch aus seinem Charakter, im Konflikt mit den gegebenen Motiven, hervorgehen, und dieser wieder als das Resultat seiner Korporisation auftritt, dennoch ihm gänzlich beizumessen sind. Metaphysisch ist nun aber auch der Unterschied zwischen ihm und seinen Eltern kein absoluter.

§. 65.

Alles Verstehen ist ein Akt des Vorstellens, bleibt daher wesentlich auf dem Gebiete der Vorstellung: da nun diese nur Erscheinungen liefert, ist es auf die Erscheinung beschränkt. Wo das Ding an sich anfängt, hört die Erscheinung auf, folglich auch die Vorstellung, und mit dieser das Verstehen. An dessen Stelle tritt aber hier das Seiende selbst, welches sich seiner bewufst wird als Wille. Wäre dieses Sichbewufstwerden ein unmittelbares, so hätten wir eine völlig adäquate Erkenntnis des Dinges an sich. Weil es aber dadurch vermittelt ist, dafs der Wille den organischen Leib und, mittelst eines Teiles desselben, sich einen Intellekt schafft, dann aber erst durch diesen sich im Selbstbewufstsein als Willen findet und erkennt; so ist diese Erkenntnis des Dinges an sich erstlich durch das darin schon enthaltene Auseinandertreten eines Erkennenden und eines Erkannten und sodann durch die vom cerebralen Selbstbewufstsein unzertrennliche Form der Zeit bedingt, daher also nicht völlig erschöpfend und adäquat. (Man vergleiche hiermit Kapitel 18 im 2. Bande meines Hauptwerks.)[1])

[1]) Der Unterschied zwischen Ding an sich und Erscheinung läfst sich auch ausdrücken als der zwischen dem subjektiven und objektiven Wesen eines Dinges. Sein rein subjektives Wesen ist eben das Ding an sich: dasselbe ist aber kein Gegenstand der Erkenntnis. Denn einem solchen ist es wesentlich, immer in einem erkennenden Bewufstsein, als dessen Vorstellung, vorhanden zu sein: und was daselbst sich darstellt, ist eben das objektive Wesen des Dinges. Dieses ist demnach Gegenstand der Erkenntnis: allein als solcher ist es blofse Vorstellung, und da es dies nur vermittelst eines Vorstellungsapparats werden kann, der seine eigene Beschaffenheit und daraus entspringende Gesetze haben mufs; so ist es eine blofse

Hieran schliefst sich die, in meiner Schrift „über den Willen in der Natur“, unter der Rubrik Physische Astronomie (3. Aufl. S. 80), dargelegte Wahrheit, dafs, je deutlicher die Verständlichkeit eines Vorganges oder Verhältnisses ist, dieses desto mehr in der blofsen Erscheinung liegt und nicht das Wesen an sich betrifft.[1])

Erscheinung, die sich auf ein Ding an sich beziehen mag. Dies gilt auch noch da, wo ein Selbstbewufstsein, also ein sich selbsterkennendes Ich vorhanden ist. Denn auch dieses erkennt sich nur in seinem Intellekt, d. i. Vorstellungsapparat, und zwar durch den äufsern Sinn als organische Gestalt, durch den innern als Willen, dessen Akte es durch jene Gestalt so simultan wiederholt werden sieht, wie die dieser durch ihren Schatten, woraus es auf die Identität beider schliefst und solche Ich nennt. Wegen dieser zwiefachen Erkenntnis aber, wie auch wegen der grofsen Nähe, in der hier der Intellekt seinem Ursprung, oder Wurzel, dem Willen, bleibt, ist die Erkenntnis des objektiven Wesens, also der Erscheinung, hier viel weniger vom subjektiven, also dem Ding an sich, verschieden, als bei der Erkenntnis mittelst des äufsern Sinnes, oder dem Bewufstsein von andern Dingen, im Gegensatz des Selbstbewufstseins. Diesem nämlich, sofern es durch den innern Sinn allein erkennt, klebt nur noch die Form der Zeit, nicht mehr die des Raumes, an und ist, neben dem Zerfallen in Subjekt und Objekt, das einzige, was es vom Ding an sich trennt. (Anm. Schopenhauers.)

[1]) „Alles dasjenige“, sagt Schopenhauer a. a. O., „was nur empirisch, nur a posteriori erkannt wird, ist an sich W i l l e: hingegen soweit die Dinge a priori [= v o r aller Erfahrung] bestimmbar sind, gehören sie allein der V o r s t e l l u n g an, der blofsen Erscheinung [weil der ganze apriorische Fond unserer Erkenntnis im I n t e l l e k t, dem Prinzip und Organ unserer gesamten Vorstellung liegt]. Daher nimmt die Verständlichkeit der Naturerscheinungen in dem Mafse ab, als in ihnen der Wille sich immer deutlicher manifestiert, d. h. als sie immer höher auf der Wesenleiter stehen: hingegen ist ihre Verständlichkeit um so gröfser, je geringer ihr empirischer Gehalt ist; weil sie um so mehr auf dem Gebiet der blofsen V o r s t e l l u n g bleiben, deren uns a priori bewufste Formen [Zeit, Raum und Kausalität] das Prinzip der Verständlichkeit sind.“ Darum sind reine Mathematik und Logik die fafslichsten aller Wissenschaften, weil wir in ihnen ganz allein mit den Formen unseres eigenen Intellekts zu thun haben: wir spielen mit diesen Formen, nach Schopenhauers Ausdruck, wie die Katze mit ihrem Schwanz.

§. 66.

Wenn wir irgend ein Naturwesen, z. B. ein Tier, in seinem Dasein, Leben und Wirken anschauen und betrachten, so steht es, trotz allem, was Zoologie und Zootomie darüber lehren, als ein unergründliches Geheimnis vor uns. Aber sollte denn die Natur, aus bloſser Verstocktheit, ewig vor unserer Frage verstummen? Ist sie nicht, wie alles Groſse, offen, mitteilend und sogar naiv? Kann daher ihre Antwort je aus einem anderen Grunde fehlen, als weil die Frage verfehlt war, schief war, von falschen Voraussetzungen ausging, oder gar einen Widerspruch beherbergte? Denn, läſst es sich wohl denken, daſs es einen Zusammenhang von Gründen und Folgen da geben könne, wo er ewig und wesentlich unentdeckt bleiben muſs? — Gewiſs, das alles nicht. Sondern das Unergründliche ist es darum, weil wir nach Gründen und Folgen forschen auf einem Gebiete, dem diese Form fremd ist, und wir also der Kette der Gründe und Folgen auf einer ganz falschen Fährte nachgehen. Wir suchen nämlich das innere Wesen der Natur, welches aus jeder Erscheinung uns entgegentritt, am Leitfaden des Satzes vom Grunde zu erreichen; — während doch dieser die bloſse Form ist, mit der unser Intellekt die Erscheinung, d. i. die Oberfläche der Dinge, auffaſst: wir aber wollen damit über die Erscheinung hinaus. Denn innerhalb dieser ist er brauchbar und ausreichend. Da läſst z. B. das Dasein eines gegebenen Tieres sich erklären, — aus seiner Zeugung. Diese nämlich ist im Grunde nicht geheimnisvoller, als der Erfolg jeder andern, sogar der einfachsten Wirkung aus ihrer Ursache; indem auch bei einem solchen die Erklärung zuletzt auf das Unbegreifliche stöſst. Daſs, bei der Zeugung, ein Paar Mittelglieder des Zusammenhangs mehr uns fehlen, ändert nichts Wesentliches: denn, auch wenn wir sie hätten, ständen wir doch am Unbegreiflichen. Alles, weil die Erscheinung Erscheinung bleibt und nicht zum Dinge an sich wird.

Das innere Wesen der Dinge ist dem Satz vom Grunde fremd. Es ist das Ding an sich, und das ist lauterer W i l l e. Der ist, weil er will, und will, weil er ist. Er ist in jedem Wesen das schlechthin Reale.

§. 67.

Der Grundcharakter aller Dinge ist Vergänglichkeit: wir sehen in der Natur alles, vom Metall bis zum Organis-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

mus, teils durch sein Dasein selbst, teils durch den Konflikt mit anderem, sich aufreiben und verzehren. Wie könnte dabei die Natur das Erhalten der Formen und Erneuern der Individuen, die zahllose Wiederholung des Lebensprocesses, eine unendliche Zeit hindurch, aushalten, ohne zu ermüden; wenn nicht ihr eigener Kern ein Zeitloses und dadurch völlig Unverwüstliches wäre, ein Ding an sich, ganz anderer Art, als seine Erscheinungen, ein allem Physischen heterogenes Metaphysisches? — Dieses ist der Wille in uns und in allem.

§. 68.

Wir klagen über die Dunkelheit, in der wir dahinleben, ohne den Zusammenhang des Daseins im Ganzen, zumal aber den unseres eigenen Selbst mit dem Ganzen zu verstehen; so daſs nicht nur unser Leben kurz, sondern auch unsre Erkenntnis ganz auf dasselbe beschränkt ist; da wir weder über die Geburt zurück, noch über den Tod hinaus sehen können, mithin unser Bewuſstsein gleichsam nur ein Blitz ist, der augenblicklich die Nacht erhellt; demnach es wahrlich aussieht, als ob ein Dämon heimtückisch alles weitere Wissen uns verbaut hätte, um sich an unserer Verlegenheit zu weiden.

Diese Klage ist aber eigentlich nicht berechtigt: denn sie entsteht aus einer Illusion, welche herbeigeführt wird durch die falsche Grundansicht, daſs das Ganze der Dinge von einem Intellekt ausgegangen, folglich als bloſse Vorstellung dagewesen sei, ehe es wirklich geworden; wonach es, als aus der Erkenntnis entsprungen, auch der Erkenntnis ganz zugänglich, ergründlich und durch sie erschöpfbar sein müſste. — Aber, der Wahrheit nach, möchte es vielmehr sich so verhalten, daſs alles das, was wir nicht zu wissen uns beklagen, von niemandem gewuſst werde, ja wohl gar an sich selbst gar nicht wiſsbar, d. h. nicht vorstellbar, sei. Denn die Vorstellung, in deren Gebiet alles Erkennen liegt und auf die daher alles Wissen sich bezieht, ist nur die äuſsere Seite des Daseins, ein Sekundäres, Hinzugekommenes, nämlich etwas, das nicht zur Erhaltung der Dinge überhaupt, also des Weltganzen, nötig war, sondern bloſs zur Erhaltung der einzelnen tierischen Wesen. Daher tritt das Dasein der Dinge überhaupt und im Ganzen nur per accidens, mithin sehr beschränkter Weise, in die Erkenntnis: es bildet nur den Hintergrund des Gemäldes im animalischen

Bewufstsein, wo die Objekte des Willens das Wesentliche sind und den ersten Rang einnehmen. Nun entsteht zwar, mittelst dieses Accidens, die ganze Welt in Raum und Zeit, d. h. die Welt als Vorstellung, welche aufserhalb der Erkenntnis ein derartiges Dasein gar nicht hat; deren inneres Wesen hingegen, das an sich Existierende, von einem solchen Dasein aber auch ganz unabhängig ist. Da nun also, wie gesagt, die Erkenntnis nur zum Behuf der Erhaltung jedes tierischen Individui da ist, so ist auch ihre ganze Beschaffenheit, alle ihre Formen, wie Zeit, Raum u. s. w. blofs auf die Zwecke eines solchen eingerichtet: diese nun erfordern blofs die Erkenntnis von Verhältnissen zwischen einzelnen Erscheinungen, keineswegs aber die vom Wesen der Dinge und dem Weltganzen.

Kant hat nachgewiesen, dafs die Probleme der Metaphysik, welche jeden, mehr oder weniger, beunruhigen, keiner direkten, überhaupt keiner genügenden Lösung fähig seien. Dies nun aber beruht, im letzten Grunde, darauf, dafs sie ihren Ursprung in den Formen unseres Intellekts, Zeit, Raum und Kausalität, haben, während dieser Intellekt blofs die Bestimmung hat, dem individuellen Willen seine Motive vorzuschieben, d. h. die Gegenstände seines Wollens, nebst den Mitteln und Wegen, sich ihrer zu bemächtigen, ihm zu zeigen. Wird jedoch dieser Intellekt *abusive* auf das Wesen an sich der Dinge, auf das Ganze und den Zusammenhang der Welt gerichtet, so gebären die besagten, ihm anhängenden Formen des Neben, Nach und Durch einander aller irgend möglichen Dinge ihm die metaphysischen Probleme, wie etwa vom Ursprung und Zweck, Anfang und Ende der Welt und des eigenen Selbst, von der Vernichtung dieses durch den Tod, oder dessen Fortdauer trotz demselben, von der Freiheit des Willens u. dgl. m. — Denken wir uns nun aber jene Formen einmal aufgehoben und dennoch ein Bewufstsein von den Dingen vorhanden, so würden diese Probleme nicht etwa gelöst, sondern ganz verschwunden sein und ihr Ausdruck keinen Sinn mehr haben. Denn sie entspringen ganz und gar aus jenen Formen, mit denen es gar nicht auf ein Verstehen der Welt und des Daseins, sondern blofs auf ein Verstehen unserer persönlichen Zwecke abgesehen ist.

Diese gesamte Betrachtung nun liefert uns eine Erläuterung und objektive Begründung der Kantischen, von

ihrem Urheber nur von der subjektiven Seite aus begründeten Lehre, dafs die Formen des Verstandes blofs von immanentem, nicht von transscendentem Gebrauche seien. Man könnte nämlich statt dessen auch sagen: der Intellekt ist physisch, nicht metaphysisch, d. h. wie er aus dem Willen, als zu dessen Objektivation gehörig, entsprossen ist, so ist er auch nur zu dessen Dienste da: dieser aber betrifft blofs die Dinge in der Natur, nicht aber irgend etwas über diese hinaus Liegendes. Jedes Tier hat (wie ich dies im „Willen in der Natur" ausgeführt und belegt habe) seinen Intellekt offenbar nur zu dem Zweck, dafs es sein Futter auffinden und erlangen könne; wonach dann auch das Mafs desselben bestimmt ist. Nicht anders verhält es sich mit dem Menschen; nur dafs die gröfsere Schwierigkeit seiner Erhaltung und die unendliche Vermehrbarkeit seiner Bedürfnisse hier ein viel gröfseres Mafs von Intellekt nötig gemacht hat. Blofs wann dieses, durch eine Abnormität, noch excediert wird, stellt sich ein völlig dienstfreier Überschufs dar, welcher, wann beträchtlich, Genie genannt wird. Hierdurch wird nun ein solcher Intellekt zunächst nur recht objektiv: aber es kann dahin führen, dafs er, in gewissem Grade, selbst metaphysisch werde, oder wenigstens strebe, es zu sein. Denn eben infolge seiner Objektivität wird jetzt die Natur selbst, das Ganze der Dinge, sein Gegenstand und sein Problem. In ihm nämlich fängt die Natur allererst an, sich selbst so recht wahrzunehmen als etwas, welches ist und doch auch nicht sein könnte, oder wohl auch anders sein könnte; während im gewöhnlichen blofs normalen Intellekt die Natur sich nicht deutlich wahrnimmt; wie der Müller nicht seine Mühle hört, oder der Parfümeur nicht seinen Laden riecht. Sie scheint sich ihm von selbst zu verstehen: er ist in ihr befangen. Blofs in gewissen hellern Augenblicken wird er sie gewahr und erschrickt beinahe darüber: aber es giebt sich bald. Was demnach solche Normalköpfe in der Philosophie leisten können, auch wenn sie haufenweise zusammenlaufen, ist bald abzusehen. Wäre hingegen der Intellekt, ursprünglich und seiner Bestimmung nach, metaphysisch, so könnten sie, besonders mit vereinten Kräften, die Philosophie, wie jede andere Wissenschaft, fördern.

Kapitel V.

Einige Worte über den Pantheismus.

§. 69.

Die in jetziger Zeit, unter den Philosophieprofessoren, geführte Kontroverse zwischen Theismus und Pantheismus könnte man allegorisch und dramatisch darstellen, durch einen Dialog, der im Parterre eines Schauspielhauses in Mailand, während der Vorstellung, geführt würde. Der eine Kollokutor, überzeugt, sich in dem grofsen, berühmten Puppenspieltheater des Girolamo zu befinden, bewundert die Kunst, mit welcher der Direkteur die Puppen verfertigt hat und das Spiel lenkt. Der andere sagt dagegen: Ganz und gar nicht! sondern man befände sich im Teatro della scala, der Direkteur und seine Gesellen spielten selbst mit und stäken in den Personen, die man da vor sich sähe, wirklich drinne; auch der Dichter spiele mit.

Ergötzlich aber ist es zu sehen, wie die Philosophieprofessoren mit dem Pantheismus, als mit einer verbotenen Frucht, liebäugeln und nicht das Herz haben, zuzugreifen. Ihr Verhalten dabei habe ich bereits in der Abhandlung über die Universitätsphilosophie geschildert; wobei wir an den Weber Bottom im Johannisnachtstraum erinnert wurden. — Ach, es ist doch ein saueres Stück Brot, das Philosophieprofessorenbrot! Erst mufs man nach der Pfeife der Minister tanzen, und wenn man nun das recht zierlich geleistet hat, da kann man draufsen noch angefallen werden von den wilden Menschenfressern, den wirklichen Philosophen: die sind im stande einen einzustecken und mitzunehmen, um ihn als Taschenpulcinello, zur Aufheiterung bei ihren Darstellungen, gelegentlich hervorzuziehen.

§. 70.

Gegen den Pantheismus habe ich hauptsächlich nur dieses, dafs er nichts besagt. Die Welt Gott nennen heifst sie nicht erklären, sondern nur die Sprache mit einem überflüssigen Synonym des Wortes Welt bereichern. Ob ihr sagt „die Welt ist Gott“, oder „die Welt ist die Welt“ läuft auf eins hinaus. Zwar wenn man dabei vom Gott, als wäre er das Gegebene und zu Erklärende, ausgeht, also sagt: „Gott ist die Welt“, da giebt es gewissermafsen eine Erklärung,

sofern es doch *ignotum* auf *notius*[1]) zurückführt: doch ist es nur eine Worterklärung. Allein wenn man von dem wirklich Gegebenen, also der Welt, ausgeht, und nun sagt „die Welt ist Gott", da liegt am Tage, dafs damit nichts gesagt, oder wenigstens *ignotum per ignotius*[2]) erklärt ist. Daher eben setzt der Pantheismus den Theismus, als ihm vorhergegangen, voraus: denn nur sofern man von einem Gotte ausgeht, also ihn schon vorweg hat und mit ihm vertraut ist, kann man zuletzt dahin kommen, ihn mit der Welt zu identifizieren, eigentlich um ihn auf eine anständige Art zu beseitigen. Man ist nämlich nicht unbefangen von der Welt, als dem zu Erklärenden ausgegangen, sondern von Gott als dem Gegebenen: nachdem man aber bald mit diesem nicht mehr wufste wohin, da hat die Welt seine Rolle übernehmen sollen. Dies ist der Ursprung des Pantheismus. Denn von vorne herein und unbefangenerweise diese Welt für einen Gott anzusehen, wird keinem einfallen. Es müfste ja offenbar ein übel beratener Gott sein, der sich keinen bessern Spafs zu machen verstände, als sich in eine Welt, wie die vorliegende, zu verwandeln, in so eine hungrige Welt, um daselbst in Gestalt zahlloser Millionen lebender, aber geängstigter und gequälter Wesen, die sämtlich nur dadurch eine Weile bestehen, dafs eines das andere auffrifst, Jammer, Not und Tod, ohne Mafs und Ziel zu erdulden, z. B. in Gestalt von 6 Millionen Negersklaven, täglich im Durchschnitt 60 Millionen Peitschenhiebe auf blofsem Leibe zu empfangen, und in Gestalt von 3 Millionen europäischer Weber unter Hunger und Kummer in dumpfigen Kammern oder trostlosen Fabriksälen schwach zu vegetieren u. dgl. m. Das wäre mir eine Kurzweil für einen Gott! der als solcher es doch ganz anders gewohnt sein müfste.

Demnach ist der vermeinte grofse Fortschritt vom Theismus zum Pantheismus, wenn man ihn ernstlich und nicht blofs als maskierte Negation, wie oben angedeutet, nimmt, ein Übergang vom Unerwiesenen und schwer Denkbaren zum geradezu Absurden. Denn so undeutlich, schwankend und verworren der Begriff auch sein mag, den man mit dem Worte Gott verbindet, so sind doch zwei Prädikate

[1]) Ein Unbekanntes auf das Bekanntere.
[2]) Ein Unbekanntes durch ein noch Unbekannteres.

davon unzertrennlich: die höchste Macht und die höchste Weisheit. Dafs nun ein mit diesen ausgerüstetes Wesen sich selbst in die oben beschriebene Lage versetzt haben sollte, ist geradezu ein absurder Gedanke: denn unsre Lage in der Welt ist offenbar eine solche, in die sich kein intelligentes, geschweige ein allweises Wesen versetzen wird. — Der Theismus hingegen ist blofs unerwiesen, und wenn es auch schwer zu denken fällt, dafs die unendliche Welt das Werk eines persönlichen, mithin individuellen Wesens, dergleichen wir nur aus der animalischen Natur kennen, sei; so ist es doch nicht geradezu absurd. Denn dafs ein allmächtiges und dabei allweises Wesen eine gequälte Welt schaffe, läfst sich immer noch denken, wenngleich wir das Warum dazu nicht kennen: daher, selbst wenn man demselben auch noch die Eigenschaft der höchsten Güte beilegt, die Unerforschlichkeit seines Ratschlusses die Ausflucht wird, durch welche eine solche Lehre immer noch dem Vorwurf der Absurdität entgeht. Aber bei der Annahme des Pantheismus ist der schaffende Gott selbst der endlos Gequälte und, auf dieser kleinen Erde allein, in jeder Sekunde einmal Sterbende, und solches ist er aus freien Stücken: das ist absurd. Viel richtiger wäre es die Welt mit dem Teufel zu identifizieren: ja dies hat der ehrwürdige Verfasser der Deutschen Theologie eigentlich gethan, indem er S. 93 seines unsterblichen Werkes (nach dem wiederhergestellten Text, Stuttgart 1851) sagt: „Darum ist der böse Geist und die Natur eins, und wo die Natur nicht überwunden ist, da ist auch der böse Feind nicht überwunden.“

Offenbar geben die Pantheisten dem Sansara den Namen Gott. Denselben Namen geben hingegen die Mystiker dem Nirwana. Von diesem erzählen sie jedoch mehr, als sie wissen, — welches die Buddhaisten nicht thun; daher ihr Nirwana ein relatives Nichts ist. — In seinem eigentlichen und richtigen Sinn gebraucht das Wort Gott die Synagoge, die Kirche und der Islam.

Der heutzutage oft gehörte Ausdruck „die Welt ist Selbstzweck“ läfst unentschieden, ob man sie durch Pantheismus oder durch blofsen Fatalismus erkläre, gestattet aber jedenfalls nur eine physische, keine moralische Bedeutung derselben, indem, bei Annahme dieser letzteren, die Welt allemal sich als Mittel darstellt zu einem höheren Zweck.

Aber eben jener Gedanke, dafs die Welt blofs eine physische, keine moralische Bedeutung habe, ist der heilloseste Irrtum, entsprungen aus der gröfsten Perversität des Geistes.

Kapitel VI.

Zur Philosophie und Wissenschaft der Natur.

§. 71.

Die Natur ist der Wille, sofern er sich selbst aufser sich erblickt; wozu sein Standpunkt ein individueller Intellekt sein mufs. Dieser ist ebenfalls sein Produkt.

§. 72.

Statt, wie die Engländer, an den Werken der Natur und der Kunsttriebe, die Weisheit Gottes zu demonstrieren, sollte man daraus verstehen lernen, dafs alles, was durch das Medium der Vorstellung, also des Intellekts, und wäre dieser ein bis zur Vernunft gesteigerter, zustande kommt, blofse Stümperei ist gegen das vom Willen, als dem Ding an sich, unmittelbar Ausgehende und durch keine Vorstellung Vermittelte, dergleichen die Werke der Natur sind. Dies ist das Thema meiner Abhandlung „über den Willen in der Natur", die ich daher meinen Lesern nicht genug empfehlen kann: in ihr findet man deutlicher als irgendwo den eigentlichen Brennpunkt meiner Lehre dargelegt.

§. 73.

Wenn man betrachtet, wie die Natur, während sie um die Individuen wenig besorgt ist, mit so übertriebener Sorgfalt über die Erhaltung der Gattungen wacht, mittelst der Allgewalt des Geschlechtstriebes und vermöge des unberechenbaren Überschusses der Keime, welcher, bei Pflanzen, Fischen, Insekten, das Individuum oft mit mehreren Hunderttausenden zu ersetzen bereit ist; so kommt man auf die Vermutung, dafs, wie der Natur die Hervorbringung des Individui ein Leichtes ist, so die ursprüngliche Hervorbringung einer Gattung ihr äufserst schwer werde. Demgemäfs sehen wir diese nie neu entstehen: selbst die *generatio aequivoca*, wenn sie statt hat (welches, zumal bei Epizoen und überhaupt Parasiten, nicht wohl zu bezweifeln ist), bringt doch nur bekannte Gattungen hervor: und die höchst wenigen unter-

gegangenen Species der jetzt die Erde bevölkernden Fauna, z. B. die des Vogels Dudu (Didus ineptus), vermag die Natur, obwohl sie in ihrem Plane gelegen haben, nicht wieder zu ersetzen; — daher wir stehen und uns wundern, dafs es unserer Gier gelungen ist, ihr einen solchen Streich zu spielen.

§. 74.

In dem leuchtenden Urnebel, aus welchem, nach Laplacescher Kosmogonie, die bis zum Neptun reichende Sonne bestand, konnten die chemischen Urstoffe noch nicht *actu*, sondern blofs *potentia* vorhanden sein: aber das erste und ursprüngliche Auseinandertreten der Materie, in Hydrogen und Oxygen, Schwefel und Kohle, Azot, Chlor u. s. w. wie auch in die verschiedenen, einander so ähnlichen und doch scharf gesonderten Metalle, — war das erste Anschlagen des Grundaccords der Welt.

Übrigens mutmafse ich, dafs alle Metalle die Verbindung zweier uns noch unbekannter, absoluter Urstoffe sind und blofs durch das verhältnismäfsige Quantum beider sich unterscheiden, worauf auch ihr elektrischer Gegensatz beruht, nach einem Gesetze, demjenigen analog, infolge dessen das Oxygen der Basis eines Salzes zu seinem Radikal in umgekehrtem Verhältnisse desjenigen steht, welches beide in der Säure desselben Salzes zu einander haben. Wenn man die Metalle in jene Bestandteile zu zersetzen vermöchte, so würde man wahrscheinlich sie auch machen können. Da aber ist der Riegel vorgeschoben.

§. 75.

Unter philosophisch rohen Leuten, denen alle die beizuzählen sind, welche die Kantische Philosophie nicht studiert haben, folglich unter den meisten Ausländern, nicht weniger unter vielen heutigen Medicinern u. dgl. in Deutschland, welche getrost auf der Grundlage ihres Katechismus philosophieren, besteht noch der alte, grundfalsche Gegensatz zwischen Geist und Materie. Besonders aber haben die Hegelianer, infolge ihrer ausgezeichneten Unwissenheit und philosophischen Roheit, ihn unter dem, aus der vorkantischen Zeit wieder hervorgeholten Namen „Geist und Natur“ von neuem in Gang gebracht, unter welchem sie ihn ganz naiv auftischen, als hätte es nie einen Kant gegeben und gingen wir noch, mit Allongenperücken geziert, zwischen geschorenen

Hecken umher, indem wir, wie Leibnitz im Garten zu Herrenhausen (Leibn. ed. Erdmann p. 755) mit Prinzessinnen und Hofdamen philosophierten, über „Geist und Natur“, unter letzterer die geschorenen Hecken, unter ersterem den Inhalt der Perücken verstehend. — Unter Voraussetzung dieses falschen Gegensatzes giebt es dann Spiritualisten und Materialisten. Letztere behaupten, die Materie bringe, durch ihre Form und Mischung, alles, folglich auch das Denken und Wollen im Menschen hervor; worüber denn die ersteren Zeter schreien, u. s. w.

In Wahrheit aber giebt es weder Geist, noch Materie, wohl aber viel Unsinn und Hirngespinste in der Welt. Das Streben der Schwere im Steine ist gerade so unerklärlich, wie das Denken im menschlichen Gehirne, würde also, aus diesem Grunde, auch auf einen Geist im Steine schliefsen lassen. Ich würde daher zu jenen Disputanten sagen: ihr glaubt eine tote, d. h. vollkommen passive und eigenschaftslose Materie zu erkennen, weil ihr alles das wirklich zu verstehen wähnt, was ihr auf mechanische Wirkung zurückzuführen vermögt. Aber wie die physikalischen und chemischen Wirkungen euch eingeständlich unbegreiflich sind, so lange ihr sie nicht auf m e c h a n i s c h e zurückzuführen wifst; gerade so sind diese m e c h a n i s c h e n Wirkungen selbst, also die Äufserungen, welche aus der Schwere, der Undurchdringlichkeit, der Kohäsion, der Härte, der Starrheit, der Elasticität, der Fluidität, u. s. w. hervorgehen, ebenso geheimnisvoll, wie jene, ja wie das Denken im Menschenkopf. Kann die Materie, ihr wifst nicht warum, zur Erde fallen: so kann sie auch, ihr wifst nicht warum, denken. Das wirklich rein und durch und durch, bis auf das letzte, Verständliche in der Mechanik geht nicht weiter, als das rein Mathematische in jeder Erklärung, ist also beschränkt auf Bestimmungen des Raumes und der Zeit. Nun sind aber diese beiden, samt ihrer ganzen Gesetzlichkeit, uns a priori bewufst, sind daher blofse Formen unseres Erkennens, und gehören ganz allein unseren Vorstellungen an. Ihre Bestimmungen sind also im Grunde subjektiv und betreffen nicht das rein Objektive, das von unserer Erkenntnis Unabhängige, das Ding an sich selbst. Sobald wir aber, selbst in der Mechanik, weiter gehen, als das rein Mathematische, sobald wir zur Undurchdringlichkeit, zur Schwere, zur Starr-

heit, oder Fluidität, oder Gaseität kommen, stehen wir schon bei Äufserungen, die uns ebenso geheimnisvoll sind, wie das Denken und Wollen des Menschen, also beim direkt Unergründlichen: denn ein solches ist jede Naturkraft. Wo bleibt nun also jene Materie, die ihr so intim kennt und versteht, dafs ihr alles aus ihr erklären, alles auf sie zurückführen wollt? — Rein begreiflich und ganz ergründlich ist immer nur das Mathematische; weil es das im Subjekt, in unserem eigenen Vorstellungsapparat, Wurzelnde ist: sobald aber etwas eigentlich Objektives auftritt, etwas nicht a priori Bestimmbares, da ist es auch sofort in letzter Instanz unergründlich. Was überhaupt Sinne und Verstand wahrnehmen, ist eine ganz oberflächliche Erscheinung, die das wahre und innere Wesen der Dinge unberührt läfst. Das wollte Kant. Nehmt ihr nun im Menschenkopfe, als *Deum ex machina,* einen Geist an, so müfst ihr, wie gesagt, auch jedem Stein einen Geist zugestehen. Kann hingegen eure tote und rein passive Materie als Schwere streben, oder als Elektricität anziehen, abstofsen und Funken schlagen, so kann sie auch als Gehirnbrei denken. Kurz, jedem angeblichen Geist kann man Materie, aber auch jeder Materie Geist unterlegen; woraus sich ergiebt, dafs der Gegensatz falsch ist.

Also nicht jene Cartesianische Einteilung aller Dinge in Geist und Materie ist die philosophisch richtige; sondern die in Wille und Vorstellung ist es: diese aber geht mit jener keinen Schritt parallel. Denn sie vergeistigt alles, indem sie einerseits auch das dort ganz Reale und Objektive, den Körper, die Materie, in die Vorstellung verlegt, und andererseits das Wesen an sich einer jeden Erscheinung auf Willen zurückführt.

Den Ursprung der Vorstellung der Materie überhaupt, als des objektiven, aber ganz eigenschaftslosen Trägers aller Eigenschaften, habe ich zuerst in meinem Hauptwerke Bd. 1. §. 4 und dann, deutlicher und genauer, in der 2. Auflage meiner Abhandlung über den Satz vom Grunde, §. 21 (3. Aufl. S. 82), dargelegt und erinnere hier daran, damit man diese neue und meiner Philosophie wesentliche Lehre nie aus den Augen verliere.[1]) Jene Materie ist demnach nur die objek-

[1]) Siehe Bd. I, S. 443, Anm.

tivierte, d. h. nach aufsen projicierte Verstandesfunktion der Kausalität selbst, also das objektiv hypostasierte Wirken überhaupt, ohne nähere Bestimmung seiner Art und Weise. Demzufolge giebt, bei der objektiven Auffassung der Körperwelt, der Intellekt die sämtlichen Formen derselben aus eigenen Mitteln, nämlich Zeit, Raum und Kausalität, und mit dieser auch den Begriff der abstrakt gedachten, eigenschafts- und formlosen Materie, die als solche in der Erfahrung gar nicht vorkommen kann. Sobald nun aber der Intellekt, mittelst dieser Formen und in ihnen, einen (stets nur von der Sinnesempfindung ausgehenden) realen Gehalt, d. h. etwas von seinen eigenen Erkenntnisformen Unabhängiges spürt, welches nicht im Wirken überhaupt, sondern in einer bestimmten Wirkungsart sich kund giebt; so ist es dies, was er als Körper, d. h. als geformte und spezifisch bestimmte Materie setzt, welche also als ein von seinen Formen Unabhängiges auftritt, d. h. als ein durchaus Objektives. Hierbei hat man sich aber zu erinnern, dafs die empirisch gegebene Materie sich überall nur durch die in ihr sich äufsernden Kräfte manifestiert; wie auch umgekehrt jede Kraft immer nur als einer Materie inhärierend erkannt wird: beide zusammen machen den empirisch realen Körper aus. Alles empirisch Reale behält jedoch transscendentale Idealität. Das in einem solchen empirisch gegebenen Körper, also in jeder Erscheinung, sich darstellende Ding an sich selbst, habe ich als Willen nachgewiesen. Nehmen wir nun wieder dieses zum Ausgangspunkt, so ist, wie ich es öfter ausgesprochen habe, die Materie uns die blofse Sichtbarkeit des Willens, nicht aber dieser selbst: demnach gehört sie dem blofs Formellen unserer Vorstellung, nicht aber dem Ding an sich, an. Diesemgemäfs eben müssen wir sie als form- und eigenschaftslos, absolut träge und passiv denken; können sie jedoch nur in abstracto also denken: denn empirisch gegeben ist die blofse Materie, ohne Form und Qualität, nie. Wie es aber nur eine Materie giebt, die, unter den mannigfaltigsten Formen und Accidenzien auftretend, doch dieselbe ist, so ist auch der Wille in allen Erscheinungen zuletzt einer und derselbe.

Dem Obigen zufolge mufs unserm, an seine Formen gebundenen und von Haus aus nur zum Dienst eines individuellen Willens, nicht zur objektiven Erkenntnis des

Wesens der Dinge, bestimmten Intellekt das, woraus alle Dinge werden und hervorgehen, eben als die *Materie* erscheinen, d. h. als das Reale überhaupt, das Raum und Zeit Erfüllende, unter allem Wechsel der Qualitäten und Formen Beharrende, welches das gemeinsame Substrat aller Anschauungen, jedoch für sich allein nicht anschaubar ist; wobei denn, was diese *Materie* an sich selbst sein möge, zunächst und unmittelbar unausgemacht bleibt. Versteht man nun unter dem so viel gebrauchten Ausdruck *Absolutum* das, was nie entstanden sein, noch jemals vergehen kann, woraus hingegen alles, was existiert, besteht und geworden ist, so hat man dasselbe nicht in imaginären Räumen zu suchen; sondern es ist ganz klar, dafs jenen Anforderungen die *Materie* gänzlich entspricht. — Nachdem nun *Kant* gezeigt hatte, dafs die Körper blofse *Erscheinungen* seien, ihr Wesen an sich aber unerkennbar bliebe, bin ich dennoch dahin durchgedrungen, dieses Wesen als identisch mit dem, was wir in unserm Selbstbewufstsein unmittelbar als Willen erkennen, nachzuweisen. Ich habe demnach (Welt a. W. u. V. Bd. 2. Kap. 24) die Materie dargelegt als die blofse *Sichtbarkeit des Willens*. Da nun ferner bei mir jede Naturkraft Erscheinung des Willens ist, so folgt, dafs keine Kraft ohne materielles Substrat auftreten, mithin auch keine Kraftäufserung ohne irgend eine materielle Veränderung vor sich gehen kann. Dies stimmt zu der Behauptung des Zoochemikers *Liebig*, dafs jede Muskelaktion, ja jeder Gedanke im Gehirn, von einer chemischen Stoffumsetzung begleitet sein müsse. Wir haben hierbei jedoch immer festzuhalten, dafs wir andrerseits die Materie stets nur durch die in ihr sich manifestierenden Kräfte empirisch erkennen. Sie ist eben nur die Manifestation dieser Kräfte *überhaupt*, d. h. in abstracto, im allgemeinen. An sich ist sie die Sichtbarkeit des Willens.

§. 76.

Wenn wir ganz einfache Wirkungen, die wir im kleinen täglich vor Augen haben, einmal in kolossaler Gröfse zu sehen Gelegenheit finden, so ist uns der Anblick neu, interessant und belehrend; weil wir erst jetzt von den in ihnen sich äufsernden Naturkräften eine angemessene Vorstellung erhalten. Beispiele dieser Art sind Mondfinsternisse, Feuersbrünste, grofse Wasserfälle, das Öffnen der Kanäle im Innern

des Berges bei S. Feriol, welche den Languedoker Kanal mit Wasser versehen, das Getümmel und Gedränge der Eisschollen beim Aufgehen eines Stroms, ein Schiff, das vom Stapel gelassen wird, sogar noch ein etwa 200 Ellen langer, gespannter Strick, welcher fast in einem Augenblick seiner ganzen Länge nach, aus dem Wasser gezogen wird, wie dies beim Schiffeziehen vorkommt, u. dgl. m. Was würde es erst sein, wenn wir das Wirken der Gravitation, welches wir nur aus einem so höchst einseitigen Verhältnisse, wie die irdische Schwere ist, anschaulich kennen, einmal in seiner Thätigkeit im Großen, zwischen den Weltkörpern, unmittelbar anschaulich übersehen könnten und vor Augen hätten

„wie sie spielen
nach den lockenden Zielen.“

§. 77.

Empirisch im engern Sinne ist die Erkenntnis, welche bei den Wirkungen stehen bleibt, ohne die Ursachen erreichen zu können. Zum praktischen Behuf reicht sie oft aus, z. B. in der Therapie. — Die Possen der Naturphilosophen aus der Schelling'schen Schule einerseits und die Erfolge der Empirie andrerseits haben bei vielen eine solche Systems- und Theorie-Scheu bewirkt, daſs sie die Fortschritte der Physik ganz von den Händen, ohne Zuthun des Kopfs, erwarten, also am liebsten bloſs experimentieren möchten, ohne irgend etwas dabei zu denken. Sie meinen, ihr physikalischer oder chemischer Apparat solle statt ihrer denken und solle selbst, in der Sprache bloſser Experimente, die Wahrheit aussagen. Zu diesem Zwecke werden nun die Experimente ins Unendliche gehäuft und in denselben wieder die Bedingungen, so daſs mit lauter höchst komplizierten, ja endlich mit ganz vertrackten Experimenten operiert wird, also mit solchen, die nimmermehr ein reines und entschiedenes Resultat liefern können, jedoch als der Natur angelegte Daumschrauben wirken sollen, um sie zu zwingen selbst zu reden; während der echte und selbst denkende Forscher seine Experimente möglichst einfach einrichtet, um die deutliche Aussage der Natur rein zu vernehmen und danach zu urteilen: denn die Natur tritt stets nur als Zeuge auf. Beispiele zu dem Gesagten liefert vorzüglich der ganze chromatologische Teil der Optik mit Einschluſs der Theorie der physiologischen

Farben, wie solcher von Franzosen und Deutschen in den letzten 20 Jahren behandelt worden.

Überhaupt aber wird zur Entdeckung der wichtigsten Wahrheiten nicht die Beobachtung der seltenen und verborgenen, nur durch Experimente darstellbaren Erscheinungen führen; sondern die der offen daliegenden, jedem zugänglichen Phänomene. Daher ist die Aufgabe nicht sowohl, zu sehen, was noch keiner gesehen hat, als, bei dem, was jeder sieht, zu denken, was noch keiner gedacht hat. Darum auch gehört so sehr viel mehr dazu, ein Philosoph als ein Physiker zu sein.

§. 78.

Für das Gehör ist der Unterschied der Töne, in Hinsicht auf Höhe und Tiefe, ein qualitativer: die Physik führt ihn jedoch auf einen blofs qantitativen zurück, nämlich auf den der schnellern oder langsamern Vibration; wobei sich demnach alles aus blofs mechanischer Wirksamkeit erklärt. Daher eben läuft in der Musik nicht nur das rhythmische Element, der Takt, sondern auch das harmonische, die Höhe und Tiefe der Töne, auf Bewegung, folglich auf blofses Zeitmafs und demnach auf Zahlen zurück.

Hier ergiebt nun die Analogie eine starke Präsumtion für die Locke'sche Naturansicht, dafs nämlich alles, was wir, mittelst der Sinne, an den Körpern als Qualität wahrnehmen (Locke's sekundäre Qualitäten), an sich nichts weiter sei, als Verschiedenheit des Quantitativen, nämlich blofses Resultat der Undurchdringlichkeit, der Gröfse, der Form, der Ruhe oder Bewegung und Zahl der kleinsten Teile; welche Eigenschaften Locke als die allein objektiv wirklichen bestehen läfst und demnach primäre, d. i. ursprüngliche, Qualitäten nennt. An den Tönen liefse sich nun dieses blofs darum geradezu nachweisen, weil hier das Experiment jede Vergröfserung erlaubt, indem man nämlich lange und dicke Saiten schwingen läfst, deren langsame Vibrationen sich zählen lassen: es verhielte sich jedoch mit allen Qualitäten ebenso. Daher wurde es zunächst auf das Licht übertragen, dessen Wirkung und Färbung aus den Vibrationen eines völlig imaginären Äthers abgeleitet und sehr genau berechnet wird; welche, mit unerhörter Dreistigkeit vorgetragene, kolossale Aufschneiderei und Narrensposse besonders von den Unwissendsten der Gelehrtenrepublik mit einer so kindlichen

Zuversicht und Sicherheit nachgesprochen wird, dafs man denken sollte, sie hätten den Äther, seine Schwingungen, Atome und was sonst für Possen sein mögen, wirklich gesehen und in Händen gehabt. — Aus dieser Ansicht würden sich dann Folgerungen zu Gunsten der Atomistik ergeben, wie sie besonders in Frankreich herrscht, aber auch in Deutschland um sich greift, nachdem schon die chemische Stöchiometrie des Berzelius ihr Vorschub geleistet hat. (Pouillet I, p. 23.) Auf die Widerlegung der Atomistik hier ausführlich einzugehen, wäre überflüssig; da sie höchstens für eine unerwiesene Hypothese gelten kann.

Ein Atom, so klein es auch sein mag, ist doch immer Kontinuum ununterbrochener Materie: könnt ihr ein solches euch klein denken; warum denn nicht grofs? wozu dann aber die Atome? Die chemischen Atome sind blofs der Ausdruck der beständigen festen Verhältnisse, in denen die Stoffe sich mit einander verbinden, welchem Ausdruck, da er in Zahlen gegeben werden mufste, man eine beliebig angenommene Einheit, das Gewicht des Quantums Oxygen, mit dem sich jeder Stoff verbindet, zum Grunde gelegt hat: für diese Gewichtsverhältnisse hat man aber, höchst unglücklicher Weise, den alten Ausdruck Atom gewählt; und hieraus ist unter den Händen der französischen Chemiker, die ihre Chemie, sonst aber nichts gelernt haben, eine krasse Atomistik erwachsen, welche die Sache als Ernst nimmt, jene blofsen Rechenpfennige als wirkliche Atome hypostasiert und nun von der Zusammenstellung (*arrangement*) derselben in einem Körper so, im andern anders, ganz in Demokrits Weise redet, um daraus deren Qualitäten und Verschiedenheiten zu erklären; ohne irgend eine Ahnung von der Absurdität der Sache zu haben. Dafs es in Deutschland nicht an unwissenden Apothekern fehlt, die auch „das Katheder zieren" und jenen nachtreten, versteht sich von selbst, und darf es uns nicht wundern, wenn sie in Kompendien, geradezu dogmatisch und ganz ernsthaft, als wüfsten sie wirklich etwas davon, den Studenten vortragen, „die Krystallform der Körper habe ihren Grund in einer geradlinigen Anordnung der Atome." (S. Wöhler, Grundrifs der Chemie, Th. I, unorgan. Chemie, p. 3.) Diese Leute aber sind Sprachgenossen Kant's und haben von Jugend auf seinen Namen mit Ehrfurcht nennen hören, jedoch nie die Nase in

seine Werke gesteckt. Dafür müssen sie solche skandalöse Possen zu Markt bringen. — An den Franzosen könnte man so recht ein gutes Werk *(une charité)* ausüben, wenn man ihnen Kant's metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft richtig und genau übersetzen wollte, um sie vom Rückfall in jenen Demokritismus, wenn es noch möglich ist, zu kurieren. Sogar aus Schelling's „Ideen zur Philosophie der Natur" könnte man einige Stellen, z. B. aus dem 3. und 5. Kap. des 2. Buches, zur Erläuterung beigeben; denn hier, wo Schelling auf Kant's Schultern steht, sagt er viel Gutes und Beherzigungswertes.[1])

[1]) Schelling („Ideen zu einer Philosophie der Natur, Buch 2, Kap. 3. Einige Bemerkungen über die mechanische Physik des Herrn le Sage") sagt unter anderm: „Die ersten Körperchen also denkt sich die mechanische Physik als Punkte; doch als erfüllte (materielle, physische) Punkte. Wenn aber diese Punkte noch materiell sind, so fragt sich: was den Atomistiker berechtigt, bei diesen Punkten stehen zu bleiben? Denn die Mathematik fährt deswegen doch fort, auf der unendlichen Teilbarkeit des Raums zu bestehen und die Philosophie, ob sie sich gleich nicht anmafst, zu sagen, die Materie (an sich betrachtet) bestehe aus unendlich vielen Teilen, hört deswegen nicht auf, eine unendliche Teilbarkeit, d. h. die Unmöglichkeit einer je vollendeten Teilung zu behaupten. Wenn also die mechanische Physik erste (oder letzte) Körperchen voraussetzt, so kann sie den Grund für diese Voraussetzung nicht aus der Mathematik oder aus der Philosophie her rechnen. Der Grund kann also nur ein physischer sein, d. h. sie mufs (wenn nicht beweisen, doch) behaupten, es seien Körperchen, welche weiter zu teilen physisch unmöglich sei. Allein nachdem man vorher den Gegenstand aller möglichen Erfahrung entzogen hat, wie dies der Fall ist, wenn man physische unteilbare Körperchen behauptet, hat man auch weiter kein Recht, sich auf Erfahrung, d. h. auf einen physischen Grund (wie hier auf die physische Unmöglichkeit) zu berufen. Also ist jene Annahme eine völlig willkürliche Annahme, d. h. man bildet sich ein, es sei möglich, in der Teilung der Materie auf Körperchen zu stofsen, welche ferner zu teilen, der Natur dieser Körperchen nach, unmöglich sei. Allein es giebt keine physische Unmöglichkeit, die, als solche, absolut wäre. Jede physische Unmöglichkeit ist relativ, d. h. nur in Beziehung auf gewisse Kräfte oder Ursachen in der Natur gültig, es sei denn, dafs man zu verborgenen Qualitäten seine Zuflucht nehme. Also behauptet man mit der phy-

Wohin Denken ohne Experimentieren führt, hat uns das Mittelalter gezeigt: aber dies Jahrhundert ist bestimmt, uns sehen zu lassen, wohin Experimentieren ohne Denken führt, und was bei der Jugendbildung herauskommt, die sich auf Physik und Chemie beschränkt. Nur aus der gänzlichen Unkunde der Kantischen Philosophie bei den Franzosen und Engländern von jeher, und aus der Vernachlässigung und Vergessenheit derselben bei den Deutschen, seit dem Hegel'schen Verdummungs-Prozefs, ist die unglaubliche Roheit der jetzigen mechanischen Physik zu erklären, deren Adepten jede Naturkraft höherer Art, Licht, Wärme, Elektricität, chemischen Prozefs u. s. w. zurückführen wollen auf die Gesetze der Bewegung des Stofses und Druckes und auf geometrische Gestaltung, nämlich ihrer imaginären Atome, die sie meistens, verschämter Weise, blofs „Moleküle" [1] betiteln, wie sie auch, aus derselben Verschämtheit, sich mit ihren Erklärungen nicht ebenso an die Schwere machen und auch diese, à la Descartes, aus einem Stoffe ableiten, damit es auf der Welt nichts gebe, als Stofsen und Gestofsenwerden, das ihnen allein Fafsliche. Am ergötzlichsten sind sie, wenn sie von den Molekülen der Luft, oder des Oxygens derselben reden. Danach wären die drei Aggregationszustände wohl blofs ein feineres und noch feineres und wieder feineres Pulver. Dies ist ihnen fafslich. Diese Leute, die viel experimentiert und wenig gedacht haben, mithin Realisten der rohesten Art sind, halten eben die Materie und die Stoff-

sischen Unteilbarkeit jener ersten Körperchen nur so viel: es sei in der Natur keine (bewegende) Kraft vorhanden, die den Zusammenhang jener Körperchen unter sich überwältigen könnte. Allein für diese Behauptung läfst sich weiter kein Grund anführen, als ein aus dem System selbst hergenommener, d. h. weil ohne sie das System nicht bestehen könnte. Also mufs sie darauf beschränkt werden: Man könne sich keine Naturkraft denken, der es möglich wäre, jene Körperchen zu teilen. Wird aber die Behauptung so ausgedrückt, so springt ihre Unwahrheit in die Augen. Denn jeder Zusammenhang in der Welt hat Grade, und sobald es darauf ankommt, was ich mir denken kann, kann ich keinen Grad von Zusammenhang denken, für den ich mir nicht auch eine Kraft denken könnte, die hinreichend wäre, ihn zu überwältigen." (Anm. Schopenhauers.)

[1]) Die Moleküle sind verschämte Atome. (Anm. Schopenhauers.)

gesetze für etwas absolut Gegebenes und von Grund aus Verständliches; daher eine Zurückführung auf diese ihnen eine völlig befriedigende Erklärung scheint, da doch in Wahrheit jene mechanischen Eigenschaften der Materie ebenso geheimnisvoll sind, wie die aus ihnen zu erklärenden; daher wir z. B. die Kohäsion nicht besser verstehen, als das Licht oder die Elektricität. Die viele Handarbeit des Experimentierens entfremdet unsere Physiker wirklich dem Denken, wie dem Lesen: sie vergessen, dafs Experimente nie die Wahrheit selbst, sondern blofs die Data zur Auffindung derselben liefern können. Ihnen verwandt sind die Physiologen, welche die Lebenskraft leugnen und derselben chemische Kräfte substituieren wollen. —

Ein Atom wäre nicht etwa blofs ein Stück Materie ohne alle Poren; sondern, da es unteilbar sein mufs, entweder ohne Ausdehnung (dann wäre es aber nicht Materie), oder mit absoluter, d. h. jeder möglichen Gewalt überlegener Kohäsion seiner Teile begabt. Ich verweise hier auf das, was ich im 2. Bande meines Hauptwerks, Kapitel 23 (3. Auflage S. 344), darüber gesagt habe. — Ferner, wenn die chemischen Atome im eigentlichen Sinn, also objektiv und als real verstanden werden, so giebt es im Grunde gar keine eigentliche chemische Verbindung mehr; sondern eine jede läuft zurück auf ein sehr feines Gemenge verschiedener und ewig geschieden bleibender Atome; während der eigentümliche Charakter einer chemischen Verbindung gerade darin besteht, dafs ihr Produkt ein durchaus homogener Körper sei, d. h. ein solcher, in welchem kein selbst unendlich kleiner Teil angetroffen werden kann, der nicht beide verbundene Substanzen enthielte. Daher eben ist Wasser so himmelweit verschieden von Knallgas, weil es die chemische Vereinigung der beiden Stoffe ist, die in diesem sich blofs als das feinste Gemenge zusammenbefinden. Ein blofses Gemenge ist das Knallgas. Entzündet man es, so kündigt eine fürchterliche Detonation, unter sehr starker Licht- und Wärme-Entwickelung, eine grofse, eine totale, eine das Innerste jener beiden Gemengteile treffende und ergreifende Veränderung an; und in der That finden wir sogleich als Produkt derselben eine von jenen beiden Bestandteilen von Grund aus und in jeder Hinsicht verschiedene, dabei aber durch und durch homogene Substanz, das Wasser, sehen also, dafs die hier vorgegangene Ver-

änderung dem sie ankündigenden Aufruhr der Naturgeister entsprechend war; dafs nämlich jene beiden Bestandteile des Knallgases, unter völliger Aufgebung ihres selbsteigenen, so entgegengesetzten Wesens, einander völlig durchdrungen haben, so dafs sie jetzt nur einen, durchaus homogenen Körper darstellen, in dessen selbst kleinstmöglichstem Teil jene beiden Componentia noch immer ungeschieden und vereint bleiben, so dafs keines mehr allein und als ein solches darin anzutreffen ist. Darum war es ein chemischer und kein mechanischer Prozefs. Wie ist es nur möglich, mit unsern modernen Demokriten diesen Vorgang dahin auszulegen, dafs die vorher unordentlich unter einander geworfenen „Atome" (!) nunmehr sich jetzt in Reih und Glied gestellt haben, paarweise, oder vielmehr, wegen grofser Ungleichheit ihrer Anzahl, so, dafs um ein Atom Hydrogen, 9 wohlrangierte Atome Oxygen sich gruppiert hätten, infolge angeborener und unerklärlicher Taktik; wonach dann die Detonation blofs der Trommelschlag zu diesem „Stellt euch" gewesen wäre, also eigentlich viel Lärm um nichts. Ich sage daher: das sind Possen, wie der vibrierende Äther und die ganze Leukippo-Demokrito-Cartesianische Physik mit allen ihren hölzernen Erklärungen. Es ist nicht genug, dafs man verstehe, der Natur Daumschrauben anzulegen: man mufs auch sie verstehen können, wenn sie aussagt. Daran aber fehlt es.

Überhaupt aber, wenn es Atome gäbe, müfsten sie unterschiedslos und eigenschaftslos sein, also nicht Atome Schwefel und Atome Eisen u. s. w., sondern blofs Atome Materie; weil die Unterschiede die Einfachheit aufheben, z. B. das Atom Eisen irgend etwas enthalten müfste, was dem Atom Schwefel fehlt, demnach nicht einfach, sondern zusammengesetzt wäre, und überhaupt die Änderung der Qualität nicht ohne Änderung der Quantität statt haben kann. Ergo: Wenn überhaupt Atome möglich, so sind sie nur als die letzten Bestandteile der absoluten oder abstrakten Materie, nicht aber der bestimmten Stoffe denkbar.

Bei der erwähnten Zurückführung der chemischen Verbindungen auf sehr feine Atomengemenge findet freilich die Manie und fixe Idee der Franzosen, alles auf mechanische Hergänge zurückzuführen, ihre Rechnung; aber nicht die Wahrheit, in deren Interesse ich vielmehr an den Ausspruch Oken's (über Licht und Wärme p. 9) erinnere, „dafs nichts,

durchaus nichts im Universum, was ein Weltphänomen ist, durch mechanische Prinzipien vermittelt sei.“ Es giebt im Grunde nur eine mechanische Wirkungsart, sie besteht im Eindringenwollen eines Körpers in den Raum, den ein anderer inne hat: darauf läuft Druck wie Stofs zurück, welche sich blofs durch das Allmähliche oder Plötzliche unterscheiden, wiewohl durch letzteres die Kraft „lebendig“ wird. Auf diesen also beruht alles, was die Mechanik leistet. Der Zug ist blofs scheinbar: z. B. der Strick, mit welchem man einen Körper zieht, schiebt ihn, d. i. drückt ihn, von hinten. Daraus wollen sie aber jetzt die ganze Natur erklären: da soll die Wirkung des Lichts auf die Retina bestehen aus bald langsameren, bald schnelleren mechanischen Stöfsen. Zu diesem Zweck haben sie einen Äther imaginiert, der stofsen soll; während sie doch sehen, dafs im stärksten Sturm der Lichtstrahl so unbeweglich wie ein Gespenst steht. Die Deutschen thäten wohl, sich von der belobten Empirie und ihrer Handarbeit so weit abzumüfsigen, als nötig ist, Kant's metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft zu studieren, um einmal nicht blofs im Laboratorio, sondern auch im Kopfe aufzuräumen. Die Physik stöfst, infolge ihres Stoffs, sehr oft und unvermeidlich an die metaphysischen Probleme an, und da offenbaren denn unsere Physiker, die nichts als ihre Elektrisierspielzeuge, Volta'sche Säulen und Froschkeulen kennen, eine so krasse, ja schusterhafte Unwissenheit und Roheit in Sachen der Philosophie (deren Doctores sie heifsen), nebst der die Unwissenheit meistens begleitenden Dummdreistigkeit, vermöge welcher sie über Probleme, welche die Philosophen seit Jahrtausenden beschäftigen, wie Materie, Bewegung, Veränderung, in den Tag hinein philosophieren, wie rohe Bauern, — dafs sie keine andere Antwort verdienen, als die Xenie:

Armer, empirischer Teufel! Du kennst nicht einmal das Dumme
In Dir selber, es ist, ach! a priori so dumm.
Sch.

(Siehe Ed. Boas, Schiller und Goethe im Xenienkampf, T. I, S. 121.)

§. 79.

Chemische Auflösung ist Überwindung der Kohäsion durch die Verwandtschaft. Beides sind *qualitates occultae.*

§. 80.

Das Licht ist ebensowenig mechanisch zu erklären, wie die Schwerkraft. Auch diese hat man anfangs ebenso durch den Stofs eines Äthers zu erklären versucht; ja Newton selbst hat dies als Hypothese aufgestellt, die er jedoch bald fallen liefs. Leibnitz aber, der die Gravitation nicht zugab, war ihr völlig zugethan. Dies bestätigt auch noch ein Brief des Leibnitz in seinen *Lettres et opuscules inédits,* welche Careil 1854 herausgegeben, p. 63. — Der Erfinder des Äthers ist Cartesius: *„Aether ille Cartesianus, quem Eulerus ad luminis propagandi doctrinam adornavit“,* sagt Platner in seiner Dissertation *de principio vitali,* p. 17. — Mit der Gravitation steht das Licht ohne Zweifel in einem gewissen Zusammenhang, jedoch indirekt und im Sinne eines Widerspiels, als ihr absolutes Gegenteil. Es ist eine wesentlich ausbreitende Kraft, wie jene eine zusammenziehende. Beide wirken stets geradlinig. Vielleicht kann man, in einem tropischen Sinne, das Licht den Reflex der Gravitation nennen. — Kein Körper kann durch Stofs wirken, der nicht zugleich schwer ist: das Licht ist ein *imponderabile*: also kann es nicht mechanisch, d. h. durch Stofs wirken. Sein nächster Verwandter, im Grunde aber seine blofse Metamorphose, ist die Wärme, deren Natur daher am ersten dienen könnte, die seinige zu erläutern.

Die Wärme ist zwar, wie das Licht selbst, unwägbar, zeigt jedoch eine gewisse Materialität darin, dafs sie sich als beharrliche Substanz verhält, sofern sie von einem Körper und Ort in den anderen übergeht und jenen räumen mufs, um diesen in Besitz zu nehmen; so dafs, wenn sie aus einem Körper gewichen ist, sich stets mufs angeben lassen, wohin sie gekommen sei, und sie irgendwo mufs anzutreffen sein; wäre es auch nur im latenten Zustande. Hierin also verhält sie sich als eine beharrende Substanz, d. h. wie die Materie. Zwar giebt es keinen ihr absolut undurchdringlichen Körper, mittelst dessen sie ganz eingesperrt werden könnte: jedoch sehen wir sie langsamer oder schneller entweichen, je nachdem sie durch bessere oder schlechtere Nichtleiter gehemmt war, und dürfen daher nicht zweifeln, dafs ein absoluter Nichtleiter sie auf immer sperren und aufbewahren könnte. Besonders deutlich aber zeigt sie diese ihre Beharrlichkeit und substanzielle Natur, wann sie latent

wird, indem sie dann in einen Zustand tritt, in welchem sie jede beliebige Zeit hindurch sich aufbewahren und nachmals wieder, als freie Wärme, sich unvermindert zu Tage bringen läfst. Das latent- und wieder frei-Werden der Wärme beweist unwidersprechlich ihre materielle Natur und, da sie eine Metamorphose des Lichts ist, auch die des Lichts. Also hat das Emanationssystem Recht oder vielmehr kommt der Wahrheit am nächsten. Sie ist *materia imponderabilis,* wie man sie richtig benannt hat. Kurz, wir sehen sie zwar migrieren, auch sich verbergen, aber nie verschwinden, und können allezeit angeben, was aus ihr geworden sei. Blofs beim Glühen verwandelt sie sich in Licht und nimmt dann dessen Natur und ihre Gesetze an. Diese Metamorphose wird besonders augenfällig im Drummond'schen Kalklicht, welches bekanntlich zum Hydro-Oxygen-Mikroskop benutzt worden ist. Da alle Sonnen eine stete Quelle neuer Wärme sind, die vorhandene aber, wie gezeigt, nie vergeht, sondern nur wandert, höchstens latent wird, so könnte man schliefsen, dafs die Welt im ganzen immer wärmer werde. Ich lasse dies dahingestellt. — Die Wärme als solche zeigt sich also stets als ein zwar nicht wägbares, aber doch beharrendes Quantum. — Gegen die Ansicht jedoch, dafs sie ein Stoff sei, der mit dem erwärmten Körper eine chemische Verbindung eingingе, ist geltend zu machen, dafs, je mehr Verwandtschaft zwei Stoffe zu einander haben, desto schwerer sie zu trennen sind: nun aber lassen die Körper, welche die Wärme am leichtesten annehmen, sie auch am leichtesten wieder fahren, z. B. die Metalle. Als eine wirklich chemische Verbindung der Wärme mit den Körpern hingegen ist das Latentwerden derselben anzusehen: so giebt Eis und Wärme einen neuen Körper, Wasser. Weil sie mit einem solchen wirklich und durch überwiegende Verwandtschaft verbunden ist, geht sie nicht von ihm, wie von den Körpern, denen sie blofs adhäriert, in jeden anderen, der ihr nahe kommt, sogleich über. — Wer dies zu Gleichnissen der Art, wie Goethe's Wahlverwandtschaften, benutzen will, kann sagen, ein treues Weib ist mit dem Manne verbunden, wie die latente Wärme mit dem Wasser; die treulose Buhlerin hingegen ist ihm nur, wie dem Metall die Wärme, von aufsen angeflogen, auf so lange, als kein anderer nahe kommt, der ihrer mehr begehrte. —

Zu meiner Verwunderung finde ich, dafs die Physiker durchgängig (vielleicht ohne Ausnahme) Wärmekapazität und spezifische Wärme als dasselbe und Synonyma von einander nehmen. Ich finde vielmehr, dafs sie einander entgegengesetzt sind. Je mehr spezifische Wärme ein Körper hat, desto weniger ihm zugeführte Wärme kann er aufnehmen, sondern er giebt sie gleich wieder ab; desto geringer ist also seine Wärmekapazität, und umgekehrt. Wenn, um einen Körper auf einen bestimmten Grad thermometrischer Wärme zu bringen, er mehr von aufsen ihm zuströmender Wärme bedarf, als ein anderer, so hat er gröfsere Wärmekapazität: z. B. Leinöl hat die halbe Kapazität des Wassers. Um 1 Pfd. Wasser auf 60° R. zu bringen, ist soviel Wärme erforderlich, wie um 1 Pfd. Eis zu schmelzen, wobei sie latent wird. Leinöl hingegen wird durch halb so viel ihm zugeführte Wärme auf 60° gebracht; kann aber auch, indem es solche wieder abgiebt und auf 0 sinkt, nur $^1/_2$ Pfd. Eis schmelzen. Darum also hat Leinöl noch einmal soviel spezifische Wärme als Wasser, folglich halb soviel Kapazität: denn es kann nur die ihm zugeführte Wärme wieder von sich geben, nicht die spezifische. Also je mehr spezifische, d. h. ihm eigentümliche Wärme ein Körper hat, desto geringer ist seine Kapazität, d. h. desto leichter stöfst er zugeführte Wärme von sich, welche auf das Thermometer wirkt. Je mehr ihm zugeführte Wärme hierzu nötig ist, desto gröfser ist seine Kapazität und desto geringer seine spezifische, ihm eigene und unveräufserliche Wärme: er giebt demnach die zugeführte Wärme wieder ab: daher schmilzt 1 Pfd. Wasser von 60° thermometrischer Wärme ein Pfd. Eis, wobei es auf 0 sinkt; 1 Pfd. Leinöl von 60° thermometrischer Wärme kann nur $^1/_2$ Pfd. Eis schmelzen. Es ist lächerlich, zu sagen, dafs Wasser mehr spezifische Wärme habe, als Öl. Je mehr spezifische Wärme ein Körper hat, desto weniger äufsere Wärme bedarf es, ihn zu erhitzen: aber auch desto weniger Wärme kann er abgeben: er erkaltet schnell, wie er sich schnell erhitzt hat. Die ganze Sache steht vollkommen richtig in Tob. Maiers Physik, § 350 fg.; aber auch er verwechselt, § 365, die Kapazität mit der spezifischen Wärme und nimmt sie als identisch. Seine spezifische Wärme verliert der flüssige Körper erst, wenn er seinen Aggregatzustand ändert, also

wenn er gefriert: demnach wäre sie bei flüssigen Körpern die latente Wärme: aber auch feste haben ihre spezifische Wärme. Baumgärtner führt Eisenfeile an.

Nicht so materiell wie die Wärme verhält sich das Licht, welches vielmehr nur eine Gespensternatur hat, indem es erscheint und verschwindet, ohne Spur, wo es geblieben sei. Sogar ist es eigentlich nur da, solange es entsteht: hört es auf, sich zu entwickeln, so hört es auch auf, zu leuchten, ist verschwunden, und wir können nicht sagen, wo es hingekommen sei. Gefäfse, deren Stoff ihm undurchdringlich ist, giebt es genug: dennoch können wir es nicht einsperren und wieder herauslassen. Höchstens bewahrt der Bononische Stein, wie auch einige Diamanten, es ein Paar Minuten. Jedoch wird in neuester Zeit von einem violetten Flufsspat, den man deshalb Chlorophan oder Pyrosmaragd benannt hat, berichtet, dafs er, wenn dem Sonnenlichte nur einige Minuten ausgesetzt, drei bis vier Wochen leuchtend bleibe. (Siehe Neumann's Chemie, 1842.) Das erinnert stark an die alte Mythe vom Karfunkel, carbunculus, λυχνιτης, — über welchen man, beiläufig gesagt, alle Notizen zusammengestellt findet in Philostratorum opera, ed. Olearius, 1709, S. 65, nota 14, zu welchen ich noch diese füge, dafs er erwähnt wird in der Sakontala, Akt 2, S. 31 der Übersetzung von W. Jones, und dafs ein neuerer ausführlicher Bericht über ihn sich befindet in des Benv. Cellini racconti, seconda ediz., Venezia, 1829, racc. 4; welcher abgekürzt vorkommt in dessen trattato del Oreficeria, Milano 1811, p. 30. Da aber aller Flufsspat durch Erwärmung leuchtend wird, so müssen wir schliefsen, dafs dieser Stein überhaupt leicht die Wärme in Licht verwandelt, und eben darum der Pyrosmaragd nicht das Licht in Wärme, wie andere Körper, sondern es gleichsam unverdauet wieder von sich giebt: Dies gilt dann auch vom Bononischen Steine und einigen Diamanten. — Also blofs wann das Licht, auf einen opaken Körper treffend, sich, nach Mafsgabe seiner Dunkelheit, in Wärme verwandelt und nun die substanziellere Natur dieser angenommen hat, können wir insofern Rechenschaft von ihm geben. — Dagegen nun aber zeigt es eine gewisse Materialität in der Reflexion, wo es die Gesetze des Abprallens elastischer Körper befolgt; und ebenfalls in der Refraktion. Bei dieser legt es denn auch seinen Willen an den Tag, indem

es nämlich, unter den ihm offenstehenden, also den durchsichtigen Körpern, die dichteren vorzieht und erwählt.[1]) Denn es verläfst seinen geradlinigen, eingeschlagenen Weg, um dahin sich zu neigen, wo das gröfsere Quantum der dichteren durchsichtigen Materie sich befindet; daher es, beim Hinein- und Herausfahren aus einem Medio in das andere, immer dahin ablenkt, wo ihm die Masse am nächsten liegt, oder wo sie am stärksten angehäuft ist, also allemal dieser sich anzunähern strebt. Beim Konvexglase liegt die meiste Masse in der Mitte, also fährt das Licht kegelförmig aus: beim Konkavglas ist die Masse an der Peripherie angehäuft, also fährt das Licht, beim Herauskommen, trichterförmig auseinander: fällt es schief auf eine ebene Fläche, so lenkt es, beim Ein- und Ausgange, stets der Masse zu, von seinem Wege ab, streckt gleichsam dieser, beim Willkommen oder Abschied, die Hand entgegen. Auch bei der Beugung zeigt es dieses Hinstreben nach der Materie. Bei der Reflexion prallt es zwar ab, aber ein Teil geht durch: darauf beruht die sogenannte Polarität des Lichts. — Analoge Willensäufserungen der Wärme wären besonders in ihrem Verhalten zu guten und schlechten Leitern nachzuweisen. — Im Verfolgen der hier berührten Eigenschaften des Lichtes liegt die alleinige Hoffnung seine Natur zu ergründen; nicht aber in mechanischen Hypothesen von Vibration, oder Emanation, die seiner Natur unangemessen sind; geschweige in absurden Märchen von Lichtmolekülen, dieser krassen Ausgeburt der fixen Idee der Franzosen, dafs jeder Hergang zuletzt ein mechanischer sein und alles auf Stofs und Gegenstofs beruhen müsse. Mich wundert, dafs sie noch nicht gesagt haben, die Säuren beständen aus Häkchen und die Alkalien aus Ösen, und deshalb gingen sie so feste Verbindungen ein. Ihnen steckt noch immer der Cartesius in den Gliedern. Die Unmöglichkeit jeder mechanischen Erklärung erhellt aber schon aus der alltäglichen Thatsache der senkrechten Spiegelung. Stehe ich nämlich gerade vor dem Spiegel, so fallen Strahlen von meinem Gesicht senkrecht auf die Spiegelfläche, und von dieser gehen sie denselben Weg zurück zu meinem

[1]) Anm. Schopenhauers: „Ist zu modifizieren: siehe Pouillet, Vol. 2, p. 180.“ (La refrangibilité est loin d'être proportionnelle à la densité.)

Gesicht. Beides geschieht immerfort und ununterbrochen, folglich auch gleichzeitig. Bei jedem mechanischen Hergang der Sache, möge er Vibration oder Emanation sein, müſsten die in gerader Linie und in entgegengesetzter Richtung auf einander treffenden Lichtschwingungen oder Lichtströme (wie zwei unelastische, sich in entgegengesetzter Richtung mit gleicher Geschwindigkeit begegnende Kugeln) einander hemmen und aufheben, so daſs kein Bild erschiene, oder einander zur Seite drücken und alles verwirren: aber mein Bild steht fest und unerschüttert da: also geht es nicht mechanisch zu. (Vergl. Welt als W. und V. Bd. II, p. 342, 3. Aufl.) Nun sollen aber, dies ist die allgemeine Annahme (Pouillet, Vol. 2, p. 282), die Vibrationen nicht longitudinal, sondern transversal sein, d. h. senkrecht auf die Richtung des Strahles geschehen; nun, so kommt die Vibration und mit ihr der Lichteindruck nicht von der Stelle, sondern tanzt wo er ist, und die Vibration reitet auf ihrem Strahl, wie Sancho Pansa auf dem ihm untergeschobenen hölzernen Esel, den er durch kein Spornen von der Stelle bringt. Daher eben sagen sie statt Vibration gern Wellen, weil sie mit diesen besser vorwärts kommen: aber Wellen schlägt nur ein unelastischer und absolut verschiebbarer Körper, wie das Wasser, nicht ein absolut elastischer, wie Luft, Äther. Ja, schon die Imponderabilität der Imponderabilien schlieſst alle mechanische Erklärungen ihres Wirkens aus: was nicht wiegt, kann auch nicht stoſsen, was nicht stöſst, kann nicht durch Vibration wirken. Die Dummdreistigkeit aber, mit welcher die ganz unerwiesene, grundfalsche und aus der Luft (recht eigentlich, nämlich aus den musikalischen Luftvibrationen) gegriffene Hypothese, daſs die Farben auf der verschiedenen Schnelligkeit der Schwingungen des (ganz hypothetischen) Äthers beruhten, verbreitet wird, — ist eben ein Beweis der Urteilslosigkeit der allermeisten Menschen. Affen thun nach, was sie sehen; Menschen sagen nach, was sie hören. —

Ihre *chaleur rayonnante* ist eben eine Mittelstation auf dem Wege der Metamorphose des Lichts in Wärme, oder, wenn man will, die Chrysalis derselben. Die strahlende Wärme ist Licht, welches die Eigenschaft, auf die Retina zu wirken, abgelegt, die übrigen aber beibehalten hat, — damit zu vergleichen, daſs eine sehr tiefe Baſssaite, oder auch Orgelpfeife, noch sichtlich vibriert, aber nicht mehr tönt,

d. h. aufs Ohr wirkt, — also in geraden Strahlen fortschiefst, einige Körper traversiert, jedoch auch erst, wann es auf opake trifft, solche erwärmt. — Die Methode der Franzosen, durch Anhäufung der Bedingungen die Experimente zu komplicieren, kann die Genauigkeit derselben vermehren und der Mefsarbeit günstig sein, erschwert aber, ja verwirrt das Urteil, und ist mit daran Schuld, dafs, wie Goethe gesagt hat, mit der empirischen Erkenntnis und Bereicherung an Thatsachen das Verständnis der Natur und das Urteil keineswegs gleichen Schritt gehalten hat.

Über die Polarisation des Lichts haben die Franzosen nichts als unsinnige Theorien, aus der Undulation und der homogenen Lichter-Lehre, nebst Rechnungen, die sich auf nichts gründen. Stets sind sie eilig, nur zu messen und zu rechnen, halten es für die Hauptsache, und *le calcul! le calcul!* ist ihr Feldgeschrei. Aber ich sage: *où le calcul commence, l'intelligence des phénomênes cesse:* während einer blofse Zahlen und Zeichen im Kopfe hat, kann er nicht dem Kausalzusammenhang auf die Spur kommen. Das Wieviel und Wiegrofs hat für praktische Zwecke Wichtigkeit: in der Theorie aber kommt es hauptsächlich und zunächst auf das Was an. Dies erlangt, kann man hinsichtlich des Wieviel und Wiegrofs mit einer ungefähren Schätzung weit genug kommen.

Goethe wieder war zu alt, als die Phänomene entdeckt wurden, — fing an zu radotieren.

Ich lege mir im allgemeinen die Sache so aus. Die Reflexion des Lichts im $\angle$ von 35^0 zerlegt wirklich das Licht in zwei verschiedene Bestandteile, davon der reflektierte besondere Eigenschaften zeigt, die aber alle darauf zurücklaufen, dafs dieses Licht nunmehr, eines integrierenden Bestandteils beraubt, sich schwach und schlaff, eben dadurch aber auch zur Erzeugung physischer Farben sehr geneigt zeigt: denn jede physische Farbe entsteht stets aus einer besondern Dämpfung, Schwächung des Lichts. Jene spezifische Schwächung also zeigt es zunächst darin, dafs es von den zwei Bildern des Isländischen Kalkspats nur eines liefert: das andere entstand also vermöge des andern, jetzt ausgeschiedenen Lichtbestandteils. Sodann den schnell gekühlten Glaskubus kann es nicht ganz ausfüllen, verbreitet sich jedoch nicht gleichmäfsig in demselben, sondern zieht

sich zusammen, wodurch es einige Stellen erleuchtet und andere leer läfst, die dadurch schwarz erscheinen und in gewissen Lagen ein Kreuz bilden, eigentlich aber zwei biegsame, schwarze Banden darstellen, die, je nachdem man den Kubus dreht, ihn bald wellenförmig in allerlei Richtungen durchziehen, bald einen schwarzen Rand bilden und blofs, wann der Kubus seine Seite horizontal dem Auge zuwendet, in der Mitte, wie ein x, zusammenstofsen und so das Kreuz darstellen: jedoch ist, um dies alles deutlich zu sehen, ein Parallelepipedon, und nicht der eigentliche Kubus, der geeignetste Glaskörper. Die vier gelben Flecke in den Winkeln des Kreuzes lassen sich ebenfalls durch Drehen als Streifen am Rande verteilen. Im ganzen zeugen sie von der grofsen Neigung dieses, eines integrierenden Bestandteils beraubten Lichtes, physische Farben zu erzeugen, unter welchen bekanntlich die gelbe am leichtesten entsteht. Besagte Neigung giebt sich nun in allerlei Phänomenen kund: Glimmer- und Gipsspat-Blättchen auf den Kubus, oder auf einander gelegt, zeigen allerlei Farben. Die Newtonischen Ringe, welche, um durch Spiegelglas, oder Linsen hervorgebracht zu werden, sonst stets eines gewissen Druckes bedürfen, entstehen im polarisierten Licht mit gröfster Leichtigkeit: besonders bringen zwei geschliffene Bergkrystallplatten sie ohne andern Druck, als den ihres eigenen Gewichts, in gröfster Schönheit und wundervoller Regelmäfsigkeit hervor.

Das gröfste Wunder des polarisierten Lichtes liefert freilich das in eine Zange zwischen zwei Turmalinplatten eingeklemmte Stück Doppelspat, indem es ein, je nach der Lage, schwarzes oder weifses Kreuz, umgeben von einer Glorie Newtonischer Ringe sehen läfst. Dafs nämlich der Doppelspat das Licht ebenfalls (wie die Reflexion im Winkel von 35°) polarisiert, scheint gewifs. Dies Wunder mufs also doch aus obigen Prinzipien abzuleiten sein. —

Über das Wesen der Pellucidität können uns vielleicht den besten Aufschlufs diejenigen Körper geben, welche blofs im flüssigen Zustande durchsichtig, im festen hingegen opak sind: dergleichen sind Wachs, Walrat, Talg, Butter, Öl u. a. m. Man kann vorläufig sich die Sache so auslegen, dafs das diesen, wie allen festen Körpern, eigene Streben nach dem flüssigen Zustande, sich zeigt in einer starken Verwandtschaft, d. i. Liebe, zur Wärme, als dem alleinigen

Mittel dazu. Deshalb verwandeln sie, im festen Zustande, alles ihnen zufallende Licht sofort in Wärme, bleiben also opak, bis sie flüssig geworden sind: dann aber sind sie mit Wärme gesättigt, lassen also das Licht als solches durch.[1])

Jenes allgemeine Streben der festen Körper nach dem flüssigen Zustande hat seinen letzten Grund wohl darin, dafs derselbe die Bedingung alles Lebens ist, der Wille aber immer aufwärts strebt, in seiner Objektivationsskala. —

Die Metamorphose des Lichts in Wärme und umgekehrt erhält einen frappanten Beleg durch das Verhalten des Glases bei der Erwärmung. Es glüht nämlich bei einem gewissen Grad von Erhitzung, d. h. verwandelt die empfangene Wärme in Licht: bei vermehrter Erhitzung aber schmilzt es und hört jetzt auf zu leuchten; weil nunmehr die Wärme hinreicht, es in Flufs zu versetzen, wobei der gröfste Teil derselben latent wird, zum Behuf des flüssigen Aggregationszustandes, also keine übrig bleibt, sich müfsigerweise in Licht zu verwandeln: dies letztere geschieht jedoch bei abermals vermehrter Erhitzung, bei welcher nämlich der Glasflufs selbst leuchtend wird, da er die ihm jetzt noch zugeführte Wärme nicht mehr anderweitig zu verwenden braucht. (Die Thatsache, ohne das mindeste Verständnis derselben, wird beiläufig angeführt in der Revue des deux mondes, Novemb. 1855.) —

Man giebt an, dafs auf hohen Bergen die Temperatur der Luft zwar sehr niedrig, aber der unmittelbare Sonnenbrand auf dem Leibe sehr stark sei: dies ist daraus zu erklären, dafs das Sonnenlicht noch ungeschwächt durch die dickere Atmosphäre der untern Schicht auf den Leib trifft und sofort die Metamorphose in Wärme erleidet. —

Die bekannte Thatsache, dafs Nachts alle Töne und Geräusche lauter schallen, als bei Tage, wird gewöhnlich aus der allgemeinen Stille der Nacht erklärt. Ich weifs nicht

[1]) Ja, ich wage die Vermutung, dafs aus einem ähnlichen Vorgang das alltägliche Phänomen zu erklären sein möchte, dafs die hellweifsen Pflastersteine, sobald sie vom Regen benetzt sind, schwarzbraun erscheinen, d. h. kein Licht mehr zurückwerfen; weil nämlich jetzt das Wasser, in seiner Gier zu verdunsten, alles die Steine treffende Licht sogleich in Wärme verwandelt; während die Steine, wenn trocken, es zurückwerfen. Aber warum erscheint weifser polierter Marmor, benetzt, nicht schwarz? auch weifses Porzellan nicht? (Anm. Schopenhauers.)

mehr, wer vor etwa 30 Jahren die Hypothese aufgestellt hat, dafs vielmehr die Sache auf einem wirklichen Antagonismus zwischen Schall und Licht beruhe. Bei öfterer Beobachtung jenes Phänomens fühlt man sich allerdings geneigt, diese Erklärung gelten zu lassen. Methodische Versuche allein können die Sache entscheiden. Jener Antagonismus nun aber könnte daraus erklärt werden, dafs das in absolut geraden Linien strebende Wesen des Lichtes, indem es die Luft durchdringt, die Elasticität derselben verminderte. Wäre nun dies konstatiert, so würde es ein Datum mehr zur Kenntnis der Natur des Lichtes sein. Wäre der Äther und das Vibrationssystem erwiesen, so würde die Erklärung, dafs seine Wellen die des Schalles durchkreuzen und hemmen, alles für sich haben. — Die Endursache hingegen ergäbe sich hier sehr leicht: dafs nämlich die Abwesenheit des Lichtes, während sie den tierischen Wesen den Gebrauch des Gesichts benimmt, den des Gehörs erhöhte. — Alexander v. Humboldt erörtert die Sache in einem später nachgebesserten Aufsatz von 1820, befindlich in seinen „Kleineren Schriften", Bd. 1, 1853. Auch er ist der Meinung, dafs die Erklärung aus der Stille der Nacht nicht ausreicht und giebt dagegen diese, dafs bei Tage der Boden, die Felsen, das Wasser und die Gegenstände auf der Erde ungleich erwärmt würden, wodurch Luftsäulen von ungleicher Dichtigkeit aufsteigen, welche die Schallwellen successiv zu durchdringen hätten und dadurch gebrochen und ungleich würden. Aber bei Nacht, sage ich, müfste die ungleiche Abkühlung dasselbe bewirken: zudem gilt diese Erklärung blofs, wenn das Geräusch weit herkommt und so stark ist, dafs es hörbar bleibt: denn blofs dann durchgeht es mehrere Luftsäulen. Aber die Quelle, der Springbrunnen und der Bach vor unsern Füfsen rieselt Nachts zwei bis dreimal stärker. Überhaupt trifft Humboldts Erklärung blofs die Fortpflanzung des Schalls, nicht die unmittelbare Verstärkung desselben, die auch in gröfster Nähe stattfindet. Sodann müfste ein allgemeiner Regen, da er die Temperatur des Bodens überall ausgleicht, dieselbe Verstärkung des Schalls, wie die Nacht, herbeiführen. Auf dem Meere aber müfste die Verstärkung gar nicht statthaben: er sagt, sie wäre geringer; dies ist jedoch schwer zu prüfen. — Seine Erklärung ist also gar nicht zur Sache: daher mufs die nächtliche Verstärkung des

Schalls entweder dem Wegfallen des Tageslärms, oder einem direkten Antagonismus zwischen Schall und Licht zugeschrieben werden.

§. 81.

Jede Wolke hat eine Kontraktilität: sie mufs durch irgend eine innere Kraft zusammengehalten werden, damit sie sich nicht ganz auflöse und zerstreue in die Atmosphäre; mag nun diese Kraft eine elektrische, oder blofse Kohäsion, oder Gravitation oder sonst etwas sein. Je thätiger und wirksamer aber diese Kraft ist, desto fester schnürt sie, von innen, die Wolke zusammen, und erhält diese dadurch einen schärfern Kontour und überhaupt ein massiveres Ansehen; so im Cumulus: ein solcher wird nicht leicht regnen; während die Regenwolken verwischte Kontoure haben.

§. 82.

Keine Wissenschaft imponiert der Menge so sehr, wie die Astronomie. Demgemäfs thun denn auch die Astronomen, die grofsenteils blofse Rechenköpfe und, wie es bei solchen die Regel ist, übrigens von untergeordneten Fähigkeiten sind, oft sehr vornehm mit ihrer „allererhabensten Wissenschaft“ u. dgl. m. Schon Platon hat über diese Ansprüche der Astronomie gespottet und daran erinnert, dafs das Erhabene nicht gerade das heifse, was nach oben zu liegt (de Rep. L. VII. p. 156, 57. ed. Bip.). — Die fast abgöttische Verehrung, welche, zumal in England, Newton geniefst, übersteigt allen Glauben. Noch kürzlich wurde er, in den Times, *the greatest of human beings* (das gröfste aller menschlichen Wesen) genannt, und in einem andern Aufsatze desselben Blattes sucht man uns dadurch wieder aufzurichten, dafs man uns versichert, er wäre doch auch nur ein Mensch gewesen! Im Jahr 1815 ist (nach Bericht der Wochenschrift „Examiner“, abgedruckt im „Galignani“ vom 11. Januar 1853) ein Zahn Newton’s für 730 Pfund Sterling verkauft worden, an einen Lord, der ihn in einen Ring fassen liefs; welches an den heiligen Zahn des Buddha erinnert. Diese lächerliche Veneration des grofsen Rechenmeisters beruht nun darauf, dafs die Leute zum Mafsstabe seines Verdienstes die Gröfse der Massen nehmen, deren Bewegung er auf ihre Gesetze, und diese auf die darin wirkende Naturkraft, zurückgeführt hat (welches letztere übrigens nicht einmal seine, sondern Robert Hooke’s

Entdeckung war, der er blofs, durch Berechnung, Gewifsheit erteilt hat). Denn sonst ist nicht abzusehen, warum ihm mehr Verehrung gebühre, als jedem andern, der gegebene Wirkungen auf die Äufserung einer bestimmten Naturkraft zurückführt, und warum nicht z. B. Lavoisier ebenso hoch zu schätzen sein sollte. Im Gegenteil ist die Aufgabe, aus vielerlei zusammenwirkenden Naturkräften gegebene Erscheinungen zu erklären, und sogar jene erst aus diesen herauszufinden, viel schwieriger, als die, welche nur zwei und zwar so simple und einförmig wirkende Kräfte, wie Gravitation und Trägheit, im widerstandslosen Raume zu berücksichtigen hat: und gerade auf dieser unvergleichlichen Einfachheit, oder Ärmlichkeit, ihres Stoffes beruht die mathematische Gewifsheit, Sicherheit und Genauigkeit der Astronomie, vermöge welcher sie die Welt dadurch in Erstaunen versetzt, dafs sie sogar noch nicht gesehene Planeten ankündigen kann; — welches letztere, so sehr es auch bewundert worden, beim Lichte betrachtet, doch nur dieselbe Verstandesoperation ist, die bei jedem Bestimmen einer noch ungesehenen Ursache aus ihrer sich kundgebenden Wirkung vollzogen wird und in noch bewunderungswürdigerem Grade ausgeführt wurde, durch jenen Weinkenner, der aus einem Glase Wein mit Sicherheit erkannte, es müfste Leder im Fasse sein, welches ihm abgeleugnet wurde, bis, nach endlicher Ausleerung desselben, sich, auf dessen Boden liegend, ein Schlüssel, mit einem Riemchen daran, fand. Die hierbei und bei der Entdeckung des Neptuns stattfindende Verstandesoperation ist dieselbe, und der Unterschied liegt blofs in der Anwendung, also im Gegenstand; sie ist blofs durch den Stoff, keineswegs durch die Form verschieden. — Daguerre's Erfindung hingegen, wenn nicht etwa, wie einige behaupten, der Zufall viel dazu beigetragen hat, daher Arago die Theorie dazu erst hinterher ersinnen mufste [1]), ist hundertmal scharfsinniger, als die so bewunderte Entdeckung des Leverrier. — Aber, wie gesagt, auf der Gröfse der in Rede stehenden Massen und den gewaltigen Entfernungen beruht die Ehr-

[1]) Die Erfindungen geschehen meistens durch blofses Tappen und Probieren: die Theorie einer jeden wird hinterher erdacht; eben wie zu einer erkannten Wahrheit der Beweis. (Anm. Schopenhauers.)

furcht der Menge. — Bei dieser Gelegenheit sei auch gesagt, dafs manche physikalische und chemische Entdeckungen von unberechenbarem Wert und Nutzen für das ganze Menschengeschlecht sein können; während gar wenig Witz dazu gehörte, sie zu machen, so wenig, dafs bisweilen der Zufall die Funktion desselben allein versieht. Also ist ein weiter Unterschied zwischen dem geistigen und dem materiellen Wert solcher Entdeckungen.

Vom Standpunkte der Philosophie aus, könnte man die Astronomen Leuten vergleichen, welche der Aufführung einer grofsen Oper beiwohnten, jedoch, ohne sich durch die Musik, oder den Inhalt des Stücks, zerstreuen zu lassen, blofs achtgäben auf die Maschinerie der Dekorationen und auch so glücklich wären, das Getriebe und den Zusammenhang derselben vollkommen herauszubringen.

§. 83.

Die Zeichen des Tierkreises sind das Familienwappen der Menschheit: denn sie finden sich als dieselben Bilder und in derselben Ordnung bei Hindu, Chinesen, Persern, Ägyptern, Griechen, Römern u. s. w., und über ihren Ursprung wird gestritten. Ideler „Über den Ursprung des Tierkreises“, 1838, wagt nicht zu entscheiden, wo er sich zuerst gefunden. Lepsius hat behauptet, er finde sich erst auf Monumenten zwischen der Ptolemäer- und Römer-Zeit. Aber Uhlemann „Grundzüge der Astronomie und Astrologie der Alten, besonders der Ägypter“, 1857, führt an, dafs in Königsgräbern aus dem 16. Jahrhundert v. Chr. sich schon die Zeichen des Tierkreises finden.

§. 84.

In Rücksicht auf die Pythagorische Harmonie der Sphären, sollte man doch einmal berechnen, welcher Accord herauskäme, wenn man eine Folge von Tönen im Verhältnis der verschiedenen Velocitäten der Planeten zusammenstellte, sodafs Neptun den Bafs, Merkur den Sopran abgäbe. — Man sehe hierüber Scholia in Aristotelem, collegit Brandis, p. 496.

§. 85.

Wenn, wie es dem jetzigen Stande unserer Kenntnisse gemäfs erscheint und auch schon Leibnitz und Büffon behauptet haben, die Erde einst im Zustande der Glühehitze und Schmelzung war, ja es noch ist, indem blofs ihre Ober-

fläche sich abgekühlt und verhärtet hat, so war sie vor diesem, wie alles Glühende, auch leuchtend, und da auch die grofsen Planeten dies, und zwar noch länger waren, so wird von den Astronomen ferner und älterer Welten damals die Sonne als ein Doppelstern, oder ein dreifacher, ja vierfacher aufgeführt worden sein. Da nun die Erkältung ihrer Oberfläche so langsam vor sich geht, dafs, in historischen Zeiten, nicht die geringste Zunahme derselben nachweisbar ist, ja solche, nach Fourier's Berechnungen, gar nicht mehr in irgend merklichem Grade stattfindet, weil gerade soviel Wärme, als die Erde jährlich ausstrahlt, sie von der Sonne wiedererhält; so mufs, an dem 1384472 mal gröfsern Volumen der Sonne, deren integrierender Teil die Erde einst gewesen, die Erkältung in dem dieser Differenz entsprechenden Verhältnisse langsamer, wenngleich ohne Kompensation von aufsen, vor sich gehen; wonach denn das Leuchten und Wärmen der Sonne sich daraus erklärt, dafs sie noch in dem Zustande ist, in welchem einst auch die Erde gewesen, dessen Abnahme aber bei ihr viel zu langsam geht, als dafs der Einflufs derselben, selbst auch nur in Jahrtausenden, zu spüren wäre. Dafs dabei eigentlich ihre Atmosphäre das Leuchtende sein soll, liefse sich wohl aus der Sublimation der glühendsten Teile erklären. — Dasselbe gälte dann von den Fixsternen, unter denen die Doppelsterne solche wären, deren Planeten noch im Zustande des Selbst-Leuchtens sind. Dieser Annahme zufolge würde aber allmählich doch alle Glut verlöschen und nach Billionen Jahren die ganze Welt in Kälte, Starrheit und Nacht versinken müssen; — wenn nicht inzwischen etwa neue Fixsterne aus leuchtendem Nebel zusammengerinnen, und so ein Kalpa sich an das andere knüpft.

§. 86.

Man könnte aus der physischen Astronomie folgende teleologische Betrachtung ableiten.

Die zum Erkalten oder Erwärmen eines Körpers in einem Medio von heterogener Temperatur nötige Zeit steht in einem schnell anwachsenden Verhältnis zu seiner Gröfse, welches danach in Hinsicht auf die als heifs angenommenen verschiedenen Massen der Planeten zu berechnen, schon Büffon bemüht gewesen ist; jedoch mit mehr Gründlichkeit und Erfolg, in unseren Tagen, Fourier. Im kleinen zeigen es uns die Gletscher, welche kein Sommer zu schmelzen ver-

mag, und sogar das Eis im Keller, wo eine hinlänglich grofse Masse desselben sich erhält. Hiernach hätte, beiläufig gesagt, das *divide et impera* seine beste Veranschaulichung an der Wirkung der Sommerwärme auf das Eis.

Die vier grofsen Planeten empfangen äufserst wenig Wärme von der Sonne; da z. B. auf dem Uranus die Beleuchtung nur $^1/_{368}$ derjenigen beträgt, welche die Erde erhält. Folglich sind sie, zur Erhaltung des Lebens auf ihrer Oberfläche, ganz auf ihre innere Wärme verwiesen; während die Erde es fast ganz auf die äufsere, von der Sonne kommende ist; wenn nämlich wir den Berechnungen Fourier's trauen, nach welchen die Wirkung der so intensiven Hitze des Innern der Erde auf die Oberfläche nur noch ein Minimum beträgt. Bei der Gröfse der vier grofsen Planeten, welche die der Erde respektive 80 bis 1300 mal übertrifft, ist nun die zu ihrer Abkühlung erforderliche Zeit unberechenbar lang. Haben wir doch von der Abkühlung der gegen sie so kleinen Erde nicht die geringste Spur in der historischen Zeit; wie dies ein Franzose, höchst scharfsinnig, daraus bewiesen hat, dafs der Mond im Verhältnis zur Rotation der Erde, nicht langsamer geht, als in der frühesten Zeit, von der wir Kunde haben. Wäre nämlich die Erde irgend kälter geworden, so müfste sie in eben dem Mafse sich zusammengezogen haben; wodurch eine Beschleunigung ihrer Rotation entstanden sein würde, während der Gang des Mondes unverändert blieb. Diesemnach erscheint es als höchst zweckmäfsig, dafs die grofsen Planeten die von der Sonne weit entfernten, die kleinen hingegen die ihr nahestehenden sind und der allerkleinste der allernächste. Denn diese werden allmählich ihre innere Wärme verlieren, oder wenigstens sich so dick inkrustieren, dafs sie nicht mehr zur Oberfläche durchdringt: sie bedürfen daher der äufseren Wärmequelle. Die Planetoiden sind, als blofse Fragmente eines auseinandergesprengten Planeten, eine ganz zufällige Abnormität, kommen also hier nicht in Betracht. Wohl aber ist dieses Accidens an und für sich ein bedenklich antiteleologisches. Wir wollen hoffen, dafs die Katastrophe stattgefunden hat, ehe der Planet bewohnt gewesen. Jedoch kennen wir die Rücksichtslosigkeit der Natur: ich stehe für nichts. Dafs aber diese von Olbers aufgestellte und durchaus wahrscheinliche Hypothese jetzt wieder bestritten wird,

— hat vielleicht ebenso viel theologische als astronomische Gründe.

Damit jedoch die aufgestellte Teleologie vollkommen wäre, müfsten die vier grofsen Planeten so stehen, dafs der gröfste unter ihnen der entfernteste, der kleinste aber der nächste wäre: allein hiermit verhält es sich vielmehr umgekehrt. Auch könnte man einwenden, dafs ihre Masse viel leichter, also auch lockerer ist, als die der kleinen Planeten: doch ist sie dies lange nicht in dem Verhältnis, um den enormen Unterschied der Gröfse zu kompensieren. Vielleicht ist sie es nur infolge ihrer innern Wärme.

Ein Gegenstand ganz besonderer teleologischer Bewunderung ist die Schiefe der Ekliptik; weil nämlich ohne sie kein Wechsel der Jahreszeiten eintreten, sondern immerwährender Frühling auf der Erde herrschen würde, wobei die Früchte nicht reifen und gedeihen könnten und folglich die Erde nicht überall bis nahe an die Pole heran bewohnt sein könnte. Daher sehen in der Schiefe der Ekliptik die Physikotheologen die weiseste aller Vorkehrungen und die Materialisten den glücklichsten aller Zufälle. Diese Bewunderung, bei der besonders Herder (Ideen zur Philosophie der Geschichte I, 4) sich begeistert, ist jedoch beim Lichte betrachtet, ein wenig einfältig. Denn, wenn besagtermafsen ewiger Frühling herrschte, so würde die Pflanzenwelt gewifs nicht verfehlt haben, ihre Natur auch danach einzurichten, nämlich so, dafs eine weniger intensive, dagegen aber stets anhaltende und gleichmäfsige Wärme ihr angemessen wäre; eben wie die jetzt fossile Flora der Vorwelt sich auf eine durchaus andere Beschaffenheit des Planeten eingerichtet hatte, gleichviel wodurch diese verursacht wurde, und bei derselben wundervoll gedieh.

Dafs auf dem Monde keine Atmosphäre sich durch Refraktion kund giebt, ist notwendige Folge seiner geringen Masse, die nur $^1/_{88}$ der unsers Planeten beträgt und demnach so geringe Anziehungskraft ausübt, dafs unsere Luft, dahin versetzt, nur $^1/_{88}$ ihrer Dichtigkeit behalten würde, folglich keine merkliche Refraktion bewirken könnte und ebenso machtlos im übrigen sein mufs. —

Hier mag nun noch eine Hypothese über die Mondoberfläche eine Stelle finden, da ich sie zu verwerfen mich nicht entschliefsen kann; obwohl ich die Schwierigkeiten,

denen sie unterworfen ist, recht wohl einsehe, sie auch nur als eine gewagte Konjektur betrachte und mitteile. Es ist diese, dafs das Wasser des Mondes nicht abwesend, sondern gefroren sei, indem der Mangel einer Atmosphäre eine fast absolute Kälte herbeiführt, welche sogar die, aufserdem durch denselben begünstigte Verdünstung des Eises nicht zuläfst. Nämlich bei der Kleinheit des Mondes, — an Volumen $^1/_{49}$, an Masse $^1/_{88}$ der Erde, — müssen wir seine innere Wärmequelle als erschöpft, oder wenigstens als nicht mehr auf die Oberfläche wirkend, betrachten. Von der Sonne erhält er nicht mehr Wärme, als die Erde. Denn, obgleich er, einmal im Monat, ihr um so viel, als sein Abstand von uns beträgt, näher kommt, wobei er zudem stets nur die allezeit von uns abgewandte Seite ihr zukehrt; so erhält diese Seite dadurch, nach Mädler, doch nur eine im Verhältnis von 101 zu 100 hellere Beleuchtung (folglich auch Erwärmung), als die uns zugekehrte, welche nie in diesen Fall und sogar in den entgegengesetzten kommt, wann er nämlich, nach 14 Tagen, wieder um ebensoviel weiter, als wir von ihm abstehen, von der Sonne sich entfernt hat. Wir haben also keinen stärkern erwärmenden Einflufs der Sonne auf den Mond anzunehmen, als der ist, den sie auf die Erde hat; ja sogar einen schwächern, da derselbe für jede Seite zwar 14 Tage dauert, dann aber durch eine ebenso lange Nacht unterbrochen wird, welche die Anhäufung seiner Wirkung verhindert. — Nun aber ist jede Erwärmung durch das Sonnenlicht von der Gegenwart einer Atmosphäre abhängig. Denn sie geschieht nur vermöge der Metamorphose des Lichtes in Wärme, welche eintritt, wann dasselbe auf einen opaken, d. h. ihm als Licht undurchdringlichen Körper trifft: einen solchen kann es nämlich nicht, wie den durchsichtigen, durch welchen es zu ihm gelangte, in seinem blitzschnellen geradlinigen Gange durchschiefsen: alsdann verwandelt es sich in die sich nach allen Seiten verbreitende und aufsteigende Wärme. Diese nun aber, als absolut leicht (imponderabel), mufs kohibiert und zusammengehalten werden, durch den Druck einer Atmosphäre, sonst verfliegt sie schon im Entstehen.[1]) Denn so

[1]) Eine über eine Pflanze gesetzte Glasglocke bringt einen hohen Grad von Wärme hervor, weil das Licht augenblicklich durchgeht und sich auf dem opaken Boden in Wärme verwandelt: dieser Wärme aber ist das Glas nicht so leicht

blitzschnell auch das Licht, in seiner ursprünglichen, strahlenden Natur, die Luft durchschneidet, so langsam ist hingegen sein Gang, wann es, in Wärme verwandelt, das Gewicht und den Widerstand eben dieser Luft zu überwältigen hat, welche bekanntlich der schlechteste aller Wärmeleiter ist. Ist hingegen dieselbe verdünnt, so entweicht auch die Wärme leichter, und wenn dieselbe ganz fehlt, augenblicklich. Dieserhalb sind die hohen Berge, wo der Druck der Atmosphäre doch erst auf die Hälfte reduziert ist, mit ewigem Schnee bedeckt, hingegen tiefe Thäler, wenn weit, die wärmsten: was mufs es nun erst sein, wo die Atmosphäre ganz fehlt! Hinsichtlich der Temperatur also hätten wir unbedenklich alles Wasser auf dem Monde als gefroren anzunehmen. Allein jetzt entsteht die Schwierigkeit, dafs, wie die Verdünnung der Atmosphäre das Kochen befördert und den Siedepunkt erniedrigt, die gänzliche Abwesenheit derselben den Verdünstungs-Prozefs überhaupt sehr beschleunigen mufs, wonach das gefrorene Wasser des Mondes längst hätte verdünstet sein müssen. Dieser Schwierigkeit nun begegnet die Erwägung, dafs jede Verdünstung, selbst die im luftleeren Raume, nur vermöge einer sehr bedeutenden, eben durch sie latent werdenden, Quantität Wärme vor sich geht. Diese Wärme nun aber fehlt auf dem Monde, wo die Kälte beinahe eine absolute sein mufs; weil die, durch die unmittelbare Einwirkung der Sonnenstrahlen entwickelte Wärme augenblicklich verfliegt und die geringe Verdünstung, die sie etwa dabei dennoch bewirkt, alsbald durch die Kälte wieder niedergeschlagen wird, gleich dem Reif.[1]) Denn dafs die Verdünnung der Luft, so sehr sie, an sich selbst, die Verdünstung befördert, diese noch mehr dadurch verhindert, dafs sie die dazu nötige Wärme entweichen läfst, sehen wir eben auch am Alpenschnee, der so wenig durch Verdünstung, wie durch Schmelzung, verschwindet. Bei gänzlicher Abwesenheit der Luft nun wird, in gleichem Verhältnis, das augenblickliche

permeabel, wie dem Lichte: daher häuft sie sich unter der Glocke an und erreicht einen hohen Grad. (Anm. Schopenhauers.)

[1]) Dieser Hypothese ist das Leslie'sche Experiment, vorgetragen von Pouillet, Vol. I, p. 368, durchaus günstig. Wir sehen nämlich das Wasser im Luftleeren gefrieren, weil die Verdünstung ihm selbst die Wärme geraubt hat, die nötig war, es flüssig zu erhalten. (Anm. Schopenhauers.)

Entweichen der sich entwickelnden Wärme der Verdünstung ungünstiger sein, als der Mangel des Luftdrucks, an sich selbst, ihr günstig ist. — Dieser Hypothese zufolge hätten wir alles Wasser auf dem Monde als in Eis verwandelt und namentlich den ganzen, so rätselhaften, graueren Teil seiner Oberfläche, den man allezeit als *maria* bezeichnet hat, als gefrorenes Wasser anzusehen, wo alsdann seine vielen Unebenheiten keine Schwierigkeit mehr machen und die so auffallenden, tiefen und meist geraden Rillen, die ihn durchschneiden, als weit klaffende Spalten im geborstenen Eise zu erklären wären, welcher Auslegung ihre Gestalt sehr günstig ist.[1])

Im allgemeinen ist übrigens der Schlufs vom Mangel der Atmosphäre und des Wassers auf Abwesenheit alles Lebens nicht ganz sicher; sogar könnte man ihn kleinstädtisch nennen, sofern er auf der Voraussetzung *partout comme chez nous* beruht. Das Phänomen des tierischen Lebens könnte wohl noch auf andere Weise vermittelt werden, als durch Respiration und Blutumlauf: denn das Wesentliche alles Lebens ist allein der beständige Wechsel der Materie, beim Beharren der Form. Wir freilich können uns dies nur unter Vermittelung des Flüssigen und Dunstförmigen denken. — Allein die Materie ist überhaupt die blofse Sichtbarkeit des Willens. Dieser nun aber strebt überall die Steigerung seiner Erscheinung, von Stufe zu Stufe, an. Die Formen, Mittel und Wege dazu können gar mannigfaltig sein. — Andrerseits wieder ist zu erwägen, dafs höchst wahrscheinlich die chemischen Elemente, nicht nur auf dem Monde, sondern auch auf allen Planeten dieselben, wie auf der Erde sind; weil das ganze System aus demselben Ur-Licht-Nebel, in den die jetzige Sonne ausgebreitet war, sich abgesetzt hat. Dies läfst allerdings eine Ähnlichkeit auch der höhern Willenserscheinungen vermuten.

§. 87.

Die höchst scharfsinnige Kosmogonie, d. h. Theorie vom Ursprunge des Planetensystems, welche zuerst Kant,

[1]) Der Pater Secchi in Rom schreibt, bei Übersendung einer Photographie des Mondes, am 6. April 1858: „très remarquable dans la pleine lune est le fond noir des parties lisses, et le grand éclat des parties raboteuses: doit-on croire celles-ci couvertes de glaces ou de neige?“ S. Comptes-rendus, 28. April 1858. (Anm. Schopenhauers.)

in seiner „Naturgeschichte des Himmels", 1755, und darauf vollendeter im 7. Kapitel seines „einzig möglichen Beweisgrundes" geliefert hat, ist, beinahe 50 Jahre später, von Laplace (expos. du système du monde, V, 2) mit gröfserer astronomischer Kenntnis entwickelt und fester begründet worden. Ihre Wahrheit beruht jedoch nicht allein auf der von Laplace urgierten Grundlage des räumlichen Verhältnisses, dafs nämlich 45 Weltkörper sämtlich nach einer Richtung cirkulieren und zugleich nach eben derselben rotieren; sondern sie hat eine noch festere Stütze an dem zeitlichen Verhältnis, welches durch das erste und dritte Kepler'sche Gesetz ausgedrückt wird, sofern diese Gesetze die feste Regel und genaue Formel angeben, nach welcher alle Planeten in streng gesetzmäfsigem Verhältnis, schneller cirkulieren, je näher sie der Sonne stehen, bei dieser selbst aber an die Stelle der Cirkulation die blofse Rotation getreten ist und nun als das Maximum der Schnelligkeit jenes progressiven Verhältnisses dasteht. Als die Sonne noch bis zum Uranus ausgedehnt war, rotierte sie in 84 Jahren, jetzt aber, nachdem sie durch jede ihrer Zusammenziehungen eine Beschleunigung erlitten, und infolge der letzten, in $25^1/_2$ Tag.

Wären nämlich die Planeten nicht stehen gebliebene Teile des ehemals so grofsen Centralkörpers, sondern auf irgend anderm Wege und jeder für sich entstanden, so wäre nicht zu begreifen, wie jeder Planet genau auf die Stelle zu stehen gekommen sei, wo er, den beiden letzten Kepler'schen Gesetzen gemäfs, gerade stehen mufs, wenn er nicht, den Newtonischen Gravitations- und Centrifugal-Gesetzen zufolge, entweder in die Sonne fallen, oder davon fliegen soll. Hierauf ganz vorzüglich beruht die Wahrheit der Kant-Laplace'schen Kosmogonie. Sehen wir nämlich, mit Newton, die Cirkulation der Planeten an als das Produkt der Gravitation und einer ihr kontragierenden Centrifugalkraft, so giebt es für jeden Planeten, seine vorhandene Centrifugalkraft als gegeben und feststehend genommen, nur eine einzige Stelle, wo seine Gravitation dieser gerade das Gleichgewicht hält und er demnach in seiner Bahn bleibt. Daher nun mufs es eine und dieselbe Ursache gewesen sein, welche jedem Planeten seine Stelle und zugleich seine Velocität erteilte. Rückt man einen Planeten näher zur Sonne, so mufs er um so schneller laufen, folglich auch mehr Centrifugalkraft erhalten, wenn er nicht

hineinfallen soll: rückt man ihn weiter von der Sonne weg, so mufs, in dem Mafse, wie dadurch seine Gravitation vermindert wird, auch seine Centrifugalkraft vermindert werden: sonst fliegt er davon. Seine Stelle könnte also ein Planet überall haben, wenn nur eine Ursache da wäre, welche ihm die jeder Stelle genau angepafste, nämlich der daselbst wirkenden Gravitation gerade das Gleichgewicht haltende, Centrifugalkraft erteilte. Da wir nun finden, dafs jeder Planet wirklich die an dem Orte, wo er steht, gerade erforderliche Velocität hat, so ist dies nur daraus zu erklären, dafs dieselbe Ursache, welche ihm seine Stelle erteilte, auch zugleich den Grad seiner Geschwindigkeit bestimmt hat. Dies nun ist allein aus der in Rede stehenden Kosmogonie begreiflich; da sie den Centralkörper sich ruckweise zusammenziehen und dadurch einen Ring, der sich nachher zum Planeten ballt, absetzen läfst, wobei, dem ersten und dritten Kepler'schen Gesetze zufolge, nach jeder Zusammenziehung die Rotation des Centralkörpers sich stark beschleunigen mufs, und er die hierdurch bestimmte Velocität, bei der folgenden, abermaligen Zusammenziehung, dem daselbst abgesetzten Planeten zurückläfst. Nun kann er ihn an jedem beliebigen Ort seiner Sphäre absetzen: denn allemal erhält der Planet genau die für diesen, aber für keinen andern Ort passende Schwungkraft, welche um so stärker ausfällt, je näher dem Centralkörper dieser Ort ist und je stärker daher die ihn zu jenem ziehende Gravitation wirkt, welcher seine Schwungkraft entgegenzuwirken hat: denn gerade in dem dazu erforderlichen Mafse hatte dazu sich auch die Schnelligkeit der Rotation des die Planeten successiv absetzenden Körpers vermehrt. — Wer übrigens diese notwendige Beschleunigung der Rotation, infolge der Zusammenziehung, versinnlicht sehen möchte, dem wird dies auf eine ergötzliche Art ein grofses, spiralgewundenes, brennendes Feuerrad leisten, welches anfangs langsam und dann, in dem Mafse als es kleiner wird, schneller und immer schneller rotiert.

Kepler hat, in seinem ersten und dritten Gesetze, blofs das thatsächliche Verhältnis zwischen dem Abstand eines Planeten von der Sonne und der Schnelligkeit seines Laufes ausgesprochen; es mag nun einen und denselben Planeten, zu verschiedenen Zeiten, oder zwei verschiedene Planeten betreffen. Dieses Verhältnis hat Newton, indem er Robert

Hooke's Grundgedanken, den er anfangs verworfen hatte, endlich annahm, aus der Gravitation und ihrem Gegengewichte, der Centrifugalkraft abgeleitet und hieraus dargethan, daſs und warum es so sein müsse; weil nämlich, bei solcher Entfernung vom Centralkörper, der Planet gerade solche Geschwindigkeit haben müsse, um nicht entweder hineinzufallen, oder davonzufliegen. Dies ist zwar in absteigender Kausalreihe die *causa efficiens*; aber in aufsteigender ist es erst die *causa finalis*. Wie nun aber der Planet dazu gekommen sei, gerade an dieser Stelle eben die hier erforderte Geschwindigkeit wirklich zu erhalten, oder auch, bei dieser gegebenen Geschwindigkeit, gerade an die Stelle versetzt zu werden, woselbst allein ihr die Gravitation das Gleichgewicht hält, — diese Ursache, diese noch höher hinauf liegende *causa efficiens* lehrt ganz allein die Kant-Laplace'sche Kosmogonie.

Eben diese wird einst auch noch die ungefähr regelmäſsige Stellung der Planeten uns begreiflich machen, so daſs wir sie nicht mehr bloſs als regelmäſsig, sondern als gesetzmäſsig, d. h. aus einem Naturgesetze hervorgegangen, verstehen werden. Auf ein solches deutet folgendes Schema, welches schon 100 Jahre vor der Entdeckung des Uranus bekannt war und darauf beruht, daſs man, in der obern Reihe, allemal die Zahl verdoppelt und dann in der untern 4 hinzuzählt; wonach diese die ungefähren mittleren Abstände der Planeten in erträglicher Übereinstimmung mit den heutzutage geltenden Angaben darstellt:

0.	3.	6.	12.	24.	48.	96.	192.	384.
4.	7.	10.	16.	28.	52.	100.	196.	388.
☿	♀	♁	♂	Planetoiden	♃	♄	♅	♆

Die Regelmäſsigkeit dieser Stellung ist unverkennbar, wenn gleich nur approximativ zutreffend. Vielleicht giebt es jedoch für jeden Planeten eine Stelle seiner Bahn, zwischen ihrem Perihelio und Aphelio, wo die Regel genau zutrifft; diese würde dann als seine eigentliche und ursprüngliche Stelle anzusehen sein. Jedenfalls muſs diese mehr oder minder genaue Regelmäſsigkeit eine Folge der, bei der successiven Zusammenziehung des Centralkörpers thätig gewesenen Kräfte und der Beschaffenheit des ihnen zum Grunde liegenden Urstoffes gewesen sein. Jede neue Zusammenziehung der Urnebelmasse war eine Folge der, durch die ihr

vorhergegangenen, herbeigeführten Beschleunigung der Rotation, welcher jetzt die äufsere Zone nicht mehr folgen konnte, sich daher losrifs und stehen blieb, wodurch eine abermalige Zusammenziehung entstand, welche abermalige Beschleunigung herbeiführte, u. s. f. Da hierbei der Centralkörper ruckweise an Gröfse abnahm, so betrug auch die Weite der Zusammenziehung jedesmal, in eben dem Verhältnis, weniger, nämlich etwas unter der Hälfte der ihr vorhergegangenen; indem er sich jedesmal um die Hälfte seiner noch vorhandenen Ausdehnung (— 2) zusammenzog. — Auffallend ist übrigens, dafs gerade den mittelsten der Planeten die Katastrophe betroffen hat, infolge welcher nur noch seine Fragmente existieren. Er war der Grenzpfahl zwischen den 4 grofsen und den 4 kleinen Planeten.

Auch darin liegt eine Bestätigung der Theorie im ganzen genommen, dafs die Planeten, je weiter von der Sonne, desto gröfser sind; weil nämlich die Zone, aus der sie sich zusammengeballt haben, desto gröfser war; wiewohl hierbei einige Unregelmäfsigkeiten infolge der zufälligen Verschiedenheit in der Breite solcher Zone, sich eingefunden haben. Eine anderweitige Bestätigung der Kant-Laplace'schen Kosmogonie ist die Thatsache, dafs die Dichtigkeit der Planeten ungefähr in dem Verhältnis, wie sie ferner von der Sonne stehen, abnimmt. Denn dies erklärt sich daraus, dafs der entfernteste Planet ein Überrest der Sonne ist, aus der Zeit, da sie am ausgedehntesten, folglich am dünnsten war: darauf zog sie sich zusammen —, wurde also dichter; — und so fort. Dasselbe hat eine Bestätigung daran, dafs der Mond, welcher später, auf gleiche Weise, durch Zusammenziehung der noch dunstförmigen, aber dafür bis zum jetzigen Monde reichenden Erde, entstanden ist, auch nur $^5/_9$ der Dichtigkeit der Erde hat. Dafs aber die Sonne selbst nicht der dichteste von allen Körpern des Systems ist, wird dadurch erklärlich, dafs jeder Planet aus der nachherigen Zusammenballung eines ganzen Ringes zu einer Kugel entstanden, die Sonne aber blofs das nicht weiter zusammengedrückte Residuum jenes Centralkörpers nach seiner letzten Zusammenziehung ist. Noch eine spezielle Bestätigung der in Rede stehenden Kosmogonie giebt der Umstand, dafs, während die Neigung aller Planetenbahnen gegen die Ekliptik (Erdbahn) zwischen $^3/_4$ und $3^1/_2$ Grad variiert, die des Merkurs $7^0\ 0'\ 66''$

beträgt: dies ist aber beinahe gleich der Neigung des Äquators der Sonne gegen die Ekliptik, welche 7° 30′ beträgt, und ist daraus erklärlich, dafs der letzte Ring, den die Sonne absetzte, mit dem Äquator derselben, von dem er sich lostrennte, beinahe parallel geblieben ist; während die früher abgesetzten dabei mehr aus dem Gleichgewicht kamen, oder auch die Sonne seit deren Lostrennung ihre Rotationsaxe verrückt hat. Schon die Venus, als der vorletzte, hat eine Neigung von $3^1/_2{}^0$, die andern alle sogar unter 2°, mit Ausnahme des Saturns, der $2^1/_2{}^0$ hat. (S. Humboldt's Kosmos, Bd. 3, p. 449.) — Sogar der so seltsame Gang unsers Mondes, in welchem Rotation und Umlauf eines sind, wodurch er uns immer dieselbe Seite zukehrt, ist allein daraus zu begreifen, dafs dies gerade die Bewegung eines um die Erde cirkulierenden Ringes ist: aus einem solchen ist, durch Zusammenziehung desselben, nachher der Mond entstanden, darauf aber nicht, gleich den Planeten, durch irgend einen zufälligen Anstofs, in schnellere Rotation versetzt worden.

Diese kosmogonischen Betrachtungen geben uns zunächst zu zwei metaphysischen Anlafs. Erstlich, dafs im Wesen aller Dinge eine Zusammenstimmung begründet ist, vermöge welcher die uranfänglichsten, blinden, rohen, niedrigsten Naturkräfte, von der starresten Gesetzlichkeit geleitet, durch ihren Konflikt an der ihnen gemeinschaftlich preisgegebenen Materie und durch die solchen begleitenden accidentellen Folgen, nichts Geringeres zustande bringen, als das Grundgerüst einer Welt, mit bewunderungswürdiger Zweckmäfsigkeit zum Entstehungsort und Aufenthalt lebender Wesen eingerichtet, in der Vollkommenheit, wie es die besonnenste Überlegung, unter Leitung des durchdringendsten Verstandes und der schärfsten Berechnung, nur irgend vermocht hätte. Wir sehen hier also, in überraschendster Weise, wie die *causa efficiens* und die *causa finalis*, die αιτια εξ αναγκης und die χαριν του βελτιονος des Aristoteles, jede unabhängig von der andern daherschreitend, im Resultat zusammentreffen. Die Ausführung dieser Betrachtung und die Erklärung des ihr zum Grunde liegenden Phänomens aus den Prinzipien meiner Metaphysik findet man im 2. Bande meines Hauptwerks, Kap. 25, S. 368 fg. (3. Aufl.). Hier erwähne ich sie nur, um darauf hinzuweisen, dafs sie uns ein Schema an die Hand giebt, woran wir analogisch uns fafslich machen, oder

wenigstens im allgemeinen absehen können, wie die zufälligen Begebenheiten, welche in den Lebenslauf des einzelnen Menschen eingreifen und sich durchkreuzen, dennoch in geheimer und prästabilierter Harmonie, zusammenstimmen, um ein, in Beziehung auf seinen Charakter und sein wahres, letztes Wohl, ebenso zweckmäfsig übereinstimmendes Ganzes herauszubringen, wie wenn alles nur seinetwegen da wäre, als eine blofse Phantasmagorie für ihn allein. Dieses näher zu beleuchten ist die Aufgabe der im ersten Bande befindlichen Abhandlung über die anscheinende Zweckmäfsigkeit im Leben des Einzelnen.

Die zweite durch jene Kosmogonie veranlafste metaphysische Betrachtung ist eben, dafs selbst eine so beträchtlich weit reichende physische Erklärung der Entstehung der Welt dennoch nie das Verlangen nach einer metaphysischen aufheben, oder die Stelle derselben einnehmen kann. Im Gegenteil: je weiter man der Erscheinung auf die Spur gekommen ist, desto deutlicher merkt man, dafs man es nur mit einer solchen und nicht mit dem Wesen der Dinge an sich selbst zu thun hat. Damit meldet sich denn das Bedürfnis einer Metaphysik, als Gegengewicht jener so weit getriebenen Physik. Denn alle Materialien, daraus jene Welt, vor unserm Verstande, aufgebaut worden, sind im Grunde ebenso viele unbekannte Gröfsen, und treten gerade als die Rätsel und Probleme der Metaphysik auf: nämlich das innere Wesen jener Naturkräfte, deren blindes Wirken hier das Gerüst der Welt so zweckmäfsig aufbaut; sodann das innere Wesen der chemisch verschiedenen und demgemäfs auf einander wirkenden Stoffe, aus deren Kampf, den am vollkommensten Ampère geschildert hat, die individuelle Beschaffenheit der einzelnen Planeten hervorgegangen ist; wie solches an den Spuren desselben nachzuweisen die Geologie beschäftigt ist; endlich denn auch das innere Wesen der Kraft, die sich zuletzt als organisierend erweist und auf der äufsersten Oberfläche der Planeten, wie einen Anhauch, wie einen Schimmel, Vegetation und Animalisation hervorbringt, mit welcher letztern allererst das Bewufstsein, mithin die Erkenntnis eintritt, welche wiederum die Bedingung des ganzen soweit gediehenen Herganges ist; da alles, woraus er besteht, nur für sie, nur in ihr, da ist und nur in Bezug auf sie Realität hat, ja, die Vorgänge und Veränderungen

selbst nur vermöge ihrer selbsteigenen Formen (Zeit, Raum, Kausalität) sich darstellen konnten, also auch nur relativ, für den Intellekt existieren.

Wenn man nämlich einerseits zugeben mufs, dafs alle jene physischen, kosmogonischen, chemischen und geologischen Vorgänge, da sie notwendig, als Bedingungen, dem Eintritt eines Bewufstseins lange vorhergehen mufsten, auch vor diesem Eintritt, also aufserhalb eines Bewufstseins, existierten; so ist andrerseits nicht zu leugnen, dafs eben die besagten Vorgänge aufserhalb eines Bewufstseins, da sie in und durch dessen Formen allererst sich darstellen können, gar nichts sind, sich nicht einmal denken lassen. Allenfalls liefse sich sagen: das Bewufstsein bedingt die in Rede stehenden physischen Vorgänge, vermöge seiner Formen; ist aber wiederum durch sie bedingt, vermöge ihrer Materie. Im Grunde jedoch sind alle jene Vorgänge, welche Kosmogonie und Geologie als lange vor dem Dasein irgend eines erkennenden Wesens geschehen vorauszusetzen uns nötigen, selbst nur eine Übersetzung in die Sprache unsers anschauenden Intellekts, aus dem ihm nicht fafslichen Wesen an sich der Dinge. Denn ein Dasein an sich selbst haben jene Vorgänge nie gehabt, so wenig als die jetzt gegenwärtigen; sondern der Regressus an der Hand der Prinzipien a priori aller möglichen Erfahrung leitet, einigen empirischen Datis folgend, zu ihnen hin: er selbst aber ist nur die Verkettung einer Reihe blofser Phänomene, die keine unbedingte Existenz haben.[1]) Daher eben

[1]) Die allem Leben auf der Erde vorhergegangenen geologischen Vorgänge sind in gar keinem Bewufstsein dagewesen: nicht im eigenen, weil sie keines haben; nicht in einem fremden, weil keines da war. Also hatten sie, aus Mangel an jedem Subjekt, gar kein objektives Dasein, d. h. sie waren überhaupt nicht; oder was bedeutet denn noch ihr Dagewesensein? — Es ist im Grunde ein blofs hypothetisches: nämlich wenn zu jenen Urzeiten ein Bewufstsein dagewesen wäre, so würden in demselben solche Vorgänge sich dargestellt haben: dahin leitet uns der Regressus der Erscheinungen: also lag es im Wesen des Dinges an sich, sich in solchen Vorgängen darzustellen. — Wenn wir sagen, anfangs sei ein leuchtender Urnebel gewesen, der sich zur Kugelform geballt und zu kreisen angefangen habe, dadurch sei er linsenförmig geworden, und sein äufserster Umkreis habe sich ringförmig abgesetzt, dann zu einem Planeten geballt, und dasselbe habe sich aber-

behalten jene Vorgänge, selbst in ihrem empirischen Dasein, bei aller mechanischen Richtigkeit und mathematischen Genauigkeit der Bestimmungen ihres Eintretens, doch immer einen dunkeln Kern, wie ein schweres, im Hintergrunde lauerndes Geheimnis; nämlich an den in ihnen sich äufsernden Naturkräften, an der diese tragenden Urmaterie und an der notwendig anfangslosen, also unbegreiflichen Existenz dieser, — welchen dunkeln Kern auf empirischem Wege aufzuhellen unmöglich ist: daher hier die Metaphysik einzutreten hat, welche an unserm eigenen Wesen uns den Kern aller Dinge im Willen kennen lehrt. In diesem Sinne hat auch Kant gesagt: „es ist augenscheinlich, dafs die allerersten Quellen von den Wirkungen der Natur durchaus ein Vorwurf der Metaphysik sein müssen.“ (Von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte, § 51.)

Also von dem hier betretenen Standpunkt, welcher der der Metaphysik ist, aus gesehen, erscheint jene mit so vielem Aufwande von Mühe und Scharfsinn erlangte physische Erklärung der Welt als ungenügend, ja als oberflächlich, und

mals wiederholt, und so fort, — die ganze Laplace'sche Kosmogonie; — und wenn wir nun ebenfalls die frühesten geologischen Phänomene bis zum Auftreten der organischen Natur hinzufügen; so ist alles, was wir da sagen, nicht im eigentlichen Sinne wahr, sondern eine Art Bildersprache. Denn es ist die Beschreibung von Erscheinungen, die als solche nie dagewesen sind: denn es sind räumliche, zeitliche und kausale Phänomene, welche als solche schlechterdings nur in der Vorstellung eines Gehirns existieren können, welches Raum, Zeit und Kausalität zu Formen seines Erkennens hat, folglich ohne ein solches unmöglich und nie dagewesen sind; daher jene Beschreibung blofs besagt, dafs, wenn damals ein Gehirn existiert hätte, alsdann besagte Vorgänge sich darin dargestellt haben würden. An sich selbst sind jene Vorgänge nichts anderes, als der dumpfe, erkenntnislose Drang des Willens zum Leben nach seiner ersten Objektivation, welcher jetzt, nachdem Gehirne da sind, in dem Gedankengange derselben und mittelst des Regresses, den die Formen ihres Vorstellens notwendig herbeiführen, sich darstellen mufs als jene primären, kosmogonischen und geologischen Phänomene, die also dadurch zum erstenmale ihre objektive Existenz erhalten, welche aber deswegen der subjektiven nicht weniger entspricht, als wenn sie mit dieser gleichzeitig und nicht erst ungezählte Jahrtausende hinterher eingetreten wäre. (Anm. Schopenhauers.)

wird gewissermaſsen zur bloſsen Scheinerklärung; weil sie in einer Zurückführung auf unbekannte Gröſsen, auf *qualitates occultas,* besteht. Sie ist einer bloſsen Flächenkraft, die nicht ins Innere dringt, dergleichen die Elektricität ist, zu vergleichen; ja sogar dem Papiergelde, welches nur relativ, unter Voraussetzung eines andern, Wert hat. Ich verweise hier auf die ausführlichere Darlegung dieses Verhältnisses in meinem Hauptwerke, Bd. 2, Kap. 17, S. 191 fg. (3. Aufl.). Platte Empiriker giebt es in Deutschland, die ihr Publikum glauben machen wollen, es gäbe überhaupt nichts als die Natur und ihre Gesetze. Das geht nicht: die Natur ist kein Ding an sich, und ihre Gesetze sind keine absolute.

Reihet man, in Gedanken, die Kant-Laplace'sche Kosmogonie, die Geologie, von Delüc an bis auf Elie de Beaumont herab, endlich auch noch die vegetabilische und animalische Urerzeugung mit dem Kommentar ihrer Folgen, nämlich Botanik, Zoologie und Physiologie, an einander, so hat man eine vollständige Geschichte der Natur vor sich, indem man das Ganze des Phänomens der empirisch gegebenen Welt im Zusammenhange überblickt: diese aber macht erst das Problem der Metaphysik aus. Vermöchte die bloſse Physik es zu lösen, so wäre es schon nahe daran, gelöst zu werden. Aber das ist ewig unmöglich; die oben erwähnten zwei Punkte, das Wesen an sich der Naturkräfte und das Bedingtsein der objektiven Welt durch den Intellekt, woran sich auch noch die a priori gewisse Anfangslosigkeit sowohl der Kausalreihe, wie der Materie knüpft, benehmen der Physik alle Selbständigkeit, oder sind die Stengel, womit ihr Lotus auf dem Boden der Metaphysik wurzelt.

Übrigens würde das Verhältnis der letzten Resultate der Geologie zu meiner Metaphysik sich, in der Kürze, folgendermaſsen ausdrücken lassen. In der allerersten Periode des Erdballs, welche die dem Granit vorhergängige gewesen ist, hat die Objektivation des Willens zum Leben sich auf ihre untersten Stufen beschränkt, also auf die Kräfte der unorganischen Natur, woselbst sie nun aber sich im allergröſsten Stil und mit blindem Ungestüme manifestierte, indem die schon chemisch differenzierten Urstoffe in einen Konflikt gerieten, dessen Schauplatz nicht die bloſse Oberfläche, sondern die ganze Masse des Planeten war und dessen Er-

scheinungen so kolossal gewesen sein müssen, dafs keine Einbildungskraft sie zu erreichen vermag. Die, jene riesenhaften chemischen Urprozesse begleitenden Lichtentwickelungen werden von jedem Planeten unsers Systems aus sichtbar gewesen sein, während die dabei statthabenden Detonationen, die jedes Ohr gesprengt haben würden, freilich nicht über die Atmosphäre hinausgelangen konnten. Nachdem endlich dieser Titanenkampf ausgetobt und der Granit, als Grabstein, die Kämpfer bedeckt hatte, manifestierte, nach angemessener Pause und dem Zwischenspiel neptunischer Niederschläge, der Wille zum Leben sich, im stärksten Kontraste dazu, auf der nächsthöhern Stufe, im stummen und stillen Leben einer blofsen Pflanzenwelt, welches sich nun aber ebenfalls im kolossalen Mafsstabe darstellte, in den himmelhohen und endlosen Wäldern, deren Überreste uns, nach Myriaden von Jahren, mit einem unerschöpflichen Vorrat von Steinkohlen versorgen. Diese Pflanzenwelt dekarbonisierte nun auch allmählich die Luft, wodurch diese allererst für das tierische Leben tauglich wurde. Bis dahin dauerte der lange und tiefe Friede dieser tierlosen Periode und endigte zuletzt durch eine Naturrevolution, welche jenes Pflanzenparadies zerstörte, indem sie die Wälder begrub. Da jetzt die Luft rein geworden war, trat die dritte grofse Objektivationsstufe des Willens zum Leben ein, in der Tierwelt: Fische und Cetaceen im Meer; aber auf dem Lande noch blofse Reptilien; diese jedoch kolossal. Wieder fiel der Weltvorhang, und sodann folgte die höhere Objektivation des Willens im Leben warmblütiger Landtiere; wiewohl solcher, deren *genera* sogar nicht mehr existieren und die meistens Pachydermata waren. Nach abermaliger Zerstörung der Erdoberfläche, mit allem Lebenden darauf, entzündete endlich das Leben sich abermals von neuem, indem jetzt der Wille zu demselben sich in einer Tierwelt objektivierte, die viel zahlreichere und mannigfaltigere Gestalten darbot und deren *species* zwar nicht mehr, wohl aber noch die *genera* vorhanden sind. Diese durch solche Vielheit und Verschiedenheit der Gestalten vollkommener gewordene Objektivation des Willens zum Leben steigerte sich bereits bis zum Affen. Allein auch diese, unsre letzte Vorwelt mufste untergehen, um, auf erneuertem Boden, der gegenwärtigen Bevölkerung Platz zu machen, in der die Objektivation die Stufe der Menschheit erreicht hat. Eine interessante Nebenbetrachtung

hierbei ist es, sich zu vergegenwärtigen, wie jeder der die zahllosen Sonnen im Raum umkreisenden Planeten, wenn auch noch im chemischen Stadio, wo er der Schauplatz des schrecklichen Kampfes der rohesten Potenzen ist, oder in den stillen Zwischenpausen sich befindet, doch schon in seinem Innern die geheimnisvollen Kräfte birgt, aus denen einst die Pflanzen- und Tierwelt, in der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit ihrer Gestalten, hervorgehen werden, und zu denen jener Kampf nur das Vorspiel ist, indem er ihnen den Schauplatz vorbereitet und die Bedingungen ihres Auftretens ihnen zurechtlegt. Ja, man kann kaum umhin anzunehmen, dafs es dasselbe ist, was in jenen Feuer- und Wasserfluten tobt und später jene Flora und Fauna beleben wird. Die Erreichung der letzten Stufe nun aber, der Menschheit, mufs, meines Erachtens, die letzte sein; weil auf ihr bereits die Möglichkeit der Verneinung des Willens, also der Umkehr von dem ganzen Treiben, eingetreten ist; wodurch alsdann diese *divina commedia* ihr Ende erreicht. Wenn demnach auch keine physikalischen Gründe den Nichteintritt einer abermaligen Weltkatastrophe verbürgen, so steht einer solchen doch ein moralischer Grund entgegen, nämlich dieser, dafs sie jetzt zwecklos sein würde, indem das innere Wesen der Welt jetzt keiner höheren Objektivation zur Möglichkeit seiner Erlösung daraus bedarf. Das Moralische ist aber der Kern oder der Grundbafs der Sache; so wenig blofse Physiker dies begreifen mögen.

§. 88.

Um den Wert des von N e w t o n jedenfalls zur Vollendung und Gewifsheit erhobenen G r a v i t a t i o n s s y s t e m s in seiner Gröfse zu schätzen, mufs man sich zurückrufen, in welcher Verlegenheit, hinsichtlich des Ursprunges der Bewegung der Weltkörper, die Denker sich seit Jahrtausenden befanden. Aristoteles liefs die Welt aus eingeschachtelten durchsichtigen Sphären zusammengesetzt sein, deren äufserste die Fixsterne trug, und die folgenden jede einen Planeten, die letzte den Mond; der Kern der Maschine war die Erde. Welche Kraft nun diese Leier unablässig drehe, war die Frage, auf die er nichts zu sagen wufste, als dafs irgendwo ein *πρωτον κινουν*[1]) sein müsse; — welche Antwort man nachher so

[1]) Das erste Bewegende.

gütig gewesen ist, ihm zum Theismus auszulegen; während er keinen Gott Schöpfer, vielmehr Ewigkeit der Welt und blofs eine erste Bewegungskraft lehrt, zu seiner Weltenleier. Aber sogar, nachdem Kopernikus an die Stelle jener fabelhaften die richtige Konstruktion der Weltmaschine gesetzt und auch, nachdem Kepler die Gesetze ihrer Bewegung entdeckt hatte, bestand noch immer die alte Verlegenheit hinsichtlich der bewegenden Kraft. Schon Aristoteles hatte den einzelnen Sphären ebensoviele Götter vorgesetzt, zur Lenkung. Die Scholastiker hatten diese Lenkung gewissen sogenannten Intelligenzen, welches blofs ein vornehmeres Wort für die lieben Engel ist, übertragen, deren jede nun ihren Planeten kutschierte. Später wufsten freier Denkende, wie Jordanus Brunus und Vanini, doch auch nichts Besseres, als die Planeten selbst zu einer Art lebender, göttlicher Wesen zu machen. Darauf kam Cartesius, der stets alles mechanisch erklären wollte, jedoch keine andere bewegende Kraft kannte, als den Stofs. Demnach nahm er einen unsichtbaren und unfühlbaren Stoff an, der schichtweise die Sonne umkreiste und die Planeten vorwärtsschöbe: die Cartesischen Wirbel. — Wie kindisch und plump ist doch dies alles und wie hoch daher das Gravitationssystem zu schätzen, welches die bewegenden Ursachen und die in ihnen thätigen Kräfte unleugbar nachgewiesen hat, und dies mit solcher Sicherheit und Genauigkeit, dafs auch die kleinste Abweichung und Unregelmäfsigkeit, Beschleunigung und Verlangsamung im Lauf eines Planeten oder Trabanten sich aus ihrer nächsten Ursache vollkommen erklären und genau berechnen läfst.

Demnach ist der Grundgedanke, die uns unmittelbar nur als Schwere bekannte Gravitation zum Zusammenhaltenden des Planetensystems zu machen, ein, durch die Wichtigkeit der sich daran knüpfenden Folgen, so höchst bedeutender, dafs die Nachforschung nach seinem Ursprunge nicht als irrelevant beseitigt zu werden verdient: zumal wir uns bestreben sollten, wenigstens als Nachwelt gerecht zu sein, da wir als Mitwelt es so selten vermögen.

Dafs, als Newton 1686 seine *principia* veröffentlichte, Robert Hooke ein lautes Geschrei über seine Priorität des Grundgedankens erhob, ist bekannt; wie auch, dafs seine und anderer bittere Klagen dem Newton das Versprechen abnötigten, in der ersten vollständigen Ausgabe der *principia,*

1687, ihrer zu erwähnen, was er denn auch in einem Scholion zu P. I. prop. 4, corol. 6, mit möglichster Wortkargheit gethan hat, nämlich in parenthesi: „*ut seorsum collegerunt etiam nostrates Wrennus, Hookius et Hallaeus.*“

Dafs Hooke schon im Jahre 1666 das Wesentliche des Gravitationssystems, wiewohl nur als Hypothese, in einer *communication to the Royal society* ausgesprochen hatte, ersehen wir aus der Hauptstelle derselben, welche, in Hooke's eigenen Worten, abgedruckt ist in *Dugald Stewart's philosophy of the human mind,* Vol. 2, p. 434. — In der „Quarterly review“ vom August 1828 steht eine recht artige koncise Geschichte der Astronomie, welche Hooke's Priorität als ausgemachte Sache behandelt.

In der beinahe hundert Bände befassenden *Biographie universelle par Michaud* scheint der Artikel Newton eine Übersetzung aus der Biographia Britannica zu sein, auf welche er sich beruft. Er enthält die Darstellung des Weltsystems aus dem Gravitationsgesetz, wörtlich und ausführlich, nach Robert Hooke's *an attempt to prove the motion of the earth from observations,* Lond. 1674, 4. — Ferner sagt der Artikel, der Grundgedanke, dafs die Schwere sich auf alle Weltkörper erstrecke, finde sich schon ausgesprochen in Borelli *theoria motus planetarum e causis physicis deducta.* Flor. 1666. Endlich giebt er noch die lange Antwort Newton's auf Hooke's oben erwähnte Reklamation der Priorität der Entdeckung. — Die zum Ekel wiederholte Apfelgeschichte hingegen ist ohne Autorität. Sie findet sich zuerst als eine bekannte Thatsache erwähnt in Turnor's *history of Grantham,* p. 160. Pemberton, der noch den Newton, wiewohl in hohem und stumpfem Alter, gekannt hat, erzählt zwar, in der Vorrede zu seiner *view of Newton's philosophy,* der Gedanke sei demselben zuerst in einem Garten gekommen, sagt aber nichts vom Apfel: dieser wurde nachher ein plausibler Zusatz. Voltaire will ihn von Newton's Nichte mündlich erfahren haben; was denn wahrscheinlich die Quelle der Geschichte ist. Siehe Voltaire Éléments de philos. de Newton, P. II. ch. 3. Eine Note zu Byrons Don Juan, canto X, st. 1. (Works of Byron, 1850, pag. 704, note 1) sagt: *The celebrated apple-tree, the fall of one of the apples of which is said to have turned the attention of Newton to the subject of gravity, was destroyed by wind about four years*

ago. The anecdote of the falling apple is mentioned neither by Dr. Stukeley nor by Mr. Conduit, so, as I have not been able to find any authority for it whatever, I did not feel myself at liberty to use it. — Brewster's Life of Newton, p. 344.

Zu allen diesen, der Annahme, dafs der grofse Gedanke der allgemeinen Gravitation ein Bruder der grundfalschen homogenen Lichter-Theorie sei, widersprechenden Autoritäten habe ich nun noch ein Argument zu fügen, welches zwar nur psychologisch ist, aber für den, der die menschliche Natur auch von der intellektuellen Seite kennt, viel Gewicht haben wird.

Es ist eine bekannte und unbestrittene Thatsache, dafs Newton, sehr frühe, angeblich schon 1666, möge es nun aus eigenen, oder aus fremden Mitteln gewesen sein, das Gravitationssystem aufgefafst hatte und nun, durch Anwendung desselben auf den Mondlauf, es zu verifizieren versuchte; dafs er jedoch, weil das Ergebnis nicht genau zur Hypothese stimmte, diese wieder fallen gelassen und sich der Sache auf viele Jahre entschlagen hat. Ebenso bekannt ist der Ursprung jener ihn davon zurückschreckenden Diskrepanz: sie war nämlich blofs daraus entstanden, dafs Newton den Abstand des Mondes von uns um beinahe $^1/_7$ zu klein annahm, und dieses wieder, weil derselbe zunächst nur in Erdhalbmessern ausgerechnet werden kann, der Erdhalbmesser nun wieder aus der Gröfse der Grade des Erdumkreises berechnet wird, diese letzteren allein aber unmittelbar gemessen werden. Newton nahm nun, blofs nach der gemeinen geographischen Bestimmung, in runder Zahl, den Grad zu 60 englischen Meilen an, während er in Wahrheit $69^1/_2$ hat. Hiervon war die Folge, dafs der Mondlauf zur Hypothese der Gravitation, als einer Kraft, die nach dem Quadrat der Entfernung abnimmt, nicht stimmte. Darum also gab Newton die Hypothese auf und entschlug sich derselben. Erst etwa 16 Jahre später, nämlich 1682, erfuhr er zufällig das Resultat der bereits seit einigen Jahren vollendeten Gradmessung des Franzosen Picard, wonach der Grad beinahe $^1/_7$ gröfser war, als er ihn ehemals angenommen hatte. Ohne dies für besonders wichtig zu halten, notierte er es sich, in der Akademie, woselbst es ihm aus einem Briefe mitgeteilt worden, und hörte sodann, ohne dadurch zerstreut zu sein, dem Vortrage daselbst

aufmerksam zu. Erst hinterher fiel ihm die alte Hypothese ein: er nahm seine Rechnungen darüber wieder vor und fand jetzt den Thatbestand genau derselben entsprechend, worüber er bekanntlich in grofse Ekstase geriet.

Jetzt frage ich jeden, der selbst Vater ist, der selbst Hypothesen erzeugt, genährt und gepflegt hat: geht man so mit seinen Kindern um? stöfst man sie, wenn nicht alles gleich klappen will, sofort unbarmherzig aus dem Hause, schlägt die Thüre zu und frägt in 16 Jahren nicht mehr nach ihnen? wird man nicht vielmehr in einem Fall obiger Art, ehe man das so bittere „es ist nichts damit" ausspricht, vorher noch überall, und müfste es bei Gott Vater in der Schöpfung sein, einen Fehler vermuten, eher als in seinem teuern, selbsterzeugten und gepflegten Kinde? — und nun gar hier, wo der Verdacht seine richtige Stelle so leicht hätte finden können, nämlich in dem (neben einem visierten Winkel) alleinigen empirischen Dato, welches der Rechnung zum Grunde lag, und dessen Unsicherheit so bekannt war, dafs die Franzosen ihre Gradmessungen schon seit 1669 betrieben, welches schwierige Datum Newton aber so ganz obenhin, nach der gemeinen Angabe, in englischen Meilen, angenommen hatte. Und so verführe man mit einer wahren und welterklärenden Hypothese? Nimmermehr, wenn sie eine eigene ist! — Hingegen mit wem man so umgeht, weifs ich auch zu sagen: mit fremden, ungern ins Haus gelassenen Kindern, auf welche man (am Arm seiner eigenen, unfruchtbaren Gemahlin, die nur einmal, und zwar ein Monstrum, geboren) scheel und mifsgünstig hinsieht und sie, eben nur von Amtswegen, zur Prüfung zuläfst, schon hoffend, dafs sie nicht bestehen werden, sobald aber sich dieses bestätigt, sie mit Hohngelächter aus dem Hause jagt.

Dieses Argument ist, wenigstens bei mir, von so vielem Gewicht, dafs ich darin eine vollkommene Beglaubigung der Angaben erkenne, welche den Grundgedanken der Gravitation dem Hooke zuschreiben und nur die Verifikation desselben durch Berechnungen dem Newton lassen; wonach es dem armen Hooke ergangen ist, wie dem Columbus: es heifst „Amerika", und es heifst „das Newtonische Gravitationssystem". —

Was übrigens das oben berührte siebenfarbige Monstrum betrifft, so könnte, dafs es 40 Jahre nach Erscheinung der

Goethe'schen Farbenlehre noch in vollem Ansehen steht und die alte Litanei vom *foramen exiguum* und den 7 Farben, aller Augenfälligkeit zum Trotz, noch immer abgesungen wird, mich allerdings irre machen; — hätte ich nicht schon längst mich gewöhnt, das Urteil der Zeitgenossen den Imponderabilien beizuzählen. Daher also sehe ich darin nur einen Beweis der trübseligen und beklagenswerten Beschaffenheit einerseits der Physiker von Profession und andrerseits des sogenannten gebildeten Publikums, welches, statt zu prüfen, was ein grofser Mann gesagt hat, jenen Sündern gläubig nachredet, Goethe's Farbenlehre sei ein mifslungener, unberufener Versuch, eine zu vergessende Schwachheit.

§. 89.

Die handgreifliche Thatsache der fossilen Muscheln, welche schon dem Eleaten Xenophanes bekannt war und von ihm, im allgemeinen, auch richtig ausgelegt wurde, wird von Voltaire bestritten, geleugnet, ja für eine Chimäre erklärt. (Man sehe Brandis, comment. Eleaticae, p. 50 und Voltaire, dict. phil., art. coquille.) So grofs nämlich war sein Widerwille, irgend etwas gelten zu lassen, was zu einer Bestätigung der Mosaischen Berichte, in diesem Falle der Sündflut, auch nur verdreht werden könnte. Ein warnendes Beispiel, wie sehr uns der Eifer irre führen kann, wenn wir Partei ergriffen haben.

§. 90 a.

Eine vollkommene Versteinerung ist eine totale chemische Veränderung, ohne alle mechanische.

§. 90 b.

Wenn ich, um einen Blick in die Inkunabeln des Erdballs zu geniefsen, den frischen Bruch eines Stückes Granit betrachte, will es mir gar nicht in den Sinn, dafs dieses Urgestein irgendwie durch Fusion und Krystallisation, auf dem trockenen Wege entstanden sein sollte, auch nicht durch Sublimation, aber auch ebensowenig durch Niederschlag; sondern mir dünkt, es müsse durch einen chemischen Prozefs ganz anderer Art, der jetzt nicht mehr vorkommt, entstanden sein. Am besten entspricht meinem Begriff der Sache der einer schnellen und simultanen Verbrennung einer Mischung von Metalloiden, vereint mit der sogleich wirkenden Wahlverwandtschaft der Produkte jener Verbrennung. Ob man wohl je versucht hat, Silicium, Aluminium u. s. f., in dem

Verhältnisse, wie sie die Radikale der Erden der drei Bestandteile des Granits ausmachen, zusammenzumischen und dann, unter Wasser, oder an der Luft, schnell verbrennen zu lassen? —

Unter den dem bloſsen Auge sichtbaren Beispielen der *generatio aequivoca* ist das alltäglichste das Hervorschieſsen von Pilzen überall wo ein vegetabilischer abgestorbener Körper, sei es Stamm, Ast oder Wurzel, fault; und zwar an keinem andern Fleck als da, dann aber, in der Regel nicht vereinzelt, sondern gleich haufenweise; — so daſs augenscheinlich nicht ein vom blinden Zufall hier oder dort hingeworfenes Samenkorn (Spora) die Stelle bestimmt hat, sondern der daselbst faulende Körper, welcher dem allgegenwärtigen Willen zum Leben einen geeigneten Stoff darbot, den dieser sogleich ergreift. — Daſs eben diese Pilze sich nachmals durch Sporen fortpflanzen, spricht nicht dagegen: denn es gilt von allen belebten Wesen, welche Samen haben, und doch einst ohne Samen entstanden sein müssen.

§. 91.

Die Vergleichung der Fluſsfische in sehr weit von einander entfernten Ländern legt vielleicht das deutlichste Zeugnis ab von der ursprünglichen Schöpferkraft der Natur, welche sie überall, wo Ort und Umstände ähnlich sind, auch auf ähnliche Weise ausgeübt hat. Bei ungefährer Gleichheit der geographischen Breite, der topographischen Höhe, endlich auch der Gröſse und Tiefe der Ströme wird man, selbst an den von einander entlegensten Orten, entweder ganz dieselben, oder doch sehr ähnliche Fischspecies finden. Man denke nur an die Forellen in den Bächen fast aller Gebirge. Die Mutmaſsung absichtlicher Einführung fällt bei diesen Tieren meistens ganz weg. Die Verbreitung durch Vögel, die den Laich fräſsen, aber nicht verdaueten, reicht bei groſsen Entfernungen nicht aus: denn in kürzerer Zeit, als ihre Reise, wird ihr Verdauungsprozeſs vollbracht. Auch möchte ich wissen, ob es mit dem Nichtverdauen, also einem zweckwidrigen Fressen auch seine Richtigkeit habe; da wir doch den Kaviar sehr gut verdauen, Kropf und Magen der Vögel aber sogar auf Verdauung harter Körner eingerichtet sind. — Will man den Ursprung der Fluſsfische zurückverlegen auf die letzte groſse allgemeine Überschwemmung, so vergiſst man, daſs diese aus See- und nicht aus Fluſswasser bestand.

§. 92.

Wir verstehen das Anschiefsen kubischer Krystalle aus dem Salzwasser nicht besser, als das des Hühnchens aus der Flüssigkeit im Ei: und zwischen diesem wiederum und der *generatio aequivoca* wollte Delamarck keinen wesentlichen Unterschied finden. Jedoch ist ein solcher vorhanden: da nämlich aus jedem Ei nur eine bestimmte Species hervorgeht, so ist dies *generatio univoca* (ἐξ ὁμωνύμου· Arist. metaph. Z, 25). Hiergegen liefse sich wieder einwenden, dafs jede genau bestimmte Infusion auch nur eine bestimmte Art mikroskopischer Tiere zu erzeugen pflege.

§. 93.

Bei den allerschwierigsten Problemen, an deren Lösung beinahe verzweifelt wird, müssen wir die wenigen und geringen Data, welche wir haben, zum möglichsten Vorteil benutzen, um, durch Kombination derselben, doch etwas herauszubringen.

In der „Chronik der Seuchen“ von Schnurrer, 1825, finden wir, dafs, nachdem im 14. Jahrhundert der schwarze Tod ganz Europa, einen grofsen Teil Asiens und auch Afrika's entvölkert hatte, gleich darauf eine ganz aufserordentliche Fruchtbarkeit des Menschengeschlechtes eingetreten und namentlich die Zwillingsgeburten sehr häufig geworden seien. In Übereinstimmung hiermit lehrt Casper („Über die wahrscheinliche Lebensdauer des Menschen“, 1835), auf vielfach wiederholte Erfahrungen im Grofsen gestützt, dafs, in der gegebenen Bevölkerung eines Distrikts, die Sterblichkeit und Lebensdauer stets gleichen Schritt hält mit der Zahl der Zeugungen in derselben; so dafs die Sterbefälle und die Geburten allemal und allerorten sich in gleichem Verhältnis vermehren und vermindern, welches er, durch aufgehäufte Belege aus vielen Ländern und ihren Provinzen, aufser Zweifel setzt. Nur irrt er darin, dafs er durchgängig Ursach und Wirkung verwechselt, indem er die Vermehrung der Geburten für die Ursache der Vermehrung der Todesfälle hält; nach meiner Überzeugung hingegen und in Übereinstimmung mit dem von Schnurrer beigebrachten Phänomen, welches ihm nicht bekannt zu sein scheint, umgekehrt, die Vermehrung der Sterbefälle es ist, welche die Vermehrung der Geburten, nicht durch physischen Einflufs, sondern durch einen metaphysischen Zusammenhang nach sich zieht; wie ich dieses

schon erörtert habe im 2. Bande meines Hauptwerks, Kap. 41, S. 507 (3. Aufl. 577). Also hängt, im Ganzen genommen, die Zahl der Geburten ab von der Zahl der Sterbefälle.

Hiernach wäre es ein Naturgesetz, dafs die prolifike Kraft des Menschengeschlechts, welche nur eine besondere Gestalt der Zeugungskraft der Natur überhaupt ist, durch eine ihr antagonistische Ursache erhöht wird, also mit dem Widerstande wächst; — daher man, *mutatis mutandis,* dieses Gesetz dem Mariottischen subsumieren könnte, dafs mit der Kompression der Widerstand ins Unendliche zunimmt. Nehmen wir nun an, jene, der prolifiken Kraft antagonistische Ursache träte einmal, durch Verheerungen, mittelst Seuchen, Naturrevolutionen u. s. w., in einer noch nie dagewesenen Gröfse und Wirksamkeit auf; so müfste nachher auch wieder die prolifike Kraft auf eine bis jetzt ganz unerhörte Höhe steigen. Gehen wir endlich in jener Verstärkung der antagonistischen Ursache bis zum äufsersten Punkt, also der gänzlichen Ausrottung des Menschengeschlechts, so wird auch die so eingezwängte prolifike Kraft eine dem Druck angemessene Gewalt erlangen, mithin zu einer Anstrengung gebracht werden, die das jetzt unmöglich Scheinende leistet, nämlich, da ihr die *generatio univoca,* d. h. die Geburt des Gleichen vom Gleichen, versperrt wäre, sich dann auf die *generatio aequivoca* werfen. Diese jedoch läfst sich auf den oberen Stufen des Tierreichs nicht mehr so denken, wie sie auf den alleruntersten sich uns darstellt: nimmermehr kann die Gestalt des Löwen, des Wolfes, des Elefanten, des Affen, oder gar des Menschen, nach Art der Infusionstierchen, der Entozoen und Epizoen entstanden sein und etwa geradezu sich erhoben haben aus zusammengerinnendem, sonnebebrütetem Meeresschlamm, oder Schleim, oder aus faulender organischer Masse; sondern ihre Entstehung kann nur gedacht werden als *generatio in utero heterogeneo,* folglich so, dafs aus dem Uterus, oder vielmehr dem Ei, eines besonders begünstigten tierischen Paares, nachdem die durch irgend etwas gehemmte Lebenskraft seiner Species gerade in ihm sich angehäuft und abnorm erhöht hatte, nunmehr einmal, zur glücklichen Stunde, beim rechten Stande der Planeten und dem Zusammentreffen aller günstigen atmosphärischen, tellurischen und astralischen Einflüsse, ausnahmsweise nicht mehr seinesgleichen, sondern

die ihm zunächst verwandte, jedoch eine Stufe höher stehende Gestalt hervorgegangen wäre; so dafs dieses Paar, diesesmal, nicht ein blofses Individuum, sondern eine Species erzeugt hätte. Vorgänge dieser Art konnten natürlich erst eintreten, nachdem die alleruntersten Tiere sich, durch die gewöhnliche *generatio aequivoca*, aus organischer Fäulnis, oder aus dem Zellengewebe lebender Pflanzen ans Licht emporgearbeitet hatten, als erste Vorboten und Quartiermacher der kommenden Tiergeschlechter. Ein solcher Hergang mufs eingetreten sein nach jeder jener grofsen Erdrevolutionen, welche schon wenigstens dreimal alles Leben auf dem Planeten völlig ausgelöscht haben, so dafs es sich von neuem zu entzünden hatte, wonach es jedesmal in vollkommeneren, d. h. der jetzigen Fauna näher stehenden Gestalten aufgetreten ist. Aber erst in der, nach der letzten grofsen Katastrophe der Erdoberfläche auftretenden Tierreihe hat jener Hergang sich bis zur Entstehung des Menschengeschlechtes gesteigert, nachdem er schon nach der vorletzten es bis zum Affen gebracht hatte. Die Batrachier führen vor unsern Augen ein Fischleben, ehe sie ihre eigene, vollkommene Gestalt annehmen, und nach einer jetzt ziemlich allgemein anerkannten Bemerkung, durchgeht ebenso jeder Fötus successive die Formen der unter seiner Species stehenden Klassen, bis er zur eigenen gelangt. Warum sollte nun nicht jede neue und höhere Art dadurch entstanden sein, dafs diese Steigerung der Fötusform einmal noch über die Form der ihn tragenden Mutter um eine Stufe hinausgegangen ist? — Es ist die einzige rationelle, d. h. vernünftigerweise denkbare Entstehungsart der Species, die sich ersinnen läfst.

Wir haben aber diese Steigerung uns zu denken nicht als in einer einzigen Linie, sondern in mehreren nebeneinander aufsteigenden. So z. B. ist einmal aus dem Ei eines Fisches ein Ophidier, ein andermal aus dieses seinem ein Saurier, zugleich aber aus dem eines andern Fisches ein Batrachier, dann aber aus dieses seinem ein Chelonier hervorgegangen, aus dem eines dritten ein Cetacee, etwa ein Delphin, später wieder hat ein Cetacee eine Phoka geboren und endlich einmal eine Phoka das Walrofs; und vielleicht ist aus dem Ei der Ente das Schnabeltier und aus dem eines Straufsen irgend ein gröfseres Säugetier entstanden. Überhaupt mufs der Vorgang in vielen Ländern der Erde zugleich

und in gegenseitiger Unabhängigkeit statt gefunden haben, überall jedoch in sogleich bestimmten, deutlichen Stufen, deren jede eine feste, bleibende Species gab; nicht aber in allmählichen, verwischten Übergängen; also nicht nach Analogie eines von der untern Oktave bis zur obersten allmählich steigenden, folglich heulenden Tones, sondern nach der einer in bestimmten Absätzen aufsteigenden Tonleiter. Wir wollen es uns nicht verhehlen, dafs wir danach die ersten Menschen uns zu denken hätten als in Asien vom Pongo (dessen Junges Orang-Utan heifst) und in Afrika vom Schimpanse geboren, wiewohl nicht als Affen, sondern sogleich als Menschen. Merkwürdig ist es, dafs diesen Ursprung sogar ein Buddhaistischer Mythos lehrt, der zu finden ist in J. J. Schmidt's „Forschungen über die Mongolen und Tibeter“, S. 210—214, wie auch in Klaproth's *Fragments Bouddhiques* im *nouveau Journal asiatique*, 1831, März, desgleichen in Köppens „Die Lamaische Hierarchie“, S. 45.

Den hier ausgeführten Gedanken einer *generatio aequivoca in utero heterogeneo* hat zuerst der anonyme Verfasser der *Vestiges of the natural history of Creation* (6th edition, 1847) aufgestellt, wiewohl keineswegs mit gehöriger Deutlichkeit und Bestimmtheit; weil er ihn eng verwebt hat mit unhaltbaren Annahme und grofsen Irrtümern; welches im letzten Grunde daraus entspringt, dafs bei ihm, als Engländer, jede die blofse Physik überschreitende, also metaphysische Annahme sogleich zusammenfällt mit dem hebräischen Theismus, welchen eben vermeiden wollend er dann das Gebiet der Physik ungebührlich ausdehnt. So ein Engländer, in seiner Verwahrlosung und völligen Roheit hinsichtlich aller spekulativen Philosophie, oder Metaphysik, ist eben gar keiner geistigen Auffassung der Natur fähig: er kennt daher kein Mittleres zwischen einer Auffassung ihres Wirkens, als nach strenger, womöglich mechanischer Gesetzmäfsigkeit vor sich gehend, oder aber als das vorher wohlüberlegte Kunstfabrikat des Hebräergottes, den er seinen *maker* nennt. — Die Pfaffen, die Pfaffen in England haben es zu verantworten, diese verschmitztesten aller Obskuranten. Sie haben die Köpfe daselbst so zugerichtet, dafs sogar in den kenntnisreichsten und aufgeklärtesten derselben das Grundgedankensystem ein Gemisch von krassestem Materia-

lismus mit plumpester Judensuperstition ist, die darin, wie Essig und Öl, durch einander gerüttelt werden, und sehen mögen, wie sie sich vertragen, und dafs, infolge der Oxforder Erziehung, Mylords und Gentlemen in der Hauptsache zum Pöbel gehören. Aber es wird nicht besser werden, so lange noch die orthodoxen Ochsen in Oxford die Erziehung der gebildeten Stände vollenden. Auf demselben Standpunkt finden wir noch im Jahre 1859 den amerikanisierten Franzosen Agassiz, in seinem *Essay on classification.* Auch er steht noch vor derselben Alternative, dafs die organische Welt entweder das Werk des reinsten Zufalls sei, der sie, als ein Naturspiel physikalischer und chemischer Kräfte, zusammengewürfelt hätte; oder aber ein am Lichte der Erkenntnis (dieser *functio animalis*) nach vorhergegangener Überlegung und Berechnung klug verfertigtes Kunstwerk. Eines ist so falsch wie das andere, und beides beruht auf einem naiven Realismus, der aber 80 Jahre nach Kant's Auftreten geradezu schimpflich ist. Agassiz also philosophiert über die Entstehung der organischen Wesen, wie ein amerikanischer Schuster. Wenn die Herren nichts weiter gelernt haben und lernen wollen, als ihre Naturwissenschaft, so müssen sie in ihren Schriften keinen Schritt über diese hinausgehen, sondern *strictissime* bei ihrer Empirie bleiben, damit sie sich nicht, wie der Herr Agassiz, prostituieren und zum Spott machen dadurch, dafs sie vom Ursprung der Natur reden, wie die alten Weiber.

Eine Folgerung nach der andern Seite aus jenem von Schnurrer und Casper aufgestellten Gesetze wäre nun diese. Es ist offenbar, dafs in dem Mafse, als es uns gelänge, durch richtigste und sorgfältigste Benutzung aller Naturkräfte und jedes Landstriches, das Elend der untersten Volksklassen zu verringern, die Zahl dieser überaus treffend so genannten Proletarier zunehmen und dadurch das Elend sich immer von neuem einstellen würde. Denn der Geschlechtstrieb arbeitet stets dem Hunger in die Hände; wie dieser, wann er befriedigt ist, dem Geschlechtstrieb. Das obige Gesetz nun aber würde uns dafür bürgen, dafs die Sache nicht bis zu einer eigentlichen Übervölkerung der Erde getrieben werden könne, einem Übel, dessen Entsetzlichkeit die lebhafteste Phantasie sich kaum auszumalen vermag. Nämlich dem in Rede stehenden Gesetze zufolge

würde, nachdem die Erde so viele Menschen erhalten hätte, als sie zu ernähren höchstens fähig ist, die Fruchtbarkeit des Geschlechts unterdessen bis zu dem Grade abgenommen haben, dafs sie knapp ausreichte, die Sterbefälle zu ersetzen, wonach alsdann jede zufällige Vermehrung dieser die Bevölkerung wieder unter das Maximum zurückbringen würde.

§. 94.

Auf verschiedenen Teilen der Erde ist unter gleichen, oder analogen, klimatischen, topographischen und atmosphärischen Bedingungen das gleiche, oder analoge, Pflanzen- und Tiergeschlecht entstanden. Daher sind einige Species einander sehr ähnlich, ohne jedoch identisch zu sein (und dies ist der eigentliche Begriff des *Genus*), und zerfallen manche in Rassen und Varietäten, die nicht aus einander entstanden sein können, wiewohl die Species dieselbe bleibt. Denn Einheit der Species impliziert keineswegs Einheit des Ursprungs und Abstammung von einem einzigen Paar. Diese ist überhaupt eine absurde Annahme. Wer wird glauben, dafs alle Eichen von einer einzigen ersten Eiche, alle Mäuse von einem ersten Mäusepaar, alle Wölfe vom ersten Wolfe abstammen? Sondern die Natur wiederholt, unter gleichen Umständen, aber an verschiedenen Orten, denselben Prozefs und ist viel zu vorsichtig, als dafs sie die Existenz einer Species, zumal der obern Geschlechter, ganz prekär sein liefse, indem sie dieselbe auf eine einzige Karte stellte und dadurch ihr schwer gelungenes Werk tausend Zufällen Preis gäbe. Vielmehr weifs sie, was sie will, will es entschieden, und demgemäfs geht sie zu Werke. Die Gelegenheit aber ist nie eine ganz einzige und alleinige.

So wenig nun der nie abgerichtete afrikanische Elefant, dessen Ohren, sehr breit und lang, den Nacken bedecken, und dessen Weibchen ebenfalls Stofszähne hat, abstammen kann von dem so gelehrigen und intelligenten asiatischen Elefanten, dessen Weibchen keine Stofszähne hat und dessen Ohren bei weitem nicht so grofs sind; — und so wenig der amerikanische Alligator vom Krokodil des Nils abstammt, da beide sich durch die Zähne und die Zahl der Schilder auf dem Nacken unterscheiden; — ebensowenig kann der Neger von der Kaukasischen Rasse abstammen.

Jedoch ist das Menschengeschlecht höchst wahrscheinlich nur an drei Stellen entstanden; weil wir nur drei bestimmt

gesonderte Typen, die auf ursprüngliche Rassen deuten, haben: den kaukasischen, den mongolischen und den äthiopischen Typus. Und zwar hat diese Entstehung nur in der alten Welt stattfinden können. Denn in Australien hat die Natur es zu gar keinen Affen, in Amerika aber nur zu langgeschwänzten Meerkatzen, nicht aber zu den kurzgeschwänzten, geschweige zu den obersten, den ungeschwänzten Affengeschlechtern bringen können, welche die letzte Stufe, vor dem Menschen, einnehmen. *Natura non facit saltus.* Ferner hat die Entstehung des Menschen nur zwischen den Wendekreisen eintreten können; weil in den andern Zonen der neu entstandene Mensch im ersten Winter umgekommen wäre. Denn er war, wenn auch wohl nicht ohne mütterliche Pflege, doch ohne Belehrung herangewachsen und hatte von keinen Vorfahren Kenntnisse ererbt. Also mufste der Säugling der Natur zuerst an ihrem warmen Busen ruhen, ehe sie ihn in die rauhe Welt hinausschicken durfte. In den heifsen Zonen nun aber ist der Mensch schwarz, oder wenigstens dunkelbraun. Dies also ist, ohne Unterschied der Rasse, die wahre, natürliche und eigentümliche Farbe des Menschengeschlechts und nie hat es eine von Natur weifse Rasse gegeben; ja von einer solchen zu reden und die Menschen, kindischer Weise, in die weifse, gelbe und schwarze Rasse einzuteilen, wie noch in allen Büchern geschieht, zeugt von grofser Befangenheit und Mangel an Nachdenken. Schon in meinem Hauptwerk, Bd. 2, Kap. 44, S. 627 (3. Aufl.), habe ich den Gegenstand kurz erörtert und es ausgesprochen, dafs nie ein weifser Mensch ursprünglich aus dem Schoofse der Natur hervorgegangen ist. Nur zwischen den Wendekreisen ist der Mensch zu Hause, und da ist er überall schwarz oder dunkelbraun; blofs in Amerika nicht durchgängig, weil dieser Weltteil gröfstenteils von bereits abgeblichenen Nationen, hauptsächlich Chinesen, bevölkert worden ist. Inzwischen sind die Wilden in den brasilianischen Wäldern doch schwarzbraun[1]). Erst nachdem der Mensch aufserhalb der ihm allein

[1]) Die Wilden sind nicht Urmenschen, so wenig als die wilden Hunde in Süd-Amerika Urhunde; sondern diese sind verwilderte Hunde, und jene verwilderte Menschen, Abkömmlinge dahin verirrter oder verschlagener Menschen aus einem kultivierten Stamm, dessen Kultur unter sich zu erhalten sie unfähig waren. (Anm. Schopenhauers.)

natürlichen, zwischen den Wendekreisen gelegenen Heimat, lange Zeit hindurch sich fortgepflanzt hat und, infolge dieser Vermehrung, sein Geschlecht sich bis in die kälteren Zonen verbreitet, wird er hell und endlich weifs. Also erst infolge des klimatischen Einflusses der gemäfsigten und kalten Zone ist der europäische Menschenstamm allmählich weifs geworden. Wie langsam dies geht, sehen wir an den Zigeunern, einem Hindu-Stamm, der seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts in Europa nomadisiert und dessen Farbe noch ziemlich die Mitte hält zwischen der der Hindu und der unsrigen; desgleichen an den Negersklavenfamilien, welche seit 300 Jahren in Nordamerika sich fortpflanzen und blofs etwas heller geworden sind: indessen werden diese dadurch aufgehalten, dafs sie doch zwischendurch mit frischen ebenholzschwarzen Ankömmlingen sich vermischen; eine Erneuerung, welche den Zigeunern nicht zu Teil wird. Die nächste physische Ursache dieses Verbleichens des aus seiner natürlichen Heimat verbannten Menschen vermute ich darin, dafs im heifsen Klima Licht und Wärme auf dem *rete Malpighi* eine langsame, aber beständige Desoxydation der bei uns unzersetzt durch die Poren entweichenden Kohlensäure hervorbringen, welche alsdann soviel Karbon zurückläfst, als zur Färbung der Haut ausreicht: der spezifische Geruch der Neger hängt wahrscheinlich damit zusammen. Dafs bei weifsen Völkern die untern, angestrengt arbeitenden Klassen durchgängig dunkler sind, als die höhern Stände, erklärt sich daraus, dafs sie mehr schwitzen, welches in viel schwächerem Grade, dem heifsen Klima analog wirkt. Demnach nun mufs jedenfalls der Adam unserer Rasse schwarz gedacht werden, und lächerlich ist es, wenn Maler diesen ersten Menschen weifs, in der durch Verbleichung entstandenen Farbe, darstellen: da ferner Jehovah ihn nach seinem eigenen Bilde geschaffen hat, so ist auf Kunstwerken auch dieser schwarz darzustellen; wobei man ihm jedoch den herkömmlichen weifsen Bart lassen kann; da die Dünnbärtigkeit nicht der schwarzen Farbe, sondern blofs der äthiopischen Rasse anhängt. Sind ja doch auch die ältesten Madonnenbilder, wie man sie im Orient und auch noch in einigen alten italienischen Kirchen antrifft, mitsamt dem Christuskinde, von schwarzer Gesichtsfarbe. In der That ist das ganze auserwählte Volk Gottes schwarz, oder doch dunkel-

braun gewesen und ist noch jetzt dunkler, als wir, die wir von früher eingewanderten heidnischen Völkerschaften abstammen. Das jetzige Syrien aber ist von Mischlingen, die zum Teil aus Nordasien stammen (wie z. B. die Turkomannen), bevölkert worden. Imgleichen wird auch Buddha bisweilen schwarz dargestellt, und sogar auch Konfuzius. (Siehe Davis, the Chinese, Vol. 2, p. 66.) Dafs die weifse Gesichtsfarbe eine Ausartung und unnatürlich sei, bezeugt der Ekel und Widerwille, den, bei einigen Völkern des innern Afrikas, der erste Anblick derselben erregt hat: sie erscheint diesen Völkern als eine krankhafte Verkümmerung. Einen Reisenden in Afrika bewirteten Negermädchen sehr freundlich mit Milch und sangen dazu: „armer Fremdling, wie dauerst du uns, dafs du so weifs bist!“ Eine Note zu Byron's Don Juan (Canto XII, stanza 70, note) berichtet folgendes: *Major Denham says, that when he first saw European women after his travels in Africa, they appeared to him to have unnatural sickly countenances.* (Major Denham sagt, dafs als er, nach seinen Reisen in Afrika, zuerst wieder europäische Weiber sah, sie ihm unnatürlich krankhafte Gesichter zu haben schienen.) — Inzwischen reden, nach Büffon's Vorgang (Siehe Flourens, Buffon. Histoire de ses travaux et de ses idées, Paris 1844, pag. 160 fg.), die Ethnographen noch immer ganz getrost von der weifsen, der gelben, der rothen und der schwarzen Rasse, indem sie ihren Einteilungen hauptsächlich die Farbe zum Grunde legen, während, in Wahrheit, diese gar nichts Wesentliches ist und ihr Unterschied keinen andern Ursprung hat, als die gröfsere oder geringere, und frühere oder spätere Entfernung eines Stammes von der heifsen Zone, in welcher allein das Menschengeschlecht indigen ist und daher aufserhalb ihrer nur unter künstlicher Pflege, indem es, wie die exotischen Pflanzen, im Treibhause überwintert, bestehen kann, dabei aber allmählich, und zwar zunächst in der Farbe, ausartet. Dafs, nach der Abbleichung, die Farbe der mongolischen Rasse etwas gelblicher ausfällt, als die der kaukasischen, kann allerdings in einem Rassenunterschiede begründet sein. — Dafs die höchste Civilisation und Kultur sich, — abgesehen von den alten Hindu und Ägyptern, — ausschliefslich bei den weifsen Nationen findet und sogar bei manchen dunkeln Völkern die herrschende Kaste, oder Stamm, von hellerer Farbe, als die übrigen, da-

her augenscheinlich eingewandert ist, — z. B. die Bramanen, die Inkas, die Herrscher auf den Südseeinseln, — dies beruht darauf, dafs die Not die Mutter der Künste ist; weil nämlich die früh nach Norden ausgewanderten und dort allmählich weifsgebleichten Stämme daselbst im Kampfe mit der durch das Klima herbeigeführten, vielgestalteten Not alle ihre intellektuellen Kräfte haben entwickeln und alle Künste erfinden und ausbilden müssen, um die Kargheit der Natur zu kompensieren. Daraus ist ihre hohe Civilisation hervorgegangen.

Wie die dunkle Farbe, so auch ist dem Menschen die vegetabilische Nahrung die natürliche. Aber wie jener, so bleibt er auch dieser nur im tropischen Klima getreu. Als er sich in die kälteren Zonen verbreitete, mufste er dem ihm unnatürlichen Klima durch eine ihm unnatürliche Nahrung entgegenwirken. Im eigentlichen Norden kann man ohne Fleischspeise gar nicht bestehen: man hat mir gesagt, dafs schon in Kopenhagen eine sechswöchentliche Gefängnisstrafe bei Wasser und Brot, wenn im strengsten Sinn und ohne Ausnahme vollzogen, als lebensgefährlich betrachtet werde. Der Mensch ist also zugleich weifs und karnivor geworden. Eben dadurch aber, wie auch durch die stärkere Bekleidung, hat er eine gewisse unreine und ekelhafte Beschaffenheit angenommen, welche die andern Tiere, wenigstens in ihrem Naturzustande, nicht haben, und der er durch beständige, besondere Reinlichkeit entgegenarbeiten mufs, um nicht widerwärtig zu sein; daher solches auch nur der wohlhabenderen, bequemer lebenden Klasse, der deshalb im Italienischen treffend benannten *gente pulita*, zusteht. Eine andere Folge der stärkeren Bekleidung ist, dafs, während alle Tiere in ihrer natürlichen Gestalt, Bedeckung und Farbe einhergehend, einen naturgemäfsen, erfreulichen und ästhetischen Anblick gewähren, der Mensch, in seiner mannigfaltigen, oft sehr wunderlichen und abenteuerlichen, zudem auch oft ärmlichen und lumpigen Bekleidung, unter ihnen als eine Karikatur umhergeht, eine Gestalt, die nicht zum Ganzen pafst, nicht hinein gehört, indem sie nicht, wie alle übrigen, das Werk der Natur, sondern eines Schneiders ist, und somit eine impertinente Unterbrechung des harmonischen Ganzen der Welt abgiebt. Der edle Sinn und Geschmack der Alten suchte diesen Übelstand dadurch zu mildern, dafs die Be-

kleidung möglichst leicht war und so gestaltet, daſs sie nicht, eng anschlieſsend, mit dem Leibe zu eins verschmolz, sondern als ein Fremdes aufliegend, gesondert blieb und die menschliche Gestalt in allen Teilen möglichst deutlich erkennen lieſs. Durch den entgegengesetzten Sinn ist die Kleidung des Mittelalters und der neuen Zeit geschmacklos, barbarisch und widerwärtig. Aber das Widerwärtigste ist die heutige Kleidung der, Damen genannten Weiber, welche der Geschmacklosigkeit ihrer Urgroſsmütter nachgeahmt, die möglichst groſse Entstellung der Menschengestalt liefert, und dazu noch unter dem Gepäck des Reifrocks, der ihre Breite der Höhe gleich macht, eine Anhäufung unsauberer Evaporationen vermuten läſst, wodurch sie nicht nur häſslich und widerwärtig, sondern auch ekelhaft sind.[1])

§. 95.

Das Leben läſst sich definieren als der Zustand eines Körpers, darin er, unter beständigem Wechsel der Materie, seine ihm wesentliche (substanzielle) Form allezeit behält. — Wollte man mir einwenden, daſs auch ein Wasserstrudel, oder Wasserfall, seine Form, unter stetem Wechsel der Materie behält; so wäre zu antworten, daſs bei diesen die Form durchaus nicht wesentlich, sondern, allgemeine Naturgesetze befolgend, durch und durch zufällig ist, indem sie von äuſsern Umständen abhängt, durch deren Veränderung man auch die Form beliebig ändern kann, ohne dadurch das Wesentliche anzutasten.

§. 96.

Das heutzutage Mode werdende Polemisieren gegen die Annahme einer Lebenskraft verdient, trotz seiner vornehmen Mienen, nicht sowohl falsch, als geradezu dumm genannt zu werden. Denn wer die Lebenskraft leugnet, leugnet im Grunde sein eigenes Dasein, kann sich also rühmen, den höchsten Gipfel der Absurdität erreicht zu haben. Sofern

[1]) Eine wohl noch nicht bemerkte physische Verschiedenheit des Menschen von den Tieren ist, daſs das Weiſse der *Sclerotica* beständig sichtbar bleibt. Kapitän Mathew sagt, es wäre bei den Buschmännern, die jetzt in London gezeigt werden, nicht der Fall, ihre Augen seien rund und lieſsen nicht das Weiſse sehen. Bei Goethe war umgekehrt das Weiſse auch über der Iris meistens sichtbar. (Anm. Schopenhauers.)

aber dieser freche Unsinn von Ärzten und Apothekern ausgegangen ist, enthält er überdies den schnödesten Undank; da die Lebenskraft es ist, welche die Krankheiten überwältigt und die Heilungen herbeiführt, für welche jene Herren nachmals das Geld einstreichen und quittieren. — Wenn nicht eine eigentümliche Naturkraft, der es so wesentlich ist, zweckmäfsig zu verfahren, wie der Schwere wesentlich, die Körper einander zu nähern, das ganze komplizierte Getriebe des Organismus bewegt, lenkt, ordnet und in ihm sich so darstellt, wie die Schwerkraft in den Erscheinungen des Fallens und Gravitierens, die elektrische Kraft in allen durch die Reibmaschine oder die Volta'sche Säule hervorgebrachten Erscheinungen u. s. f.; nun dann ist das Leben ein falscher Schein, eine Täuschung, und ist in Wahrheit jedes Wesen ein blofses Automat, d. h. ein Spiel mechanischer, physikalischer und chemischer Kräfte, zu diesem Phänomen zusammengebracht entweder durch Zufall, oder durch Absicht eines Künstlers, dem es so beliebt hat. — Allerdings wirken im tierischen Organismus physikalische und chemische Kräfte: aber was diese zusammenhält und lenkt, so dafs ein zweckmäfsiger Organismus daraus wird und besteht, — das ist die Lebenskraft: sie beherrscht demnach jene Kräfte und modifiziert ihre Wirkung, die also hier nur eine untergeordnete ist. Hingegen zu glauben, dafs sie für sich allein einen Organismus zu stande brächten, ist nicht blofs falsch, sondern, wie gesagt, dumm. — An sich ist jene Lebenskraft der Wille.

Man hat einen fundamentalen Unterschied der Lebenskraft von allen andern Naturkräften darin finden wollen, dafs sie den Körper, von dem sie einmal gewichen ist, nicht wieder in Besitz nimmt. Die Kräfte der unorganischen Natur weichen eigentlich nur ausnahmsweise von dem Körper, den sie einmal beherrschen: so z. B. kann der Magnetismus dem Stahl durch Glühen genommen und durch neues Magnetisieren wiedergegeben werden. Noch entschiedener läfst von der Elektricität das Empfangen und Verlieren sich behaupten; obgleich man annehmen mufs, dafs der Körper sie nicht selbst von aufsen empfängt, sondern nur die Anregung, infolge welcher die in ihm schon vorhandene elektrische Kraft jetzt in + E und — E auseinandertritt. Hingegen weicht die Schwere nie von einem Körper und ebensowenig

seine chemische Qualität. Diese nämlich wird, durch Verbindung mit andern Körpern, bloſs latent und ist, nach Zersetzung derselben, unversehrt wieder da. Z. B. Schwefel wird zur Schwefelsäure; diese zum Gips: aber durch successive Zersetzung beider wird der Schwefel wieder hergestellt. Die Lebenskraft aber kann, nachdem sie einen Körper verlassen hat, ihn nicht wieder in Besitz nehmen. Der Grund hiervon ist jedoch, daſs sie nicht, wie die Kräfte der unorganischen Natur an dem bloſsen Stoff, sondern zunächst an der Form haftet. Ihre Thätigkeit besteht ja eben in der Hervorbringung und Erhaltung (d. i. fortgesetzten Hervorbringung) dieser Form: daher nun ist, sobald sie von einem Körper weicht, auch schon seine Form, wenigstens in ihren feineren Teilen zerstört. Nun aber hat die Hervorbringung der Form ihren regelmäſsigen und sogar planmäſsigen Hergang in bestimmter Succession des Hervorzubringenden, also Anfang, Mittel und Fortschritt. Daher muſs die Lebenskraft, wo immer sie von neuem eintritt, auch ihr Gewebe von vorne anfangen, also ganz eigentlich *ab ovo* beginnen: folglich kann sie nicht das einmal stehengelassene, ja schon im Verfall begriffene Werk wieder aufnehmen, also nicht gehen und kommen, wie der Magnetismus. Hierauf also beruht der in Rede stehende Unterschied zwischen der Lebenskraft und andern Naturkräften.

Die Lebenskraft ist geradezu identisch mit dem Willen, so daſs was im Selbstbewuſstsein als Wille auftritt, im bewuſstlosen, organischen Leben jenes *primum mobile* desselben ist, welches sehr passend als Lebenskraft bezeichnet worden. Bloſs aus der Analogie mit dieser schlieſsen wir, daſs auch die übrigen Naturkräfte im Grunde mit dem Willen identisch sind, nur daſs er in diesen auf einer niedrigeren Stufe seiner Objektivation steht. Daher aus der unorganischen Natur die organische und also das Leben, das Erkennen und endlich das Wollen zu erklären suchen, heiſst aus der Erscheinung, diesem bloſsen Gehirnphänomen, das Ding an sich ableiten wollen; es ist wie wenn man aus dem Schatten den Körper erklären wollte.

Die Lebenskraft ist nur eine, welche, — als Urkraft, als metaphysisch, als Ding an sich, als Wille, — unermüdlich, also keiner Ruhe bedürftig ist. Jedoch ihre Erscheinungsformen, Irritabilität, Sensibilität und Reproduktivität, ermüden

allerdings und bedürfen der Ruhe; eigentlich wohl nur, weil sie allererst mittelst Überwindung der Willenserscheinungen niedrigerer Stufen, die ein früheres Recht an dieselbe Materie haben, den Organismus hervorbringen, erhalten und beherrschen. Am unmittelbarsten wird dies sichtbar an der Irritabilität, welche fortwährend mit der Schwere zu kämpfen hat; daher sie am schnellsten ermüdet: aber zur Rast dient ihr auch schon jedes Stützen, Anlehnen, Sitzen, Liegen. Eben deshalb sind diese ruhenden Lagen der stärksten Anstrengung der Sensibilität, dem Denken, günstig; weil die Lebenskraft sich dann ungeteilt dieser Funktion zuwenden kann; zumal, wann sie nicht gerade von der dritten, der Reproduktion, besonders in Anspruch genommen wird, wie dies während der Verdauung der Fall ist. Jedoch wird wohl jeder irgend selbstdenkende Kopf bemerkt haben, dafs das Gehen in freier Luft dem Aufsteigen eigener Gedanken ungemein günstig ist. Dies aber schreibe ich dem, durch jene Bewegung beschleunigten Atmungsprozefs zu, welcher teils den Blutumlauf kräftigt und beschleunigt, teils das Blut besser oxydiert; wodurch, erstlich, die zwiefache Bewegung des Gehirns, nämlich die, welche jedem Atemzuge, und die, welche jedem Pulsschlage folgt, rascher und energischer, wie auch der *turgor vitalis* desselben gespannter wird, und zweitens ein vollkommener oxydiertes und dekarbonisiertes, also vitaleres, arterielles Blut aus den von den Karotiden ausgehenden Verzweigungen in die ganze Substanz des Gehirns dringt und die innere Vitalität desselben erhöht. Die durch alles dieses herbeigeführte Belebung der Denkkraft dauert jedoch nur, so lange man vom Gehen durchaus nicht ermüdet. Denn beim Eintritt der leisesten Ermüdung nimmt die jetzt erzwungene Anstrengung der Irritabilität die Lebenskraft in Anspruch: dadurch sinkt die Thätigkeit der Sensibilität, und zwar bei grofser Ermüdung, bis zur Stumpfheit.

Die Sensibilität nun wieder ruht blofs im Schlafe, hält also eine längere Aktivität aus. Während zugleich mit ihr, nachts, auch die Irritabilität ruht, nimmt die Lebenskraft, welche nur unter einer ihrer drei Formen ganz und ungeteilt, daher mit voller Macht, wirken kann, durchweg die Gestalt der Reproduktionskraft an. Darum geht die Bildung und Ernährung der Teile, namentlich die Nu-

trition des Gehirns, aber auch jedes Wachstum, jeder Ersatz, jede Heilung, also die Wirkung der *vis naturae medicatrix* in allen ihren Gestalten, besonders aber in wohlthätigen Krankheitskrisen, hauptsächlich im Schlafe vor sich. Dieserwegen ist zur anhaltenden Gesundheit, folglich auch zur langen Lebensdauer eine Hauptbedingung, dafs man ununterbrochenen festen Schlafes konstant geniefse. Jedoch ist es nicht wohlgethan, ihn so viel wie möglich zu verlängern: denn was er an Extension gewinnt, verliert er an Intension, d. i. an Tiefe: gerade aber der tiefe Schlaf ist es, in welchem die soeben angeführten organischen Lebensprozesse am vollkommensten vollbracht werden. Dies kann man daraus abnehmen, dafs, wenn in einer Nacht der Schlaf gestört und verkürzt worden, und nun, wie es nicht ausbleibt, der Schlaf der folgenden Nacht desto tiefer ausfällt, man alsdann beim Erwachen sich ganz auffallend gestärkt und erquickt fühlt. Diese so überaus wohlthätige Tiefe des Schlafs kann durch keine Länge desselben ersetzt werden; sondern gerade durch die Beschränkung seiner Dauer wird sie erlangt. Hierauf beruht die Bemerkung, dafs alle die Leute, welche ein hohes Alter erreicht haben, Frühaufsteher gewesen sind, wie auch Homers Ausspruch ἀνιη και πολυς ὑπνος[1]) (Od. XV, 394).[2]) Dieserhalb soll man, wenn man am frühen Morgen von selbst erwacht, nicht sich bestreben, wieder einzuschlafen, sondern, mit Goethe sagend „Schlaf ist Schale, wirf sie weg", aufstehen. Die eben angegebene wohlthätige Wirkung des tiefen Schlafes erreicht ihren höchsten Grad im magnetischen, welcher blofs der allertiefste ist, daher er als das Panakeion vieler Krankheiten auftritt. Wie alle Funktionen des organischen Lebens, so geht auch die Verdauung im Schlafe, wegen des Pausierens der Gehirnthätigkeit, leichter und schneller vor sich; daher ein kurzer Schlaf, von 10—15 Minuten, $^1/_2$ Stunde nach der Mahlzeit, wohlthätig wirkt, und durch den Kaffee, eben weil dieser die Verdauung beschleunigt, befördert wird. Hingegen ist ein längerer Schlaf nachteilig und kann sogar gefährlich werden; welches ich mir daraus erkläre, dafs im Schlaf einerseits die Respiration bedeutend

[1]) Auch längeres Schlafen belästigt.

[2]) Vergl. Welt als Wille und Vorstellung. 3. Aufl., Bd. II, 274. (Anm. Schopenhauers.)

langsamer und schwächer vor sich geht, andrerseits aber, sobald die durch denselben beschleunigte Verdauung bis zur Chylifikation vorgeschritten ist, der Chylus in das Blut strömt, und solches hyperkarbonisiert, so daſs es der Dekarbonisation, mittelst des Atmungsprozesses, mehr als sonst bedarf: dieser ist nun aber durch den Schlaf vermindert und mit ihm sowohl die Oxydation, als die Cirkulation. Die Folge hiervon kann man an blonden Subjekten, mit weiſser, zarter Haut, wann sie nach dem Essen lange geschlafen haben, sogar augenfällig wahrnehmen, indem ihr Gesicht, wie auch die Sclerotica, eine etwas braungelbe Farbe, als Symptom der Hyperkarbonisation, annimmt. (Daſs diese Theorie des Nachteils des Nachmittagsschlafs wenigstens in England unbekannt ist, sieht man aus Mayo's philosophy of living p. 168.) Aus demselben Grunde setzen vollblütige, gedrungene Naturen, durch langen Mittagsschlaf, sich der Apoplexie aus: sogar will man infolge desselben, wie auch kopioser Abendmahlzeiten, Schwindsucht bemerkt haben, die aus demselben Prinzip sich leicht erklären lieſse. Eben daraus erhellt auch, warum es leicht schädlich werden kann, nur einmal täglich und stark zu essen; weil nämlich dadurch nicht nur dem Magen, sondern auch, nach so vermehrter Chylifikation, der Lunge zu viel Arbeit auf einmal aufgelegt wird. — Übrigens ist, daſs die Respiration im Schlafe abnimmt, daraus zu erklären, daſs solche eine kombinierte Funktion, d. h. zum Teil von Spinalnerven ausgeht und soweit Reflexbewegung ist, die als solche auch im Schlafe fortdauert: zum Teil aber geht sie von Gehirnnerven aus und wird daher von der Willkür unterstützt, deren Pausieren im Schlafe die Respiration verlangsamt und auch das Schnarchen veranlaſst; wie des Näheren zu ersehen bei *Marshal Hall, diseases of the nervous system* §§ 290—311, womit zu vergleichen *Flourens, du systême nerveux,* 2de édit. chap. 11. Aus diesem Anteil der Gehirnnerven an der Respiration ist auch zu erklären, daſs, bei Sammlung der Gehirnthätigkeit zum angestrengten Nachdenken oder Lesen, die Respiration leiser und langsamer wird; wie Nasse bemerkt hat. Anstrengungen der Irritabilität hingegen, imgleichen die rüstigen Affekte, wie Freude, Zorn u. dgl. beschleunigen, mit dem Blutumlauf, auch die Respiration; daher der Zorn keineswegs unbedingt schädlich ist und sogar, wenn er nur sich gehörig auslassen

kann, auf manche Naturen, die eben deshalb instinktmäfsig nach ihm streben, wohlthätig wirkt, zumal er zugleich den Ergufs der Galle befördert.

Einen anderweitigen Beleg zu dem hier in Betracht genommenen Balancement der drei physiologischen Grundkräfte gegen einander giebt die wohl nicht zu bezweifelnde Thatsache, dafs die Neger mehr Körperkraft haben, als die Menschen der anderen Rassen, folglich was ihnen an Sensibilität abgeht an Irritabilität mehr haben; wodurch sie freilich den Tieren näher stehen, welche alle, im Verhältnis ihrer Gröfse, mehr Muskelkraft haben, als der Mensch.

Über das verschiedene Verhältnis der drei Grundkräfte in den Individuen verweise ich auf den „Willen in der Natur" am Schlufs der Rubrik „Physiologie".[1])

§. 97.

Man würde den lebenden tierischen Organismus ansehen können als eine Maschine ohne *primum mobile*, eine Reihe von Bewegungen ohne Anfang, eine Kette von Wirkungen und Ursachen, deren keine die erste wäre; wenn das Leben seinen Gang ginge, ohne an die Aufsenwelt anzuknüpfen. Aber dieser Anknüpfungspunkt ist der Atmungsprozefs: er ist das nächste und wesentlichste Verbindungsglied mit der Aufsenwelt und giebt den ersten Anstofs. Daher mufs die Bewegung des Lebens als von ihm ausgehend und er als das erste Glied der Kausalkette gedacht werden. Demnach tritt als erster Impuls, also als erste äufsere Ursache des Lebens, ein wenig Luft auf, welche, eindringend und oxydierend, fernere Prozesse einleitet und so das Leben zur

[1]) „Die Reproduktionskraft, objektiviert im Zellgewebe, ist," sagt Schopenhauer „der Hauptcharakter der Pflanze und das Pflanzliche im Menschen. Wenn sie in ihm überwiegend vorherrscht, vermuten wir Phlegma, Langsamkeit, Trägheit, Stumpfsinn (Böotier). Die Irritabilität, objektiviert in der Muskelfaser, ist der Hauptcharakter des Tieres, und ist das Tierische im Menschen. Wenn sie in diesem überwiegend vorherrscht, pflegt sich Behändigkeit, Stärke und Tapferkeit zu finden (Spartaner). Die Sensibilität, objektiviert im Nerven, ist der Hauptcharakter des Menschen, und ist das eigentlich Menschliche im Menschen. Überwiegend vorherrschend giebt sie Genie (Athener). Demnach ist der Mensch von Genie in höherem Grade Mensch."

Folge hat. Was nun aber dieser äufseren Ursache von innen entgegenkommt, giebt sich kund als heftiges Verlangen, ja unaufhaltsamer Drang, zu atmen, also unmittelbar als Wille. — Die zweite äufsere Ursache des Lebens ist die Nahrung. Auch sie wirkt anfangs von aufsen, als Motiv, doch nicht so dringend und ohne Aufschub zu gestatten, wie die Luft: erst im Magen fängt ihre physiologische kausale Wirksamkeit an. — Liebig hat das Budget der organischen Natur nachgerechnet und die Bilanz ihrer Ausgaben und Einnahmen gezogen.

§. 98.

Es ist doch ein hübsches Stück Weges, welches binnen 200 Jahren Philosophie und Physiologie zurückgelegt haben, von des Cartesius *glandula pinealis*[1]) und den sie bewegenden oder auch von ihr bewegten *spiritibus animalibus*[2]), zu den motorischen und sensibeln Rückenmarks-Nerven des Charles Bell und den Reflexbewegungen des Marshal Hall. — Marshal Hall's schöne Entdeckung der Reflexbewegungen, dargelegt in seinem vortrefflichen Buche *on the diseases of the nervous system*, ist eine Theorie der unwillkürlichen Aktionen, d. h. solcher, die nicht durch den Intellekt vermittelt werden; wiewohl sie dennoch vom Willen ausgehen müssen. Dafs dieselbe auf meine Metaphysik Licht zurückwirft, indem sie den Unterschied zwischen Willen und Willkür zu verdeutlichen hilft, habe ich im 2. Bande meines Hauptwerks Kap. 20 auseinandergesetzt. — Hier noch einige, durch Hall's Theorie veranlafste Bemerkungen.

Dafs der Eintritt in ein kaltes Bad die Respiration augenblicklich sehr beschleunigt, welche Wirkung, wenn das Bad sehr kalt war, auch nach dem Herauskommen eine Weile anhält, erklärt Marshal Hall, in seinem oben erwähnten Buche § 302, für eine Reflexbewegung, welche durch die plötzlich auf das Rückenmark wirkende Kälte hervorgerufen wird. Zu dieser *causa efficiens* der Sache möchte ich noch die Endursache hinzufügen, dafs nämlich die Natur einen so bedeutenden und plötzlichen Wärmeverlust möglichst schnell ersetzen will, welches dann eben durch Ver-

[1]) Die Zirbeldrüse, ein Teil des Gehirns, den Cartesius für den Sitz der Seele ansah.

[2]) Siehe Bd. I, S. 422, Anm. 4.

mehrung der Respiration, als der inneren Wärmequelle, geschieht. Das sekundäre Resultat derselben, Vermehrung des arteriellen und Verminderung des venösen Blutes, mag, neben der direkten Wirkung auf die Nerven, viel Anteil haben an der unvergleichlich klaren, heiteren und rein beschaulichen Stimmung, welche die unmittelbare Folge eines kalten Bades zu sein pflegt, und um so mehr, je kälter es war.

Das Gähnen gehört zu den Reflexbewegungen. Ich vermute, daſs seine entfernte Ursache eine durch Langeweile, Geistesträgheit oder Schläfrigkeit herbeigeführte momentane Depotenzierung des Gehirns ist, über welches jetzt das Rückenmark das Übergewicht erhält und nun aus eigenen Mitteln jenen sonderbaren Krampf hervorruft. Hingegen kann das dem Gähnen oft gleichzeitige Recken der Glieder, da es, obwohl unvorsätzlich eintretend, doch der Willkür unterworfen bleibt, nicht mehr den Reflexbewegungen beigezählt werden. Ich glaube, daſs, wie das Gähnen in letzter Instanz aus einem Defizit an Sensibilität entsteht, so das Recken aus einem angehäuften, momentanen Überschuſs an Irritabilität, dessen man sich dadurch zu entledigen sucht. Demgemäſs tritt es nur in Perioden der Stärke, nicht in denen der Schwäche ein. — Ein berücksichtigungswertes Datum zur Erforschung der Natur der Nerventhätigkeit ist das Einschlafen gedrückter Glieder, mit dem beachtenswerten Umstand, daſs es im Schlaf (des Gehirns) nie stattfindet.

Daſs der Drang zum Urinieren, wenn ihm widerstanden wird, ganz verschwindet, später wiederkommt, und dasselbe sich wiederholt, erkläre ich mir folgendermaſsen. Das Verschlossenhalten des *sphincter vesicae* ist eine Reflexbewegung, die als solche von Spinalnerven, folglich ohne Bewuſstsein und Willkür, unterhalten wird. Wenn nun diese Nerven, durch den vermehrten Druck der gefüllten Blase, ermüden, lassen sie los, alsbald aber übernehmen andere, dem Cerebralsystem angehörige Nerven die Funktion derselben; welches daher mit bewuſster Willkür und peinlicher Empfindung geschieht und so lange dauert, bis jene ersteren Nerven ausgeruht sind und ihre Funktion wieder antreten. Dies kann sich mehrmals wiederholen. — Daſs wir, während jenes Vikariats cerebraler Nerven für spinale und demgemäſs bewuſster Funktionen für unbewuſste, durch rasche Bewegung der Beine und Arme uns einige Erleichterung zu schaffen

suchen, erkläre ich daraus, dafs, indem hierdurch die Nervenkraft auf die aktiven, die Irritabilität excitierenden Nerven gelenkt wird, die sensibelen Nerven, welche, als Boten zum Gehirn, jene peinliche Empfindung verursachen, etwas an Sensibilität verlieren. —

Mich wundert, dafs Marshal Hall zu den Reflexbewegungen nicht auch Lachen und Weinen zählt. Denn ohne Zweifel gehören sie dahin, als entschieden unwillkürliche Bewegungen. Wir können sie nämlich so wenig, wie das Gähnen, oder das Niesen, durch blofsen Vorsatz zu Wege bringen; sondern eben wie von diesen, nur eine schlechte, sogleich erkannte Nachahmung: ebenfalls sind diese alle vier gleich schwer zu unterdrücken. Dafs Lachen und Weinen auf blofsen *stimulus mentalis* eintreten, haben sie mit der Erektion, welche den Reflexbewegungen beigezählt wird, gemein: überdies kann das Lachen auch ganz physisch, durch Kitzeln, erregt werden. Seine gewöhnliche, also mentale Erregung, mufs man sich daraus erklären, dafs die Gehirnfunktion, mittelst welcher wir plötzlich die Inkongruenz einer anschaulichen und einer ihr sonst angemessenen abstrakten Vorstellung erkennen, eine eigentümliche Einwirkung auf die Medulla oblongata, oder sonst einen dem excitor-motorischen System angehörigen Teil hat, von dem sodann diese seltsame, viele Teile zugleich erschütternde Reflexbewegung ausgeht. Das *par quintum* und der *nervus vagus* scheinen den meisten Anteil daran zu haben. —

In meinem Hauptwerke wird (Bd. 1, § 60) gesagt: „Die Genitalien sind viel mehr, als irgend ein anderes äufseres Glied des Leibes, blofs dem Willen und gar nicht der Erkenntnis unterworfen: ja der Wille zeigt sich hier fast so unabhängig von der Erkenntnis, als in den, auf Anlafs blofser Reize, dem vegetativen Leben dienenden Teilen.“ In der That wirken Vorstellungen auf die Genitalien nicht, wie sonst auf den Willen überall, als Motive, sondern, eben weil die Erektion eine Reflexbewegung ist, blofs als Reize, mithin unmittelbar und nur so lange sie gegenwärtig sind: auch ist eben deshalb zu ihrer Wirksamkeit eine gewisse Dauer ihrer Anwesenheit erfordert; während hingegen eine Vorstellung, die als Motiv wirkt, dies oft nach der kürzesten Anwesenheit thut und überhaupt in ihrer Wirksamkeit an kein Verhältnis zur Dauer ihrer Gegenwart ge-

bunden ist. (Diesen und jeden Unterschied zwischen Reiz und Motiv findet man auseinandergesetzt in meiner Ethik, S. 32, auch in der Abhandlung über den Satz vom Grunde, S. 47).[1]) Ferner kann die Wirkung, welche eine Vorstellung auf die Genitalien hat, nicht, wie die eines Motivs, durch eine andere Vorstellung aufgehoben werden, als nur sofern die erstere durch diese aus dem Bewufstsein verdrängt wird, also nicht mehr gegenwärtig ist: dann aber geschieht es unfehlbar und auch wenn jene gar nichts der ersten Entgegengesetztes enthält; wie hingegen dies von einem Gegenmotiv erfordert ist. Dem entsprechend ist, zur Vollziehung des *coitus*, nicht hinreichend, dafs die Gegenwart eines Weibes auf den Mann als Motiv (etwa zum Kinderzeugen, oder zur Pflichterfüllung u. dgl.) wirke, wann dieses auch als solches ein noch so mächtiges wäre; sondern jene Gegenwart mufs unmittelbar als Reiz wirken.

§. 99.

Dafs ein Ton, um hörbar zu sein, wenigstens 16 Schwingungen in der Sekunde machen mufs, scheint mir daran zu liegen, dafs seine Schwingungen dem Gehörnerven mechanisch mitgeteilt werden müssen, indem die Empfindung des Hörens nicht, wie die des Sehens, eine durch blofsen Eindruck auf den Nerven hervorgerufene Erregung ist, sondern erfordert, dafs der Nerv selbst hin und her gerissen werde. Dieses mufs daher mit einer bestimmten Schnelle und Kürze geschehen, welche ihn nötigt, kurz umzukehren, im scharfen Zickzack, nicht in gerundeter Biegung. Zudem mufs dies im Innern des Labyrinths und der Schnecke vor sich gehen; weil überall die Knochen der Resonanzboden der Nerven sind: die Lymphe jedoch, welche daselbst den Gehörnerven umgiebt, mildert, als unelastisch, die Gegenwirkung des Knochens.

§. 100.

Wenn man erwägt, dafs, den neuesten Untersuchungen zufolge, die Schädel der Idioten, wie auch der Neger, allein in der Breitendimension, also von Schläfe zu Schläfe, durchgängig gegen andere Schädel zurückstehen, und dafs, im Gegenteil, grofse Denker ungewöhnlich breite Köpfe haben, wovon sogar Platons Namen abgeleitet wird; — wenn man

[1]) Siehe Bd. I, S. 88, Anm.

ferner dazu nimmt, dafs das Weifswerden der Haare, welches mehr die Folge der Geistesanstrengung, wie auch des Grams, als des Alters ist, — von den Schläfen auszugehen pflegt, und sogar ein spanisches Sprichwort sagt: *canas son, que no lunares, cuando comienzan por los aladares* (weisse Haare sind kein Makel, wann sie an den Schläfen anfangen); — so wird man zu der Vermutung geführt, dafs der unter der Schläfengegend liegende Teil des Gehirns der beim Denken vorzugsweise thätige sei. — Vielleicht wird man einst eine wahre Kraniologie aufstellen können, die aber dann ganz anders lauten wird, als die Gall'sche, mit ihrer so plumpen, wie absurden psychologischen Grundlage und ihrer Annahme von Gehirnorganen für moralische Eigenschaften. — Übrigens ist das graue und weifse Haar für den Menschen, was für die Bäume das rote und gelbe Laub im Oktober, und beides nimmt sich oft recht gut aus; nur darf kein Ausfall hinzugekommen sein.

Da das Gehirn aus gar vielen, weichen und durch unzählige Zwischenräume getrennten Falten und Bündeln besteht, auch in seinen Höhlen wässrige Feuchtigkeit enthält, so müssen doch, infolge der Schwere, alle jene so weichen Teile teils sich beugen, teils auf einander drücken, und zwar, bei verschiedenen Lagen des Kopfes, auf sehr verschiedene Weise; welches der *turgor vitalis* doch wohl nicht ganz aufheben kann. Dem Drucke der gröfseren Massen auf einander beugt zwar die *dura mater* vor (nach Magendie, Physiol. Vol. I, p. 179 und Hempel, 768, 775), indem sie zwischen dieselben sich einsenkt, die *falx cerebri* und das *tentoicum cerebelli* bildend; aber über die kleineren Teile geht sie hinweg. Stellt man sich nun die Denkoperationen als mit wirklichen, wenn auch noch so kleinen, Bewegungen in der Gehirnmasse verknüpft vor, so müfste, durch den Druck der kleineren Teile auf einander, der Einflufs der Lage ein sehr grofser und augenblicklicher sein. Dafs nun er aber dies nicht ist, beweist, dafs die Sache nicht gerade mechanisch vor sich gehe. Dennoch kann die Lage des Kopfes, da von ihr nicht nur jener Druck der Gehirnteile auf einander, sondern auch der, jedenfalls wirksame, gröfsere oder geringere Blutzuflufs abhängt, nicht gleichgültig sein. Ich habe wirklich gefunden, dafs, wenn ich vergeblich bestrebt war, mir etwas ins Gedächtnis zurück-

zurufen, es mir sodann durch eine starke Veränderung der Lage gelungen ist. Für das Denken überhaupt scheint die vorteilhafteste Lage die, bei welcher die *basis encephali* ganz horizontal zu liegen kommt. Daher man beim tiefen Nachdenken den Kopf nach vorne senkt — und grofsen Denkern, z. B. Kanten, diese Stellung habituell geworden ist; wie denn auch Cardanus es von sich berichtet (Vanini Amphith. p. 269); — welches jedoch, vielleicht und zum Teil, auch dem abnorm gröfseren Gewicht ihres Gehirns überhaupt und insbesondere dem zu starken Übergewicht der vorderen (vor dem *foramen occipitale* liegenden) Hälfte über die hintere, bei ungewöhnlicher Dünnheit des Rückenmarks und demnach auch der Wirbelbeine, zuzuschreiben ist. Diese letztere findet nicht statt bei denjenigen Dickköpfen, die zugleich Dummköpfe sind; daher diese die Nase ganz hoch tragen: zudem verraten die Köpfe dieser Art sich auch durch die sichtbarlich dicken und massiven Schädelknochen, infolge welcher, trotz der Dicke des Kopfes, der Gehirnraum sehr klein ausfällt. Es giebt wirklich ein gewisses Hochtragen des Kopfes, bei sehr gerader Wirbelsäule, welches wir, auch ohne Reflexion und Vorkenntnisse, als ein physiognomisches Merkmal von Dummheit geradezu empfinden; wahrscheinlich weil es darauf beruht, dafs die hintere Gehirnhälfte der vorderen wirklich das Gleichgewicht hält, wenn nicht gar überwiegt. Wie die nach vorne gesenkte Lage des Kopfes dem Nachdenken, so scheint die entgegengesetzte, also das Erheben und sogar Zurückbeugen desselben, das nach oben Sehen, der augenblicklichen Anstrengung des Gedächtnisses günstig zu sein, da die, welche sich auf etwas zu besinnen bemüht sind, oft eine solche Stellung und mit Erfolg, annehmen. — Auch gehört hierher, dafs sehr kluge Hunde, welche bekanntlich einen Teil der menschlichen Rede verstehen, wenn ihr Herr zu ihnen spricht und sie sich anstrengen, den Sinn seiner Worte herauszubringen, den Kopf abwechselnd auf die eine und auf die andere Seite legen; welches ihnen ein höchst intelligentes und ergötzliches Ansehen giebt.

§. 101.

Mir hat die Ansicht gar sehr eingeleuchtet, dafs die akuten Krankheiten, von einigen Ausnahmen abgesehen, nichts anderes sind, als Heilungsprozesse, welche die Natur

selbst einleitet, zur Abstellung irgend einer im Organismus eingerissenen Unordnung; zu welchem Zwecke nun die *vis naturae medicatrix*, mit diktatorischer Gewalt bekleidet, aufserordentliche Mafsregeln ergreift, und diese machen die fühlbare Krankheit aus. Den einfachsten Typus dieses so allgemeinen Hergangs liefert uns der Schnupfen. Durch Erkältung ist die Thätigkeit der äufsern Haut paralysiert und hierdurch die so mächtige Exkretion mittelst der Exhalation aufgehoben; welches den Tod des Individuums herbeiführen könnte. Da tritt alsbald die innere Haut, die Schleimhaut, für jene äufsere vicarierend ein: hierin besteht der Schnupfen, eine Krankheit: offenbar ist aber diese blofs das Heilmittel des eigentlichen, aber nicht fühlbaren Übels, des Stillstandes der Hautfunktion. Diese Krankheit, der Schnupfen, durchläuft nun dieselben Stadien, wie jede andere, den Eintritt, die Steigerung, die Akme, und die Abnahme: anfangs akut, wird sie allmählich chronisch und hält nun als solche an, bis das fundamentale, aber selbst nicht fühlbare Übel, die Lähmung der Hautfunktion, vorüber ist. Daher ist es lebensgefährlich, den Schnupfen zurückzutreiben. Derselbe Hergang macht das Wesen der allermeisten Krankheiten aus, und diese sind eigentlich nur das Medikament der *vis naturae medicatrix*. Einem solchen Prozefs arbeitet die Allopathie, oder Enantiopathie, aus allen Kräften entgegen; die Homoiopathie ihrerseits trachtet ihn zu beschleunigen, oder zu verstärken; wenn nicht etwa gar, durch Karikieren desselben, ihn der Natur zu verleiden; jedenfalls um die, überall auf jedes Übermafs und jede Einseitigkeit folgende, Reaktion zu beschleunigen. Beide demnach wollen es besser verstehen, als die Natur selbst, die doch gewifs sowohl das Mafs, als die Richtung ihrer Heilmethode kennt. — Daher ist vielmehr die Physiatrik in allen den Fällen zu empfehlen, die nicht zu den besagten Ausnahmen gehören. Nur die Heilungen, welche die Natur selbst und aus eigenen Mitteln zu stande bringt, sind gründlich. Auch hier gilt das *Tout ce qui n'est pas naturel est imparfait.* Die Heilmittel der Ärzte sind meistens blofs gegen die Symptome gerichtet, welche sie für das Übel selbst halten; daher wir nach einer solchen Heilung uns unbehaglich fühlen. Läfst man hingegen der Natur nur Zeit, so vollbringt sie allmählich selbst die Heilung, nach welcher wir alsdann uns besser befinden, als vor der Krank-

heit, oder, wenn ein einzelner Teil litt, dieser sich stärkt. Man kann dies an leichten Übeln, wie sie uns oft heimsuchen, bequem und ohne Gefahr beobachten. Dafs es Ausnahmen, also Fälle giebt, wo nur der Arzt helfen kann, gebe ich zu: namentlich ist die Syphilis der Triumph der Medicin. Aber bei weitem die meisten Genesungen sind blofs das Werk der Natur, für welches der Arzt die Bezahlung einstreicht, — sogar wenn sie nur seinen Bemühungen zum Trotz gelungen sind; und es würde schlecht um den Ruhm und die Rechnungen der Ärzte stehen, wenn nicht der Schlufs *cum hoc, ergo propter hoc* so allgemein üblich wäre. Dazu kommt, dafs *medicus est animi consolatio.* Die guten Kunden der Arzte sehen ihren Leib an, wie eine Uhr, oder sonstige Maschine, die, wenn etwas an ihr in Unordnung geraten ist, nur dadurch wieder hergestellt werden kann, dafs der Mechanikus sie repariert. So ist es aber nicht: der Leib ist eine sich selbst reparierende Maschine: die meisten sich einstellenden gröfsern und kleinern Unordnungen werden, nach längerer oder kürzerer Zeit, durch die *vis naturae medicatrix* ganz von selbst gehoben. Also lasse man diese gewähren, und *peu de médecin, peu de médecine.*

§. 102.

Die Notwendigkeit der Metamorphose der Insekten erkläre ich mir folgendermafsen. Die metaphysische Kraft, welche der Erscheinung eines solchen Tierchens zum Grunde liegt, ist so gering, dafs sie die verschiedenen Funktionen des tierischen Lebens nicht gleichzeitig vollziehen kann; daher mufs sie dieselben verteilen, um successiv zu leisten, was bei den höher stehenden Tieren gleichzeitig vor sich geht. Demnach teilt sie das Insektenleben in zwei Hälften: in der ersten, dem Larvenzustande, stellt sie sich ausschliefslich dar als Reproduktionskraft, Ernährung, Plasticität. Dieses Leben der Larve hat zu seinem unmittelbaren Zwecke blofs die Hervorbringung der Chrysalis; diese nun aber, da sie im Innern ganz flüssig ist, kann angesehen werden als ein zweites Ei, daraus künftig die Imago hervorgehen wird. Also Bereitung der Säfte, daraus die Imago werden kann, ist der alleinige Zweck des Larvenlebens. In der zweiten Hälfte des Insektenlebens, welche von der ersten durch jenen eierartigen Zustand geschieden ist, stellt die an sich metaphysische Lebenskraft sich dar als hundertfach vermehrte

Irritabilität, — im unermüdlichen Fluge, — als hochgesteigerte Sensibilität, — in vollkommneren, oft ganz neuen Sinnen, und in wundervollen Instinkten und Kunsttrieben, — hauptsächlich aber als Genitalfunktion, die jetzt als letzter Zweck des Lebens auftritt: dagegen ist die Nutrition sehr verringert, bisweilen selbst ganz aufgehoben; wodurch denn das Leben einen völlig ätherischen Charakter angenommen hat. Diese gänzliche Veränderung und Sonderung der Lebensfunktionen stellt also gewissermafsen zwei successiv lebende Tiere dar, deren höchst verschiedene Gestalt dem Unterschied ihrer Funktionen entspricht. Was sie verbindet ist der eierartige Zustand der Chrysalis, deren Inhalt und Stoff zu bereiten das Lebensziel des ersten Tieres war, dessen vorwaltend plastische Kräfte nunmehr, in diesem Puppenzustande, durch Hervorbringung der zweiten Gestalt, ihr letztes thun. — Also die Natur, oder vielmehr das ihr zum Grunde liegende Metaphysische, vollbringt bei diesen Tieren in zwei Absätzen, was ihr auf einmal zu viel wäre: sie teilt ihre Arbeit. Demgemäfs sehen wir, dafs die Metamorphose am vollkommensten dort ist, wo die Sonderung der Funktionen sich am entschiedensten zeigt, z. B. bei den Lepidopteren. Viele Raupen nämlich fressen täglich das Doppelte ihres Gewichts: dagegen fressen viele Schmetterlinge, wie auch manche andere Insekten, im vollkommenen Zustande, gar nicht, z. B. der Schmetterling der Seidenraupe u. a. m. Hingegen ist die Metamorphose unvollkommen bei denjenigen Insekten, bei welchen auch im vollkommenen Zustande die Nutrition stark von statten geht, z. B. bei den Grillen, Lokusten, Wanzen u. s. w.

§. 103 a.

Das fast allen gallertartigen Radiarien (*radiaires mollasses*) eigene phosphorescierende Leuchten im Meere entspringt vielleicht, eben wie das Leuchten des Phosphors selbst, aus einem langsamen Verbrennungsprozefs, wie ja auch das Atmen der Wirbeltiere ein solcher ist, dessen Stelle es vertritt, als eine Respiration mit der ganzen Oberfläche und demnach ein äufserliches langsames Verbrennen, wie jenes ein innerliches ist: oder vielmehr fände auch hier ein innerliches Verbrennen statt, dessen Lichtentwickelung blofs vermöge der völligen Durchsichtigkeit aller dieser gallertartigen Tiere äufserlich sichtbar würde. Daran könnte man die kühne

Vermutung knüpfen, dafs jedes Atmen, mit Lungen oder Kiemen, von einer Phosphorescenz begleitet und folglich das Innere eines lebenden Thorax erleuchtet wäre.

§. 103 b.

Wenn es nicht objektiv einen ganz bestimmten Unterschied zwischen Pflanze und Tier gäbe, so würde die Frage, worin er eigentlich bestehe, keinen Sinn haben: denn sie verlangt nur diesen, mit Sicherheit, aber undeutlich, von einem jeden verstandenen Unterschied auf deutliche Begriffe zurückgeführt zu sehen. Ich habe ihn angegeben in meiner Ethik S. 31 fg. und in der Abhandlung über den Satz vom Grunde S. 47.[1])

Die verschiedenen Tiergestalten, in denen der Wille zum Leben sich darstellt, verhalten sich zu einander wie derselbe Gedanke, in verschiedenen Sprachen und dem Geiste einer jeden derselben gemäfs ausgedrückt, und die verschiedenen Species eines Genus lassen sich ansehen wie eine Anzahl Variationen auf dasselbe Thema. Näher betrachtet jedoch ist jene Verschiedenheit der Tiergestalten abzuleiten aus der verschiedenen Lebensweise jeder Species und der aus dieser entspringenden Verschiedenheit der Zwecke; — wie dies von mir speziell ausgeführt ist in der Abhandlung vom „Willen in der Natur", unter der Rubrik „vergleichende Anatomie".[2])

[1]) Siehe Bd. I, S. 88, Anm.

[2]) Die Hauptsätze dieses Abschnittes sind: „Das Ding an sich" oder das letzte Substrat jeder Erscheinung war für Kant = x; für Schopenhauer ist es der „Wille" (vgl. Bd. I, S. 137, Anm. 1). Er ist nicht nur „das Agens in allen innern unbewufsten Funktionen des Organismus", sondern das, was als organischer Leib in die Vorstellung tritt. „Wie jeder einzelne momentane Willensakt sofort, unmittelbar und unausbleiblich sich in der äufseren Anschauung des Leibes als eine Aktion desselben darstellt; so mufs auch das Gesamtwollen jedes Tieres, der Inbegriff aller seiner Bestrebungen, sein getreues Abbild haben an dem ganzen Leibe selbst, an der Beschaffenheit seines Organismus, und zwischen den Zwecken seines Willens überhaupt und den Mitteln zur Erreichung derselben, die seine Organisation ihm darbietet, mufs die allergenaueste Übereinstimmung sein." „In Wahrheit ist jedes Organ anzusehen, als der Ausdruck einer universalen, d. h. ein für allemal gemachten Willensäufserung, einer fixierten Sehnsucht, eines Willensaktes, nicht des Individuums, sondern der Species. Jede Tiergestalt

Von der Verschiedenheit der Pflanzenformen hingegen können wir im einzelnen die Gründe lange nicht so bestimmt angeben. Wie weit wir es ungefähr vermögen, habe ich im allgemeinen angedeutet in meinem Hauptwerke Bd. 1, § 28. Dazu kommt nun noch, dafs wir einiges an den Pflanzen teleologisch erklären können, wie z. B. die abwärts gekehrten niederhängenden Blüten der Fuchsia daraus, dafs ihr Pistill sehr viel länger ist, als die Stamina; daher diese Lage das Herabfallen und Auffangen des Pollens begünstigt, u. dgl. m. Im ganzen jedoch läfst sich sagen, dafs in der objektiven Welt, also der anschaulichen Vorstellung, sich überhaupt nichts darstellen kann, was nicht im Wesen der Dinge an sich, also in dem der Erscheinung zum Grunde liegenden Willen, ein genau dem entsprechend modifiziertes Streben hätte. Denn die Welt als Vorstellung kann nichts aus eigenen Mitteln liefern, eben darum aber auch kann sie kein eitles, müfsig ersonnenes Märchen auftischen. Die endlose Mannigfaltigkeit der Formen und sogar der Färbungen der Pflanzen und ihrer Blüten mufs doch überall der Ausdruck eines ebenso modifizierten subjektiven Wesens sein: d. h. der Wille als Ding an sich, der sich darin darstellt, mufs durch sie genau abgebildet sein.

Aus demselben metaphysischen Grunde und weil auch

ist eine von den Umständen hervorgerufene Sehnsucht des Willens zum Leben." „Daher lassen alle teleologischen Thatsachen sich aus dem Willen des Wesens selbst, an dem sie befunden werden, erklären." „Wenn wir nun von diesem Gesichtspunkt aus ein wohlgeordnetes osteologisches Kabinet durchmustern, so wird es uns wahrlich vorkommen, als sähen wir ein und dasselbe Wesen nach Mafsgabe der Umstände seine Gestalt verändern und aus derselben Zahl und Ordnung seiner Knochen, durch Verlängerung und Verkürzung, Verstärkung und Verkümmerung derselben, diese Mannigfaltigkeit von Formen zu stande bringen". Ebenso wird die bewunderungswürdige Zweckmäfsigkeit und Harmonie in der inneren Struktur des Organismus durch keine Annahme so begreiflich, wie durch die, „dafs der Leib des Tieres eben nur sein Wille selbst ist, angeschaut als Vorstellung. Denn unter dieser Voraussetzung mufs alles in und an ihm konspirieren zum letzten Zweck, dem Leben dieses Tieres . . . Denn hier ist der Meister, das Werk und der Stoff eines und dasselbe. Daher ist jeder Organismus ein überschwenglich vollendetes Meisterstück."

der Leib des menschlichen Individuums nur die Sichtbarkeit seines individuellen Willens ist, also diesen objektiv darstellt, zu demselben aber sogar auch sein Intellekt, oder Gehirn, eben als Erscheinung seines Erkennenwollens gehört, mufs eigentlich nicht nur die Beschaffenheit seines Intellekts aus der seines Gehirns und dem dasselbe excitierenden Blutlauf, sondern auch sein gesamter moralischer Charakter, mit allen seinen Zügen und Eigenheiten, mufs aus der nähern Beschaffenheit seiner ganzen übrigen Korporisation, also aus der Textur, Gröfse, Qualität und dem gegenseitigen Verhältnis des Herzens, der Leber, der Lunge, der Milz, der Nieren u. s. w. zu verstehen und abzuleiten sein; wenn wir auch wohl nie dahin gelangen werden, dies wirklich zu leisten. Aber objektiv mufs die Möglichkeit dazu vorhanden sein. Als Übergang dazu diene folgende Betrachtung. Nicht blofs wirken die Leidenschaften auf verschiedene Teile des Leibes (S. Welt als W. u. V., 3. Aufl., Bd. II, p. 297); sondern auch umgekehrt: der individuelle Zustand einzelner Organe erregt die Leidenschaften und sogar die mit diesen zusammenhängenden Vorstellungen. Wenn die *vesiculae seminales* periodisch mit Sperma überfüllt sind, steigen alle Augenblick, ohne besondern Anlafs, wollüstige und obscöne Gedanken auf; wir denken wohl, der Grund dazu sei rein psychisch, eine perverse Richtung unserer Gedanken: allein er ist rein physisch und hört auf, sobald die besagte Überfüllung vorüber ist, — durch Resorption des Sperma ins Blut. Bisweilen sind wir zum Ärger, Zank, Zorn aufgelegt und suchen ordentlich nach Anlässen dazu: finden wir keine äussern, so rufen wir längst vergessenen Verdrufs in Gedanken hervor, um uns daran zu ärgern und zu toben. Höchst wahrscheinlich ist dieser Zustand Folge eines Überflusses an Galle. Bisweilen ist uns innerlich angst und bange, ohne allen Anlafs, und der Zustand ist anhaltend; wir suchen in unsern Gedanken nach Gegenständen der Besorgnis und bilden uns leicht ein, sie gefunden zu haben: — dies nennt die englische Sprache: *to catch blue devils*: wahrscheinlich entspringt es aus den Gedärmen, u. s. w.

Kapitel VII.
Zur Farbenlehre.

§. 104.

Da an der Überzeugung von der Wahrheit und Wichtigkeit meiner Theorie der Farbe die Gleichgültigkeit der Zeitgenossen mich keineswegs irre machen konnte, habe ich dieselbe zweimal bearbeitet und herausgegeben: deutsch, im Jahre 1816, und latein, im Jahre 1830, im 3. Bande der *Scriptores ophthalmologici minores* von J. Radius. Weil jedoch jener gänzliche Mangel an Teilnahme mir, bei meinem vorgerückten Alter, wenig Hoffnung läfst, eine zweite Auflage dieser Abhandlungen zu erleben[1]), so will ich das Wenige, was ich über den Gegenstand noch beizubringen habe, hier niederlegen.

Wer zu einer gegebenen Wirkung die Ursache zu entdecken unternimmt, wird, wenn er überlegt zu Werke geht, damit anfangen, die Wirkung selbst vollständig zu untersuchen: da die Data zur Auffindung der Ursache nur aus ihr geschöpft werden können, und sie allein die Richtung und den Leitfaden zur Auffindung der Ursache giebt. Dennoch hat keiner von denen, die vor mir Theorien der Farben aufgestellt haben, dies gethan. Nicht allein Newton ist, ohne die zu erklärende Wirkung irgend genau gekannt zu haben, zur Aufsuchung der Ursache geschritten, sondern auch seine Vorgänger hatten es so gemacht, und selbst Goethe, der allerdings viel mehr, als die andern, die Wirkung, das gegebene Phänomen, also die Empfindung im Auge, untersucht und dargelegt hat, ist darin noch nicht weit genug gegangen; da er sonst hätte auf meine Wahrheiten geraten müssen, welche die Wurzel aller Theorie der Farbe sind und zu der seinigen die Gründe enthalten. So aber kann ich ihn nicht ausnehmen, wenn ich sage, dafs alle vor mir, von den ältesten bis zu den letzten Zeiten, nur darauf bedacht gewesen sind, zu erforschen, welche Modifikation entweder die Oberfläche eines Körpers, oder aber das Licht, sei es nun durch Zerlegung in seine Bestandteile, oder durch Trübung oder sonstige Verdunkelung, erleiden müsse, um Farbe zu zeigen, d. h. um unserm Auge jene ganz eigentümliche und spezifische Em-

[1]) Er erlebte eine solche dennoch, da „Über das Sehen und die Farben“ 1854 in 2. Auflage erschien. Siehe Bd. I, S. 9.

pfindung zu erregen, die sich durchaus nicht definieren, sondern nur sinnlich nachweisen läfst. Statt dessen nun aber ist offenbar der methodische und rechte Weg, sich zunächst an diese Empfindung zu wenden, um zu sehen, ob nicht aus ihrer näheren Beschaffenheit und der Gesetzmäfsigkeit ihrer Phänomene sich herausbringen lasse, was physiologisch dabei vorgehe. Denn so allererst hat man eine gründliche und genaue Kenntnis der Wirkung, als des Gegebenen, welche jedenfalls auch Data liefern mufs zur Erforschung der Ursache, als des Gesuchten, d. h. hier des äufseren Reizes, der, auf unser Auge wirkend, jenen physiologischen Vorgang hervorruft. Nämlich für jede mögliche Modifikation einer gegebenen Wirkung mufs sich eine ihr genau entsprechende Modifikabilität ihrer Ursache nachweisen lassen; ferner, wo die Modifikationen der Wirkung keine scharfen Grenzen gegen einander zeigen, da dürfen auch in der Ursache dergleichen nicht abgesteckt sein, sondern mufs auch hier dieselbe Allmählichkeit der Übergänge stattfinden: endlich, wo die Wirkung Gegensätze zeigt, d. h. eine gänzliche Umkehrung ihrer Art und Weise gestattet, da müssen auch hierzu die Bedingungen in der Natur der angenommenen Ursache liegen, u. dgl. m. Die Anwendung dieser allgemeinen Grundsätze auf die Theorie der Farbe ist leicht zu machen Jeder mit dem Thatbestande Bekannte wird sofort einsehen, dafs meine Theorie, welche die Farbe nur an sich selbst, d. h. als gegebene spezifische Empfindung im Auge, betrachtet, schon Data a priori an die Hand giebt, zur Beurteilung der Newtonischen und Goethe'schen Lehre vom Objektiven der Farbe, d. h. von den äufseren Ursachen, die im Auge solche Empfindung erregen: bei näherer Untersuchung aber wird er finden, dafs, vom Standpunkt meiner Theorie aus, alles für die Goethe'sche und gegen die Newtonische Lehre spricht.

Um hier, für Sachkundige, nur einen Beleg zu dem Gesagten zu geben, will ich mit wenigen Worten darlegen, wie die Richtigkeit des Goethe'schen physikalischen Urphänomens aus meiner physiologischen Theorie schon a priori hervorgeht. — Ist die Farbe an sich, d. h. im Auge, die qualitativ halbierte, also nur teilweise erregte Nerventhätigkeit der Retina, so mufs ihre äufsere Ursache ein vermindertes Licht sein, jedoch ein auf ganz besondere Weise vermindertes, die das Eigentümliche haben mufs, dafs sie jeder Farbe

gerade so viel Licht zuteilt, als dem physiologischen Gegensatz und Komplement derselben, Finsternis (σκιερόν). Dies aber kann, auf einem sicheren und allen Fällen genügenden Wege, nur dadurch geschehen, dafs die Ursache der Helle in einer gegebenen Farbe, gerade die Ursache des Schattigen oder Dunkeln im Komplement derselben sei. Dieser Forderung nun genügt vollkommen die Scheidewand des zwischen Licht und Finsternis eingeschobenen Trüben, indem sie, unter entgegengesetzter Beleuchtung, allezeit zwei sich physiologisch ergänzende Farben hervorbringt, welche, je nach dem Grade der Dicke und Dichtigkeit dieses Trüben, verschieden ausfallen, zusammen aber immer zum Weifsen, d. h. zur vollen Thätigkeit der Retina, einander ergänzen werden. Demgemäfs werden diese Farben, bei gröfster Dünnheit des Trüben, die gelbe und die violette sein; bei zunehmender Dichtigkeit desselben werden diese in Orange und Blau übergehen, und endlich, bei noch gröfserer, Rot und Grün werden; welches letztere jedoch, auf diesem einfachen Wege, nicht wohl darzustellen ist; obgleich der Himmel, bei Sonnenuntergang, es bisweilen zu schwacher Erscheinung bringt. Wird endlich die Trübe vollendet, d. h. bis zur Undurchdringlichkeit verdichtet, so erscheint, bei auffallendem Lichte, Weifs; bei dahinter gestelltem, die Finsternis, oder Schwarz. — Die Ausführung dieser Betrachtungsart der Sache findet man in der lateinischen Bearbeitung meiner Farbentheorie, § 11.

Hieraus erhellt, dafs wenn Goethe meine physiologische Farbentheorie, welche die fundamentale und wesentliche ist, selbst aufgefunden hätte, er daran eine starke Stütze seiner physikalischen Grundansicht gehabt haben und zudem nicht in den Irrtum geraten sein würde, die Möglichkeit der Herstellung des Weifsen auf Farben schlechthin zu leugnen; während die Erfahrung sie bezeugt, wiewohl stets nur im Sinne meiner Theorie, niemals aber in dem der Newtonischen. Allein obwohl Goethe die Materialien zur physiologischen Theorie der Farbe auf das vollständigste zusammengebracht hatte, blieb es ihm versagt, jene selbst, welche doch, als das Fundamentale, die eigentliche Hauptsache ist, zu finden. — Dies läfst sich jedoch aus der Natur seines Geistes erklären: er war nämlich zu objektiv dazu. *Chacun a les défauts de ses vertus* soll irgendwo Madame George Sand gesagt haben. Gerade die erstaunliche Objektivität seines Geistes,

welche seinen Dichtungen überall den Stempel des Genies aufdrückt, stand ihm im Wege, wo es galt, auf das Subjekt, hier das sehende Auge selbst, zurückzugehen, um daselbst die letzten Fäden, an denen die ganze Erscheinung der Farbenwelt hängt, zu erfassen; während hingegen ich, aus Kant's Schule kommend, dieser Anforderung zu genügen aufs beste vorbereitet war: daher konnte ich, ein Jahr nachdem ich Goethe's persönlichem Einflufs entzogen war, die wahre, fundamentale und unumstöfsliche Theorie der Farbe herausfinden. Goethe's Trieb war, alles rein objektiv aufzufassen und wiederzugeben: damit aber war er dann sich bewufst, das seinige gethan zu haben, und vermochte gar nicht, darüber hinauszugehen. Daher kommt es, dafs wir in seiner Farbenlehre bisweilen eine blofse Beschreibung finden, wo wir eine Erklärung erwarten. So schien ihm denn auch hier eine richtige und vollständige Darlegung des objektiven Hergangs der Sache das letzte Erreichbare. Demgemäfs ist die allgemeinste und oberste Wahrheit seiner ganzen Farbenlehre eine ausgesprochene, objektive Thatsache, die er selbst, ganz richtig Urphänomen benennt. Damit hielt er alles für gethan: ein richtiges „so ist's“ war ihm überall das letzte Ziel; ohne dafs ihn nach einem „so mufs es sein“ verlangt hätte. Konnte er doch sogar spotten:

„Der Philosoph, der tritt herein,
Und beweist euch, es müfst' so sein.“

Dafür nun freilich war er eben ein Poet und kein Philosoph, d. h. von dem Streben nach den letzten Gründen und dem innersten Zusammenhange der Dinge nicht beseelt, — oder besessen; wie man will. Gerade deshalb aber hat er die beste Ernte mir, als Nachlese, lassen müssen, indem die wichtigsten Aufschlüsse über das Wesen der Farbe, die letzte Befriedigung und der Schlüssel zu allem, was Goethe lehrt, allein bei mir zu finden sind. Demgemäfs verdient sein Urphänomen, nachdem ich es, wie oben kurz angegeben, aus meiner Theorie abgeleitet habe, diesen Namen nicht mehr. Denn es ist nicht, wie er es nahm, ein schlechthin Gegebenes und aller Erklärung auf immer Entzogenes: vielmehr ist es nur die Ursache, wie sie, meiner Theorie zufolge, zur Hervorbringung der Wirkung, also der Halbierung der Thätigkeit der Netzhaut, erfordert ist. Eigentliches Urphänomen ist allein diese organische Fähigkeit der Netzhaut, ihre Nerven-

thätigkeit in zwei qualitativ entgegengesetzte, bald gleiche, bald ungleiche Hälften auseinander gehen und successiv hervortreten zu lassen. Dabei freilich müssen wir stehen bleiben, indem, von hier an, sich höchstens nur noch Endursachen absehen lassen; wie uns dies in der Physiologie durchgängig begegnet: also etwa, dafs wir, durch die Farbe, ein Mittel mehr haben, die Dinge zu unterscheiden und zu erkennen.

Zudem hat meine Farbentheorie vor allen anderen den grofsen Vorzug, dafs sie über die Eigentümlichkeit des Eindrucks jeder Farbe Rechenschaft erteilt, indem sie diese kennen lehrt als einen bestimmten Zahlenbruch der vollen Thätigkeit der Retina, der dann ferner entweder der + oder der — Seite angehört; wodurch man die spezifische Verschiedenheit der Farben und das eigentümliche Wesen einer jeden verstehen lernt; während hingegen die Newtonische Theorie jene spezifische Verschiedenheit und eigentümliche Wirkung jeder Farbe ganz unerklärt läfst, da ihr die Farbe eben eine *qualitas occulta* (colorifica) der sieben homogenen Lichter ist, demgemäfs sie jeder dieser sieben Farben einen Namen giebt und sie dann laufen läfst; und Goethe seinerseits sich damit begnügt, die Farben in warme und kalte zu teilen, das übrige seinen ästhetischen Betrachtungen anheim gebend. Nur bei mir also erhält man den bisher stets vermifsten Zusammenhang des Wesens jeder Farbe mit der Empfindung derselben.

Ich darf endlich meiner Farbentheorie noch einen eigentümlichen, wiewohl äufserlichen Vorzug vindicieren. Nämlich bei allen neu entdeckten Wahrheiten, vielleicht ohne Ausnahme, wird bald gefunden, dafs schon früher etwas ihnen sehr ähnliches gesagt worden sei und nur ein Schritt bis zu ihnen gefehlt habe, ja bisweilen gar, dafs sie geradezu ausgesprochen, jedoch unbeachtet geblieben waren, weil solches ohne Nachdruck geschehen war, indem der Aufsteller selbst ihren Wert nicht erkannt und ihren Folgenreichtum nicht begriffen hatte, welches ihn verhinderte, sie eigentlich auszuführen. In dergleichen Fällen also hatte man, wenn gleich nicht die Pflanze, doch den Samen gehabt. Hiervon nun macht meine Farbentheorie eine glückliche Ausnahme. Nie und nirgends ist es jemandem eingefallen, die Farbe, diese so objektive Erscheinung, als halbierte Thätigkeit der Netzhaut zu betrachten und demgemäfs jeder einzelnen Farbe

ihren bestimmten Zahlenbruch anzuweisen, der mit dem einer anderen die Einheit ergänzt, welche das Weiſse darstellt. Und doch sind diese Brüche so entschieden einleuchtend, daſs Herr Professor Rosas, indem er sie sich aneignen möchte, sie geradezu als selbst-evident einführt, in seinem „Handbuch der Augenheilkunde", Band 1, § 535, und auch S. 308.

Allerdings aber kommt diese augenfällige Richtigkeit der von mir aufgestellten Brüche der Sache sehr zu statten: denn dieselben eigentlich zu beweisen, würde, bei aller ihrer Gewiſsheit, doch schwer sein. Allenfalls lieſse es sich auf folgende Art bewerkstelligen. Man verschaffe sich vollkommen schwarzen und vollkommen weiſsen Sand und mische diese in sechs Verhältnissen, deren jedes einer der sechs Hauptfarben an Dunkelheit genau gleichkommt: dann muſs sich ergeben, daſs das Verhältnis des schwarzen zum weiſsen Sande bei jeder Farbe dem von mir derselben beigelegten Zahlenbruch entspricht, also z. B. zu einem dem Gelben an Dunkelheit entsprechenden Grau drei Teile weiſsen und ein Teil schwarzen Sandes genommen wäre, ein dem Violetten entsprechendes Grau hingegen die Mischung des Sandes gerade in umgekehrtem Verhältnis erfordert hätte; Grün und Rot hingegen von beiden gleich viel. Jedoch entsteht hierbei die Schwierigkeit, zu bestimmen, welches Grau jeder Farbe an Dunkelheit gleichkommt. Dies lieſse sich dadurch entscheiden, daſs man die Farbe, hart neben dem Grau, durch das Prisma betrachtete, um zu sehen, welches von beiden sich bei der Refraktion als Helles zum Dunkeln verhält: sind sie hierin gleich, so muſs die Refraktion keine Farbenerscheinung geben.

Unsere Prüfung der Reinheit einer gegebenen Farbe, z. B. ob dieses Gelb genau ein solches sei, oder aber ins Grüne, oder auch ins Orange falle, bezieht sich eben auf die genaue Richtigkeit des durch sie ausgedrückten Bruchs. Daſs wir aber dies rein arithmetische Verhältnis nach dem bloſsen Gefühl beurteilen können, erhält einen Beleg von der Musik, deren Harmonie auf den viel gröſseren und komplizierteren Zahlenverhältnissen der gleichzeitigen Schwingungen beruht, deren Töne wir jedoch, nach dem bloſsen Gehör, höchst genau und doch arithmetisch beurteilen. — Wie die sieben Töne der Tonleiter sich von den unzähligen anderen, der

Möglichkeit nach, zwischen ihnen liegenden nur durch die Rationalität ihrer Vibrationszahlen auszeichnen, so auch die sechs, mit eigenen Namen belegten Farben von den unzähligen zwischen ihnen liegenden nur durch die Rationalität und Simplicität des in ihnen sich darstellenden Bruches der Thätigkeit der Retina. — Wie ich, ein Instrument stimmend, die Richtigkeit eines Tones dadurch prüfe, daſs ich seine Quint oder Oktave anschlage, so prüfe ich die Reinheit einer vorliegenden Farbe dadurch, daſs ich ihr physiologisches Spektrum hervorrufe, dessen Farbe oft leichter zu beurteilen ist, als sie selbst: so z. B. habe ich, daſs das Grün des Grases stark ins Gelbe fällt, bloſs daraus ersehen, daſs das Rot seines Spektrums stark ins Violette zieht.

§. 105.

Das Phänomen der physiologischen Farben, auf welchem meine ganze Theorie beruht, wurde, nachdem Buffon es entdeckt hatte, vom Pater Scherffer in Gemäſsheit der Newtonischen Theorie ausgelegt, in seiner „Abhandlung von den zufälligen Farben“, Wien 1765. Da man diese Erklärung der Thatsachen in vielen Büchern und sogar noch in Cuvier's *anatomie comp.* (leç. 12, art. 1.) wiederholt findet, will ich sie hier ausdrücklich widerlegen, ja *ad absurdum* führen. Sie geht dahin, daſs das Auge, durch das längere Anschauen einer Farbe ermüdet, für diese Sorte homogener Lichtstrahlen die Empfänglichkeit verlöre, daher es dann ein gleich darauf angeschautes Weiſs nur mit Ausschluſs eben jener homogenen Farbestrahlen empfände, weshalb es dasselbe nicht mehr weiſs sähe, sondern statt dessen ein Produkt der übrigen sechs homogenen Strahlen, die mit jener ersten Farbe zusammen das Weiſse ausmachen, empfände: dieses Produkt nun also soll die als physiologisches Spektrum erscheinende Farbe sein. Diese Auslegung der Sache läſst sich nun aber *ex suppositis* als absurd erkennen. Denn nach angeschautem Violett erblickt das Auge auf einer weiſsen (noch besser aber auf einer grauen) Fläche ein gelbes Spektrum. Dieses Gelb müſste nun das Produkt der, nach Aussonderung des Violetten, übrig bleibenden sechs homogenen Lichter, also aus Rot, Orange, Gelb, Grün, Blau und Indigoblau zusammengesetzt sein: eine schöne Mischung, um gelb zu erhalten! Straſsenkotfarbe wird sie geben, sonst nichts. Zudem ist ja das Gelbe selbst ein homogenes Licht:

wie sollte es denn erst das Resultat jener Mischung sein? Allein schon das einfache Faktum, dafs ein homogenes Licht, für sich allein, vollkommen die geforderte und physiologisch als Spektrum ihm nachfolgende Farbe des andern ist, wie Gelb des Violetten, Blau des Orangen, Rot des Grünen, und vice versa, stöfst die Scherffer'sche Erklärung über den Haufen, indem es zeigt, dafs was nach anhaltendem Anschauen einer Farbe das Auge auf der weifsen Fläche erblickt, nichts weniger als eine Vereinigung der sechs übrigen homogenen Lichter, sondern stets nur eines derselben ist: z. B. nach angeschautem Violett gelb.

Aufserdem giebt es noch eine Menge Thatsachen, die mit der Scherffer'schen Auslegung in Widerspruch stehen. So z. B. ist es schon von vorne herein nicht wahr, dafs das Auge durch etwas anhaltendes Ansehen der ersten Farbe gegen dieselbe unempfindlich werde, und gar in dem Mafse, dafs es solche nachher sogar im Weifsen nicht mehr mitempfinden könne: denn es sieht ja diese erste Farbe ganz deutlich, bis zu dem Augenblick, da es sich von ihr zum Weifsen wendet. — Ferner ist es eine bekannte Erfahrung, dafs wir die physiologischen Farben am deutlichsten und leichtesten früh morgens, gleich nach dem Erwachen, ansichtig werden: gerade dann aber ist, infolge der langen Ruhe, das Auge in vollster Kraft, also am wenigsten geeignet, durch das, einige Sekunden lang fortgesetzte Anschauen einer Farbe, ermüdet und bis zur Unempfindlichkeit gegen dieselbe abgestumpft zu werden. — Vollends aber ein schlimmer Umstand ist, dafs wir, um die physiologischen Farben zu sehen, gar nicht auf eine weifse Fläche zu blicken brauchen: jede farblose Fläche ist dazu tauglich, eine graue am besten, selbst eine schwarze leistet es, ja sogar mit geschlossenen Augen erblicken wir die physiologische Farbe! Dies hatte bereits Buffon angegeben, und Scherffer selbst gesteht es, § 17 seiner oben genannten Schrift, ein. Hier haben wir nun einen Fall, wo einer falschen Theorie, sobald sie an einem bestimmten Punkt angelangt ist, die Natur geradezu in den Weg tritt und ihr die Lüge ins Gesicht wirft. Auch wird hierbei Scherffer sehr betreten und gesteht, hier liege die gröfste Schwierigkeit der Sache. Jedoch, statt an seiner Theorie, die nimmermehr damit bestehen kann, irre zu werden, greift er nach allerlei elenden und absurden

Hypothesen, windet sich erbärmlich und läſst zuletzt die Sache auf sich beruhen.

Noch will ich hier eine nur selten bemerkte Thatsache erwähnen; teils weil auch sie ein Argument gegen die Scherffer'sche Theorie liefert, indem sie dieser gemäſs durchaus unbegreiflich ist; teils aber auch, weil sie verdient, durch eine kleine Spezialerörterung als mit meiner Theorie vereinbar nachgewiesen zu werden. Wenn nämlich auf einer groſsen gefärbten Fläche einige kleinere farblose Stellen sind, so werden diese, wenn nachher das von der gefärbten Fläche geforderte physiologische Spektrum eintritt, nicht mehr farblos bleiben, sondern sich in der zuerst dagewesenen Farbe der ganzen Fläche selbst darstellen, obgleich sie keineswegs vom Komplement derselben afficiert gewesen sind. Z. B. auf den Anblick einer grünen Hausmauer mit kleinen grauen Fenstern folgt als Spektrum eine rote Mauer, nicht mit grauen, sondern mit grünen Fenstern. Gemäſs meiner Theorie haben wir dies daraus zu erklären, daſs, nachdem auf der ganzen Retina eine bestimmte qualitative Hälfte ihrer Thätigkeit durch die gefärbte Fläche hervorgerufen war, jedoch einige kleine Stellen von dieser Erregung ausgeschlossen blieben, und nun nachher, beim Aufhören des äuſseren Reizes, die Ergänzung der durch ihn erregten Thätigkeitshälfte sich als Spektrum einstellt, alsdann die davon ausgeschlossen gewesenen Stellen, auf konsensuelle Weise, in jene zuerst dagewesene qualitative Hälfte der Thätigkeit geraten, indem sie jetzt gleichsam nachahmen, was vorher der ganze übrige Teil der Retina gethan hat, während sie allein, durch Ausbleiben des Reizes, davon ausgeschlossen waren; mithin daſs sie, so zu sagen, nachexerzieren.

Wollte man endlich eine Schwierigkeit etwa darin finden, daſs, meiner Theorie zufolge, beim Anblick einer sehr bunten Fläche, die Thätigkeit der Retina, an hundert Stellen zugleich, in sehr verschiedenen Proportionen geteilt würde, so erwäge man, daſs beim Anhören der Harmonie eines zahlreichen Orchesters, oder der schnellen Läufe eines Virtuosen, das Trommelfell und der Gehörnerv bald simultan, bald in der raschesten Succession, in Schwingungen nach verschiedenen Zahlenverhältnissen versetzt wird, welche die Intelligenz alle auffaſst, arithmetisch abschätzt, die ästhetische Wirkung davon empfängt und jede Abweichung von der mathematischen

Richtigkeit eines Tons sogleich bemerkt: dann wird man finden, dafs ich dem viel vollkommneren Gesichtssinne nicht zu viel zugetraut habe.

§. 106.

Der wesentlich subjektiven Natur der Farbe ist erst durch meine Theorie ihr volles Recht geworden; obgleich das Gefühl derselben schon in dem alten Sprichwort *des goûts et des couleurs il ne faut disputer* ausgedrückt ist. Dabei aber gilt von der Farbe, was Kant vom ästhetischen, oder Geschmacksurteil aussagt, nämlich dafs es zwar nur ein subjektives sei, jedoch den Anspruch mache, gleich einem objektiven, die Beistimmung aller normal beschaffenen Menschen zu erhalten. Wenn wir nicht eine subjektive Anticipation der sechs Hauptfarben hätten, die uns ein Mafs a priori für sie giebt, so würden wir, da dann die Bezeichnung derselben durch eigene Namen blofs konventionell wäre, wie die mancher Modefarben es wirklich ist, über die Reinheit einer gegebenen Farbe kein Urteil haben und demnach manches gar nicht verstehen können, z. B. was Goethe vom wahren Rot sagt, — dafs es das des Karmins, nicht aber das gewöhnliche Scharlach-Rot sei, welches gelbrot ist; — während jetzt dies uns sehr wohl verständlich und dann auch einleuchtend ist.

Auf dieser wesentlich subjektiven Natur der Farbe beruht zuletzt auch die überaus leichte Veränderlichkeit der chemischen Farben, welche bisweilen so weit geht, dafs einer totalen Veränderung der Farbe nur eine äufserst geringfügige, oder selbst gar nicht einmal nachweisbare in den Eigenschaften des Objekts, dem sie inhäriert, entspricht. So z. B. ist der durch Zusammenschmelzen des Merkurs mit dem Schwefel erlangte Zinnober schwarz, (ganz wie eine ähnliche Verbindung des Bleies mit dem Schwefel): erst nachdem er sublimiert worden, nimmt er die bekannte feuerrote Farbe an; und doch ist eine chemische Veränderung durch diese Sublimation nicht nachweisbar. Durch blofse Erwärmung wird rotes Quecksilberoxyd schwarzbraun und gelber salpetersaurer Merkur rot. Eine bekannte chinesische Schminke kommt uns auf Stückchen Pappe aufgetragen zu und ist dann dunkelgrün: mit benetztem Finger berührt, färbt sie diesen augenblicklich hochrot. Selbst das Rotwerden der Krebse durch Kochen gehört hierher; auch das Umschlagen

des Grüns mancher Blätter in Rot, beim ersten Frost, und das Rotwerden der Äpfel auf der Seite, die von der Sonne beschienen wird, welches man einer stärkeren Desoxydation dieser Seite zuschreiben will; imgleichen, dafs einige Pflanzen den Stengel und das ganze Gerippe des Blattes hochrot haben, das Parenchyma aber grün; überhaupt die Vielfarbigkeit mancher Blumenblätter. In andern Fällen können wir die chemische Differenz, welche von der Farbe indiziert wird, als eine sehr geringe nachweisen, z. B. wann Lakmustinktur, oder Veilchensaft, durch die leichteste Spur von Oxydation, oder Alkalisation, ihre Farbe ändern. An diesem allen nun ersehen wir, dafs das Auge das empfindlichste Reagens, im chemischen Sinne, ist; indem es nicht nur die geringsten nachweisbaren, sondern sogar solche Veränderungen der Mischung, die kein anderes Reagens anzeigt, uns augenblicklich zu erkennen giebt. Auf dieser unvergleichlichen Empfindlichkeit des Auges beruht überhaupt die Möglichkeit der chemischen Farben, welche an sich selbst noch ganz unerklärt ist, während wir in die physischen die richtige Einsicht, durch Goethe, endlich erlangt haben; ungeachtet die vorgeschobene Newtonische falsche Theorie solche erschwerte. Die physischen Farben verhalten sich zu den chemischen genau so, wie der durch den galvanischen Apparat hervorgebrachte und insofern aus seiner nächsten Ursache verständliche Magnetismus zu dem im Stahl und in Eisenerzen fixierten. Jener giebt einen temporären Magneten, der nur durch eine Komplikation von Umständen besteht und, sobald sie wegfallen, es zu sein aufhört: dieser hingegen ist einem Körper inhärierend, unveränderlich und bis jetzt unerklärt. Er ist eben hineingebannt, wie ein verzauberter Prinz: dasselbe nun gilt von der chemischen Farbe eines Körpers.

§. 107.

Ich habe in meiner Theorie dargethan, dafs auch die Herstellung des Weifsen aus Farben ausschliefslich auf dem physiologischen Grunde ruht, indem sie allein dadurch zustande kommt, dafs ein Farbenpaar, also dafs zwei Ergänzungsfarben, d. h. zwei Farben, in welche die Thätigkeit der Retina, sich halbierend, auseinandergetreten ist, wieder zusammengebracht werden. Dies aber kann nur dadurch geschehen, dafs die zwei äufsern, jede von ihnen im Auge

anregenden Ursachen zugleich auf eine und dieselbe Stelle der Retina wirken. Ich habe mehrere Arten dies zu Wege zu bringen angegeben: am leichtesten und einfachsten erhält man es, wenn man das Violett des prismatischen Spektrums auf gelbes Papier fallen läfst. Sofern man aber sich nicht mit blofs prismatischen Farben begnügen will, wird es am besten dadurch gelingen, dafs man eine transparente und eine reflektierte Farbe vereinigt, z. B. auf einen Spiegel aus blauem Glase das Licht durch ein rotgelbes Glas fallen läfst. Der Ausdruck „komplementäre Farben“ hat nur, sofern er im physiologischen Sinne verstanden wird, Wahrheit und Bedeutung; aufserdem schlechterdings nicht.

Goethe hat, mit Unrecht, die Möglichkeit der Herstellung des Weifsen aus Farben überhaupt geleugnet: dies kam aber daher, dafs Newton sie aus einem falschen Grunde und in einem falschen Sinne behauptet hatte. Wäre sie im Newtonischen Sinne wahr, oder überhaupt Newtons Theorie richtig; so müfste zunächst jede Vereinigung zweier der von ihm angenommenen Grundfarben sofort eine hellere Farbe, als jede von ihnen allein ist, geben; weil die Vereinigung zweier homogener Teile des in solche zerfallenen weifsen Lichtes schon ein Rückschritt zur Herstellung dieses weifsen Lichtes wäre. Allein jenes ist nicht ein einziges Mal der Fall. Bringen wir nämlich die drei im chemischen Sinne fundamentalen Farben, aus denen alle übrigen zusammengesetzt sind, paarweise zusammen, so giebt blau mit rot violett, welches dunkler ist, als jede von beiden; blau mit gelb giebt grün, welches, obwohl etwas heller als jenes, doch viel dunkler als dieses ist; gelb mit rot giebt orange, welches heller als dieses, aber dunkler als jenes ist. Schon hierin liegt eigentlich eine hinreichende Widerlegung der Newtonischen Theorie.

Aber die rechte, faktische, bündige und unabweisbare Widerlegung derselben ist der achromatische Refraktor, daher eben auch Newton, sehr konsequent, einen solchen für unmöglich hielt. Besteht nämlich das weifse Licht aus sieben Lichtarten, deren jede eine andere Farbe und zugleich eine andere Brechbarkeit hat: so sind notwendig der Grad der Brechung und die Farbe des Lichts unzertrennliche Gefährten: alsdann mufs, wo Licht gebrochen ist, es sich auch gefärbt zeigen; wie sehr auch dabei die Brechung vermannig-

faltigt und kompliziert, hin und her, hinauf und herab gezogen werden mag; so lange nur nicht alle sieben Strahlen vollzählig wieder auf einen Klumpen zusammengebracht sind und dadurch, nach Newtonischer Theorie, das Weifse rekomponiert, zugleich aber auch aller Wirkung der Brechung ein Ende gemacht, nämlich alles wieder an Ort und Stelle gebracht ist. Als nun aber die Erfindung der Achromasie das Gegenteil dieses Resultats an den Tag legte, da griffen die Newtonianer, in ihrer Verlegenheit, zu einer Erklärung, welche man mit Goethen für sinnlosen Wortkram zu halten sich sehr versucht fühlt: denn, beim besten Willen, ist es sehr schwer, ihr auch nur einen verständlichen Sinn, d. h. ein anschaulich einigermafsen Vorstellbares, unterzulegen. Da soll nämlich neben der Farbenbrechung noch eine von ihr verschiedene Farbenzerstreuung stattfinden und hierunter zu verstehen sein das Sich-entfernen der einzelnen farbigen Lichter von einander, das Auseinandertreten derselben, welches die nächste Ursache der Verlängerung des Spectri ist. Dasselbe ist aber, *ex hypothesi,* die Wirkung der verschiedenen Brechbarkeit jener farbigen Strahlen. Beruht nun also diese sogenannte Zerstreuung, d. h. die Verlängerung des Spektrums, also des Sonnenbildes nach der Brechung, darauf, dafs das Licht aus verschiedenen farbigen Lichtern besteht, deren jedes, seiner Natur nach, eine verschiedene Brechbarkeit hat, d. h. in einem andern Winkel bricht; so mufs doch diese bestimmte Brechbarkeit jedes Lichts, als wesentliche Eigenschaft, stets und überall ihm anhängen, also das einzelne homogene Licht stets auf dieselbe Weise gebrochen werden, eben wie es stets auf dieselbe Weise gefärbt ist. Denn der Newtonische homogene Lichtstrahl und seine Farbe sind durchaus eines und dasselbe: er ist eben ein farbiger Strahl und sonst nichts: also wo der Lichtstrahl ist, da ist seine Farbe, und wo diese ist, da ist der Strahl. Liegt es, *ex hypothesi,* in der Natur eines jeden solchen anders gefärbten Strahls auch in einem andern Winkel zu brechen, so wird ihn in diesen und jeden Winkel auch seine Farbe begleiten: folglich müssen dann bei jeder Brechung die verschiedenen Farben zum Vorschein kommen. Um also der von den Newtonianern beliebten Erklärung „zwei verschiedenartige brechende Mittel können das Licht gleich stark brechen, aber die Farben in verschiedenem Grade zerstreuen“ einen Sinn unterzulegen, müssen wir an-

nehmen, dafs, während Crown- und Flint-Glas das Licht im ganzen, also das weifse Licht, gleich stark brechen, dennoch die Teile, aus welchen eben dieses Ganze durch und durch besteht, vom Flint- anders, als vom Crown-Glas gebrochen werden, also ihre Brechbarkeit ändern. Eine harte Nufs! — Ferner müssen sie ihre Brechbarkeit in der Weise ändern, dafs, bei Anwendung von Flintglas, die am meisten brechbaren Strahlen noch stärkere Brechbarkeit erhalten, die am wenigsten brechbaren hingegen eine noch geringere Brechbarkeit annehmen; dafs also dieses Flintglas die Brechbarkeit gewisser Strahlen vermehrt und zugleich die gewisser anderer vermindert, und dabei dennoch das Ganze, welches allein aus diesen Strahlen besteht, seine vorherige Brechbarkeit behält. Nichts destoweniger steht dieses so schwer fafsliche Dogma noch immer in allgemeinem Kredit und Respekt, und kann man, bis auf den heutigen Tag, aus den optischen Schriften aller Nationen ersehen, wie ernsthaft von der Differenz zwischen Refraktion und Dispersion geredet wird. Doch jetzt zur Wahrheit!

Die nächste und wesentliche Ursache der mittelst der Kombination des Konvexglases aus Crown- und des Konkavglases aus Flint-Glas zustande gebrachten Achromasie ist, ohne Zweifel, eine durchaus physiologische, nämlich die Herstellung der vollen Thätigkeit der Retina, auf den von den physischen Farben getroffenen Stellen, indem daselbst, zwar nicht 7, aber doch 2 Farben, nämlich zwei sich zu jener Thätigkeit ergänzende Farben, auf einander gebracht werden, also ein Farbenpaar wieder vereinigt wird. Objektiv, oder physikalisch, wird dies folgendermafsen herbeigeführt. Durch die zweimalige Refraktion, in entgegengesetztem Sinne (mittelst Konkav- und Konvexglas) entsteht auch die entgegengesetzte Farbenerscheinung, nämlich einerseits ein gelbroter Rand mit gelbem Saum, und andererseits ein blauer Rand mit violettem Saum. Diese zweimalige Refraktion, in entgegengesetztem Sinne, führt aber auch zugleich jene beiden farbigen Randerscheinungen dergestalt über einander, dafs der blaue Rand den gelbroten Rand und der violette Saum den gelben Saum deckt, wodurch diese zwei physiologischen Farbenpaare, nämlich das von $^1/_3$ und $^2/_3$, und das von $^1/_4$ und $^3/_4$ der vollen Thätigkeit der Netzhaut, wieder vereinigt werden, mithin auch die Farblosigkeit wiederhergestellt wird. Dies also ist die nächste Ursache der Achromasie.

Was nun aber ist die entferntere? Da nämlich das verlangte dioptrische Resultat, — ein Überschuſs farblos bleibender Refraktion, — dadurch herbeigeführt wird, daſs das in entgegengesetztem Sinne wirkende Flintglas, schon bei bedeutend geringerer Refraktion, die Farbenerscheinung des Crownglases, durch eine gleich breite ihr entgegengesetzte, zu neutralisieren vermag, weil seine eigenen Farbenränder und Säume schon ursprünglich bedeutend breiter, als die des Crownglases sind, so entsteht die Frage: wie geht es zu, daſs zwei verschiedenartige brechende Mittel, bei gleicher Brechung, eine so sehr verschiedene Breite der Farbenerscheinung geben? — Hiervon läſst sich sehr genügende Rechenschaft, gemäſs der Goethe'schen Theorie, geben, wenn man nämlich diese etwas weiter und dadurch deutlicher ausführt, als er selbst es gethan hat. Seine Ableitung der prismatischen Farbenerscheinung aus seinem obersten Grundsatz, den er Urphänomen nennt, ist vollkommen richtig: nur hat er sie nicht genug ins einzelne herabgeführt; während doch ohne eine gewisse Akribologie solchen Dingen kein Genüge geschieht. Er erklärt ganz richtig jene farbige, die Refraktion begleitende Randerscheinung aus einem, das durch Brechung verrückte Hauptbild begleitenden Nebenbilde. Aber er hat nicht die Lage und Wirkungsweise dieses Nebenbildes ganz speziell bestimmt und durch eine Zeichnung veranschaulicht; ja er spricht durchweg nur von einem Nebenbilde; wodurch dann die Sache so zu stehen kommt, daſs wir annehmen müssen, nicht bloſs das Licht oder leuchtende Bild, sondern auch die es umgebende Finsternis erleide eine Brechung. Ich muſs daher hier seine Sache ergänzen, um zu zeigen, wie eigentlich jene, bei gleicher Brechung, aber verschiedenen brechenden Substanzen, verschiedene Breite der farbigen Randerscheinung entsteht, welche die Newtonianer durch den sinnlosen Ausdruck einer Verschiedenheit der Refraktion und Dispersion bezeichnen.

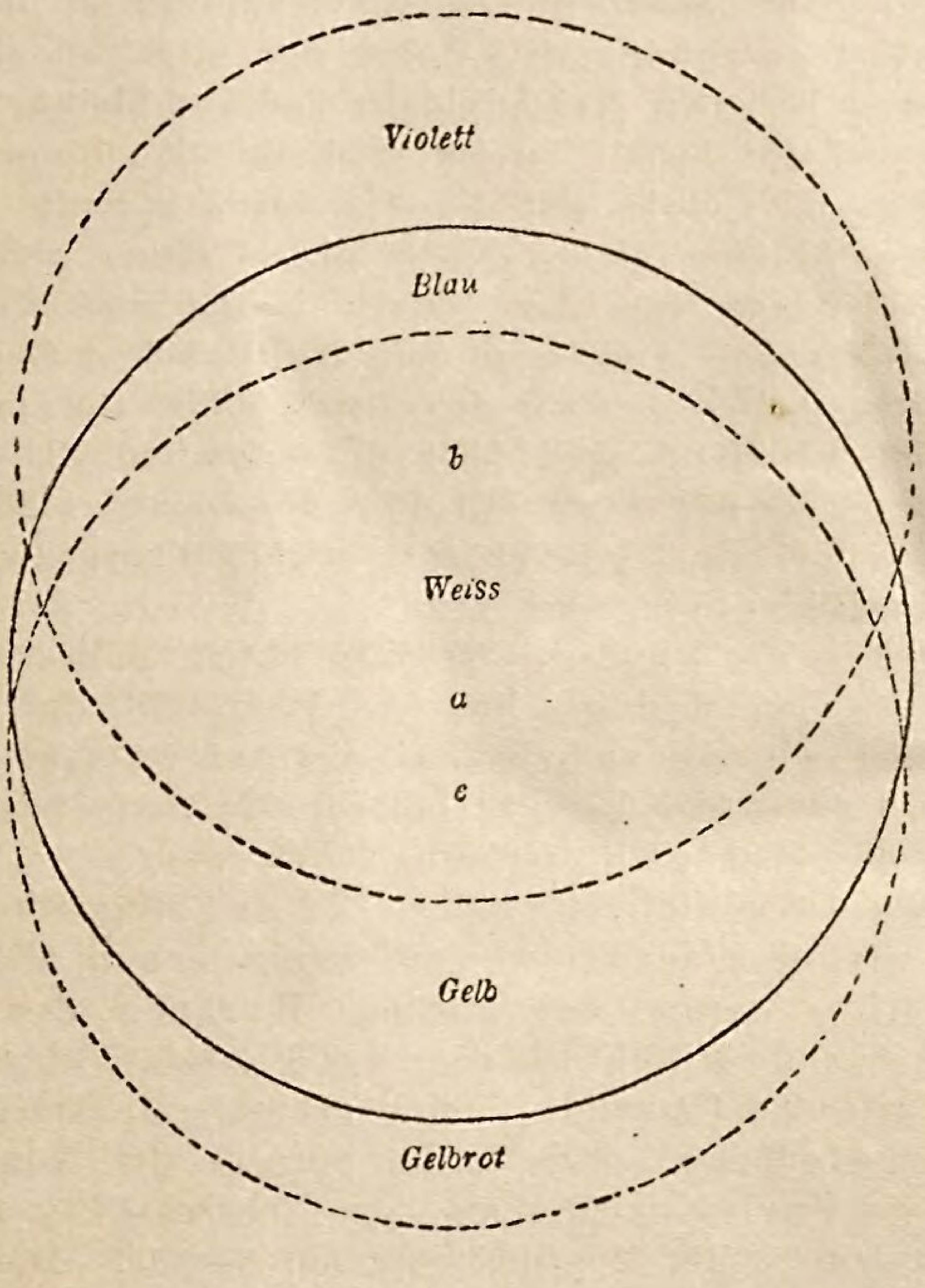
Zuvor ein Wort über den Ursprung dieser, bei der Refraktion, das Hauptbild begleitenden Nebenbilder. *Natura non facit saltus:* so lautet das Gesetz der Kontinuität aller Veränderungen, vermöge dessen, in der Natur, kein Übergang, sei er im Raum, oder in der Zeit, oder im Grade irgend einer Eigenschaft ganz abrupt eintritt. Nun wird

das Licht, bei seinem Eintritt in das Prisma, und abermals bei seinem Austritt, also zweimal, von seinem geraden Wege plötzlich abgelenkt. Sollen wir nun voraussetzen, dies geschehe so abrupt und mit solcher Schärfe, dafs dabei das Licht auch nicht die geringste Vermischung mit der es umgebenden Finsternis erlitte, sondern, mitten durch diese, in so bedeutenden Winkeln, sich schwenkend, doch seine Grenzen auf das schärfste bewahrte, — so dafs es in ganz unvermischter Lauterkeit durchkäme und ganz vollständig zusammenbliebe? Ist nicht vielmehr die Annahme naturgemäfser, dafs, sowohl bei der ersten, als bei der zweiten Brechung, ein sehr kleiner Teil dieser Lichtmasse nicht schnell genug in die neue Richtung komme, sich dadurch etwas absondere und nun, gleichsam eine Erinnerung des eben verlassenen Weges nachtragend, als Nebenbild das Hauptbild begleite, nach der einen Brechung etwas über, nach der anderen etwas unter ihm schwebend? Ja, man könnte hierbei an die Polarisation des Lichts, mittelst eines Spiegels, denken, der einen Teil desselben zurückwirft, einen anderen durchläfst.

Beifolgende Figur, S. 199, zeigt nun spezieller, wie aus der Wirkung jener beiden, bei der prismatischen Refraktion abfallenden Nebenbilder, gemäfs dem Goethe'schen Grundgesetze, die vier prismatischen Farben entstehen, welche allein, nicht aber sieben, wirklich vorhanden sind.

Diese Figur stellt eine auf schwarzes glanzloses Papier geklebte, weifse Papierscheibe, von etwa 4 Zoll Durchmesser, vor, wie sie, durch das Prisma, in einer Entfernung von etwa 3 Schritten, angeschaut, in der Natur und nicht nach Newtonischen Fiktionen, sich darstellt. Hiervon nun aber hat hier jeder, der wissen will, wovon die Rede sei, sich durch Autopsie zu überzeugen. Er wird alsdann, das Prisma vor die Augen haltend und bald näher, bald ferner tretend, die beiden Nebenbilder beinahe geradezu und unmittelbar wahrnehmen, und wird sehen, wie sie, seiner Bewegung folgend, sich vom Hauptbilde bald mehr, bald weniger entfernen und über einander schieben. — Prismatische Versuche überhaupt lassen sich auf zweierlei Weise machen: entweder so, dafs die Refraktion der Reflexion, oder so, dafs diese jener vorhergeht: ersteres geschieht, wenn das Sonnenbild durch das Prisma auf die Wand fällt; letzteres, wenn

man durch das Prisma ein weiſses Bild betrachtet. Diese letztere Art ist nicht nur weniger umständlich auszuführen, sondern zeigt auch das eigentliche Phänomen viel deutlicher, welches daher kommt, daſs hier die Wirkung der Refraktion unmittelbar zum Auge gelangt, wodurch man den Vorteil hat, die Wirkung aus erster Hand zu erhalten, während man



sie, bei jener anderen Art, erst aus zweiter Hand, nämlich nach geschehener Reflexion, von der Wand erhält: ein zweiter Vorteil hierbei ist, daſs das Licht von einem nahen, scharf begrenzten und nicht blendenden Gegenstande ausgeht. Daher zeigt denn die hier abgebildete weiſse Scheibe ganz deutlich die sie begleitenden, auf Anlaſs einer zweimaligen, sie nach oben verrückenden Refraktion entstandenen zwei Nebenbilder. Das von der ersten Refraktion, die beim Ein-

tritt des Lichts in das Prisma stattfindet, herrührende Nebenbild schleppt hinten nach und bleibt daher mit seinem äufsersten Rande noch in der Finsternis stecken und von ihr überzogen; das andere hingegen, welches bei der zweiten Refraktion, also beim Austritt des Lichts aus dem Prisma, entsteht, eilt vor und zieht sich deshalb über die Finsternis her. Die Wirkungsart beider erstreckt sich aber auch, wiewohl schwächer, auf den Teil des Hauptbildes, der durch ihren Verlust geschwächt ist; daher nur der Teil desselben, welcher von beiden Nebenbildern bedeckt bleibt, und also sein volles Licht behält, weifs erscheint: da hingegen, wo ein Nebenbild allein mit der Finsternis kämpft, oder das durch den Abgang dieses Nebenbildes etwas geschwächte Hauptbild schon von der Finsternis beeinträchtigt wird, entstehen Farben, und zwar dem Goethe'schen Gesetze gemäfs. Demnach sehen wir am oberen Teile, wo ein Nebenbild allein voreilend sich über die schwarze Fläche zieht, violett entstehen; darunter aber, wo schon das Hauptbild, jedoch durch Verlust geschwächt, wirkt, blau; am unteren Teile des Bildes hingegen zeigt sich da, wo das einzelne Nebenbild in der Finsternis stecken bleibt, gelbrot, darüber aber, wo schon das geschwächte Hauptbild durchscheint, gelb; eben wie die aufgehende Sonne zuerst vom dickeren, niederen Dunstkreise bedeckt gelbrot, in den dünneren angelangt, nur noch gelb erscheint.

Wenn wir nun dieses wohl gefafst und eingesehen haben, wird es uns nicht schwer werden, wenigstens im allgemeinen zu begreifen, warum, bei gleicher Brechung des Lichtes, einige brechende Mittel, wie eben das Flintglas, eine breitere, andere, wie das Crownglas, eine schmälere, farbige Randerscheinung geben; oder, in der Sprache der Newtonianer, worauf die Ungleichmäfsigkeit der Lichtbrechung und Farbenzerstreuung, ihrer Möglichkeit nach, beruhe. Die Brechung nämlich ist die Entfernung des Hauptbildes von seiner Einfallslinie; die Zerstreuung hingegen ist die dabei eintretende Entfernung der beiden Nebenbilder vom Hauptbilde: dieses Accidens nun aber finden wir bei verschiedenartigen lichtbrechenden Substanzen in verschiedenem Grade vorhanden. Demnach können zwei durchsichtige Körper gleiche Brechungskraft haben, d. h. das durch sie gehende Lichtbild gleich weit von seiner Einfallslinie ablenken; dabei jedoch können die Nebenbilder, welche die Farben-

erscheinung verursachen, bei der Brechung durch den einen Körper mehr, als bei der durch den anderen, sich vom Hauptbilde entfernen.

Um nun diese Rechenschaft von der Sache mit der so oft wiederholten, oben analysierten, Newtonianischen Erklärung des Phänomens zu vergleichen, wähle ich den Ausdruck dieser letzteren, welcher am 27. Oktober 1836 in den „Münchener gelehrten Anzeigen", nach den *philosophical transactions*, mit folgenden Worten gegeben wird: „verschiedene durchsichtige Substanzen brechen die verschiedenen homogenen Lichter in sehr ungleichem Verhältnis [1]; so daſs das Spektrum, durch verschiedene brechende Mittel erzeugt, bei übrigens gleichen Umständen, eine sehr verschiedene Ausdehnung erlangt." — Wenn die Verlängerung des Spektrums überhaupt von der ungleichen Brechbarkeit der homogenen Lichter selbst herrührte, so müſste sie überall dem Grade der Brechung gemäſs ausfallen, und demnach könnte nur infolge gröſserer Brechungskraft eines Mittels gröſsere Verlängerung des Bildes entstehen. Ist nun aber dies nicht der Fall, sondern giebt von zwei, gleich stark brechenden Mitteln das eine ein längeres, das andere ein kürzeres Spektrum, so beweist dies, daſs die Verlängerung des Spectri nicht direkte Wirkung der Brechung, sondern bloſs Wirkung eines die Brechung begleitenden Accidens sei. Ein solches nun sind die dabei entstehenden Nebenbilder: diese können sehr wohl, bei gleicher Brechung, nach Beschaffenheit der brechenden Substanz, sich mehr oder weniger vom Hauptbilde entfernen.

Sollte man nicht meinen, daſs Betrachtungen dieser Art den Newtonianern die Augen öffnen müſsten? Freilich wohl, wenn man noch nicht weiſs, wie groſs und wie entsetzlich der Einfluſs ist, den auf die Wissenschaften, ja auf alle geistigen Leistungen, der Wille ausübt, d. h. die Neigungen, und noch eigentlicher zu reden, die schlechten Neigungen. Der englische Maler und Gallerieinspektor Eastlake hat, 1840, eine so überaus vortreffliche englische Übersetzung der Farbenlehre Goethe's geliefert, daſs sie das Original vollkommen wiedergiebt und dabei sich leichter liest, ja leichter zu verstehen ist, als dieses. Da muſs man nun sehen, wie Brewster,

[1]) jedoch die Summe derselben, das weiſse Licht, in gleichem! setze ich ergänzend hinzu. (Anm. Schopenhauers.)

der sie in der „Edinburgh review“ recensiert, sich dazu gebärdet, nämlich ungefähr so, wie eine Tigerin, in deren Höhle man dringt, ihr die Jungen zu entreifsen. Ist etwa das der Ton der ruhigen und sichern Überzeugung, dem Irrtum eines grofsen Mannes gegenüber? Es ist vielmehr der Ton des intellektuellen schlechten Gewissens; welches, mit Schrecken, das Recht auf der andern Seite spürt und nun entschlossen ist, die ohne Prüfung gedankenlos angenommene Scheinwissenschaft, durch deren Festhalten man sich bereits kompromittiert hat, jetzt als Nationaleigentum πυξ και λαξ zu verteidigen. Wird nun also, bei den Engländern, die Newtonische Farbenlehre als Nationalsache genommen, so wäre eine gute französische Übersetzung des Goethe'schen Werkes höchst wünschenswert: denn von der französischen Gelehrtenwelt, als einer insofern neutralen, wäre allerdings Gerechtigkeit zu hoffen; wenngleich auch von ihrer Befangenheit in der Newtonischen Farbenlehre einstweilen belustigende Proben vorkommen. So z. B. erzählt im *Journal des savants,* April 1836, Biot mit Herzensbeifall, wie Arago gar pfiffige Experimente angestellt habe, um zu ermitteln, ob nicht etwa die 7 homogenen Lichter eine ungleiche Schnelligkeit der Fortpflanzung hätten; so dafs von den veränderlichen Fixsternen, die bald näher, bald ferner stehen, etwa das rote, oder das violette Licht zuerst anlangte und daher der Stern successiv verschieden gefärbt erschiene: er hätte aber am Ende glücklich herausgebracht, dafs dem doch nicht so wäre. *Sancta simplicitas!* — Recht artig macht es auch Herr Becquerel, der in einem *mémoire présenté à l'académie des sciences le 13 Juin 1842,* vor der Akademie, das alte Lied von frischem anstimmt, als wäre es ein neues: *si on refracte un faisceau (!) de rayons solaires à travers un prisme, on distingue assez nettement* (hier klopft das Gewissen an) *sept sortes de couleurs, qui sont: le rouge, l'orangé, le jaune, le vert, le bleu, l'indigo* (diese Mischung von $^3/_4$ Schwarz mit $^1/_4$ Blau soll im Lichte stecken!) *et le violet.* Da Hr. Becquerel dieses Stück aus dem Newtonischen Credo, 32 Jahre nach dem Erscheinen der Goethe'schen Farbenlehre, noch so unbefangen und furchtlos abzusingen sich nicht entblödet, so könnte man sich versucht fühlen, ihm *assez nettement* zu deklarieren: „entweder ihr seid blind, oder ihr lügt.“ Allein man würde ihm doch Unrecht thun: denn

es liegt blofs daran, dafs Herr Becquerel dem Newton mehr glaubt, als seinen eigenen, zwei offenen Augen. Das wirkt die Newton-Superstition. —

Was aber die Deutschen betrifft, so entspricht ihr Urteil über Goethe's Farbenlehre den Erwartungen, die man sich zu machen hat von einer Nation, welche einen geist- und verdienstlosen, Unsinn schmierenden, und durchaus hohlen Philosophaster, wie Hegel, 30 Jahre lang als den gröfsten aller Denker und Weisen präkonisieren konnte, und zwar in einem solchen Tutti, dafs ganz Europa davon wiederhallte. Wohl weifs ich, dafs *desipere est juris gentium*, d. h. dafs jeder das Recht hat, zu urteilen, wie er's versteht und wie's ihm beliebt: dafür aber wird er sich dann auch gefallen lassen, von Nachkommen und zuvor noch von Nachbarn nach seinen Urteilen beurteilt zu werden. Denn auch hier giebt es noch eine Nemesis.

§. 108.

Am Schlusse dieser chromatologischen Nachträge will ich noch ein Paar artige Thatsachen beibringen, welche zur Bestätigung des von Goethen aufgestellten Grundgesetzes der physischen Farben dienen, von ihm selbst aber nicht bemerkt worden sind.

Wenn man, in einem finstern Zimmer, die Elektricität des Konduktors in eine luftleere Glasröhre einströmen läfst, so erscheint dies elektrische Licht sehr schön violett. Hier ist, eben wie bei den blauen Flammen, das Licht selbst zugleich das trübe Mittel: denn es ist kein wesentlicher Unterschied, ob das erleuchtete Trübe, durch welches man ins Dunkle sieht, eigenes oder reflektiertes Licht ins Auge wirft. Weil aber hier dies elektrische Licht ein überaus dünnes und schwaches ist, verursacht es, ganz nach Goethe's Lehre, violett; statt dafs auch die schwächste Flamme, wie die des Spiritus, Schwefels u. s. w. schon blau verursacht. —

Ein alltäglicher und vulgarer, aber von Goethen übersehener Beleg zu seiner Theorie ist, dafs manche, mit rotem Wein oder dunkelm Bier gefüllte Bouteillen, nachdem sie längere Zeit im Keller gestanden haben, oft eine beträchtliche Trübung des Glases, durch einen Ansatz im Innern, erleiden, infolge welcher sie alsdann, bei auffallendem Lichte, hellblau erscheinen, und ebenso, wenn man, nachdem sie ausgeleert sind, etwas Schwarzes dahinter hält: bei durchscheinendem

Lichte hingegen zeigen sie die Farbe der Flüssigkeit, oder, wenn leer, des Glases. —

Die gefärbten Ringe, welche sich zeigen, wenn man zwei geschliffene Spiegelgläser, oder auch konvex geschliffene Gläser, mit den Fingern fest zusammenpreſst, erkläre ich mir auf folgende Weise. Das Glas ist nicht ohne Elasticität. Daher giebt, bei jener starken Kompression, die Oberfläche etwas nach und wird eingedrückt: dadurch verliert sie für den Augenblick die vollkommene Glätte und Ebenheit, wodurch denn eine gradweise zunehmende Trübung entsteht. Wir haben also auch hier ein trübes Mittel, und die verschiedenen Abstufungen seiner Trübung, bei teils auffallendem, teils durchgehendem Licht, verursachen die farbigen Ringe. Läſst man das Glas los, so stellt alsbald die Elasticität seinen vorigen Zustand wieder her, und die Ringe verschwinden. Newton legte eine Linse auf die Glasplatte; daher nennt man die Ringe die Newtonischen. Auf die Kurve dieser Linse und den Raum zwischen ihr und ihrer Tangente gründet die heutige Undulationstheorie ihre Berechnung der Schwingungszahlen der Farben; wobei sie die Luft in jenem Zwischenraum als vom Glas verschiedenes Medium, und demnach Brechung und homogene Lichter annimmt. Alles ganz fabelhaft. (S. die Darstellung der Sache in Ule's „Die Natur“ 1859, 30. Juni No. 26.) Es ist gar keine Linse dazu nötig: zwei Spiegelgläser, mit dem Finger gedrückt, leisten es am besten, und um so besser, je länger man sie bald hier, bald da drückt; wobei gar kein Zwischenraum nebst Luftschicht bleibt, da sie pneumatisch an einander hängen. Ebenso sind die Farben der Seifenblasen die Wirkung wechselnder lokaler Trübungen dieses halb durchsichtigen Stoffes; ebenso die einer Terpentinschicht u. s. w.

Goethe hatte den treuen, sich hingebenden, objektiven Blick in die Natur der Sachen; Newton war bloſs Mathematiker, stets eilig nur zu messen und zu rechnen, und zu dem Zweck eine aus der oberflächlich aufgefaſsten Erscheinung zusammengeflickte Theorie zum Grunde legend. Dies ist die Wahrheit: schneidet Gesichter wie ihr wollt!

Hier mag nun noch ein Aufsatz dem gröſseren Publiko mitgeteilt werden, mit welchem ich mein Blatt des, bei Gelegenheit des hundertjährigen Geburtstages Goethe's, im

Jahre 1849, von der Stadt Frankfurt eröffneten und in ihrer Bibliothek deponierten Albums auf beiden Seiten vollgeschrieben habe. — Der Eingang desselben bezieht sich auf die höchst imposanten Feierlichkeiten, mit denen jener Tag öffentlich daselbst begangen worden war. —

In das Frankfurter Goethe-Album.

Nicht bekränzte Monumente, noch Kanonensalven, noch Glockengeläute, geschweige Festmahle mit Reden, reichen hin, das schwere und empörende Unrecht zu sühnen, welches Goethe erleidet in Betreff seiner Farbenlehre. Denn, statt dafs die vollkommene Wahrheit und hohe Vortrefflichkeit derselben gerechte Anerkennung gefunden hätte, gilt sie allgemein für einen verfehlten Versuch, über welchen, wie jüngst eine Zeitschrift sich ausdrückte, die Leute vom Fache nur lächeln, ja, für eine mit Nachsicht und Vergessenheit zu bedeckende Schwäche des grofsen Mannes. — Diese beispiellose Ungerechtigkeit, diese unerhörte Verkehrung aller Wahrheit, ist nur dadurch möglich geworden, dafs ein stumpfes, träges, gleichgültiges, urteilsloses, folglich leicht betrogenes Publikum in dieser Sache sich aller eigenen Untersuchung und Prüfung, — so leicht auch, sogar ohne Vorkenntnisse, solche wäre, — begeben hat, um sie den „Leuten von Fach“, d. h. den Leuten, welche eine Wissenschaft nicht ihrer selbst, sondern des Lohnes wegen betreiben, anheimzustellen, und nun von diesen sich durch Machtsprüche und Grimassen imponieren läfst. Wollte nun einmal dieses Publikum nicht aus eigenen Mitteln urteilen, sondern, wie die Unmündigen, sich durch Autorität leiten lassen, so hätte doch wahrlich die Autorität des gröfsten Mannes, welchen, neben Kant, die Nation aufzuweisen hat, und noch dazu in einer Sache, die er, sein ganzes Leben hindurch, als seine Hauptangelegenheit betrieben hat, mehr Gewicht haben sollen, als die vieler Tausende solcher Gewerbsleute zusammengenommen. Was nun die Entscheidung dieser Fachmänner betrifft, so ist die ungeschminkte Wahrheit, dafs sie sich erbärmlich geschämt haben, als zu Tage kam, dafs sie das handgreiflich Falsche nicht nur sich hatten aufbinden lassen, sondern es hundert Jahre hindurch, ohne alle eigene Untersuchung und Prüfung, mit blindem Glauben, und andächtiger Bewunderung, verehrt, gelehrt und verbreitet hatten, bis denn zuletzt ein alter Poet gekommen war, sie eines

bessern zu belehren. Nach dieser, nicht zu verwindenden Demütigung haben sie alsdann, wie Sünder pflegen, sich verstockt, die späte Belehrung trotzig von sich gewiesen und durch ein, jetzt schon vierzigjähriges, hartnäckiges Festhalten am aufgedeckten und nachgewiesenen offenbar Falschen, ja, Absurden, zwar Frist gewonnen, aber auch ihre Schuld verhundertfacht. Denn *veritatem laborare nimis saepe, extingui nunquam*[1], hat schon Livius gesagt: der Tag der Enttäuschung wird, er mufs kommen: und dann? — Nun dann — „wollen wir uns gebärden wie wir können". (Egm. 3, 2.)

In den deutschen Staaten, welche Akademien der Wissenschaften besitzen, könnten die denselben vorgesetzten Minister des öffentlichen Unterrichts ihre, ohne Zweifel vorhandene, Verehrung Goethes nicht edler und aufrichtiger an den Tag legen, als wenn sie jenen Akademien die Aufgabe stellten, binnen gesetzter Frist, eine gründliche und ausführliche Untersuchung und Kritik der Goethe'schen Farbenlehre, nebst Entscheidung ihres Widerstreites mit der Newtonischen, zu liefern. Möchten doch jene hochgestellten Herren meine Stimme vernehmen und, da sie Gerechtigkeit für unsern gröfsten Toten anspricht, ihr willfahren, ohne erst die zu Rate zu ziehen, welche, durch ihr unverantwortliches Schweigen, selbst Mitschuldige sind. Dies ist der sicherste Weg, jene unverdiente Schmach von Goethen abzunehmen. Alsdann nämlich würde die Sache nicht mehr mit Machtsprüchen und Grimassen abzuthun sein und auch das unverschämte Vorgeben, dafs es hier nicht auf Urteil, sondern auf Rechnerei ankäme, sich nicht mehr hören lassen dürfen: vielmehr würden die Gildenmeister sich in die Alternative versetzt sehen, entweder der Wahrheit die Ehre zu geben, oder sich auf das allerbedenklichste zu kompromittieren. Daher läfst, unter dem Einflufs solcher Daumschrauben, sich etwas von ihnen hoffen; fürchten hingegen, nicht das geringste. Denn, wie sollten doch, bei ernstlicher und ehrlicher Prüfung, die Newtonischen Chimären, die augenfällig gar nicht vorhandenen, sondern blofs zu Gunsten der Tonleiter erfundenen sieben prismatischen Farben, das Rot, welches keines ist, und das einfache Urgrün, welches auf das deutlichste, vor unsern Augen, sich ganz naiv und unbefangen aus Blau und Gelb

[1]) Die Wahrheit ist sehr oft in Gefahr, wird jedoch niemals vernichtet.

zusammenmischt, zumal aber die Monstrosität der im lautern, klaren Sonnenlichte steckenden und verhüllten, dunkeln, sogar indigofarbnen, homogenen Lichter, dazu noch ihre verschiedene Refrangibilität, die jeder achromatische Operngucker Lügen straft, — wie sollten, sage ich, diese Märchen Recht behalten, gegen Goethe's klare und einfache Wahrheit, gegen seine auf ein grofses Naturgesetz zurückgeführte Erklärung aller Farbenerscheinungen, für welches die Natur überall und unter jedweden Umständen ihr unbestochenes Zeugnis ablegt! Ebenso gut könnten wir befürchten, das Einmaleins widerlegt zu sehen.

Qui non libere veritatem pronuntiat proditor veritatis est.[1])

Kapitel VIII.

Zur Ethik.

§. 109.

Physikalische Wahrheiten können viel äufsere Bedeutsamkeit haben; aber die innere fehlt ihnen. Diese ist das Vorrecht der intellektuellen und moralischen Wahrheiten, welche die höchsten Stufen der Objektivation des Willens zum Thema haben; während jene die niedrigsten. Z. B. wenn wir Gewifsheit darüber erlangten, dafs, wie man jetzt nur mutmafst, die Sonne am Äquator Thermoelektricität, diese den Magnetismus der Erde und dieser das Polarlicht verursacht, so wären diese Wahrheiten von vieler äufseren Bedeutsamkeit; an innerer aber arm. Beispiele von dieser letzteren hingegen liefern nicht nur alle hohen und wahren geistigen Philosopheme, sondern auch die Katastrophe jedes guten Trauerspiels, ja auch die Beobachtung des menschlichen Handelns in den extremen Äufserungen der Moralität und Immoralität desselben, also der Bosheit und Güte: denn in allem diesen tritt das Wesen hervor, dessen Erscheinung die Welt ist, und legt, auf der höchsten Stufe seiner Objektivation, sein Inneres zu Tage.

§. 110.

Dafs die Welt blofs eine physische, keine moralische, Bedeutung habe, ist der gröfste, der verderblichste, der fun-

[1]) Wer nicht frei die Wahrheit ausspricht, begeht einen Verrat an ihr.

damentale Irrtum, die eigentliche Perversität der Gesinnung, und ist wohl im Grunde auch das, was der Glaube als den Antichrist personifiziert hat. Dennoch und allen Religionen zum Trotz, welche sämtlich das Gegenteil davon behaupten und solches in ihrer mythischen Weise zu begründen suchen, stirbt jener Grundirrtum nie ganz auf Erden aus, sondern erhebt immer, von Zeit zu Zeit, sein Haupt von neuem, bis ihn die allgemeine Indignation abermals zwingt, sich zu verstecken.

So sicher aber auch das Gefühl einer moralischen Bedeutung der Welt und des Lebens ist, so ist dennoch die Verdeutlichung derselben und die Enträtselung des Widerspruchs zwischen ihr und dem Laufe der Welt so schwierig, dafs es mir aufbehalten bleiben konnte, das wahre, allein echte und reine, daher überall und allezeit wirksame Fundament der Moralität, nebst dem Ziele, welchem es zuführt, darzulegen; wobei ich zu sehr die Wirklichkeit des moralischen Hergangs auf meiner Seite habe, als dafs ich zu besorgen hätte, diese Lehre könne jemals noch wieder durch eine andere ersetzt und verdrängt werden.

So lange jedoch selbst meine Ethik noch von den Professoren unbeachtet bleibt, gilt auf den Universitäten das Kantische Moralprinzip, und unter seinen verschiedenen Formen ist die der „Würde des Menschen" jetzt am beliebtesten. Die Leerheit derselben habe ich bereits in meiner Abhandlung über das Fundament der Moral § 8, S. 166 (2. Aufl.) dargethan. Daher hier nur soviel. Wenn man überhaupt früge, worauf denn diese angebliche Würde des Menschen beruhe, so würde die Antwort bald dahin gehen, dafs es auf seiner Moralität sei. Also die Moralität auf der Würde, und die Würde auf der Moralität. — Aber hiervon auch abgesehen, scheint mir der Begriff der Würde auf ein am Willen so sündliches, am Geiste so beschränktes, am Körper so verletzbares und hinfälliges Wesen, wie der Mensch ist, nur ironisch anwendbar zu sein:

Quid superbit homo? cujus conceptio culpa,
Nasci poena, labor vita, necesse mori! [1]

[1] Was überhebt sich der Mensch? Ist doch seine Empfängnis Schuld, seine Geburt Strafe, sein Leben Mühe und sein Tod Notwendigkeit!

Daher möchte ich, im Gegensatz zu besagter Form des Kantischen Moralprinzips, folgende Regel aufstellen: bei jedem Menschen, mit dem man in Berührung kommt, unternehme man nicht eine objektive Abschätzung desselben nach Wert und Würde, ziehe also nicht die Schlechtigkeit seines Willens, noch die Beschränktheit seines Verstandes und die Verkehrtheit seiner Begriffe in Betrachtung; da ersteres leicht Hafs, letzteres Verachtung gegen ihn erwecken könnte: sondern man fasse allein seine Leiden, seine Not, seine Angst, seine Schmerzen ins Auge: — da wird man sich stets mit ihm verwandt fühlen, mit ihm sympathisieren und, statt Hafs oder Verachtung, jenes Mitleid mit ihm empfinden, welches allein die *αγαπη* [1]) ist, zu der das Evangelium aufruft. Um keinen Hafs, keine Verachtung gegen ihn aufkommen zu lassen, ist wahrlich nicht die Aufsuchung seiner angeblichen „Würde", sondern umgekehrt der Standpunkt des Mitleids der allein geeignete.

§. 111.

Die Buddhaisten gehen, infolge ihrer tieferen, ethischen und metaphysischen Einsichten, nicht von Kardinaltugenden, sondern von Kardinallastern aus, als deren Gegensätze, oder Verneinungen, allererst die Kardinaltugenden auftreten. Nach J. J. Schmidt's Geschichte der Ostmongolen, S. 7, sind die buddhaistischen Kardinallaster: Wollust, Trägheit, Zorn und Geiz. Wahrscheinlich aber mufs statt Trägheit Hochmut stehen: so nämlich werden sie angegeben in den *lettres édifiantes et curieuses*, édit. de 1819. Vol. 6, p. 372; woselbst jedoch noch der Neid, oder Hafs, als fünftes hinzukommt. Für meine Berichtigung der Angabe des hochverdienten J. J. Schmidt spricht noch die Übereinstimmung derselben mit den Lehren der, jedenfalls unter dem Einflufs des Brahmanismus und Buddhaismus stehenden Sufis.[2]) Auch diese nämlich stellen dieselben Kardinallaster, und zwar sehr treffend paarweise auf, so dafs die Wollust mit dem Geiz, und der Zorn mit dem Hochmut verschwistert auftritt. (Siehe Tholuck's Blütensammlung aus der morgenländischen Mystik, S. 206.) Wollust, Zorn und Geiz finden wir schon im Bhagavat Gita (XVI, 21.) als

[1]) Die christliche, uneigennützige, reine Liebe.
[2]) Siehe oben S. 9, Anm. 1.

Kardinallaster aufgestellt; welches das hohe Alter der Lehre bezeugt. Ebenfalls im Prabodha-Chandrodaya, diesem für die Vedantaphilosophie [1]) so höchst wichtigen philosophisch-allegorischen Drama treten diese drei Kardinallaster auf, als die drei Heerführer des Königs Leidenschaft, in seinem Krieg gegen den König Vernunft. [2]) Als die jenen Kardinallastern entgegengesetzten Kardinaltugenden würden sich ergeben Keuschheit und Freigebigkeit, nebst Milde und Demut. —

Vergleicht man nun mit diesen tiefgefafsten orientalischen Grundbegriffen der Ethik die so berühmten und viele tausendmal wiederholten Platonischen Kardinaltugenden, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Mäfsigkeit und Weisheit, so findet man sie ohne einen deutlichen, leitenden Grundbegriff und daher oberflächlich gewählt, zum Teil sogar offenbar falsch. Tugenden müssen Eigenschaften des Willens sein: Weisheit aber gehört zunächst dem Intellekt an. Die σωφροσυνη, welche von Cicero *temperantia* und im Deutschen Mäfsigkeit übersetzt wird, ist ein gar unbestimmter und vieldeutiger Ausdruck, unter welchen sich daher freilich mancherlei bringen läfst, — wie Besonnenheit, Nüchternheit, den Kopf oben behalten: er kommt wahrscheinlich von σωον εχειν το φρονειν [3]), oder wie Hierax bei Stobäos (Flor. tit. 5, § 60; vol. 1, p. 134 Gaisf.) sagt: . . . Ταυτην την ἀρετην σωφροσυνην ἐκαλεσαν σωτηριαν οὐσαν φρονησεως [4]). Tapferkeit ist gar keine Tugend, wiewohl bisweilen ein Diener, oder Werkzeug, derselben: aber sie ist auch eben so bereit, der gröfsten Nichtswürdigkeit zu dienen: eigentlich ist sie eine Temperamentseigenschaft. Schon Geulinx (Ethica, in praefatione) verwarf die Platonischen Kardinaltugenden und stellte diese auf: *diligentia*, *obedientia*, *justitia*, *humilitas* [5]); —

[1]) Siehe oben S. 9, Anm. 2.

[2]) Krishna-Miçra, Prabodha-Chandrodaya oder die Geburt des Begriffs. Ein theologisch-philosophisches Drama. Aus dem Sanskrit übersetzt, mit einem Vorwort eingeführt von Rosenkranz. 1842. (Anm. Schopenhauers.)

[3]) Einen gesunden Verstand haben.

[4]) Man nannte diese Tugend Mäfsigkeit oder Besonnenheit (Sophrosyne), weil sie die Erhaltung (Soteria) des Verstandes (der Phronesis) ist.

[5]) Achtsamkeit (= „fleifsiges Hinhören auf die Gebote der Vernunft“), Gehorsam (= „die Ausführung“ dieser Gebote),

offenbar schlecht. Die Chinesen nennen fünf Kardinaltugenden: Mitleid, Gerechtigkeit, Höflichkeit, Wissenschaft und Aufrichtigkeit (Journ. Asiatique, Vol. 9. p. 62). Sam. Kidd, China (London 1841, p. 197) benennt sie *benevolence, righteousness, propriety* (Anständigkeit), *wisdom and sincerity,* und giebt einen ausführlichen Kommentar zu jeder. — Das Christentum hat nicht Kardinal-, sondern Theologal-Tugenden: Glaube, Liebe und Hoffnung.

Der Punkt, an welchem die moralischen Tugenden und Laster des Menschen zuerst auseinandergehen, ist jener Gegensatz der Grundgesinnung gegen andere, welche nämlich entweder den Charakter des Neides, oder aber den des Mitleids annimmt. Denn diese zwei einander diametral entgegengesetzten Eigenschaften trägt jeder Mensch in sich, indem sie entspringen aus der ihm unvermeidlichen Vergleichung seines eigenen Zustandes mit dem der anderen: je nachdem nun das Resultat dieser auf seinen individuellen Charakter wirkt, wird die eine oder die andere Eigenschaft seine Grundgesinnung und die Quelle seines Handelns. Der Neid nämlich baut die Mauer zwischen Du und Ich fester auf: dem Mitleid wird sie dünn und durchsichtig; ja bisweilen reifst es sie ganz ein, wo dann der Unterschied zwischen Ich und Nicht-Ich verschwindet.

§. 112.

Die oben zur Sprache gekommene Tapferkeit, oder genauer der ihr zum Grunde liegende Mut (denn Tapferkeit ist nur der Mut im Kriege), verdient noch eine nähere Untersuchung. Die Alten zählten den Mut den Tugenden, die Feigheit den Lastern bei: dem christlichen Sinne, der auf Wohlwollen und Dulden gerichtet ist, und dessen Lehre alle Feindseligkeit, eigentlich sogar den Widerstand, verbietet, entspricht dies nicht; daher es bei den Neueren weggefallen ist. Dennoch müssen wir zugeben, dafs Feigheit uns mit einem edlen Charakter nicht wohl verträglich scheint; schon wegen der übergrofsen Besorglichkeit um die eigene Person, welche sich darin verrät. Der Mut nun aber läfst sich auch darauf zurückführen, dafs man den im gegen-

Gerechtigkeit (= „die Anpassung des ganzen Lebens an das als recht Erkannte"), Demut (= „die Erkenntnis unserer Schwäche und der Verzicht auf sich selbst." Siehe R. Falckenberg, Gesch. d. neueren Philos. S. 82).

wärtigen Augenblicke drohenden Übeln willig entgegengeht, um dadurch gröfseren, in der Zukunft liegenden, vorzubeugen; während die Feigheit es umgekehrt hält. Nun ist jenes erstere der Charakter der Geduld, welche eben in dem deutlichen Bewufstsein besteht, dafs es noch gröfsere Übel, als die eben gegenwärtigen, giebt und man durch heftiges Fliehen, oder Abwehren dieser jene herbeiziehen könnte. Demnach wäre denn der Mut eine Art Geduld, und weil eben diese es ist, die uns zu Entbehrungen und Selbstüberwindungen jeder Art befähigt, so ist, mittelst ihrer, auch der Mut wenigstens der Tugend verwandt.

Doch läfst er vielleicht noch eine höhere Betrachtungsweise zu. Man könnte nämlich alle Todesfurcht zurückführen auf einen Mangel an derjenigen natürlichen, daher auch blofs gefühlten Metaphysik, vermöge welcher der Mensch die Gewifsheit in sich trägt, dafs er in allen, ja in allem, ebensowohl existiert, wie in seiner eigenen Person, deren Tod ihm daher wenig anhaben kann. Eben aus dieser Gewifsheit hingegen entspränge demnach der heroische Mut, folglich (wie der Leser sich aus meiner Ethik erinnert) aus derselben Quelle mit den Tugenden der Gerechtigkeit und der Menschenliebe. Dies heifst nun freilich die Sache gar weit oben anfassen: jedoch ist aufserdem nicht wohl zu erklären, weshalb Feigheit verächtlich, persönlicher Mut hingegen edel und erhaben erscheint; da von keinem niedrigeren Standpunkt aus sich absehen läfst, weshalb ein endliches Individuum, welches sich selber alles, ja sich selber die Grundbedingung zum Dasein der übrigen Welt ist, nicht der Erhaltung dieses Selbst alles andere nachsetzen sollte. Daher wird eine ganz immanente, also rein empirische Erklärung, indem sie nur auf der Nützlichkeit des Mutes fufsen könnte, wohl nicht ausreichen. Hieraus mag es entsprungen sein, dafs Calderon einmal eine skeptische, aber beachtenswerte Ansicht über den Mut ausspricht, ja eigentlich die Realität desselben leugnet; und zwar thut er dies aus dem Munde eines alten, weisen Ministers, seinem jungen Könige gegenüber:

Que aunque el natural temor
En todos obra igualmente,
No mostrarle es ser valiente,
Y esto es lo que hace el valor.

La hija del aire, P. II. Jorn. 2.

„Denn obwohl die natürliche Furcht in allen auf gleiche Weise wirksam ist; so ist man dadurch, daſs man sie nicht sehen läſst, tapfer, und dieses eben macht die Tapferkeit aus.“

Die Tochter der Luft. T. II. A. 2.

Hinsichtlich der oben berührten Verschiedenheiten zwischen der Geltung des Mutes als Tugend bei den Alten und bei den Neueren, ist jedoch noch in Erwägung zu ziehen, daſs die Alten unter Tugend, *virtus*, *ἀρετη*, jede Trefflichkeit, jede an sich selbst lobenswerte Eigenschaft verstanden, sie mochte moralisch, oder intellektuell, ja allenfalls bloſs körperlich sein. Nachdem aber das Christentum die Grund-Tendenz des Lebens als eine moralische „nachgewiesen“ hatte, wurden unter dem Begriff der Tugend nur noch die moralischen Vorzüge gedacht. Inzwischen findet man den früheren Sprachgebrauch noch bei den älteren Latinisten, wie auch im Italienischen, wo ihn zudem der bekannte Sinn des Wortes *virtuoso* bezeugt. — Man sollte auf diesen weiteren Umfang des Begriffs Tugend bei den Alten die Schüler ausdrücklich aufmerksam machen; da er sonst leicht eine heimliche Perplexität bei ihnen erzeugt. Zu diesem Zweck empfehle ich besonders zwei uns vom Stobäos aufbehaltene Stellen: die eine, angeblich von einem Pythagoreer Metopos herrührende im 1. Titel seines Florilegiums § 64 (Vol. 1, p. 22 Gaisf.), wo die Tauglichkeit jedes Gliedes unseres Leibes für *ἀρετη* erklärt wird, und die andere in seinen Eclog. eth. L. II, cap. 7 (p. 272, ed. Heeren). Daselbst heiſst es geradezu *σκυτοτομου ἀρετην λεγεσθαι καθ' ἡν ἀποτελειν ἀριστον ὑποδημα δυναται*[1]). Hieraus erklärt es sich auch, warum in der Ethik der Alten von Tugenden und Lastern geredet wird, welche in der unserigen keine Stelle finden.

§. 113.

Wie die Stelle der Tapferkeit unter den Tugenden, so läſst auch die des Geizes unter den Lastern sich in Zweifel ziehen. Nur muſs man solchen nicht mit der Habsucht verwechseln, welche zunächst es ist, die das lateinische Wort *avaritia* ausdrückt. Wir wollen daher einmal das pro et contra über den Geiz auftreten lassen und abhören, wonach das Endurteil jedem anheimgestellt bleibe.

[1]) Die Tugend (= Tüchtigkeit) eines Schusters besteht darin, einen guten Schuh verfertigen zu können.

A. Nicht der Geiz ist ein Laster, sondern sein Gegenteil, die Verschwendung. Sie entspringt aus einer tierischen Beschränktheit auf die Gegenwart, gegen welche alsdann die noch in blofsen Gedanken bestehende Zukunft keine Macht erlangen kann, und beruht auf dem Wahn eines positiven und realen Wertes der sinnlichen Genüsse. Demgemäfs sind künftiger Mangel und Elend der Preis, um welchen der Verschwender diese leeren, flüchtigen, ja oft blofs eingebildeten Genüsse erkauft, oder auch seinen leeren, hirnlosen Dünkel an den Bücklingen seiner ihn im Stillen verlachenden Parasiten, und an dem Staunen des Pöbels und der Neider über seine Pracht weidet. Dieserhalb soll man ihn fliehen, wie einen Verpesteten, und, nachdem man sein Laster entdeckt hat, bei Zeiten mit ihm brechen; damit man nicht, wann späterhin die Folgen eintreten, entweder sie tragen zu helfen, oder aber die Rolle der Freunde des Timon von Athen zu spielen habe. — Imgleichen steht nicht zu erwarten, dafs der, welcher sein eigenes Vermögen leichtsinnig durchbringt, das eines andern, wenn es etwa in seine Hände gegeben ist, unangetastet lassen werde; sondern *sui profusus, alieni appetens,* hat Sallustius, sehr richtig zusammengestellt (Catil. c. 5). Daher führt Verschwendung nicht blofs zur Verarmung, sondern durch diese zum Verbrechen: die Verbrecher aus den bemittelten Ständen sind es fast alle infolge der Verschwendung geworden. Mit Recht sagt demnach der Koran (Sure 17, V. 29): „die Verschwender sind Brüder der Satane.“ (Siehe Sadi, übersetzt v. Graf. S. 254). Der Geiz hingegen hat den Überflufs in seinem Gefolge: und wann wäre dieser unerwünscht gekommen? Das aber mufs ein gutes Laster sein, welches gute Folgen hat. Der Geiz geht nämlich von dem richtigen Grundsatz aus, dafs alle Genüsse blofs negativ wirken, und daher eine aus ihnen zusammengesetzte Glückseligkeit eine Chimäre ist; dafs hingegen die Schmerzen positiv und sehr real sind. Daher versagt er sich jene, um sich vor diesen desto besser zu sichern: sonach wird das *sustine et abstine* seine Maxime. Und weil er ferner weifs, wie unerschöpflich die Möglichkeiten des Unglücks und zahllos die Wege der Gefahr sind, so häuft er die Mittel dagegen an, um sich, womöglich, mit einer dreifachen Schutzmauer zu umgeben. Wer kann denn sagen, wo die Vorsorge gegen Unfälle anfängt übertrieben zu werden?

nur der, welcher wüfste, wo die Tücke des Schicksals ihr Ende erreicht. Und sogar wenn die Vorsorge übertrieben wäre, würde dieser Irrtum höchstens ihm selbst, nicht andern zum Schaden gereichen. Wird er die Schätze, welche er auflegt, nie nötig haben; nun, so werden sie einst andern zu gute kommen, denen die Natur weniger Vorsorge verliehen hat. Dafs er bis dahin das Geld der Cirkulation entzieht, bringt gar keinen Nachteil: denn Geld ist kein Konsumtionsartikel: vielmehr ist es ein blofser Repräsentant der wirklichen, brauchbaren Güter; nicht selbst ein solches. Die Dukaten sind im Grunde selbst nur Rechenpfennige: nicht sie haben Wert, sondern das, was sie vertreten: dieses aber kann er gar nicht der Cirkulation entziehen. Zudem wird, durch sein Zurückhalten des Geldes, der Wert des übrigen, cirkulierenden, genau um so viel erhöht. — Wenn nun auch, wie man behauptet, mancher Geizige zuletzt das Geld unmittelbar und seiner selbst wegen liebt, so liebt dagegen, ebenso gewifs, mancher Verschwender die Ausgabe und das Verschleudern geradezu ihrer selbst wegen. — Die Freundschaft aber, oder gar Verwandtschaft mit dem Geizigen ist nicht nur gefahrlos, sondern erspriefslich, da sie grofsen Nutzen bringen kann. Denn jedenfalls werden die ihm Nächsten, nach seinem Tode, die Früchte seiner Selbstbeherrschung ernten: aber auch noch bei seinem Leben ist, in Fällen grofser Not, etwas von ihm zu hoffen, wenigstens immer noch mehr, als vom ausgebeutelten, selbst hülflosen und verschuldeten Verschwender. *Mas da el duro, que el desnudo* (mehr giebt der Hartherzige, als der Nackte) sagt ein spanisches Sprichwort. Diesem allen nun zufolge ist der Geiz kein Laster.

B. Er ist die Quintessenz der Laster! — Wenn physische Genüsse den Menschen von der rechten Bahn ableiten, so trägt seine sinnliche Natur, das Tierische in ihm, die Schuld. Er wird eben vom Reize hingerissen und handelt, vom Eindruck der Gegenwart überwältigt, ohne Überlegung. — Hingegen wenn er durch Körperschwäche, oder Alter, dahin gekommen ist, dafs die Laster, die er nie verlassen konnte, endlich ihn verlassen, indem seine Fähigkeit zu sinnlichen Genüssen erstorben ist; da überlebt, wenn er sich zum Geize wendet, die geistige Gier die fleischliche. Das Geld, als welches der Repräsentant aller Güter der Welt, das Ab-

straktum derselben ist, wird jetzt der dürre Stamm, an welchen seine abgestorbenen Begierden, als Egoismus in abstracto, sich klammern. Sie regenerieren sich nunmehr in der Liebe zum Mammon. Aus der flüchtigen, sinnlichen Begierde ist eine überlegte und berechnende Gier nach Gelde geworden, welche, wie ihr Gegenstand, symbolischer Natur und, wie er, unzerstörbar ist. Es ist die hartnäckige, gleichsam sich selbst überlebende Liebe zu den Genüssen der Welt, die vollendete Unbekehrbarkeit, die sublimierte und vergeistigte Fleischeslust, der abstrakte Brennpunkt, in den alle Gelüste zusammengeschossen sind, zu welchen er daher sich verhält wie der allgemeine Begriff zum einzelnen Dinge. Dem entsprechend ist Geiz das Laster des Alters, wie Verschwendung das der Jugend.

§. 114.

Die soeben abgehörte *disputatio in utramque partem* ist allerdings geeignet, uns zur *Justemilieu*-Moral des Aristoteles hinzutreiben. Eben dieser ist auch noch die folgende Betrachtung günstig.

Jede menschliche Vollkommenheit ist einem Fehler verwandt, in welchen überzugehen sie droht; jedoch auch, umgekehrt, jeder Fehler, einer Vollkommenheit. Daher beruht der Irrtum, in welchen wir hinsichtlich eines Menschen geraten, oft darauf, dafs wir, im Anfang der Bekanntschaft, seine Fehler mit den ihnen verwandten Vollkommenheiten verwechseln, oder auch umgekehrt: da scheint uns dann der Vorsichtige feige, der Sparsame geizig; oder auch der Verschwender liberal, der Grobian gerade und aufrichtig, der Dummdreiste als mit edelem Selbstvertrauen auftretend, u. dgl. m.

§. 115.

Immer von neuem fühlt sich wer unter Menschen lebt zu der Annahme versucht, dafs moralische Schlechtigkeit und intellektuelle Unfähigkeit eng zusammenhängen, indem sie direkt einer Wurzel entsprössen. Dafs dem jedoch nicht so sei, habe ich im 2. Bande meines Hauptwerkes, Kap. 19, Nr. 8, ausführlich dargethan. Jener Anschein, der blofs daraus entspringt, dafs man beide so gar oft beisammen findet, ist gänzlich aus dem sehr häufigen Vorkommen beider zu erklären, infolgedessen ihnen leicht begegnet, unter einem Dache wohnen zu müssen. Dabei ist aber nicht zu leugnen,

dafs sie einander, zu gegenseitigem Vorteil, in die Hände spielen, wodurch denn die so unerfreuliche Erscheinung zu stande kommt, welche nur zu viele Menschen darbieten, und die Welt geht, wie sie geht. Namentlich ist der Unverstand dem deutlichen Sichtbarwerden der Falschheit, Niederträchtigkeit und Bosheit günstig; während die Klugheit diese besser zu verhüllen versteht. Und wie oft verhindert andrerseits die Perversität des Herzens den Menschen, Wahrheiten einzusehen, denen sein Verstand ganz wohl gewachsen wäre.

Jedoch, es überhebe sich keiner. Wie jeder, auch das gröfste Genie, in irgend einer Sphäre der Erkenntnis entschieden borniert ist und dadurch seine Stammverwandtschaft mit dem wesentlich verkehrten und absurden Menschengeschlechte beurkundet; so trägt auch jeder moralisch etwas durchaus Schlechtes in sich, und selbst der beste, ja edelste Charakter wird uns bisweilen durch einzelne Züge von Schlechtigkeit überraschen; gleichsam um seine Verwandtschaft mit dem Menschengeschlechte, unter welchem jeder Grad von Nichtswürdigkeit, ja Grausamkeit vorkommt, anzuerkennen. Denn gerade kraft dieses Schlechten in ihm, dieses bösen Prinzips, hat er ein Mensch werden müssen. Und aus demselben Grunde ist die Welt überhaupt das, als was mein treuer Spiegel derselben sie gezeigt hat.

Bei dem allen jedoch bleibt, auch zwischen Menschen, der Unterschied unabsehbar grofs, und mancher würde erschrecken, wenn er den andern sähe, wie er ist. — O, um einen Asmodäus der Moralität, welcher seinem Günstlinge nicht blofs Dächer und Mauern, sondern den über alles ausgebreiteten Schleier der Verstellung, Falschheit, Heuchelei, Grimasse, Lüge und Trug durchsichtig machte, und ihn sehen liefse, wie wenig wahre Redlichkeit in der Welt zu finden ist, und wie so oft, auch wo man es am wenigsten vermutet, hinter allen den tugendsamen Aufsenwerken, heimlich und im innersten Recefs, die Unrechtlichkeit am Ruder sitzt. — Daher eben kommen die vierbeinigen Freundschaften so vieler Menschen besserer Art: denn freilich, woran sollte man sich von der endlosen Verstellung, Falschheit und Heimtücke der Menschen erholen, wenn die Hunde nicht wären, in deren ehrliches Gesicht man ohne Mifstrauen schauen kann? — Ist doch unsere civilisierte Welt nur eine grofse Maskerade. Man trifft daselbst Ritter, Pfaffen, Soldaten,

Doktoren, Advokaten, Priester, Philosophen, und was nicht alles an! Aber sie sind nicht was sie vorstellen: sie sind bloſse Masken, unter welchen, in der Regel, Geldspekulanten (moneymakers) stecken. Doch nimmt auch wohl einer die Maske des Rechts, die er sich dazu beim Advokaten geborgt hat, vor, bloſs um auf einen anderen tüchtig losschlagen zu können: wieder einer hat, zum selben Zwecke, die des öffentlichen Wohles und des Patriotismus gewählt; ein dritter die der Religion, der Glaubensreinigkeit. Zu allerlei Zwecken hat schon mancher die Maske der Philosophie, wohl auch der Philanthropie u. dgl. m. vorgesteckt. Die Weiber haben weniger Auswahl: meistens bedienen sie sich der Maske der Sittsamkeit, der Schamhaftigkeit, Häuslichkeit und Bescheidenheit. Sodann giebt es auch allgemeine Masken, ohne besonderen Charakter, gleichsam die Dominos, die man daher überall antrifft: dahin gehören die strenge Rechtlichkeit, die Höflichkeit, die aufrichtige Teilnahme und grinsende Freundlichkeit. Meistens stecken, wie gesagt, lauter Industrielle, Handelsleute und Spekulanten unter diesen sämtlichen Masken. In dieser Hinsicht machen den einzigen ehrlichen Stand die Kaufleute aus; da sie allein sich für das geben, was sie sind: sie gehen also unmaskiert herum; stehen daher auch niedrig im Rang — Es ist sehr wichtig, schon früh in der Jugend darüber belehrt zu werden, daſs man sich auf der Maskerade befinde. Denn sonst wird man manche Dinge gar nicht begreifen und aufkriegen können, sondern davor stehen ganz verdutzt, und zwar am längsten der, *cui ex meliori luto dedit praecordia Titan*[1]): der Art sind die Gunst, welche die Niederträchtigkeit findet, die Vernachlässigung, welche das Verdienst, selbst das seltenste und gröſste, von den Leuten seines Faches erleidet, das Verhaſstsein der Wahrheit und der groſsen Fähigkeiten, die Unwissenheit der Gelehrten in ihrem Fach, und daſs fast immer die echte Ware verschmäht, die bloſs scheinbare gesucht wird. Also werde schon der Jüngling belehrt, daſs auf dieser Maskerade die Äpfel von Wachs, die Blumen von Seide, die Fische von Pappe sind, und alles, alles Tand und Spaſs; und daſs von jenen zweien, die er dort so ernstlich mit einander handeln sieht, der eine lauter falsche Ware giebt und der andere sie mit Rechenpfennigen bezahlt.

1) Dessen Herz ein Gott aus besserm Stoffe schuf.

Aber ernstere Betrachtungen sind anzustellen und schlimmere Dinge zu berichten. Der Mensch ist im Grunde ein wildes, entsetzliches Tier. Wir kennen es blofs im Zustande der Bändigung und Zähmung, welcher Civilisation heifst: daher erschrecken uns die gelegentlichen Ausbrüche seiner Natur. Aber wo und wann einmal Schlofs und Kette der gesetzlichen Ordnung abfallen und Anarchie eintritt, da zeigt sich, was er ist. — Wer inzwischen auch ohne solche Gelegenheit sich darüber aufklären möchte, der kann die Überzeugung, dafs der Mensch an Grausamkeit und Unerbittlichkeit keinem Tiger und keiner Hyäne nachsteht, aus hundert alten und neuen Berichten schöpfen. Ein vollwichtiges Beispiel aus der Gegenwart liefert ihm die Antwort, welche die Britische Antisklavereigesellschaft, auf ihre Frage nach der Behandlung der Sklaven in den sklavenhaltenden Staaten der Nordamerikanischen Union, von der Nordamerikanischen Antisklavereigesellschaft im Jahre 1840 erhalten hat: *Slavery and the internal Slavetrade in the United States of North-America: being replies to questions transmitted by the British Antislavery-society to the American Antislavery-society.* Lond. 1841. 280 S. gr. 8. Dieses Buch macht eine der schwersten Anklageakten gegen die Menschheit aus. Keiner wird es ohne Entsetzen, wenige ohne Thränen aus der Hand legen. Denn was der Leser desselben jemals vom unglücklichen Zustande der Sklaven, ja von menschlicher Härte und Grausamkeit überhaupt, gehört, oder sich gedacht, oder geträumt haben mag, wird ihm geringfügig erscheinen, wenn er liest, wie jene Teufel in Menschengestalt, jene bigotten, kirchengehenden, streng den Sabbath beobachtenden Schurken, namentlich auch die anglikanischen Pfaffen unter ihnen, ihre unschuldigen schwarzen Brüder behandeln, welche durch Unrecht und Gewalt in ihre Teufelsklauen geraten sind. Dies Buch, welches aus trockenen, aber authentischen und dokumentierten Berichten besteht, empört alles Menschengefühl in dem Grade, dafs man, mit demselben in der Hand, einen Kreuzzug predigen könnte, zur Unterjochung und Züchtigung der sklavenhaltenden Staaten Nordamerikas. Denn sie sind ein Schandfleck der ganzen Menschheit. Ein anderes Beispiel aus der Gegenwart, da die Vergangenheit manchem nicht mehr gültig scheint, enthalten „Tschudi's Reisen in Peru“ 1846, an der

Beschreibung der Behandlung der peruvianischen Soldaten durch ihre Offiziere.[1]) — Aber wir brauchen die Beispiele nicht in der neuen Welt, dieser Kehrseite des Planeten, zu suchen. Ist es doch im Jahre 1848 zu Tage gekommen, dafs in England, nicht ein-, sondern, in kurzem Zeitraume, wohl hundertmal, ein Ehegatte den anderen, oder beide in Gemeinschaft ihre Kinder, eines nach dem anderen, vergiftet, oder auch sie durch Hunger und schlechte Pflege langsam zu Tode gemartert haben, blofs um von den Begräbnisvereinen (burial-clubs) die auf den Todesfall ihnen zugesicherten Begräbniskosten zu empfangen; zu welchem Zwecke sie ein Kind in mehrere, sogar bis in 20 solcher Vereine zugleich eingekauft haben. Man sehe hierüber die Times vom 20., 22. und 23. September 1848, welche Zeitung, blofs deswegen, auf Aufhebung der Begräbnisvereine dringt. Dieselbe Anklage wiederholt sie auf das heftigste am 12. Dezember 1853.

Freilich gehören Berichte dieser Art zu den schwärzesten Blättern in den Kriminalakten des Menschengeschlechts. Aber die Quelle von dem und allem Ähnlichen ist doch das innere und angeborene Wesen des Menschen, dieses Gottes κατ᾽ ἐξοχην der Pantheisten. Da nistet in jedem zunächst ein kolossaler Egoismus, der die Schranke des Rechts mit gröfster Leichtigkeit überspringt; wie dies das tägliche Leben im kleinen und die Geschichte, auf jeder Seite, im grofsen lehrt. Liegt denn nicht schon in der anerkannten Notwendigkeit des so ängstlich bewachten europäischen Gleichgewichts das Bekenntnis, dafs der Mensch ein Raubtier ist, welches, sobald es einen Schwächeren neben sich erspäht hat, unfehlbar über ihn herfällt? und erhalten wir nicht täglich die Bestätigung desselben im kleinen? — Zum grenzenlosen Egoismus unserer Natur gesellt sich aber noch ein, mehr oder weniger in jeder Menschenbrust vorhandener Vorrat von Hafs, Zorn, Neid, Geifer und Bosheit, angesammelt, wie das Gift in der Blase des Schlangenzahns, und nur auf Gelegenheit wartend, sich Luft zu machen, und dann

[1]) Ein Beispiel aus neuester Zeit findet man in *Mac Leod, travels in Eastern Africa* (London 1860), wo die unerhörte, kalt berechnende und wahrhaft teuflische Grausamkeit, mit der die Portugiesen in Mozambîque ihre Sklaven behandeln, berichtet wird. (Anm. Schopenhauers.)

wie ein entfesselter Dämon zu toben und zu wüten. Will kein grofser Anlafs dazu sich einfinden, so wird er am Ende den kleinsten benutzen, indem er ihn durch seine Phantasie vergröfsert,

Quantulacunque adeo est occasio, sufficit irae.[1])
Iuv. Sat. XIII, v. 183.

und wird dann es soweit treiben, wie er irgend kann und darf. Dies sehen wir im täglichen Leben, woselbst solche Eruptionen unter dem Namen „seine Galle über etwas ausschütten" bekannt sind. Auch will man wirklich bemerkt haben, dafs, wenn sie nur auf keinen Widerstand gestofsen sind, das Subjekt sich entschieden wohler danach befindet. Dafs der Zorn nicht ohne Genufs sei, sagt schon Aristoteles: *το οργιζεσθαι ηδυ*[2]) (Rhet. I, 11. II, 2.), wozu er noch eine Stelle aus dem Homer anführt, der den Zorn für süfser, als Honig erklärt. Aber nicht nur dem Zorn, sondern auch dem Hafs, der sich zu ihm wie die chronische zur akuten Krankheit verhält, giebt man sich so recht *con amore* hin:

Now hatred is by far the longest pleasure:
Men love in haste, but they detest at leisure.
Byron. Don Juan, C. 13, 6.
(Der Hafs gewährt gewifs den süfsern Trank:
Wir lieben flüchtig, aber hassen lang.)

Gobineau *(des races humaines)* hat den Menschen *l'animal méchant par excellence* genannt, welches die Leute übel nehmen, weil sie sich getroffen fühlen: er hat aber Recht: denn der Mensch ist das einzige Tier, welches andern Schmerz verursacht, ohne weiteren Zweck, als eben diesen. Die andern Tiere thun es nie anders, als um ihren Hunger zu befriedigen, oder im Zorn des Kampfes. Wenn dem Tiger nachgesagt wird, er töte mehr, als er auffresse: so würgt er alles doch nur in der Absicht, es zu fressen, und es liegt blofs daran, dafs, wie die französische Redensart es ausdrückt, *ses yeux sont plus grands que son estomac.* Kein Tier jemals quält, blofs um zu quälen; aber dies thut der Mensch, und dies macht den teuflischen Charakter aus, der weit ärger ist, als der blofs tierische. Von der Sache im grofsen ist schon geredet: aber auch im kleinen wird sie

[1]) So geringfügig die Veranlassung auch ist, so genügt sie doch dem Zorn.

[2]) Das Zürnen ist süfs.

deutlich; wo denn jeder sie zu beobachten täglich Gelegenheit hat. Z. B. wenn zwei junge Hunde mit einander spielen, so friedlich und lieblich anzusehen, — und ein Kind von 3 bis 4 Jahren kommt dazu; so wird es sogleich mit seiner Peitsche, oder Stock, heftig darein schlagen, fast unausbleiblich, und dadurch zeigen, dafs es schon jetzt *l'animal méchant par excellence* ist. Sogar auch die so häufige zwecklose Neckerei und der Schabernack entspringt aus dieser Quelle. Z. B. hat man etwa über irgend eine Störung oder sonstige kleine Unannehmlichkeit sein Mifsbehagen geäufsert, so wird es nicht an Leuten fehlen, die sie gerade deshalb zuwege bringen: *animal méchant par excellence!* Dies ist so gewifs, dafs man sich hüten soll, sein Mifsfallen an kleinen Übelständen zu äufsern; sogar auch umgekehrt sein Wohlgefallen an irgend einer Kleinigkeit. Denn im letztern Fall werden sie es machen wie jener Gefängniswärter, der, als er entdeckte, dafs sein Gefangener das mühsame Kunststück vollbracht hatte, eine Spinne zahm zu machen, und an ihr seine Freude hatte, sie sogleich zertrat: *l'animal méchant par excellence!* Darum fürchten alle Tiere instinktmäfsig den Anblick, ja die Spur des Menschen, — des *animal méchant par excellence.* Der Instinkt trügt hier nicht: denn allein der Mensch macht Jagd auf das Wild, welches ihm weder nützt, noch schadet.

Wirklich also liegt im Herzen eines jeden ein wildes Tier, das nur auf Gelegenheit wartet, um zu toben und zu rasen, indem es andern wehe thun und, wenn sie gar ihm den Weg versperren, sie vernichten möchte: es ist eben das, woraus alle Kampf- und Kriegslust entspringt; und eben das, welches zu bändigen und einigermafsen in Schranken zu halten die Erkenntnis, sein beigegebener Wächter, stets vollauf zu thun hat. Immerhin mag man es das radikale Böse nennen, womit wenigstens denen, welchen ein Wort die Stelle einer Erklärung vertritt, gedient sein wird. Ich aber sage: es ist der Wille zum Leben, der, durch das stete Leiden des Daseins mehr und mehr erbittert, seine eigene Qual durch das Verursachen der fremden zu erleichtern sucht. Aber auf diesem Wege entwickelt er sich allmählich zur eigentlichen Bosheit und Grausamkeit. Auch kann man hierzu die Bemerkung machen, dafs wie, nach Kant, die Materie nur durch den Antagonismus der Expansions- und Kontraktionskraft besteht, so die menschliche Gesellschaft

nur durch den des Hasses, oder Zorns, und der Furcht. Denn die Gehässigkeit unsrer Natur würde vielleicht jeden einmal zum Mörder machen, wenn ihr nicht eine gehörige Dosis Furcht beigegeben wäre, um sie in Schranken zu halten; und wiederum diese allein würde ihn zum Spott und Spiel jedes Buben machen, wenn nicht in ihm der Zorn bereit läge und Wache hielte.

Der schlechteste Zug in der menschlichen Natur bleibt aber die Schadenfreude, da sie der Grausamkeit enge verwandt ist, ja eigentlich von dieser sich nur wie Theorie von Praxis unterscheidet, überhaupt aber da eintritt, wo das Mitleid seine Stelle finden sollte, welches, als ihr Gegenteil, die wahre Quelle aller echten Gerechtigkeit und Menschenliebe ist. In einem andern Sinne dem Mitleid entgegengesetzt ist der Neid; sofern er nämlich durch den entgegengesetzten Anlafs hervorgerufen wird: sein Gegensatz zum Mitleid beruht also zunächst auf dem Anlafs, und erst infolge hiervon zeigt er sich auch in der Empfindung selbst. Daher eben ist der Neid, wenngleich verwerflich, doch noch einer Entschuldigung fähig und überhaupt menschlich; während die Schadenfreude teuflisch und ihr Hohn das Gelächter der Hölle ist. Sie tritt, wie gesagt, gerade da ein, wo Mitleid eintreten sollte; der Neid hingegen doch nur da, wo kein Anlafs zu diesem, vielmehr zum Gegenteil desselben vorhanden ist; und eben als dieses Gegenteil entsteht er in der menschlichen Brust, mithin so weit noch als eine menschliche Gesinnung: ja, ich befürchte, dafs keiner ganz frei davon befunden werden wird. Denn dafs der Mensch, beim Anblick fremden Genusses und Besitzes, den eigenen Mangel bitterer fühle, ist natürlich, ja unvermeidlich: nur sollte dies nicht seinen Hafs gegen den Beglückteren erregen: gerade hierin aber besteht der eigentliche Neid. Am wenigsten aber sollte dieser eintreten, wo nicht die Gaben des Glücks, oder Zufalls, oder fremder Gunst, sondern die der Natur der Anlafs sind; weil alles Angeborene auf einem metaphysischen Grunde beruht, also eine Berechtigung höherer Art hat und, so zu sagen, von Gottes Gnaden ist. Aber leider hält der Neid es gerade umgekehrt; es ist bei persönlichen Vorzügen am unversöhnlichsten; daher eben Verstand, und gar Genie, sich auf der Welt erst Verzeihung erbetteln müssen, wo immer sie nicht in der Lage sind, die Welt stolz und kühn ver-

achten zu dürfen. Wenn nämlich der Neid blofs durch Reichtum, Rang, oder Macht erregt worden ist, wird er noch oft durch den Egoismus gedämpft; indem dieser absieht, dafs von dem Beneideten vorkommendenfalls Hülfe, Genufs, Beistand, Schutz, Beförderung u. s. w. zu hoffen steht, oder dafs man wenigstens im Umgange mit ihm, von dem Abglanze seiner Vornehmigkeit beleuchtet, selbst Ehre geniefsen kann: auch bleibt hier die Hoffnung übrig, alle jene Güter einst noch selbst zu erlangen. Hingegen für den auf Naturgaben und persönliche Vorzüge, dergleichen bei Weibern die Schönheit, bei Männern der Geist ist, gerichteten Neid giebt es keinen Trost der einen und keine Hoffnung der andern Art; so dafs ihm nichts übrig bleibt, als die so Bevorzugten bitter und unversönlich zu hassen. Daher ist sein einziger Wunsch, Rache an seinem Gegenstand zu nehmen. Hierbei nun aber befindet er sich in der unglücklichen Lage, dafs alle seine Schläge machtlos fallen, sobald an den Tag kommt, dafs sie von ihm ausgegangen sind. Daher also versteckt er sich so sorgsam, wie die geheimen Wollustsünden, und wird nun ein unerschöpflicher Erfinder von Listen, Schlichen und Kniffen, sich zu verhüllen und zu maskieren, um ungesehen seinen Gegenstand zu verwunden. Da wird er z. B. die Vorzüge, welche sein Herz verzehren, mit unbefangenster Miene ignorieren, sie gar nicht sehen, nicht kennen, nie bemerkt, noch davon gehört haben, und wird so im Dissimulieren einen Meister abgeben. Er wird mit grofser Feinheit den, dessen glänzende Eigenschaften an seinem Herzen nagen, scheinbar als unbedeutend gänzlich übersehen, gar nicht gewahr werden und gelegentlich ganz vergessen haben. Dabei aber wird er, vor allen Dingen, bemüht sein, durch heimliche Machinationen, jenen Vorzügen alle Gelegenheit, sich zu zeigen und bekannt zu werden, sorgfältig zu entziehen. Sodann wird er über sie, aus dem Finstern, Tadel, Hohn, Spott und Verleumdung aussenden, der Kröte gleich, die aus einem Loch ihr Gift hervorspritzt. Nicht weniger wird er unbedeutende Menschen, oder auch das Mittelmäfsige, ja Schlechte, in derselben Gattung von Leistungen enthusiastisch loben. Kurz, er wird ein Proteus an Stratagemen, um zu verletzen, ohne sich zu zeigen. Aber was hilft es? das geübte Auge erkennt ihn doch. Ihn verrät schon die Scheu und die Flucht vor seinem Gegenstande, der daher, je glänzender er

ist, desto mehr allein steht; weshalb schöne Mädchen keine Freundinnen haben: ihn verrät sein Hafs ohne allen Anlafs, der bei der geringsten, ja oft nur eingebildeten Gelegenheit, zur heftigsten Explosion kommt. Wie ausgebreitet übrigens seine Familie sei, erkennt man an dem allgemeinen Lobe der Bescheidenheit, dieser zu Gunsten der platten Gewöhnlichkeit erfundenen, schlauen Tugend, welche dennoch, eben durch die in ihr an den Tag gelegte Notwendigkeit der Schonung der Armseligkeit, diese gerade ans Licht zieht. — Für unser Selbstgefühl freilich und unsern Stolz kann es nichts Schmeichelhafteres geben, als den Anblick des in seinem Verstecke lauernden und seine Machinationen betreibenden Neides; jedoch vergesse man nie, dafs, wo Neid ist, Hafs ihn begleitet und hüte sich, aus dem Neider einen falschen Freund werden zu lassen. Deshalb eben ist die Entdeckung desselben für unsere Sicherheit von Wichtigkeit. Daher soll man ihn studieren, um ihm auf die Schliche zu kommen; da er, überall zu finden, allezeit incognito einhergeht, oder auch, der giftigen Kröte gleich, in finstern Löchern lauert. Hingegen verdient er weder Schonung noch Mitleid, sondern die Verhaltungsregel sei:

Den Neid wirst nimmer du versöhnen:
So magst du ihn getrost verhöhnen.
Dein Glück, dein Ruhm ist ihm ein Leiden:
Magst drum an seiner Qual dich weiden.

Wenn man nun, wie hier geschehen, die menschliche Schlechtigkeit ins Auge gefafst hat und sich darüber entsetzen möchte, so mufs man alsbald den Blick auf den Jammer des menschlichen Daseins werfen; und wieder ebenso, wenn man vor diesem erschrocken ist, auf jene: da wird man finden, dafs sie einander das Gleichgewicht halten, und wird der ewigen Gerechtigkeit inne werden, indem man merkt, dafs die Welt selbst das Weltgericht ist, und zu begreifen anfängt, warum alles, was lebt, sein Dasein abbüfsen mufs, erst im Leben und dann im Sterben. So nämlich tritt das *malum poenae* mit dem *malum culpae* in Übereinstimmung. Vom selben Standpunkt aus verliert sich auch die Indignation über die intellektuelle Unfähigkeit der allermeisten, die uns im Leben so häufig anwidert. Also *miseria humana, nequitia humana* und *stultitia humana* entsprechen einander vollkommen, in diesem Sansara der

Buddhaisten[1]), und sind von gleicher Gröfse. Fassen wir aber einmal, auf besonderen Anlafs, eines von ihnen ins Auge und mustern es speziell, so scheint es alsbald die zwei anderen an Gröfse zu übertreffen: dies ist jedoch Täuschung und blofs Folge ihres kolossalen Umfanges.

Jegliches kündigt dieses Sansara an; mehr als alles jedoch die Menschenwelt, in welcher, moralisch, Schlechtigkeit und Niederträchtigkeit, intellektuell, Unfähigkeit und Dummheit in erschreckendem Mafse vorherrschen. Dennoch treten in ihr, wiewohl sehr sporadisch, aber doch stets von neuem uns überraschend, Erscheinungen der Redlichkeit, der Güte, ja, des Edelmuts, und ebenso auch des grofsen Verstandes, des denkenden Geistes, ja, des Genies auf. Nie gehen diese ganz aus: sie schimmern uns, wie einzelne glänzende Punkte, aus der grofsen dunkelen Masse entgegen. Wir müssen sie als ein Unterpfand nehmen, dafs ein gutes und erlösendes Prinzip in diesem Sansara steckt, welches zum Durchbruch kommen und das Ganze erfüllen und befreien kann.

§. 116.

Die Leser meiner Ethik wissen, dafs bei mir das Fundament der Moral zuletzt auf jener Wahrheit beruht, welche im Veda und Vedanta ihren Ausdruck hat an der stehend gewordenen mystischen Formel *tat twam asi* (dies bist du), welche mit Hindeutung auf jedes Lebende, sei es Mensch oder Tier, ausgesprochen wird und dann die Mahavakya, das grofse Wort, heifst.

In der That kann man die ihr gemäfs geschehenden Handlungen, z. B. die der Wohlthätigkeit, als den Anfang der Mystik betrachten. Jede, in reiner Absicht erzeigte Wohlthat giebt kund, dafs der, welcher sie ausübt, im geraden Widerspruch mit der Erscheinungswelt, in welcher das fremde Individuum von ihm selbst gänzlich gesondert dasteht, sich als identisch mit demselben erkennt. Demnach ist jede ganz uninteressierte Wohlthat eine mysteriöse Hand-

[1]) Sansara = die Erscheinungswelt, die Welt der Täuschung, des Elends und der Drangsal; eben die sinnliche Welt, in der wir leben, der Gegensatz zum Nirwana, jenes über alle Vorstellung und allen Begriff erhabenen Zustandes, der den absoluten Abschlufs des Sinnenlebens bildet, und in den uns die „Verneinung des Willens“ einführt.

lung, ein Mysterium: daher eben hat man, um Rechenschaft davon zu geben, zu allerlei Fiktionen seine Zuflucht nehmen müssen. Nachdem Kant dem Theismus alle anderen Stützen weggezogen hatte, liefs er ihm blofs die, dafs er die beste Deutung und Auslegung jener und aller ihr ähnlichen mysteriösen Handlungen abgäbe. Er liefs ihn demnach als eine zwar theoretisch unerweisliche, aber zum praktischen Behufe gültige Annahme bestehen. Dafs es ihm aber auch nur hiermit so ganz ernst gewesen sei, möchte ich bezweifeln. Denn die Moral mittelst des Theismus stützen, heifst sie auf Egoismus zurückführen; obgleich die Engländer, wie auch bei uns die untersten Klassen der Gesellschaft, gar nicht die Möglichkeit einer anderen Begründung absehen.

Das oben in Anregung gebrachte Wiedererkennen seines eigenen wahren Wesens in einem fremden, sich objektiv darstellenden Individuo tritt besonders schön und deutlich hervor in den Fällen, wo ein bereits rettungslos dem Tode anheimfallender Mensch noch mit ängstlicher Besorgnis und thätigem Eifer auf das Wohl und die Rettung anderer bedacht ist. Dieser Art ist die bekannte Geschichte von einer Magd, welche, nachts auf dem Hofe von einem tollen Hunde gebissen, sich rettungslos verloren gebend, nun den Hund packt und in den Stall schleppt, den sie verschliefst, damit kein anderer mehr sein Opfer werde. Ebenfalls jener Vorfall in Neapel, den Tischbein in einem seiner Aquarellbilder verewigt hat: vor der, dem Meere schnell zuströmenden Lava fliehend, trägt der Sohn den alten Vater auf dem Rücken: aber als nur noch ein schmaler Landstrich beide zerstörenden Elemente trennt, heifst der Vater den Sohn ihn niederlegen, um sich selbst durch laufen zu retten; weil sonst beide verloren sind. Der Sohn gehorcht und wirft im Scheiden noch einen Abschiedsblick auf den Vater. Dies stellt das Bild dar. Auch ist ganz dieser Art die historische Thatsache, welche Walter Scott mit seiner Meisterhand darstellt im Heart of Mid-Lothian, Chap. 2, wo nämlich, von zwei zum Tode verurteilten Delinquenten, der, welcher durch sein Ungeschick die Gefangennehmung des anderen veranlafst hatte, diesen, in der Kirche, nach der Sterbepredigt, durch kräftige Überwältigung der Wache, glücklich befreit, ohne dabei irgend einen Versuch für sich selbst zu unternehmen. Ja, hierher zu zählen, wenngleich es dem occi-

dentalischen Leser anstöfsig sein mag, ist auch die auf einem oft wiederholten Kupferstiche dargestellte Scene, wo der, um füsiliert zu werden, bereits knieende Soldat seinen Hund, der zu ihm will, eifrig mit dem Tuche zurückscheucht. — In allen Fällen dieser Art nämlich sehen wir ein seinem unmittelbaren persönlichen Untergange mit voller Gewifsheit entgegengehendes Individuum an seine eigene Erhaltung nicht mehr denken, um seine ganze Sorgfalt und Anstrengung auf die eines anderen zu richten. Wie könnte doch deutlicher das Bewufstsein sich aussprechen, dafs dieser Untergang nur der einer Erscheinung und also selbst Erscheinung ist, hingegen das wahre Wesen des Untergehenden, davon unberührt, in dem anderen fortbesteht, in welchem er es eben jetzt, wie seine Handlung verrät, so deutlich erkennt. Denn wie könnte, wenn dem nicht so wäre, sondern wir ein in der wirklichen Vernichtung begriffenes Wesen vor uns hätten, dieses noch, durch äufserste Anstrengung seiner letzten Kräfte, einen so innigen Anteil am Wohl und Fortbestand eines anderen beweisen? —

Es giebt in der That zwei entgegengesetzte Weisen, sich seines eigenen Daseins bewufst zu werden: einmal, in empirischer Anschauung, wie es von aufsen sich darstellt, als eines verschwindend kleinen, in einer, der Zeit und dem Raume nach, grenzenlosen Welt; als eines unter den tausend Millionen menschlicher Wesen, die auf diesem Erdball herumlaufen, gar kurze Zeit, alle 30 Jahre sich erneuernd; — dann aber, indem man in sein eigenes Inneres sich versenkt und sich bewufst wird, alles in allem und eigentlich das allein wirkliche Wesen zu sein, welches, zur Zugabe, sich in den anderen, ihm von aufsen gegebenen, nochmals, wie im Spiegel, erblickt. Dafs nun die erstere Erkenntnisweise blofs die durch das *principium individuationis* [1]) vermittelte Erscheinung erfasse, die andere aber ein unmittelbares Innewerden seiner selbst als des Dinges an sich sei, — ist eine Lehre, in der ich, der ersteren Hälfte nach, Kanten, in beiden aber den Veda für mich habe. Allerdings ist der einfache Einwand gegen die letztere Erkenntnisweise, sie setze voraus, dafs eines und dasselbe Wesen an verschiedenen Orten zugleich und doch in jedem ganz sein könne.

[1]) Siehe Bd. I, S. 137, Anm. 2.

Wenn nun gleich dieses, auf dem empirischen Standpunkt, die palpabelste Unmöglichkeit, ja eine Absurdität ist, so bleibt es dennoch vom Dinge an sich vollkommen wahr; weil jene Unmöglichkeit und Absurdität blofs auf den Formen der Erscheinung, die das *principium individuationis* ausmachen, beruht. Denn das Ding an sich, der Wille zum Leben, ist in jedem Wesen, auch dem geringsten, ganz und ungeteilt vorhanden, so vollständig, wie in allen, die je waren, sind und sein werden, zusammen genommen. Hierauf eben beruht es, dafs jedes Wesen, selbst das geringste, zu sich sagt: *dum ego salvus sim, pereat mundus*. Und in Wahrheit würde, wenn auch alle anderen Wesen untergingen, in diesem einen, übrig gebliebenen, doch noch das ganze Wesen an sich der Welt ungekränkt und unvermindert dastehen und jenes Untergangs als eines Gaukelspieles lachen. Dies ist freilich ein Schlufs *per impossibile*, welchem man, als ebenso berechtigt, diesen gegenüberstellen kann, dafs wenn irgend ein Wesen, auch nur das geringste, gänzlich vernichtet wäre, in und mit ihm die ganze Welt untergegangen sein würde. In diesem Sinne eben sagt der Mystiker Angelus Silesius:

„Ich weifs, dafs ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben:
Werd' ich zunicht; er mufs von Not den Geist aufgeben."

Um aber diese Wahrheit, oder wenigstens die Möglichkeit, dafs unser eigenes Selbst in andern Wesen existieren könne, deren Bewufstsein ein von dem unsrigen getrenntes und verschiedenes ist, auch vom empirischen Standpunkt aus einigermafsen absehen zu können, dürfen wir nur uns der magnetisierten Somnambulen erinnern, deren identisches Ich, nachdem sie erwacht sind, nichts von allen dem weifs, was sie den Augenblick vorher selbst gesagt, gethan und erlitten haben. Ein so ganz phänomeneller Punkt ist also das individuelle Bewufstsein, dafs sogar in demselben Ich deren zwei entstehen können, davon das eine nicht vom andern weifs.

Immer jedoch behalten Betrachtungen, wie die vorhergehenden, hier, in unserm judaisierten Occident, etwas sehr Fremdartiges: aber nicht so im Vaterlande des Menschengeschlechts, in jenem Lande, wo ein ganz anderer Glaube herrscht, ein Glaube, welchem gemäfs, auch noch heute, z. B. nach der Totenbestattung, die Priester, vor allem Volke und mit Begleitung der Instrumente, den Vedahymnus anstimmen, der also beginnt:

„Der verkörperte Geist, welcher tausend Häupter, tausend Augen, tausend Füfse hat, wurzelt in der Menschenbrust und durchdringt zugleich die ganze Erde. Dieses Wesen ist die Welt und alles, was je war und sein wird. Es ist das, was durch die Nahrung wächst, und das, was Unsterblichkeit verleihet. Dieses ist seine Gröfse: und darum ist es der allerherrlichste verkörperte Geist. Die Bestandteile dieser Welt machen einen Teil seines Wesens aus, und drei Teile sind Unsterblichkeit, im Himmel. Diese drei Teile haben sich aus der Welt emporgehoben; aber der eine Teil ist zurückgeblieben und ist das, was (durch die Seelenwanderung) die Früchte guter und böser Thaten geniefst und nicht geniefst" u. s. w. (nach Colebrooke, on the religious ceremonies of the Hindus, im 5. Bande der Asiatic researches S. 345 der Calcuttaer Ausg., auch in dessen Miscellaneous essays Vol. 1, p. 167).

Wenn man nun dergleichen Gesänge mit unsern Gesangbüchern vergleicht, wird man sich nicht mehr wundern, dafs die anglikanischen Missionarien am Ganges so erbärmlich schlechte Geschäfte machen und mit ihren Vorträgen über ihren *„maker"* [1]) bei den Brahmanen keinen Eingang finden.

[1]) *Maker* ist das deutsche „Macher" und auch, wie dieses, in *compositis* häufig, z. B. *watchmaker*, *shoemaker*, — Uhrmacher, Schuhmacher, u. a. m. *Our maker* „unser Macher" (französisch wäre es *„notre faiseur"* wiederzugeben) ist nun in englischen Schriften, Predigten und dem gemeinen Leben ein sehr gewöhnlicher und beliebter Ausdruck für „Gott"; welches ich, als für die englische Religionsauffassung höchst charakteristisch, zu bemerken bitte. Wie jedoch dem, in der Lehre des heiligen Veda erzogenen Brahmanen und dem ihm nacheifernden Vaisia, ja wie dem gesamten, vom Glauben an die Metempsychose und die Vergeltung durch sie durchdrungenen und bei jedem Vorgange im Leben ihrer eingedenken indischen Volke zu Mute werden mufs, wenn man ihm solche Begriffe aufdringen will, wird der unterrichtete Leser leicht ermessen. Von dem ewigen Brahm, welches in allem und in jedem da ist, leidet, lebt und Erlösung hofft, überzugehen zu jenem *maker* aus nichts, ist für die Leute eine schwere Zumutung. Ihnen wird nie beizubringen sein, dafs die Welt und der Mensch ein Machwerk aus nichts sei. Mit grofsem Rechte sagt daher der edle Verfasser des im Texte sogleich zu lobenden Buches, S. 15 desselben: „die Bemühungen der Missionarien werden fruchtlos bleiben: kein

Wer aber das Vergnügen geniefsen will, zu sehen, wie den absurden und unverschämten Prätensionen jener Herren,

irgend achtungswürdiger Hindu wird jemals ihren Vermahnungen nachgeben.“ Desgleichen S. 50, nach Darlegung der brahmanischen Grundlehren: „Zu hoffen, dafs sie, durchdrungen von diesen Ansichten, in denen sie leben, weben und sind, jemals sie aufgeben werden, um die christliche Lehre anzunehmen, ist, meiner festen Überzeugung nach, eine eitle Erwartung.“ Auch S. 68: „Und wenn, zu solchem Zweck, die ganze Synode der englischen Kirche Hand anlegte, würde es ihr, es wäre denn durch absoluten Zwang, wahrlich nicht gelingen, auch nur einen Menschen aus tausend in der grofsen indischen Bevölkerung zu bekehren.“ Wie richtig seine Vorhersagung gewesen, bezeugt noch jetzt, 41 Jahre später, ein langer Brief in den Times vom 6. November 1849, unterzeichnet Civis, der, wie aus demselben erhellt, von einem Manne herrührt, welcher lange in Indien gelebt hat. Darin heifst es unter anderm: „nie ist mir auch nur ein einziges Beispiel bekannt geworden, dafs in Indien ein Mensch, dessen wir uns rühmen dürften, zum Christentum bekehrt worden wäre; nicht einen Fall wüfste ich, wo es nicht einer gewesen wäre, der dem Glauben, den er annahm, zum Vorwurf, und dem, den er abschwur, zur Warnung gereichte. Die Proselyten, welche man bis jetzt gemacht, so wenige ihrer sind, haben daher blofs gedient, andere von der Nachfolge ihres Beispiels abzuschrecken.“ Nachdem auf diesen Brief Widerspruch erfolgt war, erscheint, zur Bekräftigung desselben, in den Times vom 20. November, ein zweiter, Sepahee unterschrieben, darin es heifst: „ich habe über 12 Jahre in der Präsidentur Madras gedient und während dieser langen Zeit nie ein einziges Individuum gesehen, welches sich auch nur nominell, vom Hinduismus, oder vom Islam, zur protestantischen Religion bekehrt hätte. So weit also stimme ich ganz mit Civis überein, und glaube, dafs fast alle Offiziere der Armee ein ähnliches Zeugnis ablegen werden.“ — Auch auf diesen Brief ist starker Widerspruch erfolgt: allein ich glaube, dafs solcher, wenn auch nicht von Missionarien, doch von Cousins der Missionarien herrührt: wenigstens sind es sehr gottselige Gegner. Mag also auch nicht alles, was sie anführen, ohne Grund sein, so messe ich denn doch den oben extrahierten, unbefangenen Gewährsmännern mehr Glauben bei. Denn bei mir findet, in England, der rote Rock mehr Glauben, als der schwarze, und alles, was daselbst zu Gunsten der Kirche, dieser so reichen und bequemen Versorgungsanstalt der mittellosen jüngern Söhne der gesamten Aristokratie, gesagt wird, ist mir *eo ipso* verdächtig. (Anm. Schopenhauers.)

schon vor 41 Jahren, ein englischer Offizier kühn und nachdrücklich entgegengetreten ist, der lese die *Vindication of the Hindoos from the aspersions of the reverend Claudius Buchanan, with a refutation of his arguments in favour of an ecclesiastical establishment in British India: the whole tending to evince the excellence of the moral system of the Hindoos; by a Bengal officer.* Lond. 1808. Der Verfasser setzt darin, mit seltener Freimütigkeit, die Vorzüge der hindostanischen Glaubenslehren vor den europäischen auseinander. Die kleine Schrift, welche deutsch etwa 5 Bogen füllen würde, verdiente noch jetzt übersetzt zu werden, da sie besser und aufrichtiger, als irgend eine mir bekannte, den so wohlthätigen praktischen Einflufs des Brahmanismus, sein Wirken im Leben und im Volke, darlegt, — ganz anders, als die aus geistlichen Federn geflossenen Berichte, die, eben als solche, wenig Glauben verdienen; hingegen übereinstimmend mit dem, was ich mündlich von englischen Offizieren, die ihr halbes Leben in Indien zugebracht hatten, vernommen habe. Denn um zu wissen, wie neidisch und ergrimmt die stets um ihre Pfründen zitternde anglikanische Kirche auf den Brahmanismus ist, mufs man z. B. das laute Gebelle kennen, welches vor einigen Jahren die Bischöfe im Parlament erhoben, Monate lang fortsetzten und, da die ostindischen Behörden, wie immer bei solchen Gelegenheiten, sich überaus zähe bezeigten, stets wieder aufs neue anstimmten, blofs über einige äufsere Ehrenbezeugungen, welche, wie billig, in Indien, von englischen Behörden, der uralten, ehrwürdigen Landesreligion erzeigt wurden, z. B. dafs, wann die Prozession mit den Götterbildern vorüberzieht, die Wache mit dem Offizier hübsch heraustritt und trommelt; ferner über die Lieferung roten Tuches, den Wagen von Jagernauth zu bedecken, u. dgl. m. Letztere ist wirklich jenen Herren zu Gefallen, nebst dem dabei erhobenen Pilger-Zoll, eingestellt worden. Inzwischen läfst das unabhängige Geifern jener sich selbst sehr-ehrwürdig nennenden Pfründen- und Allongenperücken-Träger über solche Dinge, nebst der noch ganz mittelalterlichen, heutzutage aber roh und pöbelhaft zu nennenden Weise, in der sie sich über die Urreligion unsers Geschlechts ausdrücken, imgleichen auch das schwere Ärgernis, welches sie daran nahmen, dafs Lord Ellenborough 1845 die Pforte der, i. J. 1022 von jenem fluchwürdigen Mahmud dem Gahznewiden

zerstörten Pagode von Sumenaut im Triumphzuge nach Bengalen zurückbrachte und den Brahmanen übergab, — dies alles, sage ich, läſst vermuten, daſs ihnen nicht unbekannt ist, wie sehr die meisten der Europäer, welche lange in Indien leben, in ihrem Herzen dem Brahmanismus zugethan werden und über die religiösen, wie die socialen Vorurteile Europas nur noch die Achsel zucken. „Das fällt alles ab, wie Schuppen, sobald man nur zwei Jahre in Indien gelebt hat“, — sagte zu mir einmal ein solcher. Sogar ein Franzose, jener sehr gefällige und gebildete Herr, der vor etwa zehn Jahren die Dewadassi (vulgo Bayaderen) in Europa begleitete, rief, als ich mit ihm auf die Religion jenes Landes zu sprechen kam, sogleich mit feuriger Begeisterung aus: *Monsieur, c'est la vraie religion!* — Höchst drollig hingegen ist, nebenbei gesagt, die gelassen lächelnde Süffisance, mit welcher einige servile deutsche Philosophaster, wie auch manche Buchstaben-Orientalisten, von der Höhe ihres rationalistischen Judentums auf Brahmanismus und Buddhaismus herabsehen. Solchen Herrlein möchte ich wahrlich ein Engagement bei der Affenkomödie auf der Frankfurter Messe vorschlagen; wenn anders die Nachkommen des Hanuman sie unter sich dulden wollen.

Ich denke, daſs, wenn der Kaiser von China oder der König von Siam und andere asiatische Monarchen europäischen Mächten die Erlaubnis, Missionäre in ihre Länder zu senden, erteilen, sie ganz und gar befugt wären, es nur unter der Bedingung zu thun, daſs sie ebensoviele buddhaistische Priester, mit gleichen Rechten, in das betreffende europäische Land schicken dürfen; wozu sie natürlich solche wählen würden, die in der jedesmaligen europäischen Sprache vorher wohlunterrichtet sind. Da würden wir einen interessanten Wettstreit vor Augen haben und sehen, wer am meisten ausrichtet.

Sogar die so phantastische, ja mitunter barocke indische Götterlehre, wie sie noch heute, so gut wie vor Jahrtausenden, die Religion des Volkes ausmacht, ist, wenn man den Sachen auf den Grund geht, doch nur die verbildlichte, d. h. mit Rücksicht auf die Fassungskraft des Volkes in Bilder eingekleidete und so personifizierte und mythisierte Lehre der Upanischaden, welche nun aus ihr jeder Hindu, nach Maſsgabe seiner Kräfte und Bildung herausspürt, oder fühlt, oder ahnet, oder sie durchschauend klar dahinter erblickt, —

während der rohe und bornierte englische Reverend, in seiner Monomanie, sie verhöhnt und lästert, — als Idolatry: er allein, meint er, wäre vor die rechte Schmiede gekommen. Hingegen war die Absicht des Buddha Schakya Muni, den Kern aus der Schale abzulösen, die hohe Lehre selbst von allem Bilder- und Götterwesen zu befreien und ihren reinen Gehalt sogar dem Volke zugänglich und faſslich zu machen. Dies ist ihm wundervoll gelungen, und daher ist seine Religion die vortrefflichste und durch die gröſste Anzahl von Gläubigen vertretene auf Erden. Er kann mit Sophokles sagen:

— ϑεοις μεν κ᾽αν ὁ μηδεν ὢν ὁμου
κρατος κατακτησαιτ᾽. ἐγω δε και διχα
κεινων πεποιϑα τουτ᾽ ἐπισπασειν κλεος.[1])

Ajax, 767—69.

Der christliche Fanatismus, welcher die ganze Welt zu seinem Glauben bekehren will, ist unverantwortlich. — Sir James Brooke (Rajah of Borneo), welcher einen Teil Borneos kolonisiert hat und einstweilen beherrscht, hat im September 1858 zu Liverpool vor einer Versammlung des Vereins für die Verbreitung des Evangeliums, also des Centrums der Missionen, eine Rede gehalten, darin er sagt: „Bei den Mohammedanern habt ihr keine Fortschritte gemacht, bei den Hindus habt ihr ganz und gar keine Fortschritte gemacht; sondern seid gerade noch auf dem Punkt, wo ihr waret am ersten Tage, da ihr Indien betreten habt.“ (Times, 29. Sept. 1858.) — Hingegen haben die christlichen Glaubensboten sich in anderer Hinsicht sehr nützlich und preiswürdig erwiesen, indem einige von ihnen uns vortreffliche und gründliche Berichte über den Brahmanismus und Buddhaismus und treue, sorgfältige Übersetzungen heiliger Bücher geliefert haben, wie solche ohne das con amore nicht möglich gewesen wären. Diesen Edeln widme ich folgende Reime:

Als Lehrer geht ihr hin:
Als Schüler kommt ihr wieder.
Von dem umschlei'rten Sinn
Fiel dort die Decke nieder.

[1]) „Mit Göttern mag vereint ein Nicht'ger auch
Sich wohl den Sieg erwerben; ich getraue mir
Auch ohne jene diesen Ruhm herbeizuziehn.“
(G. Thudichum.)

Wir dürfen daher hoffen, dafs einst auch Europa von aller jüdischen Mythologie gereinigt sein wird. Das Jahrhundert ist vielleicht herangerückt, in welchem die aus Asien stammenden Völker japhetischen Sprachstammes auch die heiligen Religionen der Heimat wieder erhalten werden: denn sie sind, nach langer Verirrung, für dieselben wieder reif geworden.

§. 117.

Nach meiner Preisschrift über die moralische Freiheit kann keinem denkenden Menschen zweifelhaft bleiben, dafs diese nirgends in der Natur, sondern nur aufserhalb der Natur zu suchen ist. Sie ist ein Metaphysisches, aber in der physischen Welt ein Unmögliches. Demnach sind unsere einzelnen Thaten keineswegs frei; hingegen ist der individuelle Charakter eines jeden anzusehen als seine freie That. Er selbst ist ein solcher, weil er, ein für allemal, ein solcher sein will. Denn der Wille selbst und an sich ist, auch sofern er in einem Individuo erscheint, also das Ur- und Grundwollen desselben ausmacht, von aller Erkenntnis unabhängig, weil ihr vorhergängig. Von ihr erhält er blofs die Motive, an denen er successive sein Wesen entwickelt und sich kenntlich macht, oder in die Sichtbarkeit tritt: aber er selbst ist, als aufser der Zeit liegend, unveränderlich, so lange er überhaupt ist. Daher kann jeder, als ein solcher, der er nun einmal ist, und unter den jedesmaligen Umständen, die aber ihrerseits nach strenger Notwendigkeit eintreten, schlechterdings nie etwas anderes thun, als was er jedesmal gerade jetzt thut. Demnach ist der ganze empirische Verlauf des Lebens eines Menschen, in allen seinen Vorgängen, grofsen und kleinen, so notwendig vorherbestimmt, wie der eines Uhrwerks. Dies entsteht im Grunde daraus, dafs die Art, wie die besagte, metaphysische freie That ins erkennende Bewufstsein fällt, eine Anschauung ist, welche Zeit und Raum zur Form hat, mittelst welcher nunmehr die Einheit und Unteilbarkeit jener That sich darstellt als auseinandergezogen in eine Reihe von Zuständen und Begebenheiten, die am Leitfaden des Satzes vom Grunde in seinen vier Gestalten, — und dies eben heifst notwendig, — eintreten. Das Resultat aber ist ein moralisches, nämlich dieses, dafs wir an dem was wir thun, erkennen was wir sind; wie wir an dem was wir leiden, erkennen was wir verdienen.

Hieraus folgt nun ferner, daſs die Individualität nicht allein auf dem *principio individuationis* beruht und daher nicht durch und durch bloſse Erscheinung ist; sondern daſs sie im Dinge an sich, im Willen des einzelnen, wurzelt: denn sein Charakter selbst ist individuell. Wie tief nun aber hier ihre Wurzeln gehen, gehört zu den Fragen, deren Beantwortung ich nicht unternehme.

Hierbei verdient in Erinnerung gebracht zu werden, daſs schon Platon, auf seine Weise, die Individualität eines jeden als dessen freie That darstellt, indem er ihn, infolge seines Herzens und Charakters, als einen solchen, wie er ist, mittelst der Metempsychose, geboren werden läſst. (Phädr., p. 325 sq., Vol. X. ed. Bip. — De legib. X, p. 106, ed. Bip.) — Auch die Brahmanen ihrerseits drücken die unveränderliche Bestimmtheit des angeborenen Charakters mythisch dadurch aus, daſs sie sagen, Brahma habe, bei der Hervorbringung jedes Menschen, sein Thun und sein Leiden, in Schriftzeichen auf seinen Schädel gegraben, denen gemäſs sein Lebenslauf ausfallen müsse. Als diese Schrift weisen sie die Zacken der Suturen der Schädelknochen nach. Der Inhalt derselben sei eine Folge seines vorhergegangenen Lebens und dessen Thuns. (Siehe Lettres édifiantes, édition de 1819, Vol. 6, p. 149, et Vol. 7, p. 135.) Dieselbe Einsicht scheint dem christlichen (sogar schon paulinischen) Dogma von der Gnadenwahl zum Grunde zu liegen.

Eine andere Folge des obigen, die sich empirisch durchgängig bestätigt, ist, daſs alle echten Verdienste, die moralischen, wie die intellektuellen, nicht bloſs einen physischen, oder sonst empirischen, sondern einen metaphysischen Ursprung haben, demnach a priori und nicht a posteriori gegeben, d. h. angeboren und nicht erworben sind, folglich nicht in der bloſsen Erscheinung, sondern im Ding an sich wurzeln. Daher leistet jeder im Grunde nur das, was schon in seiner Natur, d. h. eben in seinem Angeborenen, unwiderruflich feststeht. Die intellektuellen Fähigkeiten bedürfen zwar der Ausbildung; wie manche Naturprodukte der Zurichtung, um genieſsbar, oder sonst nutzbar, zu sein: wie aber hier keine Zurichtung das ursprüngliche Material ersetzen kann, so auch dort nicht. Daher eben sind alle bloſs erworbenen, angelernten, erzwungenen Eigenschaften, also Eigenschaften a posteriori, moralische wie intellektuelle,

eigentlich unecht, eiteler Schein, ohne Gehalt. Wie nun dies aus einer richtigen Metaphysik folgt, so lehrt es auch ein tieferer Blick in die Erfahrung. Sogar bezeugt es das grofse Gewicht, welches alle auf die Physiognomie und das Äufsere, also das Angeborene, jedes irgendwie ausgezeichneten Menschen legen und daher so begierig sind, ihn zu sehen. Die Oberflächlichen freilich und, aus guten Gründen, die gemeinen Naturen werden der entgegengesetzten Ansicht sein, um bei allem, was ihnen abgeht, sich getrösten zu können, es werde noch kommen. — So ist denn diese Welt nicht blofs ein Kampfplatz, für dessen Siege und Niederlagen die Preise in einer künftigen ausgeteilt werden; sondern sie selbst schon ist das jüngste Gericht, indem jeder Lohn und Schmach, je nach seinen Verdiensten, mitbringt; wie denn auch Brahmanismus und Buddhaismus, indem sie Metempsychose lehren, dies nicht anders wissen. —

§. 118.

Man hat die Frage aufgeworfen, was zwei Menschen, die in der Wildnis, jeder ganz einsam, aufgewachsen wären und sich zum erstenmale begegneten, thun würden: Hobbes, Pufendorf, Rousseau haben sie entgegengesetzt beantwortet. Pufendorf glaubte, sie würden sich liebevoll entgegenkommen; Hobbes hingegen, feindlich; Rousseau, sich schweigend vorübergehen. Alle drei haben Recht und Unrecht: gerade da würde sich die unermefsliche Verschiedenheit angeborener moralischer Disposition der Individuen in so hellem Lichte zeigen, dafs hier gleichsam der Mafsstab und Gradmesser derselben wäre. Denn Menschen giebt es, in denen der Anblick des Menschen sogleich ein feindliches Gefühl aufregt, indem ihr Innerstes den Ausspruch thut: „Nicht-Ich!“ — Und andere giebt es, bei welchen jener Anblick sogleich freundliche Teilnahme erregt; ihr Inneres sagt: „Ich noch einmal!“ — Dazwischen liegen unzählige Grade. — Aber dafs wir in diesem Hauptpunkt so grundverschieden sind, ist ein grofses Problem, ja ein Mysterium. Über diese Apriorität des moralischen Charakters giebt zu mannigfaltigen Betrachtungen Stoff des Dänen Bastholm Buch: „Historische Nachrichten zur Kenntnis des Menschen im rohen Zustande“. Ihm fällt es auf, dafs Geisteskultur und moralische Güte der Nationen sich als ganz unabhängig von einander erweisen, indem die eine

oft ohne die andere sich vorfindet. Wir werden dies daraus erklären, dafs die moralische Güte keineswegs aus der Reflexion entspringt, deren Ausbildung von der Geisteskultur abhängt; sondern gerade aus dem Willen selbst, dessen Beschaffenheit angeboren ist und der an sich selbst keiner Verbesserung durch Bildung fähig ist. Bastholm schildert nun die meisten Nationen als sehr lasterhaft und schlecht: hingegen hat er von einzelnen wilden Völkern die vortrefflichsten allgemeinen Charakterzüge mitzuteilen: so von den Orotchysen, den Bewohnern der Insel Sawu, den Tungusen und den Pelew-Insulanern. Da versuchte er das Problem zu lösen, woher es komme, dafs einzelne Völkerschaften so ausgezeichnet gut sind, unter lauter bösen Nachbarn. Mir scheint, es könne daraus erklärt werden, dafs, da die moralischen Eigenschaften vom Vater erblich sind, in obigen Fällen eine solche isolierte Völkerschaft aus einer Familie entstanden, mithin demselben Ahnherrn, der gerade ein guter Mann war, entsprossen ist und sich unvermischt erhalten hat. Haben doch auch, bei mancherlei unangenehmen Anlässen, wie Staatsschulden-Repudiationen, Raubzügen u. s. w., die Engländer den Nordamerikanern ins Gedächtnis gerufen, dafs sie von einer englischen Verbrecherkolonie abstammen; — wiewohl dies nur von einem geringen Teil derselben gelten kann.

§. 119.

Zu bewundern ist es, wie die Individualität jedes Menschen (d. h. dieser bestimmte Charakter mit diesem bestimmten Intellekt), gleich einem eindringenden Färbestoff, alle Handlungen und Gedanken desselben, bis auf die unbedeutendsten herab, genau bestimmt; infolge wovon der ganze Lebenslauf, d. h. die äufsere und innere Geschichte, des einen so grundverschieden von der des anderen ausfällt. Wie ein Botaniker an einem Blatte die ganze Pflanze erkennt; wie Cuvier aus einem Knochen das ganze Tier konstruierte; so kann man aus einer charakteristischen Handlung eines Menschen eine richtige Kenntnis seines Charakters erlangen, also ihn gewissermafsen daraus konstruieren; sogar auch wenn diese Handlung eine Kleinigkeit betrifft; ja dann oft am besten: denn bei wichtigeren Dingen nehmen die Leute sich in Acht; bei Kleinigkeiten folgen sie, ohne vieles Bedenken, ihrer Natur. Daher eben ist Seneca's Aus-

spruch so richtig: *argumenta morum ex minimis quoque licet capere* (ep. 52). Zeigt einer in solchen, durch sein absolut rücksichtsloses, egoistisches Benehmen, dafs die Gerechtigkeit der Gesinnung seinem Herzen fremd ist, so soll man ihm, ohne gehörige Sicherheit, keinen Groschen anvertrauen. Denn wer wird glauben, dafs der, welcher in allen anderen, nicht das Eigentum betreffenden Angelegenheiten, sich täglich ungerecht bezeugt und dessen grenzenloser Egoismus aus den kleinen, keiner Rechenschaft unterworfenen Handlungen des gemeinen Lebens überall hervorguckt, wie ein schmutziges Hemd aus den Löchern einer zerlumpten Jacke, — dafs ein solcher in den Angelegenheiten des Mein und Dein, ohne anderen Antrieb, als den der Gerechtigkeit, ehrlich sein werde? Wer im kleinen rücksichtslos ist, wird im grofsen ruchlos sein. — Wer die kleinen Charakterzüge unbeachtet läfst, hat es sich selber zuzuschreiben, wenn er nachmals aus den grofsen den betreffenden Charakter, zu seinem Schaden, kennen lernt. — Nach demselben Prinzip soll man auch mit sogenannten guten Freunden, selbst über Kleinigkeiten, wenn sie einen boshaften, oder schlechten, oder gemeinen Charakter verraten, sogleich brechen, um dadurch ihren grofsen schlechten Streichen vorzubeugen, die nur auf Gelegenheit warten, sich einzustellen. Dasselbe gilt von Dienern. Stets denke man: besser allein, als unter Verrätern.

Wirklich ist die Grundlage und Propädeutik zu aller Menschenkenntnis die Überzeugung, dafs das Handeln des Menschen, im ganzen und wesentlichen, nicht von seiner Vernunft und deren Vorsätzen geleitet wird; daher keiner dieses oder jenes dadurch wird, dafs er es, wenn auch noch so gern, sein möchte: sondern aus seinem angeborenen und unveränderlichen Charakter geht sein Thun hervor, wird näher und im besonderen bestimmt durch die Motive, ist folglich das notwendige Produkt dieser beiden Faktoren. Demgemäfs kann man das Handeln des Menschen sich veranschaulichen an dem Lauf eines Planeten, welcher das Resultat der diesem beigegebenen Tangential- und der von seiner Sonne aus wirkenden Centripetal-Kraft ist; wobei denn die erstere Kraft den Charakter, die letztere den Einflufs der Motive darstellt. Dies ist fast mehr als ein blofses Gleichnis; sofern nämlich die Tangentialkraft, von welcher eigent-

lich die Bewegung ausgeht, während sie von der Gravitation beschränkt wird, metaphysisch genommen, der in einem solchen Körper sich darstellende Wille ist.

Wer nun dieses begriffen hat, wird auch einsehen, dafs wir über das, was wir in einer zukünftigen Lage thun werden, eigentlich nie mehr, als eine Mutmafsung haben; obwohl wir diese oft für einen Entschlufs halten. Wenn z. B. ein Mensch, infolge eines Vorschlags, die Verbindlichkeit, beim Eintritt noch in der Zukunft liegender Umstände, dieses oder jenes zu thun, höchst aufrichtig und sogar sehr gern eingegangen ist, so ist hierdurch noch gar nicht ausgemacht, dafs er sie erfüllen werde; es sei denn, er wäre so beschaffen, dafs sein gegebenes Versprechen selbst und als solches stets und überall ein hinreichendes Motiv für ihn würde, indem es, mittelst der Rücksicht auf seine Ehre, wie ein fremder Zwang auf ihn wirkte. Aufserdem aber läfst sich was er, beim Eintritt jener Umstände, thun wird, ganz allein, jedoch mit völliger Gewifsheit vorherbestimmen aus einer richtigen und genauen Kenntnis seines Charakters und der äufseren Umstände, unter deren Einwirkung er alsdann gerät. Dies ist sogar sehr leicht, wenn man ihn schon einmal in der gleichen Lage gesehen hat: denn unfehlbar wird er das zweite Mal dasselbe thun, vorausgesetzt, dafs er schon beim ersten die Umstände richtig und vollkommen erkannt hatte; da, wie ich öfter bemerkt habe, *causa finalis non movet secundum suum esse reale, sed secundum esse cognitum*[1]. (Suarez, disp. metaph. disp. XXIII, sect. 7. et 8.) Was er nämlich das erste Mal nicht erkannt oder verstanden hatte, konnte dann auch nicht auf seinen Willen einwirken; eben wie ein elektrischer Prozefs stockt, wenn irgend ein isolierender Körper die Einwirkung eines Leiters hemmt. — Ungemein deutlich dringt die Unveränderlichkeit des Charakters und daraus hervorgehende Notwendigkeit der Handlungen sich dem auf, der, bei irgend einer Gelegenheit, sich nicht benommen hat, wie er gesollt, indem er etwa an Entschlossenheit, oder Festigkeit, oder Mut, oder sonstigen vom Augenblick geforderten Eigenschaften es hat fehlen lassen. Jetzt hinterher erkennt und bereut er sein unrichtiges Ver-

[1]) Das Motiv wirkt nicht nach dem, wie es wirklich ist, sondern nach dem, wie es erkannt wird.

fahren aufrichtig und denkt auch wohl: „Ja wenn mir das wieder geboten würde, da wollt' ich es anders machen!" Es wird ihm wieder geboten, der gleiche Fall tritt ein: und er macht es wieder ganz ebenso, — zu seiner grofsen Verwunderung. (Vergl. Welt als W. u. V. 3. Aufl. II, 251 fg.)

Zu der hier in Rede stehenden Wahrheit liefern uns durchgängig die beste Erläuterung Shakespeare's Dramen. Denn er war von ihr durchdrungen und seine intuitive Weisheit spricht sie in concreto auf jeder Seite aus. Ich will dies jedoch jetzt an einem Fall exemplifizieren, in welchem er es mit besonderer Deutlichkeit hervorhebt, wiewohl ohne Absichtlichkeit und Affektation, da er, als ein echter Künstler, nie von Begriffen ausgeht; sondern offenbar nur, um der psychologischen Wahrheit, wie er sie anschaulich und unmittelbar auffafst, zu genügen, unbekümmert darum, dafs es von wenigen recht beachtet und verstanden werden würde, und ohne Ahnung davon, dafs einst in Deutschland fade und flache Gesellen breit auseinandersetzen würden, dafs er seine Stücke geschrieben habe, um moralische Gemeinplätze zu illustrieren. Was nun ich hier meine, ist der Charakter des Grafen Northumberland, den wir durch drei Trauerspiele hindurchgeführt sehen, ohne dafs derselbe eigentlich als Hauptperson aufträte, vielmehr nur in wenigen Scenen, die in 15 Akte verteilt sind, vorkommt; daher wer nicht mit voller Aufmerksamkeit liest, den in so weiten Zwischenräumen dargestellten Charakter und die moralische Identität desselben leicht aus den Augen verlieren kann; so fest ihn auch der Dichter vor den seinigen behalten hat. Er läfst diesen Grafen überall mit edlem, ritterlichem Anstande auftreten, eine diesem angemessene Sprache reden, ja hat ihm mitunter sehr schöne und selbst erhabene Stellen in den Mund gelegt; indem er weit davon entfernt ist, es zu machen wie Schiller, der gern den Teufel schwarz malt, und dessen moralische Billigung, oder Mifsbilligung, der von ihm dargestellten Charaktere durch ihre eigenen Worte durchklingt. Sondern bei Shakespeare, und auch so bei Goethe, hat jeder, während er dasteht und redet, vollkommen Recht, und wäre er der Teufel selbst. Man vergleiche in dieser Hinsicht den Herzog Alba bei Goethe und bei Schiller. — Die Bekanntschaft des Grafen Northumberland also machen wir schon in Richard II., wo er der erste ist, eine Verschwörung gegen den König anzu-

zetteln, zu Gunsten des Bolingbroke, nachherigen Heinrich's IV., welchem er auch schon (Akt 2, Sc. 3) persönlich schmeichelt. Im folgenden Akt erleidet er eine Zurechtweisung, weil er, vom Könige redend, schlechtweg Richard gesagt hat, versichert jedoch, es blofs beliebter Kürze halber gethan zu haben. Bald darauf bewegt seine hinterlistige Rede den König zur Kapitulation. Im folgenden Akt behandelt er diesen, beim Kronentsagungsaktus, mit solcher Härte und Schnöde, dafs der unglückliche, gebrochene Monarch doch noch einmal die Geduld verliert und ausruft: „Teufel! du quälst mich, noch ehe ich in der Hölle bin.“ Am Schlusse berichtet er dem neuen Könige, dafs er die abgeschlagenen Köpfe der Anhänger des vorigen nach London gesandt habe. — Im folgenden Trauerspiele, Heinrich IV., zettelt er, ganz ebenso, eine Verschwörung gegen den neuen König an. Im vierten Akte sehen wir diese Rebellen, vereinigt, sich zur morgenden Hauptschlacht vorbereiten, nur auf ihn und seine Heeresabteilung mit Ungeduld wartend. Da kommt endlich ein Brief von ihm: er selbst wäre krank, seine Heeresmacht aber könne er einem andern nicht anvertrauen, jedoch sollten sie nur mutig fortfahren und tapfer darauf losgehen. Sie thun es: aber durch sein Ausbleiben bedeutend geschwächt, werden sie gänzlich geschlagen, die meisten ihrer Häupter gefangen und sein eigener Sohn, der heldenmütige Hotspur, fällt von der Hand des Kronprinzen. — Wieder im folgenden Stücke, dem zweiten Teile Heinrich's IV., sehen wir ihn durch den Tod dieses Sohnes in den wildesten Zorn versetzt und wütend Rache schnauben. Er facht daher die Rebellion wieder an: die Häupter derselben sammeln sich aufs neue. Wie nun diese, im vierten Akte, eben die Hauptschlacht zu liefern haben und nur noch darauf warten, dafs er zu ihnen stofse, kommt ein Brief: er habe die genügende Heeresmacht nicht zusammenziehen können, werde daher für jetzt seine Sicherheit in Schottland suchen, wünsche jedoch von Herzen ihrem heldenmütigen Unternehmen den besten Erfolg. Worauf sie sich dem König unter einer Konvention ergeben, die nicht gehalten wird, und so zu Grunde gehen. —

Weit entfernt also, dafs der Charakter das Werk vernünftiger Wahl und Überlegung wäre, hat der Intellekt beim Handeln nichts weiter zu thun, als dem Willen die Motive vorzuhalten: dann aber mufs er, als blofser Zuschauer und

Zeuge, zusehen, wie aus ihrer Wirkung auf den gegebenen Charakter der Lebenslauf sich gestaltet, dessen sämtliche Vorgänge, genau genommen, mit derselben Notwendigkeit eintreten, wie die Bewegungen eines Uhrwerks; worüber ich auf meine Preisschrift von der Willensfreiheit verweise. Die hierbei nichtsdestoweniger stattfindende Illusion einer gänzlichen Freiheit des Willens, bei jeder einzelnen Handlung, habe ich ebendaselbst auf ihre wahre Bedeutung und ihren Ursprung zurückgeführt und dadurch die bewirkende Ursache derselben angegeben, welcher ich hier nur noch die Endursache beigeben will, in folgender teleologischer Erklärung jenes natürlichen Scheins. Indem die Freiheit und Ursprünglichkeit, welche in Wahrheit allein dem intelligibeln Charakter eines Menschen, dessen bloſse Auffassung durch den Intellekt sein Lebenslauf ist, zukommt, jeder einzelnen Handlung anzuhängen scheint und so das ursprüngliche Werk, für das empirische Bewuſstsein, scheinbar in jeder einzelnen Handlung aufs neue vollbracht wird, so erhält hierdurch unser Lebenslauf die gröſstmöglichste moralische νουτέθησις, indem sämtliche schlechte Seiten unsers Charakters uns dadurch erst recht fühlbar werden. Jede That nämlich begleitet das Gewissen mit dem Kommentar „du könntest auch anders handeln“, — obwohl dessen wahrer Sinn ist: „Du könntest auch ein anderer sein“. Da nun einerseits durch die Unveränderlichkeit des Charakters, und andererseits durch die strenge Notwendigkeit, mit der alle Umstände, in die er successive versetzt wird, eintreten, der Lebenslauf eines jeden durchgängig von A bis Z genau bestimmt ist, dennoch aber der eine Lebenslauf, in allen, sowohl subjektiven wie objektiven Bestimmungen ungleich glücklicher, edeler und würdiger ausfällt, als der andere, so führt dies, wenn man nicht alle Gerechtigkeit eliminieren will, zu der, im Brahmanismus und Buddhaismus feststehenden Annahme, daſs sowohl die subjektiven Bedingungen, mit welchen, als die objektiven, unter welchen jeder geboren wird, die moralische Folge eines frühern Daseins sind.

Macchiavelli, der sich durchaus nicht mit philosophischen Spekulationen beschäftigt zu haben scheint, wird, vermöge der durchdringenden Schärfe seines so einzigen Verstandes zu folgendem, wahrhaft tiefsinnigen Ausspruche geführt, der eine intuitive Erkenntnis der gänzlichen Not-

wendigkeit, mit der, bei gegebenen Charakteren und Motiven, alle Handlungen eintreten, voraussetzt. Er hebt mit demselben den Prolog zu seiner Komödie Clitia an: *Se nel mondo tornassino i medesimi uomini, come tornano i medesimi casi, non passarebbono mai cento anni, che noi non ci trovassimo un altra volta insieme, a fare le medesime cose, che hora.* (Wenn, auf der Welt, dieselben Menschen wiederkehrten, wie dieselben Fälle wiederkehren, so würden niemals hundert Jahre verlaufen, ohne daſs wir abermals uns beisammen befänden, ganz dasselbe wie jetzt wieder thuend.) Hierauf scheint ihn jedoch eine Reminiscenz dessen, was Augustinus, de Civitate Dei, Lib. 12, c. 13 sagt, geführt zu haben.

Das Fatum, die εἱμαρμένη, der Alten ist eben nichts anderes, als die zum Bewuſstsein gebrachte Gewiſsheit, daſs alles Geschehende durch die Kausalkette fest verbunden ist und daher streng notwendig eintritt, demnach das Zukünftige schon vollkommen fest steht, sicher und genau bestimmt ist und daran so wenig etwas geändert werden kann, wie am Vergangenen. Bloſs das Vorherwissen desselben kann an den fatalistischen Mythen der Alten als fabelhaft angesehen werden; — wenn wir hierbei von der Möglichkeit des magnetischen Hellsehens und des zweiten Gesichts abstrahieren. Statt die Grundwahrheit des Fatalismus durch seichtes Geschwätz und alberne Ausflüchte beseitigen zu wollen, sollte man suchen, sie recht deutlich zu verstehen und zu erkennen; da sie eine demonstrable Wahrheit ist, welche ein wichtiges Datum zum Verständnis unsers so rätselhaften Daseins liefert.

Prädestination und Fatalismus sind nicht in der Hauptsache verschieden, sondern nur darin, daſs der gegebene Charakter und die von auſsen kommende Bestimmung des menschlichen Thuns bei jener von einem erkennenden, bei diesem von einem erkenntnislosen Wesen ausgeht. Im Resultat treffen sie zusammen: es geschieht was geschehen muſs. — Der Begriff einer moralischen Freiheit hingegen ist unzertrennlich von dem der Ursprünglichkeit. Denn daſs ein Wesen das Werk eines andern, dabei aber, seinem Wollen und Thun nach, frei sei, läſst sich mit Worten sagen, aber nicht mit Gedanken erreichen. Der nämlich, welcher ihn aus nichts ins Dasein rief, hat eben damit auch sein Wesen,

d. h. seine sämtlichen Eigenschaften, mitgeschaffen und festgestellt. Denn nimmermehr kann man schaffen, ohne dafs man ein Etwas schaffe, d. h. ein durchweg und allen seinen Eigenschaften nach genau bestimmtes Wesen. Aus diesen dadurch festgestellten Eigenschaften aber fliefsen nachher mit Notwendigkeit die sämtlichen Äufserungen und Wirkungen desselben, indem diese eben nur die ins Spiel gesetzten Eigenschaften selbst sind, welche blofs der Veranlassung von aufsen bedurften, um hervorzutreten. Wie der Mensch ist, so mufs er handeln: also nicht seinen einzelnen Thaten, sondern seinem Wesen und Sein klebt Schuld und Verdienst an. Daher sind Theismus und moralische Verantwortlichkeit des Menschen unvereinbar; weil eben die Verantwortlichkeit immer auf den Urheber des Wesens zurückfällt, woselbst sie ihren Schwerpunkt hat. Vergebens hat man gesucht, zwischen jenen beiden Unvereinbaren eine Brücke zu schlagen, mittelst des Begriffs der moralischen Freiheit des Menschen: sie stürzt immer wieder zusammen. Das freie Wesen mufs auch das ursprüngliche sein. Ist unser Wille frei, so ist er auch das Urwesen; und umgekehrt. Der vorkantische Dogmatismus, welcher diese beiden Prädikamente getrennt halten wollte, war eben dadurch auch genötigt, zwei Freiheiten anzunehmen, nämlich die der ersten Weltursache, für die Kosmologie, und die des menschlichen Willens, für die Moral und Theologie: dem entsprechend handelt auch bei Kant sowohl die dritte, wie die vierte Antinomie von der Freiheit.

In meiner Philosophie hingegen entspricht die unbefangene Anerkennung der strengen Necessitation der Handlungen der Lehre, dafs auch in den erkenntnislosen Wesen das sich Manifestierende Wille sei. Sonst würde die, beim Wirken dieser, augenfällige Necessitation dasselbe zum Wollen in Gegensatz stellen, wenn nämlich es wirklich so eine Freiheit des einzelnen Thuns gäbe und dieses nicht vielmehr ebenso streng necessitiert wäre, wie jedes andere Wirken. — Andererseits macht, wie ich eben gezeigt habe, dieselbe Lehre von der Necessitation der Willensakte nötig, dafs das Dasein und Wesen des Menschen selbst Werk seiner Freiheit, mithin seines Willens sei, dieser also Aseität habe. Unter der entgegengesetzten Voraussetzung nämlich fiele, wie gezeigt, alle Verantwortlichkeit weg, und die moralische,

wie die physische Welt wäre eine bloſse Maschine, die ihr auſserhalb befindlicher Verfertiger zu eigener Unterhaltung ablaufen lieſse. — So hängen die Wahrheiten alle zusammen, fordern sich, ergänzen sich; während der Irrtum an allen Ecken anstöſst.

§. 120.

Welcher Art der Einfluſs sei, den moralische Belehrung auf das Handeln haben kann, und welches die Grenzen desselben, habe ich § 20 meiner Abhandlung über das Fundament der Moral hinlänglich untersucht. Im wesentlichen analog verhält sich der Einfluſs des Beispiels, welcher jedoch mächtiger ist, als der der Lehre; daher er eine kurze Analyse wohl verdient.

Das Beispiel wirkt zunächst entweder hemmend, oder befördernd. Ersteres, wenn es den Menschen bestimmt, zu unterlassen, was er gern thäte. Er sieht nämlich, daſs andere es nicht thun; woraus er im allgemeinen abnimmt, daſs es nicht rätlich sei, also wohl der eigenen Person, oder dem Eigentum, oder der Ehre Gefahr bringen müsse; daran hält er sich und sieht sich gern eigener Untersuchung überhoben. Oder er sieht gar, daſs ein anderer, der es gethan hat, schlimme Folgen davon trägt: dies ist das abschreckende Beispiel. Befördernd hingegen wirkt das Beispiel auf zweierlei Weise: nämlich entweder so, daſs es den Menschen bewegt, zu thun, was er gern unterlieſse, jedoch ebenfalls besorgt, daſs die Unterlassung ihm irgend welche Gefahr bringen, oder ihm in der Meinung anderer schaden könne; — oder aber es wirkt so, daſs es ihn ermutigt, zu thun, was er gern thut, jedoch bisher, aus Furcht vor Gefahr, oder Schande, unterlieſs: dies ist das verführerische Beispiel. Endlich kann auch noch das Beispiel ihn auf etwas bringen, das ihm sonst gar nicht eingefallen wäre. Offenbar wirkt es in diesem Fall zunächst nur auf den Intellekt: die Wirkung auf den Willen ist dabei sekundär und wird, wenn sie eintritt, durch einen Akt eigener Urteilskraft, oder durch Zutrauen auf den, der das Beispiel giebt, vermittelt werden. — Die gesamte, sehr starke Wirkung des Beispiels beruht darauf, daſs der Mensch, in der Regel, zu wenig Urteilskraft, oft auch zu wenig Kenntnis hat, um seinen Weg selbst zu explorieren, daher er gern in die Fuſsstapfen anderer tritt. Demnach wird jeder dem Einflusse des Beispiels um

so mehr offen stehen, je mehr es ihm an jenen beiden Befähigungen gebricht. Diesem gemäfs ist der Leitstern der allermeisten Menschen das Beispiel anderer, und ihr ganzes Thun und Treiben im grofsen, wie im kleinen, läuft auf blofse Nachahmung zurück: nicht das geringste thun sie nach eigenem Ermessen.[1]) Die Ursache hiervon ist ihre Scheu vor allem und jedem Nachdenken und ihr gerechtes Mifstrauen gegen das eigene Urteil. Zugleich zeugt dieser so auffallend starke Nachahmungstrieb im Menschen auch von seiner Verwandtschaft mit dem Affen. Die Art der Wirkung des Beispiels aber wird durch den Charakter eines jeden bestimmt: daher dasselbe Beispiel auf den einen verführerisch, auf den anderen abschreckend wirken kann. Dies zu beobachten geben gewisse gesellschaftliche Unarten, welche, früher nicht vorhanden, allmählich einreifsen, uns leicht Gelegenheit. Beim ersten Wahrnehmen einer solchen wird einer denken „pfui, wie läfst das! wie egoistisch, wie rücksichtslos! wahrlich, ich will mich hüten, nie dergleichen zu thun.“ Zwanzig andere aber werden denken: „aha! thut der das, darf ich's auch.“ —

In moralischer Hinsicht kann das Beispiel, eben wie die Lehre, zwar eine civile, oder legale Besserung befördern, jedoch nicht die innerliche, welches die eigentlich moralische ist. Denn es wirkt stets nur als ein persönliches Motiv, folglich unter Voraussetzung der Empfänglichkeit für solche Art der Motive. Aber gerade dies, ob ein Charakter für diese, oder für jene Art der Motive überwiegend empfänglich sei, ist für die eigentliche und wahre, jedoch stets nur angeborene Moralität desselben entscheidend. Überhaupt wirkt das Beispiel als ein Beförderungsmittel des Hervortretens der guten und schlechten Charaktereigenschaften: aber es schafft sie nicht; daher Seneca's Ausspruch *velle non discitur* auch hier Stich hält. Dafs das Angeborensein aller echten moralischen Eigenschaften, der guten, wie der schlechten, besser zur Metempsychosenlehre der Brahmanisten und Buddhaisten, derzufolge „dem Menschen seine guten und schlechten Thaten aus einer Existenz in die andere, wie sein Schatten, nachfolgen,“ als zum Judentum pafst, welches

[1]) Nachahmung und Gewohnheit sind die Triebfedern des allermeisten Thuns der Menschen. (Anm. Schopenhauers.)

vielmehr erfordert, dafs der Mensch als moralische Null auf die Welt komme, um nun, vermöge eines undenkbaren *liberi arbitrii indifferentiae*, sonach infolge vernünftiger Überlegung, sich zu entscheiden, ob er ein Engel, oder ein Teufel, oder was sonst etwa zwischen beiden liegt, sein wolle, — das weifs ich sehr wohl, kehre mich aber durchaus nicht daran: denn meine Standarte ist die Wahrheit. Bin ich doch eben kein Philosophieprofessor und erkenne daher nicht meinen Beruf darin, nur vor allen Dingen die Grundgedanken des Judentums sicher zu stellen, selbst wenn solche aller und jeder philosophischen Erkenntnis auf immer den Weg verrennen sollten. *Liberum arbitrium indifferentiae*, unter dem Namen „die sittliche Freiheit", ist eine allerliebste Spielpuppe für Philosophieprofessoren, die man ihnen lassen mufs, — den geistreichen, redlichen und aufrichtigen.

Kapitel IX.
Zur Rechtslehre und Politik.

§. 121.

Ein eigentümlicher Fehler der Deutschen ist, dafs sie, was vor ihren Füfsen liegt, in den Wolken suchen. Ein ausgezeichnetes Beispiel hiervon liefert die Behandlung des Naturrechts von den Philosophieprofessoren. Um die einfachen menschlichen Lebensverhältnisse, die den Stoff desselben ausmachen, also Recht und Unrecht, Besitz, Staat, Strafrecht u. s. w. zu erklären, werden die überschwenglichsten, abstraktesten, folglich weitesten und inhaltsleersten Begriffe herbeigeholt, und nun aus ihnen bald dieser, bald jener Babelturm in die Wolken gebaut, je nach der speziellen Grille des jedesmaligen Professors. Dadurch werden die klarsten, einfachsten, und uns unmittelbar angehenden Lebensverhältnisse unverständlich gemacht, zum grofsen Nachteil der jungen Leute, die in solcher Schule gebildet werden; während die Sachen selbst höchst einfach und begreiflich sind; wovon man sich überzeugen kann durch meine Darstellung derselben (üb. das Fundament der Moral § 17; und Welt als W. und V. Bd. 1, § 62). Aber bei gewissen Worten, wie da sind Recht, Freiheit, das Gute, das Sein

(dieser nichtssagende Infinitiv der Copula) u. a. m. wird dem Deutschen ganz schwindlig, er gerät alsbald in eine Art Delirium und fängt an, sich in nichtssagenden, hochtrabenden Phrasen zu ergehen, indem er die weitesten, folglich hohlsten Begriffe künstlich aneinanderreiht; statt dafs er die Realität ins Auge fassen und die Dinge und Verhältnisse leibhaftig anschauen sollte, aus denen jene Begriffe abstrahiert sind und die folglich ihren alleinigen wahren Inhalt ausmachen.

§. 122.

Wer von der vorgefafsten Meinung, dafs der Begriff des Rechts ein positiver sein müsse, ausgeht und nun ihn zu definieren unternimmt, wird nicht damit zu stande kommen: denn er will einen Schatten greifen, verfolgt ein Gespenst, sucht ein *Nonens*. Der Begriff des Rechts ist nämlich, eben wie auch der der Freiheit, ein negativer: sein Inhalt ist eine blofse Negation. Der Begriff des Unrechts ist der positive und ist gleichbedeutend mit Verletzung im weitesten Sinne, also *laesio*. Eine solche kann nun entweder die Person, oder das Eigentum, oder die Ehre betreffen. — Hiernach sind denn die Menschenrechte leicht zu bestimmen: Jeder hat das Recht, alles das zu thun, wodurch er keinen verletzt. —

Ein Recht zu etwas, oder auf etwas haben, heifst nichts weiter, als es thun, oder aber es nehmen, oder benutzen können, ohne dadurch irgend einen andern zu verletzen: — *Simplex sigillum veri.* — Hieraus erhellt auch die Sinnlosigkeit mancher Fragen, z. B. ob wir das Recht haben, uns das Leben zu nehmen. Was aber dabei die Ansprüche, die etwa andere auf uns persönlich haben können, betrifft, so stehen sie unter der Bedingung, dafs wir leben, fallen also mit dieser weg. Dafs der, welcher für sich selbst nicht mehr leben mag, nun noch als blofse Maschine zum Nutzen anderer fortleben solle, ist eine überspannte Forderung.

§. 123.

Obgleich die Kräfte der Menschen ungleich sind, so sind doch ihre Rechte gleich; weil diese nicht auf den Kräften beruhen, sondern, wegen der moralischen Natur des Rechts, darauf, dafs in einem jeden derselbe Wille zum Leben, auf der gleichen Stufe seiner Objektivation, sich darstellt. Dies gilt jedoch nur vom ursprünglichen und abstrakten Rechte,

welches der Mensch als Mensch hat. Das Eigentum, wie auch die Ehre, welche jeder, mittelst seiner Kräfte, sich erwirbt, richtet sich nach dem Maſse und der Art dieser Kräfte und giebt dann seinem Rechte eine weitere Sphäre: hier hört also die Gleichheit auf. Der hierin besser Ausgestattete, oder Thätigere, erweitert, durch gröſsern Erwerb, nicht sein Recht, sondern nur die Zahl der Dinge, auf die es sich erstreckt.

§. 124.

In meinem Hauptwerke (Bd. 2, Kap. 47) habe ich dargethan, daſs der Staat wesentlich eine bloſse Schutzanstalt ist, gegen äuſsere Angriffe des Ganzen und innere der Einzelnen unter einander. Hieraus folgt, daſs die Notwendigkeit des Staats, im letzten Grunde, auf der anerkannten Ungerechtigkeit des Menschengeschlechts beruht: ohne diese würde an keinen Staat gedacht werden, da niemand Beeinträchtigung seiner Rechte zu fürchten hätte und ein bloſser Verein gegen die Angriffe wilder Tiere, oder der Elemente nur eine schwache Ähnlichkeit mit einem Staate haben würde. Von diesem Gesichtspunkt aus sieht man deutlich die Borniertheit und Plattheit der Philosophaster, welche, in pompösen Redensarten, den Staat als den höchsten Zweck und die Blüte des menschlichen Daseins darstellen und damit eine Apotheose der Philisterei liefern.

§. 125.

Wenn auf der Welt Gerechtigkeit herrschte, wäre es hinreichend, sein Haus gebaut zu haben, und es bedürfte keines anderen Schutzes, als dieses offenbaren Eigentumsrechts. Aber weil das Unrecht an der Tagesordnung ist, so ist erfordert, daſs, wer das Haus gebaut hat, auch imstande sei, es zu schützen. Sonst ist sein Recht *de facto* unvollkommen: der Angreifer hat nämlich Faustrecht, welches geradezu der Rechtsbegriff des Spinoza ist, der kein anderes Recht anerkennt, sondern sagt: *unusquisque tantum juris habet, quantum potentiâ valet* (tract. pol. c. 2, § 8) und *uniuscujusque jus potentiâ ejus definitur* [1]) (Eth. IV, pr. 37, sch. 1). — Die Anleitung zu diesem Rechtsbegriff scheint ihm gegeben zu haben Hobbes namentlich de cive

[1]) Jeder hat so viel Recht, wieviel er Macht hat. — Das Recht eines Jeden wird durch seine Macht bestimmt.

c. 1, § 14, welcher Stelle dieser die seltsame Erläuterung hinzufügt, dafs das Recht des lieben Gottes auf alle Dinge doch auch nur auf seiner Allmacht beruhe. — In der bürgerlichen Welt ist nun zwar dieser Rechtsbegriff, wie in der Theorie, so auch in der Praxis, abgeschafft; in der politischen aber in ersterer allein: *in praxi* gilt er hier fortwährend. Die Folgen der Vernachlässigung dieser Regel sehen wir eben jetzt in China: Rebellen von innen und die Europäer von aufsen, und steht das gröfste Reich der Welt wehrlos da und mufs es büfsen, die Künste des Friedens allein und nicht auch die des Krieges kultiviert zu haben. — Zwischen dem Wirken der schaffenden Natur und dem der Menschen ist eine eigentümliche, aber nicht zufällige, sondern auf der Identität des Willens in beiden beruhende Analogie. Nachdem, in der gesamten tierischen Natur, die von der Pflanzenwelt zehrenden Tiere aufgetreten waren, erschienen in jeder Tierklasse, notwendig zuletzt, die Raubtiere, um von jenen ersteren, als ihrer Beute, zu leben. Ebenso nun, nachdem die Menschen, ehrlich und im Schweifs ihres Angesichts, dem Boden abgewonnen haben, was zum Unterhalt eines Volkes nötig ist, treten allemal, bei einigen derselben, eine Anzahl Menschen zusammen, die, statt den Boden urbar zu machen und von seinem Ertrag zu leben, es vorziehen, ihre Haut zu Markte zu tragen und Leben, Gesundheit und Freiheit aufs Spiel zu setzen, um über die, welche den redlich erworbenen Besitz innehaben, herzufallen und die Früchte ihrer Arbeit sich anzueignen. Diese Raubtiere des menschlichen Geschlechts sind die erobernden Völker, welche wir, von den ältesten Zeiten an bis auf die neuesten, überall auftreten sehen, mit wechselndem Glück, indem ihr jeweiliges Gelingen und Mifslingen durchweg den Stoff der Weltgeschichte liefert; daher eben Voltaire Recht hat zu sagen: *Dans toutes les guerres il ne s'agit que de voler.* Dafs sie sich der Sache schämen, geht daraus hervor, dafs jede Regierung laut beteuert, nie anders, als zur Selbstverteidigung, die Waffen ergreifen zu wollen. Statt aber die Sache mit öffentlichen, offiziellen Lügen zu beschönigen, die fast noch mehr, als jene selbst, empören, sollten sie sich, frech und frei, auf die Lehre des Macchiavelli berufen. Aus dieser nämlich läfst sich entnehmen, dafs zwar zwischen Individuen, und in der Moral und Rechtslehre für diese, der Grundsatz

quod tibi fieri non vis, alteri ne feceris allerdings gilt; hingegen zwischen Völkern und in der Politik der umgekehrte: *quod tibi fieri non vis, id alteri tu feceris.* Willst du nicht unterjocht werden, so unterjoche bei Zeiten den Nachbarn: sobald nämlich seine Schwäche dir die Gelegenheit darbietet. Denn, läſst du diese vorübergehen, so wird sie einmal sich als Überläuferin im fremden Lager zeigen: dann wird jener dich unterjochen; wenn auch die jetzige Unterlassungssünde nicht von der Generation, die sie beging, sondern von den folgenden abgebüſst werden sollte. Dieser macchiavellistische Grundsatz ist für die Raublust immer noch eine viel anständigere Hülle, als der ganz durchsichtige Lappen palpabelster Lügen in Präsidentenreden, und gar solcher, welche auf die bekannte Geschichte vom Kaninchen, welches den Hund angegriffen haben soll, hinauslaufen. Im Grunde sieht jeder Staat den andern als eine Räuberhorde an, die über ihn herfallen wird, sobald die Gelegenheit kommt.

§. 126.

Zwischen Leibeigenschaft, wie in Ruſsland, und Grundbesitz, wie in England, und überhaupt zwischen dem Leibeignen und dem Pächter, Einsassen, Hypothekenschuldner u. dgl. m., liegt der Unterschied mehr in der Form, als in der Sache. Ob mir der Bauer gehört, oder das Land, von welchem er sich nähren muſs; der Vogel, oder sein Futter; die Frucht oder der Baum; ist im wesentlichen wenig verschieden; wie denn auch Shakespeare den Shylok sagen läſst:

You take my life,
When you do take the means, whereby I live.

(Mein Leben nimmst du, wenn du mir die Mittel nimmst, wodurch ich lebe.)

Der freie Bauer hat zwar dies voraus, daſs er davongehen kann, in die weite Welt; wogegen der leibeigene und *glebae adscriptus* den vielleicht gröſseren Vorteil hat, daſs, wenn Miſswachs, Krankheit, Alter und Unfähigkeit ihn hülflos machen, sein Herr für ihn sorgen muſs: daher schläft er ruhig, während, bei Miſswachs, der Herr sich auf dem schlaflosen Lager wälzt, auf Mittel sinnend, seinen Leibeigenen Brot zu schaffen. Daher hat schon **Menander** (S. Stob. Floril., Vol. 2, p. 389. Gaisf.) gesagt: Ὡς κρειττον εστι δεσποτου χρηστου τυχειν, ἢ ζην ταπεινως και κακως ἐλευθερον[1]).

[1]) Um wie viel besser ist es, unter einem milden Herrn zu stehen, als frei in Dürftigkeit zu leben.

Ein anderer Vorzug des Freien ist die Möglichkeit, sich durch etwaige Talente in einen bessern Zustand zu versetzen: aber ganz benommen ist diese dem Sklaven auch nicht. Wird er durch Leistungen höherer Art seinem Herrn wert, so wird er auch danach behandelt; wie denn in Rom die Handwerker, Fabrikvorsteher, Architekten, ja die Ärzte, meistens Sklaven waren, und auch noch jetzt in Rufsland es grofse Banquiers geben soll, die Leibeigene sind. Auch kann der Sklave, infolge seines Erwerbs, sich frei kaufen, wie in Amerika oft geschieht.

Armut und Sklaverei sind also nur zwei Formen, fast möchte man sagen zwei Namen, derselben Sache, deren Wesen darin besteht, dafs die Kräfte eines Menschen grofsenteils nicht für ihn selbst, sondern für andere verwendet werden; woraus für ihn teils Überladung mit Arbeit, teils kärgliche Befriedigung seiner Bedürfnisse hervorgeht. Denn die Natur hat dem Menschen nur so viel Kräfte gegeben, dafs er, unter mäfsiger Anstrengung derselben, seinen Unterhalt der Erde abgewinnen kann: grofsen Überschufs von Kräften hat er nicht erhalten. Nimmt man nun die gemeine Last der physischen Erhaltung des Daseins des Menschengeschlechts einem nicht ganz unbeträchtlichen Teile desselben ab, so wird dadurch der übrige übermäfsig belastet und ist elend. So zunächst entspringt also jenes Übel, welches, entweder unter dem Namen der Sklaverei, oder unter dem des Proletariats, jederzeit auf der grofsen Mehrzahl des Menschengeschlechts gelastet hat. Die entferntere Ursache desselben aber ist der Luxus. Damit nämlich einige wenige das Entbehrliche, Überflüssige und Raffinierte haben, ja erkünstelte Bedürfnisse befriedigen können, mufs auf dergleichen ein grofses Mafs der vorhandenen Menschenkräfte verwendet und daher dem Notwendigen, der Hervorbringung des Unentbehrlichen, entzogen werden. Statt Hütten für sich, bauen tausende Prachtwohnungen für wenige: statt grober Stoffe für sich und die ihrigen, weben sie feine, oder seidene Stoffe, oder gar Spitzen, für die Reichen, und verfertigen überhaupt tausend Gegenstände des Luxus, die Reichen zu vergnügen Aus solchen Luxusarbeitern besteht ein grofser Teil der Bevölkerung der Städte: für diese also und ihre Besteller mufs nun der Bauer mit pflügen, säen und weiden, hat also mehr Arbeit, als die Natur ihm ursprünglich aufgelegt hatte. Überdies mufs auch er selbst noch viele Kräfte und Land,

statt auf Getreide, Kartoffeln und Viehzucht, auf Wein, Seide, Tabak, Hopfen, Spargel u. s. w. verwenden. Ferner werden eine Menge Menschen dem Ackerbau entzogen, um dem Schiffbau und der Seefahrt zu dienen, damit Zucker, Kaffee, Thee u. s. w. herbeigeschafft werde. Die Produktion dieser Überflüssigkeiten wird dann wieder die Ursache des Elends jener Millionen Negersklaven, die ihrem Vaterlande gewaltsam entrissen werden, um mit ihrem Schweiſs und ihrer Marter jene Gegenstände des Genusses hervorzubringen. Kurz, ein groſser Teil der Kräfte des Menschengeschlechts wird der Hervorbringung des allen Notwendigen entzogen, um das ganz Überflüssige und Entbehrliche für wenige herbeizuschaffen. So lange daher auf der einen Seite der Luxus besteht, muſs notwendig auf der andern übermäſsige Arbeit und schlechtes Leben bestehen; sei es unter dem Namen der Armut, oder dem der Sklaverei, der *proletarii*, oder der *servi*. Zwischen beiden ist der Fundamentalunterschied, daſs Sklaven ihren Ursprung der Gewalt, Arme der List zuzuschreiben haben. Der ganze unnatürliche Zustand der Gesellschaft, der allgemeine Kampf, um dem Elend zu entgehen, die so viel Leben kostende Seefahrt, das verwickelte Handelsinteresse und endlich die Kriege, zu welchen das alles Anlaſs giebt, — alles dieses hat zur alleinigen Wurzel den Luxus, der nicht einmal die, welche ihn genieſsen, glücklich, vielmehr kränklich und übelgelaunt macht. Demnach würde zur Milderung des menschlichen Elends das Wirksamste die Verminderung, ja Aufhebung des Luxus sein.

Dieser ganze Gedankengang nun hat unstreitig viel Wahres. Dennoch wird er im Resultat widerlegt durch einen anderen, den überdies das Zeugnis der Erfahrung bekräftigt. Was nämlich, durch jene dem Luxus frönenden Arbeiten, das Menschengeschlecht an Muskelkräften (Irritabilität) für seine notwendigsten Zwecke verliert, wird ihm allmählich tausendfach ersetzt durch die gerade bei dieser Gelegenheit frei (im chemischen Sinn) werdenden Nervenkräfte (Sensibilität, Intelligenz).[1] Denn da diese höherer Art sind, so übertreffen auch ihre Leistungen tausendfach jene der ersteren:

ὡς ἑν σοφον βουλευμα τας πολλων χειρας νικᾳ[2]).
(Eur. Antiop.)

[1]) Siehe oben S. 170, Anm.

[2]) So wie ein weiser Rat die Arbeit vieler Hände übertrifft.

Ein Volk voll lauter Bauern würde wenig entdecken und erfinden: aber müfsige Hände geben thätige Köpfe. Künste und Wissenschaften sind selbst Kinder des Luxus, und sie tragen ihm ihre Schuld ab. Ihr Werk ist jene Vervollkommnung der Technologie in allen ihren Zweigen, in den mechanischen, den chemischen und den physikalischen, welche in unsern Tagen das Maschinenwesen zu einer früher nie geahnten Höhe gebracht hat und namentlich durch Dampfmaschinen und Elektricität Dinge leistet, welche frühere Zeiten der Hülfe des Teufels zugeschrieben haben würden. Da verrichten jetzt, in Fabriken und Manufakturen jeder Art, mitunter auch beim Feldbau, Maschinen tausendmal mehr Arbeit, als die Hände aller jetzt müfsigen Wohlhabenden, Gebildeten und Kopfarbeitenden jemals vermocht hätten, und als mithin durch Abstellung alles Luxus und Einführung eines allgemeinen Bauernlebens je erreicht werden könnte. Die Erzeugnisse aller jener Betriebe aber kommen keineswegs den Reichen allein, sondern allen zu gute. Dinge, die ehemals kaum zu erschwingen waren, sind jetzt wohlfeil und in Menge zu haben, und auch das Leben der niedrigsten Klasse hat an Bequemlichkeit viel gewonnen. Im Mittelalter erborgte einst ein König von England von einem seiner Grofsen ein Paar seidene Strümpfe, um damit angethan dem französischen Gesandten Audienz zu erteilen; sogar die Königin Elisabeth war hoch erfreut und überrascht, als sie 1560 das erste Paar seidener Strümpfe als Neujahrsgeschenk erhielt (D'Israeli, I, 332): heutzutage hat jeder Handlungsdiener dergleichen. Vor fünfzig Jahren trugen die Damen eben solche kattunene Kleider, wie heutzutage die Mägde. Wenn das Maschinenwesen seine Fortschritte in demselben Mafse noch eine Zeit hindurch weiter führt, so kann es dahin kommen, dafs die Anstrengung der Menschenkräfte beinahe ganz erspart wird; wie die eines grofsen Teils der Pferdekräfte schon jetzt. Dann freilich liefse sich an eine gewisse Allgemeinheit der Geisteskultur des Menschengeschlechts denken, welche hingegen so lange unmöglich ist, als ein grofser Teil desselben schwerer körperlicher Arbeit obliegen mufs; da Irritabilität und Sensibilität stets und überall, im allgemeinen wie im einzelnen, im Antagonismus stehen; eben weil die eine und selbe Lebenskraft beiden zum Grunde liegt. Weil ferner *artes molliunt mores*, so werden alsdann die

Kriege im grofsen und die Raufereien, oder Duelle, im kleinen vielleicht ganz aus der Welt kommen; wie beide schon jetzt viel seltener geworden sind. Doch ist hier nicht mein Zweck, eine Utopia zu schreiben. —

Aber auch abgesehen von allen diesen Gründen, ist gegen jene oben dargelegte, auf Abschaffung des Luxus und gleichmäfsige Verteilung aller körperlichen Arbeit hinweisende Argumentation in Erwägung zu geben, dafs die grofse Herde des Menschengeschlechts, stets und überall, notwendig der Führer, Leiter und Berater, in mannigfaltigen Gestalten, je nach den Angelegenheiten, bedarf: solche sind die Richter, Regierer, Heerführer, Beamte, Priester, Ärzte, Gelehrte, Philosophen u. s. w., welche sämtlich die Aufgabe haben, dies in der Mehrzahl höchst unfähige und verkehrte Geschlecht durch das Labyrinth des Lebens zu führen, über welches daher jeder von ihnen, je nach seiner Stellung und Befähigung, einen Überblick, in engerem oder weiterem Gesichtskreise, sich erworben hat. Dafs nun diese Führer sowohl von körperlicher Arbeit, als von gemeinen Mangel, oder Unbequemlichkeit, befreit bleiben, ja auch, nach Mafsgabe ihrer viel gröfseren Leistungen, mehr besitzen und geniefsen müssen, als der gemeine Mann, ist natürlich und der Billigkeit gemäfs. Sogar die Grofshändler sind jener eximierten Führerklasse beizuzählen; sofern sie die Bedürfnisse des Volks lange vorhersehen und denselben entgegenkommen.

§. 127.

Die Frage nach der Souverainität des Volks läuft im Grunde darauf hinaus, ob irgend jemand ursprünglich das Recht haben könne, ein Volk wider seinen Willen zu beherrschen. Wie sich das vernünftigerweise behaupten lasse, sehe ich nicht ab. Allerdings also ist das Volk souverain: jedoch ist es ein ewig unmündiger Souverain, welcher daher unter bleibender Vormundschaft stehen mufs und nie seine Rechte selbst verwalten kann, ohne grenzenlose Gefahren herbeizuführen; zumal er, wie alle Unmündigen, gar leicht das Spiel hinterlistiger Gauner wird, welche deshalb Demagogen heifsen. —

Voltaire sagt: *Le premier qui fut roi fut un soldat heureux.* Allerdings sind ursprünglich wohl alle Fürsten siegreiche Heerführer gewesen, und lange Zeit haben sie eigentlich in dieser Eigenschaft geherrscht. Nachdem sie

stehende Heere hatten, betrachteten sie das Volk als das Mittel sich und ihre Soldaten zu ernähren, folglich als eine Herde, für die man sorgt, damit sie Wolle, Milch und Fleisch gebe. Dies beruht darauf, dafs (wie im folgenden Paragraph näher erörtert wird) von Natur, also ursprünglich, nicht das Recht, sondern die Gewalt auf Erden herrscht und daher vor jenem den Vorzug des *primi occupantis* hat; weshalb sie sich nie annullieren und wirklich aus der Welt schaffen läfst: sondern sie mufs stets vertreten sein: blofs dies kann man wünschen und verlangen, dafs sie auf der Seite des Rechts stehe und mit diesem verbunden sei. Demnach sagt der Fürst: ich herrsche über euch, durch Gewalt: dafür aber schliefst meine Gewalt jede andere aus; denn ich werde keine andere neben der meinigen dulden, weder die von aufsen kommende, noch im Innern die des einen gegen den andern: so seid ihr mit der Gewalt abgefunden. Eben weil dies durchgeführt worden, hat mit der Zeit und ihren Fortschritten sich aus dem Königtum etwas ganz anderes entwickelt und ist jener Begriff in den Hintergrund getreten, an welchem man ihn nur noch bisweilen als Gespenst vorüberschweben sieht. An seine Stelle ist nämlich der des Landesvaters gekommen und der König ist der feste, unerschütterliche Pfeiler geworden, auf welchem allein die ganze gesetzliche Ordnung und dadurch die Rechte aller sich stützen und so bestehen.[1]) Dies aber kann er nur leisten vermöge seines angeborenen Vorrechts, welches ihm, und nur ihm, eine Autorität giebt, der keine gleichkommt, die nicht bezweifelt und angefochten werden kann, ja der ein jeder wie instinktiv gehorcht. Daher heifst er mit Recht „von Gottes Gnaden" und ist allemal die nützlichste Person im Staat, deren Verdienste durch keine Civilliste zu teuer vergolten werden können, und wäre sie noch so stark.

Aber noch Macchiavelli ging von jenem ersteren, mittelalterlichen Begriffe des Fürsten so ganz entschieden aus, dafs er ihn, als eine Sache, die sich von selbst ver-

[1]) Stob. Florileg. c. 44, 41 (Vol. 2, p. 201): *Περσαις νομος ἡν, ὁποτε βασιλευς ἀποθανοι, ἀνομιαν ἐιναι πεντε ἡμερων, ἱν' αἰσθοιντο ὁσου ἀξιος ἐστιν ὁ βασιλευς και ὁ νομος.* (Bei den Persern war es Gesetz, dafs nachdem der König gestorben war, sie fünf Tage lang in vollkommener Gesetzlosigkeit lebten, um einzusehen, welchen Wert König und Gesetz haben.)

steht, nicht erörtert, sondern stillschweigend voraussetzt, und darauf seine Ratschläge gründet. Überhaupt ist sein Buch blofs die auf die Theorie zurückgeführte und in dieser mit systematischer Konsequenz dargestellte, damals noch herrschende Praxis, die dann eben in der ihr neuen, theoretischen Form und Vollendung ein höchst pikantes Ansehen erhält. — Dies letztere gilt, beiläufig gesagt, ebenfalls von dem unsterblichen Büchlein des Rochefoucauld, dessen Thema aber das Privatleben, nicht das öffentliche ist, und der nicht Ratschläge, sondern Bemerkungen giebt. An dem herrlichen Büchlein könnte man allenfalls den Titel tadeln: meistenteils nämlich sind es nicht *maximes*, noch *réflexions*, sondern *apperçus:* so sollte es daher heifsen. — Übrigens findet selbst im Macchiavelli vieles auch auf das Privatleben Anwendung.

§. 128.

Das Recht an sich selbst ist machtlos: von Natur herrscht die Gewalt. Diese nun zum Rechte hinüber zu ziehen, so dafs mittelst der Gewalt das Recht herrsche, dies ist das Problem der Staatskunst. Und wohl ist es ein schweres. Man wird dies erkennen, wenn man bedenkt, welch ein grenzenloser Egoismus fast in jeder Menschenbrust nistet, zu welchem meistens noch ein angehäufter Vorrat von Hafs und Bosheit sich gesellt, so dafs ursprünglich das νεικος die φιλια[1]) bei weitem überwiegt; und nun dazu nimmt, dafs viele Millionen so beschaffener Individuen es sind, die in den Schranken der Ordnung, des Friedens, der Ruhe und Gesetzlichkeit gehalten werden sollen, während doch ursprünglich jeder das Recht hat, zu jedem zu sagen „was du bist, bin ich auch!" Dies wohl erwogen, mufs man sich wundern, dafs es im ganzen noch so ruhig und friedlich, rechtlich und ordentlich in der Welt hergeht, wie wir es sehen; welches doch die Staatsmaschine allein zu Wege bringt. — Denn unmittelbar kann immer nur die physische Gewalt wirken; da vor ihr allein die Menschen, wie sie in der Regel sind, Empfänglichkeit und Respekt haben. Wenn man, um sich hiervon durch die Erfahrung zu überzeugen, einmal allen Zwang beseitigen und ihnen blofs Vernunft, Recht und Billigkeit, aber ihrem Interesse entgegen, auf das deutlichste

[1]) Der Hafs die Liebe (vgl. Bd. I, S. 382, Anm. 3 u. S. 385, Anm.).

und eindringlichste vorhalten wollte, so würde die Machtlosigkeit blofs moralischer Gewalten daran augenfällig werden, dafs man meistens nur ein Hohngelächter zur Antwort erhielte. Also allein die physische Gewalt vermag sich Respekt zu verschaffen. Nun ist aber diese Gewalt ursprünglich bei der Masse, bei welcher Unwissenheit, Dummheit und Unrechtlichkeit ihr Gesellschaft leisten. Die Aufgabe der Staatskunst ist demnach zunächst diese, unter so schwierigen Umständen, dennoch die physische Gewalt der Intelligenz, der geistigen Überlegenheit, zu unterwerfen und dienstbar zu machen. Ist jedoch diese selbst nicht mit der Gerechtigkeit und der guten Absicht gepaart, so ist, wenn es gelingt, das Resultat, dafs der so errichtete Staat aus Betrügern und Betrogenen besteht. Dies aber kommt dann allmählich, durch die Fortschritte der Intelligenz der Masse, so sehr man diese auch zu hemmen sucht, an den Tag und führt zu einer Revolution. Ist hingegen bei der Intelligenz die Gerechtigkeit und die gute Absicht, so giebt es einen, nach dem Mafsstabe menschlicher Dinge überhaupt, vollkommenen Staat. Sehr zweckdienlich ist es hierzu, dafs die Gerechtigkeit und gute Absicht nicht nur vorhanden, sondern auch nachweisbar sei und offen dargelegt werde, daher der öffentlichen Rechenschaft und Kontrolle sich unterwerfe; wobei jedoch zu verhüten ist, dafs durch die hierdurch entstehende Beteiligung mehrerer der Einheitspunkt der Macht des ganzen Staates, mit welchem er nach innen und aufsen zu wirken hat, an seiner Koncentration und Kraft verliere; wie dies letztere in Republiken fast immer der Fall ist. Allen diesen Anforderungen durch die Form des Staates zu genügen wäre sonach die höchste Aufgabe der Staatskunst: diese hat jedoch, in der Wirklichkeit, auch noch das gegebene Volk, mit seinen nationalen Eigenheiten, als das rohe Material zu berücksichtigen, dessen Beschaffenheit daher auf die Vollkommenheit des Werkes stets grofsen Einflufs haben wird.

Es wird immer schon viel sein, wenn die Staatskunst ihre Aufgabe so weit löst, dafs möglichst wenig Unrecht im Gemeinwesen übrig bleibe: denn dafs es ganz, ohne irgend einen Rest, geschehen sollte, ist blofs das ideale Ziel, welches nur approximativ erreicht werden kann. Wird nämlich das Unrecht von einer Seite herausgeworfen, so schleicht es sich von der anderen wieder herein; weil eben die Unrecht-

lichkeit tief im menschlichen Wesen liegt. Man sucht jenes Ziel durch die künstliche Form der Verfassung und die Vollkommenheit der Gesetzgebung zu erreichen: doch bleibt es die Asymptote; schon weil festgestellte Begriffe nie alle einzelnen Fälle erschöpfen und nicht bis aufs Individuelle herabzuführen sind; indem sie den Steinen des Musivbildes, nicht den Pinselnüancen des Gemäldes gleichen. Zudem sind hier alle Experimente gefährlich, weil man es mit dem am schwersten zu behandelnden Stoff, dem Menschengeschlechte, zu thun hat, dessen Handhabung fast so gefährlich ist, wie die des Knallgoldes. In dieser Hinsicht ist allerdings für die Staatsmaschine die Prefsfreiheit das, was für die Dampfmaschine die Sicherheitsvalve: denn mittelst derselben macht jede Unzufriedenheit sich alsbald durch Worte Luft, ja wird sich, wenn sie nicht sehr viel Stoff hat, an ihnen erschöpfen. Hat sie jedoch diesen, so ist es gut, dafs man ihn beizeiten erkenne, um abzuhelfen. So geht es sehr viel besser, als wenn die Unzufriedenheit eingezwängt bleibt, brütet, gärt, kocht und anwächst, bis sie endlich zur Explosion gelangt. — Andrerseits jedoch ist die Prefsfreiheit anzusehen als die Erlaubnis Gift zu verkaufen: Gift für Geist und Gemüt. Denn was läfst sich nicht dem kenntnis- und urteilslosen grofsen Haufen in den Kopf setzen? zumal wenn man ihm Vorteil und Gewinn vorspiegelt. Und zu welcher Unthat ist der Mensch nicht fähig, dem man etwas in den Kopf gesetzt hat? Ich fürchte daher sehr, dafs die Gefahren der Prefsfreiheit ihren Nutzen überwiegen; zumal wo gesetzliche Wege jeder Beschwerde offen stehen. Jedenfalls aber sollte Prefsfreiheit durch das strengste Verbot aller und jeder Anonymität bedingt sein. —

Im allgemeinen liefse sich sogar die Hypothese aufstellen, dafs das Recht von einer analogen Beschaffenheit sei, wie gewisse chemische Substanzen, die sich nicht rein und isoliert, sondern höchstens nur mit einer geringen Beimischung, die ihnen zum Träger dient, oder die nötige Konsistenz erteilt, darstellen lassen, wie z. B. Fluor, selbst Alkohol, Blausäure u. a. m.; dafs demnach auch das Recht, wenn es in der wirklichen Welt Fufs fassen und sogar herrschen soll, eines geringen Zusatzes von Willkür und Gewalt notwendig bedürfe, um, seiner eigentlichen nur idealen und daher ätherischen Natur ungeachtet, in dieser realen und

materialen Welt wirken und bestehen zu können, ohne sich zu evaporieren und davon zu fliegen, in den Himmel; wie dies beim Hesiodus geschieht. Als eine solche notwendige chemische Basis oder Legierung mag wohl anzusehen sein alles Geburtsrecht, alle erblichen Privilegien, jede Staatsreligion und manches andere; indem erst auf einer wirklich festgestellten Grundlage dieser Art das Recht sich geltend machen und konsequent durchführen liefse: sie wäre also gleichsam das δος μοι που στω des Rechts.

Des Linnäus künstliches und arbiträr gewähltes Pflanzensystem kann durch kein natürliches ersetzt werden, so sehr auch ein solches der Vernunft angemessen wäre, und so vielfach es auch versucht worden; weil nämlich ein solches nie die Sicherheit und Festigkeit der Bestimmungen gewährt, die das künstliche und arbiträre hat. Ebenso nun kann die künstliche und arbiträre Grundlage der Staatsverfassung, wie sie im obigen angedeutet ist, nicht ersetzt werden durch eine rein natürliche Grundlage, welche, die besagten Bedingungen verwerfend, an die Stelle der Vorrechte der Geburt die des persönlichen Wertes, an die Stelle der Landesreligion die Resultate der Vernunftforschung u. s. f. setzen wollte; weil eben, so sehr auch dieses alles der Vernunft angemessen wäre, es demselben doch an derjenigen Sicherheit und Festigkeit der Bestimmungen fehlt, welche allein die Stabilität des gemeinen Wesens sichern. Eine Staatsverfassung, in welcher blofs das abstrakte Recht sich verkörperte, wäre eine vortreffliche Sache für andere Wesen, als die Menschen sind: weil nämlich die grofse Mehrzahl derselben höchst egoistisch, ungerecht, rücksichtslos, lügenhaft, mitunter sogar boshaft und dabei mit sehr dürftiger Intelligenz ausgestattet ist, so erwächst hieraus die Notwendigkeit einer in einem Menschen koncentrierten, selbst über dem Gesetz und dem Recht stehenden, völlig unverantwortlichen Gewalt, vor der sich alles beugt, und die betrachtet wird als ein Wesen höherer Art, ein Herrscher von Gottes Gnaden. Nur so läfst sich auf die Länge die Menschheit zügeln und regieren.

Dagegen sehen wir in den Vereinigten Staaten von Nordamerika den Versuch, ganz ohne alle solche arbiträre Grundlage fertig zu werden, also das ganz unversetzte, reine abstrakte Recht herrschen zu lassen. Allein der Erfolg ist

nicht anlockend: denn, bei aller materiellen Prosperität des Landes, finden wir daselbst als herrschende Gesinnung den niedrigen Utilitarianismus, nebst seiner unausbleiblichen Gefährtin, der Unwissenheit, welche der stupiden anglikanischen Bigotterie, dem dummen Dünkel, der brutalen Roheit, im Verein mit einfältiger Weiberveneration, den Weg gebahnt hat. Und sogar noch schlimmere Dinge sind dort an der Tagesordnung, nämlich himmelschreiende Negersklaverei, verbunden mit äufserster Grausamkeit gegen die Sklaven, ungerechteste Unterdrückung der freien Schwarzen, Lynchlaw, häufiger und oft ungestrafter Meuchelmord, unerhört brutale Duelle, mitunter offene Verhöhnung des Rechts und der Gesetze, Repudiation öffentlicher Schulden, empörende politische Eskrokerie einer Nachbarsprovinz, infolge derselben gierige Raubzüge in das reiche Nachbarland, welche sodann von höchster Stelle aus, durch Unwahrheiten, die jeder im Lande als solche kennt und verlacht, beschönigt werden mufsten, immer wachsende Ochlokratie und endlich der ganze verderbliche Einflufs, welchen die erwähnte Verleugnung der Rechtlichkeit in der oberen Region auf die Privatmoralität ausüben mufs. Also dies Probestück einer reinen Rechtsverfassung, auf jener Kehrseite des Planeten, spricht gar wenig für die Republiken, noch weniger aber die Nachahmungen desselben in Mexiko, Guatemala, Columbien und Peru. Ein ganz besonderer und dabei paradoxer Nachteil der Republiken ist noch dieser, dafs es in ihnen den überlegenen Köpfen schwerer werden mufs, zu hohen Stellen und dadurch zu unmittelbarem politischen Einflufs zu gelangen, als in Monarchien. Denn gegen solche Köpfe sind nun einmal, überall, immerdar und in allen Verhältnissen, sämtliche bornierte, schwache und gewöhnliche Köpfe, als gegen ihren natürlichen Feind, verschworen, oder instinktmäfsig verbündet, und werden fest zusammengehalten durch ihre gemeinsame Furcht vor jenen. Ihrer stets zahlreichen Schar nun wird es, bei einer republikanischen Verfassung, leicht gelingen, die überlegenen zu unterdrücken und auszuschliefsen, um ja nicht von ihnen überflügelt zu werden: sind sie doch, und zwar hier bei gleichem ursprünglichem Rechte, stets fünfzig gegen einen. In der Monarchie hingegen ist diese überall natürliche Ligue der bornierten gegen die bevorzugten Köpfe doch nur einseitig vorhanden, nämlich blofs

von unten: von oben hingegen haben hier Verstand und Talent natürliche Fürsprache und Beschützer. Denn zuvörderst der Monarch selbst steht viel zu hoch und zu fest, als dafs er irgend jemandes Kompetenz zu fürchten hätte: zudem dient er selbst dem Staate mehr durch seinen Willen, als durch seinen Kopf, welcher so vielen Anforderungen nie gewachsen sein kann. Er mufs also stets sich fremder Köpfe bedienen, und wird natürlich, angesehen, dafs sein Interesse mit dem des Landes fest verwachsen, unzertrennlich und eines ist, die allerbesten, weil sie die tauglichsten Werkzeuge für ihn sind, vorziehen und begünstigen; sobald er nur die Fähigkeit hat, sie herauszufinden; was so gar schwer nicht ist, wenn man sie aufrichtig sucht. Ebenso haben selbst die Minister vor angehenden Staatsmännern einen zu grofsen Vorsprung, als dafs sie solche mit Eifersucht betrachten sollten, und werden daher, aus analogen Gründen, die ausgezeichneten Köpfe gern hervorziehen und in Thätigkeit setzen, um ihre Kräfte zu benutzen. Auf diese Art also hat in Monarchien der Verstand immer noch viel bessere Chancen gegen seinen unversöhnlichen und allgegenwärtigen Feind, die Dummheit, als in Republiken. Dieser Vorzug aber ist ein grofser.

Überhaupt aber ist die monarchische Regierungsform die dem Menschen natürliche; fast so, wie sie es den Bienen und Ameisen, den reisenden Kranichen, den wandernden Elefanten, den zu Raubzügen vereinigten Wölfen und andern Tieren mehr ist, welche alle e i n e n an die Spitze ihrer Unternehmung stellen. Auch mufs jede menschliche, mit Gefahr verknüpfte Unternehmung, jeder Heereszug, jedes Schiff, einem Oberbefehlshaber gehorchen: überall mufs e i n Wille der leitende sein. Sogar der tierische Organismus ist monarchisch konstruiert: das Gehirn allein ist der Lenker und Regierer, das *ἡγεμονικον*. Wenn gleich Herz, Lunge und Magen zum Bestande des Ganzen viel mehr beitragen, so können diese Spiefsbürger darum doch nicht lenken und leiten: dies ist Sache des Gehirns allein und mufs von e i n e m Punkte ausgehen. Selbst das Planetensystem ist monarchisch. Hingegen ist das republikanische System dem Menschen so widernatürlich, wie es dem höhern Geistesleben, also Künsten und Wissenschaften, ungünstig ist. Diesem allen entsprechend finden wir, auf der ganzen Erde und zu allen Zeiten, die

Völker, sie mögen civilisiert, oder wild sein, oder auf den Zwischenstufen stehen, allemal monarchisch regiert.

Οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανιη · εἰς κοιρανος ἐστω,
εἰς βασιλευς.[1]) Il. II, 204.

Wie wäre es überhaupt möglich, dafs wir, durchgängig und zu allen Zeiten, viele Millionen, ja bis zu hunderten von Millionen Menschen einem Manne, sogar bisweilen einem Weibe, vorläufig selbst einem Kinde, unterworfen und ihm willig gehorchen sehen, wenn nicht ein monarchischer Instinkt im Menschen läge, der ihn dazu, als dem ihm Angemessenen, treibt. Denn dies ist nicht aus der Reflexion hervorgegangen. Überall ist einer der König, und seine Würde ist, in der Regel, erblich. Er ist gleichsam die Personifikation, oder das Monogramm, des ganzen Volkes, welches in ihm zur Individualität gelangt: in diesem Sinne kann er sogar mit Recht sagen: *l'État c'est moi.* Gerade daher sehen wir in Shakespeare's historischen Dramen die Könige von England und Frankreich sich gegenseitig *France* und *England*, auch den Herzog von Österreich *Austria* (K. John, III, 1) anreden, gleichsam sich als Inkarnation ihrer Nationalitäten betrachtend. So ist es eben der menschlichen Natur gemäfs; und eben deshalb kann der erbliche Monarch sein und seiner Familie Wohl von dem des Landes gar nicht trennen; wie dies hingegen beim gewählten meistens der Fall ist: — man sehe den Kirchenstaat. Die Chinesen können allein von einer monarchischen Regierung sich einen Begriff machen: was eine Republik sei, verstehen sie gar nicht. Als im Jahre 1658 eine holländische Gesandtschaft in China war, sah diese sich genötigt, den Prinzen von Oranien als ihren König darzustellen; weil sonst die Chinesen geneigt gewesen wären, Holland für ein Nest von Seeräubern zu halten, die ohne Oberherrn lebten. (Siehe Jean Nieuhoff, L'Ambassade de la Compagnie orientale des Provinces Unies vers l'Empereur de la Chine, trad. par Jean le Charpentier, à Leyde 1665. Chap. 45.) — Stobäos hat, in einem eigenen Kapitel, überschrieben: ὁτι καλλιστον ἡ μοναρχια (Floril. Tit. 47; Vol. 2, pag. 256—263) die besten Stellen der Alten, worin sie die Vorzüge der Monarchie darlegen, zusammengestellt.

[1]) Nimmer Gedeihn bringt Vielherrschaft; nur einer sei Herrscher,
Einer nur Fürst. (Vofs.)

Republiken sind eben widernatürlich, künstlich gemacht und aus der Reflexion entsprungen, kommen daher auch nur als seltene Ausnahmen in der ganzen Weltgeschichte vor, nämlich die kleinen griechischen Republiken, die römische und die karthagische, welche noch dazu sämtlich dadurch bedingt waren, dafs $^5/_6$, vielleicht gar $^7/_8$ der Bevölkerung aus Sklaven bestanden. Hatten doch auch, im Jahre 1840, die Vereinigten Staaten in Amerika auf 16 Millionen Einwohner 3 Millionen Sklaven. Zudem ist die Dauer der Republiken des Altertums, gegen die der Monarchien, sehr kurz gewesen. — Republiken sind überhaupt leicht zu errichten, hingegen schwer zu erhalten: von Monarchien gilt gerade das Umgekehrte.

Will man utopische Pläne, so sage ich: die einzige Lösung des Problems wäre die Despotie der Weisen und Edelen einer echten Aristokratie, eines echten Adels, erzielt auf dem Wege der Generation, durch Vermählung der edelmütigsten Männer mit den klügsten und geistreichsten Weibern. Dieser Vorschlag ist mein Utopien und meine Republik des Platon.

Die konstitutionellen Könige haben eine unleugbare Ähnlichkeit mit den Göttern des Epikuros, welche, ohne sich in die menschlichen Angelegenheiten zu mischen, in ungestörter Seligkeit und Gemütsruhe, da oben in ihrem Himmel sitzen. Sie sind nun aber einmal jetzt Mode geworden, und in jedem deutschen Duodezfürstentum wird eine Parodie der englischen Verfassung aufgeführt, ganz komplett, mit Oberhaus und Unterhaus, bis auf die Habeas corpus Akte und die Jury herab. Aus dem englischen Charakter und englischen Verhältnissen hervorgegangen und beide voraussetzend, sind diese Formen dem englischen Volke gemäfs und natürlich: ebenso aber ist dem deutschen Volke sein Geteiltsein in viele Stämme, die unter ebenso vielen, wirklich regierenden Fürsten stehen, mit einem Kaiser über alle, der den Frieden im Innern wahrt und des Reiches Einheit nach aufsen vertritt, natürlich; weil aus seinem Charakter und seinen Verhältnissen hervorgegangen. Ich bin der Meinung, dafs wenn Deutschland nicht dem Schicksal Italiens entgegengehen soll, die von seinem Erzfeinde, dem ersten Bonaparte, aufgehobene Kaiserwürde, und zwar möglichst effektiv, hergestellt werden mufs. Denn an ihr hängt die deutsche Einheit und wird ohne sie stets blofs nominell, oder prekär sein. Weil wir

aber nicht mehr zur Zeit Günther's von Schwarzburg leben, da mit der Kaiserwahl Ernst gemacht wurde, so sollte die Kaiserkrone abwechselnd an Österreich und Preufsen übergehen, auf Lebenszeit. Die absolute Souveränität der kleinen Staaten ist, in jedem Fall, illusorisch. Napoleon I. hat für Deutschland eben das gethan, was Otto der Grofse für Italien, nämlich es in viele kleine und unabhängige Staaten geteilt, nach dem Grundsatz *divide et impera.* — Die Engländer zeigen ihren grofsen Verstand auch darin, dafs sie ihre alten Institutionen, Sitten und Gebräuche fest und heilig halten, auf die Gefahr hin, diese Tenacität zu weit und bis ins Lächerliche zu treiben; weil eben jene Dinge nicht in einem müfsigen Kopfe ausgeheckt, sondern allmählich aus der Macht der Umstände und der Weisheit des Lebens selbst erwachsen, und daher ihnen, als Nation, angemessen sind. Hingegen hat der deutsche Michel sich von seinem Schulmeister einreden lassen, er müsse in einem englischen Frack einhergehen; das schicke sich nicht anders: er hat ihn demnach vom Papa ertrotzt und sieht nun, mit seinen linkischen Manieren und ungelenkem Wesen, lächerlich genug darin aus. Aber der Frack wird ihn noch sehr drücken und inkommodieren, und zwar zu allernächst durch die Jury, welche, aus dem rohesten englischen Mittelalter, den Zeiten Königs Alfred des Grofsen, da noch lesen und schreiben können den Menschen von der Todesstrafe eximierte, stammend, das schlechteste aller Kriminalgerichte ist, wo nämlich, statt gelehrter und geübter Kriminalrichter, welche unter täglicher Entwirrung der von Dieben, Mördern und Gaunern versuchten Schliche und Finten grau geworden sind und so den Sachen auf die Spur zu kommen gelernt haben, nunmehr Gevatter Schneider und Handschuhmacher zu Gerichte sitzen, um mit ihrem plumpen, rohen, ungeübten, tölpelhaften, ja nicht einmal einer anhaltenden Aufmerksamkeit gewohnten Verstande die Wahrheit aus dem täuschenden Gewebe des Truges und Scheines herauszufinden, während sie noch obendrein dazwischen an ihr Tuch und ihr Leder denken und sich nach Hause sehnen, vollends aber vom Unterschiede zwischen Wahrscheinlichkeit und Gewifsheit durchaus keinen deutlichen Begriff haben, vielmehr so eine Art von *calculus probabilium* in ihrem dumpfen Kopfe anstellen, nach welchem sie sodann getrost über das Leben anderer den Stab brechen. Auf sie

ist anwendbar, was Samuel Johnson von einem soeben über eine wichtige Sache zusammengerufenen Kriegsgericht, dem er wenig zutraute, sagte, nämlich, dafs vielleicht kein einziger der Beisitzer desselben, jemals in seinem Leben auch nur eine Stunde, für sich allein, mit dem Abwägen von Wahrscheinlichkeiten zugebracht hätte. (Boswell, Life of Johnson, a. 1780 aetat. 71; Vol. IV, p. 292 der Ausg. in 5 Bänden.) Aber die, meint man, würden so recht unparteiisch sein. — Das *malignum vulgus* da? Als ob nicht Parteilichkeit zehnmal mehr von den Standes-Gleichen des Beklagten zu befürchten wäre, als von den ihm völlig fremden, in ganz andern Regionen lebenden, unabsetzbaren und ihrer Amtsehre sich bewufsten Kriminalrichtern. Nun aber gar die Verbrechen gegen den Staat und sein Oberhaupt, nebst Prefsvergehen, von der Jury richten lassen, heifst recht eigentlich den Bock zum Gärtner machen.

§. 129.

Überall und zu allen Zeiten hat es viel Unzufriedenheit mit den Regierungen, Gesetzen und öffentlichen Einrichtungen gegeben; grofsenteils aber nur, weil man stets bereit ist, diesen das Elend zur Last zu legen, welches dem menschlichen Dasein selbst unzertrennlich anhängt, indem es, mythisch zu reden, der Fluch ist, den Adam empfing, und mit ihm sein ganzes Geschlecht. Jedoch nie ist jene falsche Vorspiegelung auf lügenhaftere und frechere Weise gemacht worden, als von den Demagogen der „Jetztzeit". Diese nämlich sind, als Feinde des Christentums, Optimisten: die Welt ist ihnen „Selbstzweck" und daher an sich selbst, d. h. ihrer natürlichen Beschaffenheit nach, ganz vortrefflich eingerichtet, ein rechter Wohnplatz der Glückseligkeit. Die nun hiergegen schreienden, kolossalen Übel der Welt schreiben sie gänzlich den Regierungen zu: thäten nämlich nur diese ihre Schuldigkeit, so würde der Himmel auf Erden existieren, d. h. alle würden ohne Mühe und Not vollauf fressen, saufen, sich propagieren und krepieren können: denn dies ist die Paraphrase ihres „Selbstzweck" und das Ziel des „unendlichen Fortschritts der Menschheit", den sie in pomphaften Phrasen unermüdlich verkündigen.

§. 130.

Weiland war die Hauptstütze des Thrones der Glaube; heutzutage ist es der Kredit. Kaum mag dem Papste selbst

das Zutrauen seiner Gläubigen mehr am Herzen liegen, als das seiner Gläubiger. Beklagte man ehemals die Schuld der Welt, so sieht man jetzt mit Grausen auf die Schulden der Welt und, wie ehemals den jüngsten Tag, so prophezeit man jetzt die dereinstige grofse σεισάχθεια[1]), den universellen Staatsbankrott, jedoch ebenfalls mit der zuversichtlichen Hoffnung, ihn nicht selbst zu erleben.

§. 131.

Das Recht des Besitzes ist zwar ethisch und rationell ungleich besser begründet, als das Recht der Geburt; jedoch ist es mit diesem verwandt und verwachsen, welches man daher schwerlich würde wegschneiden können, ohne jenes in Gefahr zu setzen. Der Grund hiervon ist, dafs der meiste Besitz ererbt, folglich auch eine Art Geburtsrecht ist; wie denn eben der alte Adel auch nur den Namen des Stammgutes führt, also durch denselben blofs seinen Besitz ausdrückt. — Demgemäfs sollten alle Besitzenden, wenn sie, statt neidisch zu sein, klug wären, auch der Erhaltung der Rechte der Geburt anhängen.

Der Adel als solcher gewährt sonach den doppelten Nutzen, dafs er einerseits das Recht des Besitzes und andererseits das Geburtsrecht des Königs zu stützen hilft: denn der König ist der erste Edelmann im Lande, behandelt auch, in der Regel, den Adeligen als einen geringen Anverwandten und ganz anders, als den noch so hoch betrauten Bürgerlichen. Es ist auch ganz natürlich, dafs er mehr Zutrauen zu denen hat, deren Vorfahren meistens die ersten Diener und stets die nächste Umgebung seiner Vorfahren gewesen sind. Mit Recht beruft deshalb ein Edelmann sich auf seinen Namen, wann er, bei etwa entstehendem Verdacht, seinem Könige die Versicherung seiner Treue und Ergebenheit wiederholt. Allerdings ist der Charakter vom Vater erblich; wie meinen Lesern bekannt ist. Borniert und lächerlich ist es, nicht darauf sehen zu wollen, wessen Sohn einer ist.

§. 132.

Alle Weiber, mit seltenen Ausnahmen, sind zur Verschwendung geneigt. Daher mufs jedes vorhandene Vermögen, mit Ausnahme der seltenen Fälle, wo sie es selbst

[1]) Abschüttelung der Lasten oder Schulden.

erworben haben, vor ihrer Thorheit sicher gestellt werden. Eben darum bin ich der Meinung, dafs die Weiber nie ganz mündig werden, sondern stets unter wirklicher männlicher Aufsicht stehen sollten, sei es die des Vaters, des Gatten, des Sohnes, oder des Staates, — wie es in Indien ist; dafs sie demnach niemals über ein Vermögen, welches sie nicht selbst erworben haben, müfsten eigenmächtig verfügen können. Dafs hingegen eine Mutter sogar bestellter Vormund und Verwalter des väterlichen Erbteils ihrer Kinder werden könne, halte ich für unverzeihliche und verderbliche Thorheit. In den allermeisten Fällen wird ein solches Weib das vom Vater der Kinder, und mit stärkendem Hinblick auf sie, durch die Arbeit seines ganzen Lebens Erworbene mit ihrem Buhlen verprassen; gleichviel, ob sie ihn heiratet, oder nicht. Diese Warnung giebt uns schon Vater Homer:

Οισθα γαρ, οἱος θυμος ενι στηθεσσι γυναικος·
Κεινου βουλεται οικον οφελλειν, ὁς κεν οπυιοι,
Παιδων δε προτερων και κουριδιοιο φιλοιο
Ουκετι μεμνηται τεθνηοτος, ουδε μεταλλα.[1])

Od. XV, 20.

Die wirkliche Mutter wird, nach dem Tode des Mannes, oft zur Stiefmutter. Stehen doch überhaupt nur die Stiefmütter in so schlechtem Kredit, der das Wort „stiefmütterlich“ erzeugt hat; während von stiefväterlich nie die Rede gewesen: jenen Kredit aber hatten sie schon zu Herodot's (IV, 154) Zeit und haben ihn sich zu erhalten gewufst. Jedenfalls bedarf ein Weib stets des Vormundes, darf also nie Vormund sein. Überhaupt aber wird eine Frau, die ihren Mann nicht geliebt hat, auch ihre Kinder von ihm nicht lieben, nämlich nachdem die Zeit der blofs instinktiven, daher nicht moralisch ihr anzurechnenden Mutterliebe vorüber ist. — Ferner bin ich der Meinung, dafs, vor Gericht, das Zeugnis eines Weibes,

[1]) „Weifst du ja doch, wie geartet das Herz in dem Busen des Weibes:
Jenem die Habe zu mehren verlangt sie, dem sie vermählt ist;
Aber der früheren Kinder und selbst des Gemahles gedenkt sie
Nicht mehr, wann er gestorben, und fragt nicht weiter nach ihnen.
(Donner.)

caeteris paribus, weniger Gewicht haben sollte, als das eines Mannes, so dafs z. B. zwei männliche Zeugen etwa drei, oder gar vier, weibliche aufwögen. Denn ich glaube, dafs das weibliche Geschlecht, in Masse genommen, täglich dreimal soviel Lügen in die Luft schickt, als das männliche, und noch dazu mit einem Anschein von Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit, den das männliche nie erlangt. Die Mohammedaner freilich excedieren auf der anderen Seite. Ein junger Türke von Bildung sagte einmal zu mir: „Wir betrachten das Weib blofs als das Erdreich, darin man das Samenkorn legt. Daher ist auch ihre Religion gleichgültig: wir können eine Christin heiraten, ohne ihre Bekehrung zu verlangen.“ Auf meine Frage, ob die Derwische verheiratet seien, sagte er: „das versteht sich von selbst: war doch der Prophet verheiratet, und sie dürfen nicht heiliger sein wollen, als dieser.“ —

Sollte es nicht besser sein, wenn es gar keine Feiertage gäbe, dafür aber soviel mehr Feierstunden? Wie wohlthätig würden die 16 Stunden des langweiligen und eben dadurch gefährlichen Sonntags wirken, wenn 12 davon auf alle Tage der Woche verteilt wären! Zur Religionsübung hätte der Sonntag an zweien immer noch genug, und mehr werden derselben doch fast nie gewidmet, noch weniger der andächtigen Meditation. Die Alten hatten auch keinen wöchentlichen Ruhetag. Freilich aber würde es sehr schwer halten, die so erkauften zwei täglichen Mufsestunden den Leuten wirklich zu erhalten und vor Eingriffen zu sichern.

§. 133.

Der ewige Jude Ahasverus ist nichts anderes, als die Personifikation des ganzen jüdischen Volks. Weil er an dem Heiland und Welterlöser schwer gefrevelt hat, soll er von dem Erdenleben und seiner Last nie erlöst werden und dabei heimatslos in der Fremde umherirren. Dies ist ja eben das Vergehen und das Schicksal des kleinen jüdischen Volks, welches, wirklich wundersamer Weise, seit bald zwei tausend Jahren aus seinem Wohnsitze vertrieben, noch immer fortbesteht und heimatslos umherirrt; während so viele grofse und glorreiche Völker, neben welchen eine solche Winkelnation gar nicht zu nennen ist, Assyrer, Meder, Perser, Phönizier, Ägypter, Hetrurier u. s. w. zur ewigen Ruhe eingegangen und gänzlich verschwunden sind. So ist denn noch

heute diese *gens extorris,* dieser Johann ohne Land unter den Völkern, auf dem ganzen Erdboden zu finden, nirgends zu Hause und nirgends fremd, behauptet dabei mit beispielloser Hartnäckigkeit seine Nationalität, ja möchte, eingedenk des Abraham, der in Kanaan wohnte als ein Fremdling, aber allmählich, wie sein Gott es ihm verheifsen, Herr des ganzen Landes ward (1. Mos. 17, 8), — auch gern irgendwo recht fufsen und Wurzel schlagen, um wieder zu einem Lande zu gelangen, ohne welches ja ein Volk ein Ball in der Luft ist.[1] — Bis dahin lebt es parasitisch auf den andern Völkern und ihrem Boden, ist aber dabei nichtsdestoweniger vom lebhaftesten Patriotismus für die eigene Nation beseelt, den es an den Tag legt durch das festeste Zusammenhalten, wonach alle für einen und einer für alle stehen; so dafs dieser Patriotismus *sine patria* begeisternder wirkt, als irgend ein anderer. Das Vaterland des Juden sind die übrigen Juden: daher kämpft er für sie, wie *pro ara et focis,* und keine Gemeinschaft auf Erden hält so fest zusammen, wie diese. Daraus geht hervor, wie absurd es ist, ihnen einen Anteil an der Regierung oder Verwaltung irgend eines Staates einräumen zu wollen. Ihre Religion, von Hause aus mit ihrem Staate verschmolzen und eins, ist dabei keineswegs die Hauptsache, vielmehr nur das Band, welches sie zusammenhält, der *point de ralliement* und das Feldzeichen, daran sie sich erkennen. Dies zeigt sich auch daran, dafs sogar der getaufte Jude, keineswegs, wie doch sonst alle Apostaten, den Hafs und Abscheu der übrigen auf sich ladet, vielmehr, in der Regel, nicht aufhört, Freund und Genosse

[1]) Moses, Lib. IV, c. 13 sqq., nebst Lib. V, c. 2, giebt uns ein lehrreiches Beispiel des Hergangs bei der allmählichen Bevölkerung der Erde, wie nämlich ausgewanderte mobile Horden bereits angesessene Völker zu verdrängen suchten, die gutes Land inne hatten. Der späteste Schritt dieser Art war die Völkerwanderung oder vielmehr die Eroberung Amerikas, ja das noch fortfahrende Zurückdrängen der amerikanischen Wilden, auch der in Australien. — Die Rolle der Juden, bei ihrer Niederlassung im gelobten Lande, und die der Römer, bei der ihrigen in Italien, ist im wesentlichen dieselbe, nämlich die eines eingewanderten Volkes, welches seine früher dagewesenen Nachbarn fortwährend bekriegt und sie endlich unterjocht. Nur dafs die Römer es ungleich weiter gebracht haben, als die Juden. (Anm. Schopenhauers.)

derselben, mit Ausnahme einiger Orthodoxen, zu sein und sie als seine wahren Landsleute zu betrachten. Sogar kann, bei dem regelmäfsigen und feierlichen Gebete der Juden, zu welchem zehn vereint sein müssen, wenn einer mangelt, ein getaufter Jude dafür eintreten, jedoch kein anderer Christ. Dasselbe gilt von allen übrigen religiösen Handlungen. Noch deutlicher würde die Sache hervortreten, wenn einmal das Christentum ganz in Verfall geriete und aufhörte; indem alsdann die Juden deshalb nicht aufhören würden als Juden gesondert und für sich zu sein und zusammenzuhalten. Demnach ist es eine höchst oberflächliche und falsche Ansicht, wenn man die Juden blofs als Religionssekte betrachtet: wenn aber gar, um diesen Irrtum zu begünstigen, das Judentum, mit einem der christlichen Kirche entlehnten Ausdruck, bezeichnet wird als „jüdische Konfession", so ist dies ein grundfalscher, auf das Irreleiten absichtlich berechneter Ausdruck, der gar nicht gestattet sein sollte. Vielmehr ist „Jüdische Nation" das Richtige. Die Juden haben gar keine Konfession: der Monotheismus gehört zu ihrer Nationalität und Staatsverfassung und versteht sich bei ihnen von selbst. Ja, wohlverstanden, sind Monotheismus und Judentum Wechselbegriffe. — Dafs die dem Nationalcharakter der Juden anhängenden, bekannten Fehler, worunter eine wundersame Abwesenheit alles dessen, was das Wort *verecundia* ausdrückt, der hervorstechendste, wenngleich ein Mangel ist, der in der Welt besser weiter hilft, als vielleicht irgend eine positive Eigenschaft; dafs, sage ich, diese Fehler hauptsächlich dem langen und ungerechten Drucke, den sie erlitten haben, zuzuschreiben sind, entschuldigt solche zwar, aber hebt sie nicht auf. Den vernünftigen Juden, welcher, alte Fabeln, Flausen und Vorurteile aufgebend, durch die Taufe, aus einer Genossenschaft heraustritt, die ihm weder Ehre, noch Vorteil bringt (wenn auch in Ausnahmefällen letzteres vorkommt), mufs ich durchaus loben, selbst wenn es ihm mit dem christlichen Glauben kein grofser Ernst sein sollte: ist es denn ein solcher jedem jungen Christen, der bei der Konfirmation sein Credo hersagt? Um ihm jedoch auch diesen Schritt zu ersparen und auf die sanfteste Art von der Welt dem ganzen tragikomischen Unwesen ein Ende zu machen, ist gewifs das beste Mittel, dafs man die Ehe zwischen Juden und Christen gestatte, ja begünstige; wogegen die Kirche nichts ein-

wenden kann, da es die Autorität des Apostels selbst für sich hat (1. Cor. 7, 12—16). Dann wird es über 100 Jahre nur noch sehr wenige Juden geben, und bald darauf das Gespenst ganz gebannt, der Ahasverus begraben sein, und das auserwählte Volk wird selbst nicht wissen, wo es geblieben ist. Jedoch wird dieses wünschenswerte Resultat vereitelt werden, wenn man die Emancipation der Juden so weit treibt, dafs sie Staatsrechte, also Teilnahme an der Verwaltung und Regierung christlicher Länder erhalten. Denn alsdann werden sie erst recht con amore Juden sein und bleiben. Dafs sie mit andern gleiche bürgerliche Rechte geniefsen, heischt die Gerechtigkeit: aber ihnen Anteil am Staat einzuräumen, ist absurd: sie sind und bleiben ein fremdes, orientalisches Volk, müssen daher stets nur als ansässige Fremde gelten. Als, vor ungefähr 25 Jahren, im englischen Parlament, die Judenemancipation debattiert wurde, stellte ein Redner folgenden hypothetischen Fall auf: ein englischer Jude kommt nach Lissabon, woselbst er zwei Männer in äufserster Not und Bedrängnis antrifft, jedoch so, dafs es in seine Macht gegeben ist, einen von ihnen zu retten. Persönlich sind ihm beide fremd. Jedoch ist der eine ein Engländer, aber ein Christ; der andere ein Portugiese, aber ein Jude. Wen wird er retten? — Ich glaube, dafs kein einsichtiger Christ und kein aufrichtiger Jude über die Antwort im Zweifel sein wird. Sie aber giebt den Mafsstab für die den Juden einzuräumenden Rechte.

§. 134.

Bei keiner Angelegenheit greift die Religion so unmittelbar und augenfällig in das praktische und materielle Leben ein, wie beim Eide. Es ist schlimm genug, dafs dadurch Leben und Eigentum des einen von den metaphysischen Überzeugungen des andern abhängig gemacht werden. Wenn nun aber gar dereinst, wie doch zu besorgen steht, die Religionen sämtlich in Verfall geraten und aller Glaube aufhören sollte; wie wird es dann mit dem Eide stehen? — Daher ist es wohl der Mühe wert, zu untersuchen, ob es nicht eine rein moralische, von allem positiven Glauben unabhängige und doch auf deutliche Begriffe zu bringende Bedeutung des Eides gebe, welche, als ein Allerheiligstes aus reinem Golde, jenen universellen Kirchenbrand überstehen könnte; wenngleich dieselbe, neben dem Pomp und der

Kraftsprache des religiösen Eides sich etwas kahl und nüchtern ausnehmen sollte.

Der unbestrittene Zweck des Eides ist, der nur zu häufigen Falschheit und Lügenhaftigkeit des Menschen auf blofs moralischem Wege zu begegnen, dadurch, dafs man die von ihm anerkannte moralische Verpflichtung, die Wahrheit zu sagen, durch irgend eine aufserordentliche, hier eintretende Rücksicht erhöht, ihm lebhaft zum Bewufstsein bringt. Den rein moralischen, von allem Transscendenten und Mythischen freien Sinn einer solchen Hervorhebung jener Pflicht will ich versuchen, gemäfs meiner Ethik, deutlich zu machen.

Ich habe, in meinem Hauptwerk, Bd. 1, § 62, S. 401 und ausführlicher in der Preisschrift über das Fundament der Moral § 17, S. 221—226 den paradoxen, jedoch wahren Satz, dafs in gewissen Fällen dem Menschen ein Recht zu lügen zustehe, aufgestellt und denselben mittelst einer durchgeführten Erläuterung und Begründung gestützt. Jene Fälle waren erstlich die, wo er das Recht hätte, Gewalt gegen andere zu gebrauchen, und zweitens die, wo völlig unbefugte Fragen an ihn gerichtet werden, die dabei so beschaffen sind, dafs er ebensowohl durch Ablehnen der Beantwortung, als durch das aufrichtige Erteilen derselben, sein Interesse gefährden würde. Eben weil, in dergleichen Fällen, eine Berechtigung zur Unwahrheit unstreitig stattfindet, bedarf es, in wichtigen Angelegenheiten, deren Entscheidung von der Aussage eines Menschen abhängig wird, wie auch bei Versprechungen, deren Erfüllung von grofser Wichtigkeit ist, zunächst der ausdrücklichen und feierlichen Erklärung desselben, dafs er die besagten Fälle als hier nicht vorhanden anerkenne, also wisse und einsehe, dafs ihm hier keine Gewalt geschieht, oder gedroht wird, sondern blofs das Recht waltet, und gleichfalls, dafs er die ihm vorgelegte Frage als eine wohl befugte anerkenne, endlich auch, dafs ihm bewufst sei, was alles von seiner gegenwärtigen Aussage über dieselbe abhänge. Diese Erklärung schliefst in sich, dafs, wenn er unter solchen Umständen lügt, er mit deutlichem Bewufstsein ein schweres Unrecht begeht, indem er jetzt dasteht als einer, dem man, im Vertrauen auf seine Redlichkeit, volle Gewalt für diesen Fall in die Hände gegeben hat, die er zum Unrechte, wie zum Rechte gebrauchen kann. Wenn er jetzt lügt, so trägt er das klare Bewufstsein davon, dafs er

einer sei, der, wenn er freie Gewalt hat, sie, bei ruhigster Überlegung, zum Unrechte gebraucht. Dies Zeugnis über ihn selbst giebt ihm der Meineid. Hieran nun aber knüpft sich der Umstand, dafs, weil kein Mensch ohne das Bedürfnis irgend einer Metaphysik ist, auch jeder die, wenngleich undeutliche, Überzeugung in sich trägt, dafs die Welt nicht blofs eine physische Bedeutung habe, sondern zugleich irgend wie eine metaphysische, und sogar auch, dafs, in Bezug auf solche, unser individuelles Handeln, seiner blofsen Moralität nach, noch ganz anderartige und viel wichtigere Folgen habe, als ihm vermöge seiner empirischen Wirksamkeit zukommen, und sonach wirklich von transscendenter Bedeutsamkeit sei. Hierüber verweise ich auf meine Preisschrift über das Fundament der Moral § 21, und füge nur hinzu, dafs der Mensch, welcher seinem eigenen Handeln jede andere, als die empirische Bedeutsamkeit, abspricht, diese Behauptung nie, ohne innern Widerspruch dagegen zu spüren und Selbstzwang zu üben, aufstellen wird. Die Aufforderung zum Eide stellt nun den Menschen ausdrücklich auf den Standpunkt, wo er sich, in diesem Sinne, als blofs moralisches Wesen, und mit Bewufstsein der hohen Wichtigkeit für ihn selbst seiner in dieser Eigenschaft gegebenen Entscheidungen anzusehen hat, wodurch jetzt bei ihm alle andern Rücksichten zusammenschrumpfen sollen, bis zum gänzlichen Verschwinden. — Hierbei nun ist es unwesentlich, ob die also in Anregung gebrachte Überzeugung, von einer metaphysischen und zugleich moralischen Bedeutung unsers Daseins, blofs dumpf gefühlt, oder in allerlei Mythen und Fabeln gekleidet und dadurch belebt, oder aber zur Klarheit des philosophischen Denkens gebracht sei; woraus wieder folgt, dafs es im wesentlichen nicht darauf ankommt, ob die Eidesformel diese, oder jene mythologische Beziehung ausdrücke, oder aber ganz abstrakt sei, wie das in Frankreich gebräuchliche *je le jure.* Die Formel müfste nach dem Grade der intellektuellen Bildung des Schwörenden gewählt werden; wie man sie ja auch je nach seinem positiven Glauben verschieden auswählt. Die Sache so betrachtet, könnte sogar einer, der sich zu keiner Religion bekennte, sehr wohl zum Eide gelassen werden.

Kapitel X.

Zur Lehre von der Unzerstörbarkeit unsers wahren Wesens durch den Tod.

§. 135.

Obgleich ich in meinem Hauptwerke diesen Gegenstand im Zusammenhange und ausführlich behandelt habe, glaube ich doch, dafs eine kleine Nachlese vereinzelter Betrachtungen darüber, welche auf jene Darstellung immer noch einiges Licht zurückwerfen, für manchen nicht ohne Wert sein werde. —

Man mufs Jean Paul's Selina lesen, um zu sehen, wie ein höchst eminenter Geist sich herumschlägt mit den sich ihm aufdringenden Absurditäten eines falschen Begriffs, den er nicht aufgeben will, weil er sein Herz daran gehängt hat, dabei aber stets von den Ungereimtheiten, die er nicht verdauen kann, beunruhigt wird. Es ist der Begriff der individuellen Fortdauer unsers gesamten persönlichen Bewufstseins, nach dem Tode. Eben jenes Kämpfen und Ringen Jean Paul's beweist, dafs dergleichen, aus Falschem und Wahrem zusammengesetzte Begriffe nicht, wie man behauptet, heilsame Irrtümer, vielmehr entschieden schädlich sind. Denn nicht nur wird, durch den falschen Gegensatz von Seele und Leib, wie auch durch Erhebung der gesamten Persönlichkeit zu einem Dinge an sich selbst, welches ewig bestehen soll, die wahre, auf dem Gegensatz zwischen Erscheinung und Ding an sich beruhende Erkenntnis von der Unzerstörbarkeit unsers eigentlichen Wesens, als eines von Zeit, Kausalität und Veränderung Unberührten, unmöglich gemacht, sondern jener falsche Begriff kann nicht einmal als Stellvertreter der Wahrheit fest gehalten werden; weil die Vernunft sich stets von neuem gegen das darin liegende Absurde empört, mit diesem dann aber auch das demselben amalgamisch verbundene Wahre aufgeben mufs. Denn das Wahre kann, auf die Länge, doch nur in seiner Lauterkeit bestehen: mit Irrtümern versetzt, wird es ihrer Hinfälligkeit teilhaft; wie der Granit zerfällt, wenn sein Feldspat verwittert, obgleich Quarz und Glimmer solcher Verwitterung nicht unterworfen sind. Es steht also schlimm um die Surrogate der Wahrheit.

§. 136.

Wenn man, so im täglichen Umgange, von einem der vielen Leute, die alles wissen möchten, aber nichts lernen wollen, über die Fortdauer nach dem Tode befragt wird, ist wohl die passendste, auch zunächst richtigste Antwort: „nach deinem Tode wirst du sein, was du vor deiner Geburt warst.“ Denn sie impliciert die Verkehrtheit der Forderung, dafs die Art von Existenz, welche einen Anfang hat, ohne Ende sein solle; zudem aber enthält sie die Andeutung, dafs es wohl zweierlei Existenz und, dem entsprechend, zweierlei Nichts geben möge. — Imgleichen jedoch könnte man antworten: „was immer du nach deinem Tode sein wirst, — und wäre es nichts, — wird dir alsdann ebenso natürlich und angemessen sein, wie es dir jetzt dein individuelles, organisches Dasein ist: also hättest du höchstens den Augenblick des Übergangs zu fürchten. Ja, da eine reifliche Erwägung der Sache das Resultat ergiebt, dafs einem Dasein, wie das unsrige, das gänzliche Nichtsein vorzuziehen sein würde, so kann der Gedanke des Aufhörens unsrer Existenz, oder einer Zeit, da wir nicht mehr wären, uns vernünftigerweise so wenig betrüben, wie der Gedanke, dafs wir nie geworden wären. Da nun dieses Dasein wesentlich ein persönliches ist, so ist demnach auch das Ende der Persönlichkeit nicht als ein Verlust anzusehen.“

Dem hingegen, der, auf dem objektiven und empirischen Wege, dem plausibeln Faden des Materialismus nachgegangen wäre und nun voll Schrecken über die gänzliche Vernichtung durch den Tod, die ihm da entgegenstarrte, sich an uns wendete, würden wir vielleicht auf die kürzeste und seiner empirischen Auffassung entsprechende Weise Beruhigung verschaffen, wenn wir ihm den Unterschied zwischen der Materie und der temporär sie in Besitz nehmenden stets metaphysischen Kraft augenfällig nachwiesen, z. B. am Vogelei, dessen homogene, gestaltlose Flüssigkeit, sobald nur die gehörige Temperatur hinzutritt, die so komplizierte und genau bestimmte Gestalt der Gattung und Art seines Vogels annimmt. Gewissermafsen ist dies doch eine Art *generatio aequivoca:* und höchst wahrscheinlich ist dadurch, dafs sie einst in der Urzeit und zur glücklichen Stunde, vom Typus des Tieres, welchem das Ei angehörte, zu einem höhern übersprang, die aufsteigende Reihe der Tierformen entstanden.

Jedenfalls tritt hier am augenscheinlichsten ein von der Materie Verschiedenes hervor, zumal da es, beim geringsten ungünstigen Umstande, ausbleibt. Dadurch wird fühlbar, dafs es, nach vollbrachtem, oder später behindertem Wirken, auch ebenso unversehrt von ihr weichen kann; welches denn auf eine ganz anderartige Permanenz hindeutet, als das Beharren der Materie in der Zeit ist.

§. 137.

Wenn wir uns ein Wesen denken, welches alles erkennte, verstände und übersähe, so würde die Frage, ob wir nach dem Tode fortdauern, für dasselbe wahrscheinlich gar keinen Sinn haben; weil über unser jetziges zeitliches, individuelles Dasein hinaus Fortdauern und Aufhören keine Bedeutung mehr hätten und ununterscheidbare Begriffe wären; wonach auf unser eigentliches und wahres Wesen, oder das in unsrer Erscheinung sich darstellende Ding an sich, weder der Begriff des Untergangs, noch der der Fortdauer Anwendung fände, da diese aus der Zeit entlehnt sind, welche blofs die Form der Erscheinung ist. — Wir inzwischen können die Unzerstörbarkeit jenes Kerns unsrer Erscheinung uns nur als eine Fortdauer desselben denken und zwar eigentlich nach dem Schema der Materie, welche, unter allen Veränderungen der Formen, in der Zeit beharrt. — Wird nun demselben diese Fortdauer abgesprochen, so sehen wir unser zeitliches Ende an als eine Vernichtung, nach dem Schema der Form, welche verschwindet, wann ihr die sie tragende Materie entzogen wird. Beides ist jedoch eine μεταβασις εις αλλο γενος, nämlich ein Übertragen der Formen der Erscheinung auf das Ding an sich. Von einer Unzerstörbarkeit aber, die keine Fortdauer wäre, können wir kaum uns auch nur einen abstrakten Begriff bilden; weil uns alle Anschauung, ihn zu belegen, mangelt.

In Wahrheit aber ist das beständige Entstehen neuer Wesen und Zunichtewerden der vorhandenen anzusehen als eine Illusion, hervorgebracht durch den Apparat zweier geschliffener Gläser (Gehirnfunktionen), durch die allein wir etwas sehen können: sie heifsen Raum und Zeit, und in ihrer Wechseldurchdringung Kausalität. Denn alles, was wir unter diesen Bedingungen wahrnehmen, ist blofse Erscheinung; nicht aber erkennen wir die Dinge, wie sie an sich selbst, d. h. unabhängig von unserer Wahrnehmung, sein mögen.

Dies ist eigentlich der Kern der Kantischen Philosophie; an welche und ihren Inhalt man nicht zu oft erinnern kann, nach einer Periode, wo feile Charlatanerie, durch ihren Verdummungsprozeſs, die Philosophie aus Deutschland vertrieben hatte, unter williger Beihülfe der Leute, denen Wahrheit und Geist die gleichgültigsten Dinge auf der Welt sind, hingegen Gehalt und Honorar die wichtigsten.

§. 138.

Wie kann man nur, beim Anblick des Todes eines Menschen, vermeinen, hier werde ein Ding an sich selbst zu nichts? Daſs vielmehr nur eine Erscheinung, in der Zeit, dieser Form aller Erscheinungen, ihr Ende finde, ohne daſs das Ding an sich selbst dadurch angefochten werde, ist eine unmittelbare, intuitive Erkenntnis jedes Menschen; daher man es zu allen Zeiten, in den verschiedensten Formen, und Ausdrücken, die aber alle der Erscheinung entnommen, in ihrem eigentlichen Sinn, sich nur auf diese beziehen, auszusprechen bemüht gewesen ist. Jeder fühlt, daſs er etwas anderes ist, als ein von einem andern einst aus nichts geschaffenes Wesen. Daraus entsteht ihm die Zuversicht, daſs der Tod wohl seinem Leben, jedoch nicht seinem Dasein ein Ende machen kann. Der Mensch ist etwas anderes, als ein belebtes Nichts: — und das Tier auch. Wer da meint, sein Dasein sei auf sein jetziges Leben beschränkt, hält sich für ein belebtes Nichts: denn vor 30 Jahren war er nichts, und über 30 Jahre ist er wieder nichts.

§. 139.

Je deutlicher einer sich der Hinfälligkeit, Nichtigkeit und traumartigen Beschaffenheit aller Dinge bewuſst wird, desto deutlicher wird er sich auch der Ewigkeit seines eigenen inneren Wesens bewuſst; weil doch eigentlich nur im Gegensatz zu diesem jene Beschaffenheit der Dinge erkannt wird; wie man den raschen Lauf seines Schiffes nur nach dem festen Ufer sehend wahrnimmt, nicht wenn man in das Schiff selbst sieht.

§. 140.

Die Gegenwart hat zwei Hälften, eine objektive und eine subjektive. Die objektive allein hat die Anschauung der Zeit zur Form und rollt daher unaufhaltsam fort: die subjektive steht fest und ist daher immer dieselbe. Hieraus entspringt unsere lebhafte Erinnerung des längst

Vergangenen und das Bewufstsein unserer Unvergänglichkeit, trotz der Erkenntnis der Flüchtigkeit unseres Daseins.

Jeder denke, dafs sein innerster Kern etwas ist, das die Gegenwart enthält und mit sich herumträgt. Wann immer wir auch leben mögen, stets stehen wir, mit unserem Bewufstsein, im Centro der Zeit, nie an ihren Endpunkten, und könnten daraus abnehmen, dafs jeder den unbeweglichen Mittelpunkt der ganzen unendlichen Zeit in sich selbst trägt. Dies ist es auch im Grunde, was ihm die Zuversicht giebt, mit der er ohne beständige Todesschauer dahinlebt. Wer nun aber, vermöge der Stärke seiner Erinnerung und Phantasie, sich das längst Vergangene seines eigenen Lebenslaufes am lebhaftesten vergegenwärtigen kann, der wird sich der Identität des Jetzt in aller Zeit deutlicher, als die anderen, bewufst. Vielleicht sogar gilt dieser Satz richtiger umgekehrt. Jedenfalls aber ist ein solches deutlicheres Bewufstsein der Identität alles Jetzt ein wesentliches Erfordernis zur philosophischen Anlage. Mittelst seiner fafst man das Allerflüchtigste, das Jetzt, als das allein Beharrende auf. Wer nun auf solche intuitive Weise inne wird, dafs die Gegenwart, welche doch die alleinige Form aller Realität, im engsten Sinne, ist, ihre Quelle in uns hat, also von innen, nicht von aufsen quillt, der kann an der Unzerstörbarkeit seines eigenen Wesens nicht zweifeln. Vielmehr wird er begreifen, dafs bei seinem Tode zwar die objektive Welt, mit dem Medio ihrer Darstellung, dem Intellekt, für ihn untergeht, dies aber sein Dasein nicht anficht: denn es war ebensoviel Realität innerhalb, wie aufserhalb. Er wird mit vollem Verständnis sagen: *εγω ειμι παν το γεγονος, και ον, και εσομενον*[1]. (Siehe Stob. Floril. Tit. 44, 42; Vol. 2, p. 201.)

Wer alles dieses nicht gelten läfst, mufs das Gegenteil behaupten und sagen: „die Zeit ist etwas rein Objektives und Reales, das ganz unabhängig von mir existiert. Ich bin nur zufällig hineingeworfen, eines kleinen Teils derselben habhaft geworden und dadurch zu einer vorübergehenden Realität gelangt, wie tausend andere vor mir, die jetzt eben nichts mehr sind, und auch ich werde sehr bald nichts sein. Die Zeit hingegen, die ist das Reale: sie zieht dann weiter

[1]) Ich bin alles was war, ist und sein wird.

ohne mich.“ Ich denke, dafs das Grundverkehrte, ja Absurde dieser Ansicht durch die Entschiedenheit des Ausdrucks fühlbar wird.

Das Leben kann, diesem allen zufolge, allerdings angesehen werden als ein Traum, und der Tod als das Erwachen. Dann aber gehört die Persönlichkeit, das Individuum, dem träumenden und nicht dem wachen Bewufstsein an; weshalb denn jenem der Tod sich als Vernichtung darstellt. Jedenfalls jedoch ist er, von diesem Gesichtspunkt aus, nicht zu betrachten als der Übergang zu einem uns ganz neuen und fremden Zustande, vielmehr nur als der Rücktritt zu dem uns ursprünglich eigenen, als von welchem das Leben nur eine kurze Episode war.

Wenn inzwischen ein Philosoph etwa vermeinen sollte, er würde im Sterben einen ihm allein eigenen Trost, jedenfalls eine Diversion, darin finden, dafs dann ihm ein Problem sich löste, welches ihn so häufig beschäftigt hat; so wird es ihm vermutlich gehen, wie einem, dem, als er eben das Gesuchte zu finden im Begriff ist, die Laterne ausgeblasen wird.

Denn im Tode geht allerdings das Bewufstsein unter; hingegen keineswegs das, was bis dahin dasselbe hervorgebracht hatte. Das Bewufstsein nämlich beruht zunächst auf dem Intellekt; dieser aber auf einem physiologischen Prozefs. Denn er ist augenscheinlich die Funktion des Gehirns und daher bedingt durch das Zusammenwirken des Nerven- und Gefäfssystems; näher, durch das vom Herzen aus ernährte, belebte und fortwährend erschütterte Gehirn, durch dessen künstlichen und geheimnisvollen Bau, welchen die Anatomie beschreibt, aber die Physiologie nicht versteht, das Phänomen der objektiven Welt und das Getriebe unserer Gedanken zustande kommt. Ein individuelles Bewufstsein, also überhaupt ein Bewufstsein, läfst sich an einem unkörperlichen Wesen nicht denken; weil die Bedingung jedes Bewufstseins, die Erkenntnis, notwendig Gehirnfunktion ist, — eigentlich weil der Intellekt sich objektiv als Gehirn darstellt. — Wie nun also der Intellekt, physiologisch, mithin in der empirischen Realität, d. i. in der Erscheinung, als ein Sekundäres, ein Resultat des Lebensprozesses, auftritt, so ist er auch psychologisch sekundär, im Gegensatz des Willens, der allein das Primäre und überall das Ursprüngliche ist. Ist doch sogar der Organismus selbst

eigentlich nur der im Gehirne anschaulich und objektiv, mithin in dessen Formen Raum und Zeit, sich darstellende Wille; wie ich dies öfter auseinandergesetzt habe, besonders im „Willen in der Natur“ und in meinem Hauptwerk Bd. 2, Kap. 20. Da also das Bewufstsein nicht unmittelbar dem Willen anhängt, sondern durch den Intellekt und dieser durch den Organismus bedingt ist, so bleibt kein Zweifel, dafs durch den Tod das Bewufstsein erlischt, — wie ja schon durch den Schlaf und jede Ohnmacht.[1]) Aber getrost! was für ein Bewufstsein ist denn dieses? — ein cerebrales, ein animales, ein etwas höher potenziertes tierisches, sofern wir es, im wesentlichen, mit der ganzen Tierreihe gemein haben, wenngleich es in uns seinen Gipfel erreicht. Dasselbe ist, wie ich genugsam nachgewiesen habe, seinem Zweck und Ursprunge nach, eine blofse *μηχανη* der Natur, ein Auskunftsmittel, den tierischen Wesen zu ihrem Bedarf zu verhelfen. Der Zustand hingegen, in welchen uns der Tod zurückversetzt, ist unser ursprünglicher, d. h. ist der selbsteigene Zustand des Wesens, dessen Urkraft in der Hervorbringung und Unterhaltung des jetzt aufhörenden Lebens sich darstellt. Es ist nämlich der Zustand des Dinges an sich, im Gegensatz der Erscheinung. In diesem Urzustande nun ist, ohne Zweifel, ein solcher Notbehelf, wie das cerebrale, höchst mittelbare und eben deshalb blofse Erscheinungen liefernde Erkennen, durchaus überflüssig; daher wir es eben verlieren. Sein Wegfallen ist eins mit dem Aufhören der Erscheinungswelt für uns, deren blofses Medium es war und zu nichts anderm dienen kann. Würde in diesem unserem Urzustande die Beibehaltung jenes animalen Bewufstseins uns sogar angeboten, so würden wir es von uns weisen, wie der geheilte Lahme die Krücken. Wer also den bevorstehenden Verlust dieses cerebralen, blofs erscheinungsmäfsigen und erscheinungsfähigen Bewufstseins beklagt, ist den grönländischen Konvertiten zu vergleichen, welche nicht in den Himmel wollten, als sie vernahmen, es gäbe daselbst keine Seehunde.

[1]) Es wäre freilich allerliebst, wenn mit dem Tode nicht der Intellekt unterginge: da brächte man das Griechisch, was man in dieser Welt gelernt hat, ganz fertig in die andere mit. (Anm. Schopenhauers.)

Zudem beruht alles hier Gesagte auf der Voraussetzung, dafs wir nun einmal einen nicht bewufstlosen Zustand uns nicht anders vorstellen können, als dafs er ein erkennender sei, mithin die Grundform alles Erkennens, das Zerfallen in Subjekt und Objekt, in ein Erkennendes und ein Erkanntes, an sich trage. Allein wir haben zu erwägen, dafs diese ganze Form des Erkennens und Erkanntwerdens blofs durch unsere animale, mithin sehr sekundäre und abgeleitete Natur bedingt, also keineswegs der Urzustand aller Wesenheit und alles Daseins ist, welcher daher ganz anderartig und doch nicht bewufstlos sein mag. Ist doch sogar unser eigenes, gegenwärtiges Wesen, soweit wir es in sein Inneres zu verfolgen vermögen, blofser Wille, dieser aber, an sich selbst, schon ein Erkenntnisloses. Wenn wir nun, durch den Tod, den Intellekt einbüfsen, so werden wir dadurch nur in den erkenntnislosen Urzustand versetzt, der aber deshalb nicht ein schlechthin bewufstloser, vielmehr ein über jene Form erhabener sein wird, ein Zustand, wo der Gegensatz von Subjekt und Objekt wegfällt; weil hier das zu Erkennende mit dem Erkennenden selbst wirklich und unmittelbar Eins sein würde, also die Grundbedingung alles Erkennens (eben jener Gegensatz) fehlt. Hiermit ist, als Erläuterung, zu vergleichen „Welt als Wille und Vorstellung" Bd. II, S. 310 (3. Aufl.). Als ein anderer Ausdruck des daselbst und hier Gesagten ist anzusehen der Ausspruch des J. Brunus (ed. Wagner, Vol. I, p. 287): *La divina mente, e la unità assoluta, senza specie alcuna è ella medesimo lo che intende, e lo ch' è inteso.*[1])

Auch wird, im tiefsten Innern, vielleicht eines jeden, dann und wann einmal, ein Bewufstsein sich spüren lassen, dafs ihm doch eigentlich eine ganz andere Art von Existenz angemessen wäre und zukäme, als diese so unaussprechlich lumpige, zeitliche, individuelle, mit lauter Miseren beschäftigte; wobei er dann denkt, dafs zu jener der Tod ihn zurückführen könnte.

§. 141.

Wenn wir jetzt, im Gegensatz zu dieser nach innen gerichteten Betrachtungsweise, wieder nach aufsen blicken

[1]) Der göttliche Geist und das unterschiedslose All-Eine ist ein und daselbe Prinzip, welches zugleich erkennt und erkannt wird.

und die sich uns darstellende Welt ganz objektiv auffassen, so erscheint uns allerdings der Tod als ein Übergang ins Nichts; dagegen aber auch die Geburt als ein Hervorgehen aus dem Nichts. Das eine wie das andere kann jedoch nicht unbedingt wahr sein, da es nur die Realität der Erscheinung hat. Auch ist, dafs wir, in irgend einem Sinne, den Tod überleben sollten, immer noch kein gröfseres Wunder, als das der Zeugung, welches wir täglich vor Augen haben. Was stirbt geht dahin, wo alles Leben herkommt und auch das seine. In diesem Sinne haben die Ägypter den Orkus Amenthes genannt, welches, nach Plutarch (de Is. et Osir. c. 29), bedeutet ὁ λαμβανων και διδους, „der Nehmende und Gebende", um auszudrücken, dafs es derselbe Quell ist, in den alles zurück und aus dem alles hervorgeht. Von diesem Gesichtspunkt aus wäre unser Leben anzusehen als ein vom Tode erhaltenes Darlehn: der Schlaf wäre dann der tägliche Zins dieses Darlehns. Der Tod giebt sich unverhohlen kund als das Ende des Individuums, aber in diesem Individuum liegt der Keim zu einem neuen Wesen. Demnach nun also stirbt nichts von allem, was da stirbt, für immer; aber auch keines, das geboren wird, empfängt ein von Grund aus neues Dasein. Das Sterbende geht unter: aber ein Keim bleibt übrig, aus welchem ein neues Wesen hervorgeht, welches jetzt ins Dasein tritt, ohne zu wissen woher es kommt und weshalb es gerade ein solches ist, wie es ist. Dies ist das Mysterium der Palingenesie, als dessen Erläuterung man das 41. Kapitel im 2. Bande meines Hauptwerks betrachten kann. Danach leuchtet uns ein, dafs alle in diesem Augenblicke lebenden Wesen den eigentlichen Kern aller künftig leben werdenden enthalten, diese also gewissermafsen schon jetzt da sind. Imgleichen scheint jedes in voller Blüte dastehende Tier uns zuzurufen: „was klagst du über die Vergänglichkeit der Lebendigen? wie könnte ich da sein, wenn nicht alle die meiner Gattung, welche vor mir waren, gestorben wären?" — So sehr auch, demzufolge, auf der Bühne der Welt die Stücke und die Masken wechseln, so bleiben doch in allen die Schauspieler dieselben. Wir sitzen zusammen und reden und regen einander auf, und die Augen leuchten und die Stimmen werden schallender: ganz ebenso haben andere gesessen, vor tausend Jahren: es war dasselbe, und es waren dieselben: ebenso wird es sein über tausend Jahre.

Die Vorrichtung, wodurch wir dessen nicht inne werden, ist die Zeit.

Sehr wohl könnte man unterscheiden Metempsychose, als Übergang der gesamten sogenannten Seele in einen andern Leib, — und Palingenesie, als Zersetzung und Neubildung des Individui, indem allein sein Wille beharrt und, die Gestalt eines neuen Wesens annehmend, einen neuen Intellekt erhält; also das Individuum sich zersetzt wie ein Neutralsalz, dessen Basis sodann mit einer andern Säure sich zu einem neuen Salz verbindet. Der Unterschied zwischen Metempsychose und Palingenesie, den Servius, der Kommentator Virgils annimmt, und der kurz angegeben ist in Wernsdorffii dissertat. de metempsychosi, p. 48, ist offenbar falsch und nichtig.

Aus Spence Hardy's Manual of Buddhism (p. 394—96, womit zu vergleichen p. 429, 440 und 445 desselben Buches), auch aus Sangermano's Burmese empire, p. 6, sowie aus den Asiat. researches, Vol. 6, p. 179 und Vol. 9, p. 256, geht hervor, dafs es im Buddhaismus, in Hinsicht auf die Fortdauer nach dem Tode, eine exoterische und eine esoterische Lehre giebt: erstere ist eben die Metempsychose, wie im Brahmanismus, letztere aber ist eine viel schwerer fafsliche Palingenesie, die in grofser Übereinstimmung steht mit meiner Lehre vom metaphysischen Bestande des Willens, bei der blofs physischen Beschaffenheit und dieser entsprechenden Vergänglichkeit des Intellekts. *Παλιγγενεσια* kommt schon im N. T. vor.

Wenn wir nun aber, um in das Geheimnis der Palingenesie tiefer einzudringen, hier noch das 43. Kapitel des 2. Bandes meines Hauptwerks zu Hülfe nehmen, so wird uns die Sache, näher betrachtet, so zu stehen scheinen, dafs, alle Zeit hindurch, das männliche Geschlecht der Aufbewahrer des Willens, das weibliche aber der des Intellekts der Menschengattung sei, wodurch dann diese immerwährenden Bestand erhält. Danach nun hat jeder einen väterlichen und einen mütterlichen Bestandteil; und wie diese durch die Zeugung vereint wurden, so werden sie durch den Tod zersetzt, welcher also das Ende des Individuums ist. Dieses Individuum ist es, dessen Tod wir so sehr betrauern, im Gefühl, dafs es wirklich verloren geht, da es eine blofse Verbindung war, die unwiederbringlich aufhört. — Jedoch dürfen wir bei

allem diesen nicht vergessen, dafs die Erblichkeit des Intellekts von der Mutter nicht eine so entschiedene und unbedingte ist, wie die des Willens vom Vater, wegen der sekundären und blofs physischen Wesenheit des Intellekts und seiner gänzlichen Abhängigkeit vom Organismus, nicht allein hinsichtlich des Gehirns, sondern auch anderweitig; wie dies in meinem besagten Kapitel ausgeführt worden. — Beiläufig sei hier noch erwähnt, dafs ich mit Platon zwar insofern zusammentreffe, als auch er in seiner sogenannten Seele einen sterblichen und einen unsterblichen Teil unterscheidet: allein er tritt in diametralen Gegensatz mit mir und mit der Wahrheit, indem er, nach Weise aller mir vorhergängigen Philosophen, den Intellekt für den unsterblichen, den Willen hingegen, d. h. den Sitz der Begierden und Leidenschaften, für den sterblichen Teil hält; — wie zu ersehen aus dem Timäos (p. p. 386, 387 et 395, ed. Bip.). Dasselbe statuiert Aristoteles.[1])

Wie aber auch immer, durch Zeugung und Tod, nebst sichtlicher Zusammensetzung der Individuen aus Willen und Intellekt, und nachmaliger Auflösung derselben, das Physische wunderlich und bedenklich walten mag; so ist doch das ihm zu Grunde liegende Metaphysische, so ganz heterogener Wesenheit, dafs es davon nicht angefochten wird und wir getrost sein dürfen.

Man kann demnach jeden Menschen aus zwei entgegengesetzten Gesichtspunkten betrachten: aus dem einen ist er das zeitlich anfangende und endende, flüchtig vorübereilende Individuum, *σκιας οναρ*[2]), dazu mit Fehlern und Schmerzen schwer behaftet; — aus dem andern ist er das unzerstörbare Urwesen, welches in allem Daseienden sich objektiviert und darf, als solches, wie das Isisbild zu Sais, sagen: *εγω ειμι παν το γεγονος, και ον, και εσομενον.* — Freilich könnte ein solches Wesen etwas Besseres thun, als in einer Welt, wie diese ist, sich darzustellen. Denn es ist die Welt der End-

[1]) *De anima* (I, 4. p. 408) entfährt ihm gleich anfangs beiläufig seine Herzensmeinung, dafs der *νους* die eigentliche Seele und unsterblich wäre, — welches er mit falschen Behauptungen belegt. Das Hassen und Lieben gehöre nicht der Seele, sondern ihrem Organ, dem vergänglichen Teil an. (Anm. Schopenhauers.)

[2]) Der Traum eines Schattens.

lichkeit, des Leidens und des Todes. Was in ihr und aus ihr ist, mufs enden und sterben. Allein was nicht aus ihr ist und nicht aus ihr sein will, durchzuckt sie mit Allgewalt, wie ein Blitz, der nach oben schlägt, und kennt dann weder Zeit noch Tod. — Alle diese Gegensätze zu vereinen ist eigentlich das Thema der Philosophie.

§. 142.

Kleine dialogische Schlufsbelustigung.

Thrasymachos. Kurzum, was bin ich nach meinem Tode? — Klar und präzis!

Philalethes. Alles und nichts.

Thrasymachos. Da haben wir's! Als Lösung eines Problems ein Widerspruch. Der Pfiff ist abgenutzt.

Philalethes. Transscendente Fragen in der für immanente Erkenntnis geschaffenen Sprache zu beantworten, kann allerdings auf Widersprüche führen.

Thrasymachos. Was nennst du transscendente und was immanente Erkenntnis? — Mir sind diese Ausdrücke zwar auch bekannt, von meinem Professor her; aber nur als Prädikate des lieben Gottes, mit welchem seine Philosophie, wie sich das eben auch geziemt, es ausschliefslich zu thun hatte. Steckt nämlich der in der Welt drinne, so ist er immanent: sitzt er aber irgendwo draufsen, so ist er transscendent. — Ja sieh, das ist klar, das ist fafslich! Da weifs man, woran man sich zu halten hat. Aber deine altmodische Kantische Kunstsprache versteht kein Mensch mehr. Das Zeitbewufstsein der Jetztzeit ist, von der Metropole der deutschen Wissenschaft —

Philalethes (leise für sich): — deutschen, philosophischen Windbeutelei —

Thrasymachos. — aus, durch eine ganze Succession grofser Männer, besonders durch den grofsen Schleiermacher und den Riesengeist Hegel, von allen dem zurück, oder vielmehr so weit vorwärts gebracht, dafs es das alles hinter sich hat und nichts mehr davon weifs. — Also was soll's damit?

Philalethes. Transscendente Erkenntnis ist die, welche, über alle Möglichkeit der Erfahrung hinausgehend, das Wesen der Dinge, wie sie an sich selbst sind, zu bestimmen anstrebt; immanente Erkenntnis hingegen die, welche sich innerhalb der Schranken der Möglichkeit der Erfahrung hält,

daher aber auch nur von Erscheinungen reden kann. — Du, als Individuum, endest mit deinem Tode. Allein das Individuum ist nicht dein wahres und letztes Wesen, vielmehr eine bloſse Äuſserung desselben: es ist nicht das Ding an sich selbst, sondern nur dessen Erscheinung, welche in der Form der Zeit sich darstellt und demgemäſs Anfang und Ende hat. Dein Wesen an sich selbst hingegen kennt weder Zeit, noch Anfang, noch Ende, noch die Schranke einer gegebenen Individualität: daher kann es von keiner Individualität ausgeschlossen werden; sondern ist in jedem und allem da. Im ersteren Sinne also wirst du durch deinen Tod zu nichts; im zweiten bist und bleibst du alles. Daher sagte ich, daſs du, nach deinem Tode, alles und nichts sein würdest. Schwerlich läſst deine Frage eine richtigere Antwort so in der Kürze zu, als eben diese, welche aber allerdings einen Widerspruch enthält; weil eben dein Leben in der Zeit ist, deine Unsterblichkeit aber in der Ewigkeit. — Daher kann diese auch eine Unzerstörbarkeit ohne Fortdauer genannt werden, — welches denn abermals auf einen Widerspruch hinausläuft. Aber so geht es, wenn das Transscendente in die immanente Erkenntnis gebracht werden soll: dieser geschieht dabei eine Art Gewalt, indem sie miſsbraucht wird zu dem, wozu sie nicht geboren ist.

Thrasymachos. Höre, ohne Fortdauer meiner Individualität, gebe ich für deine ganze Unsterblichkeit keinen Heller.

Philalethes. Vielleicht läſst du doch noch mit dir handeln. Setze, ich garantierte dir die Fortdauer deiner Individualität, machte jedoch zur Bedingung, daſs vor dem Wiedererwachen derselben ein völlig bewuſstloser Todesschlaf von drei Monaten vorherginge.

Thrasymachos. Lieſse sich eingehen.

Philalethes. Da wir nun aber in einem völlig bewuſstlosen Zustande durchaus kein Zeitmaſs haben, so ist es für uns ganz einerlei, ob, während wir in jenem Todesschlafe lagen, derweilen, in der sich bewuſsten Welt, drei Monate, oder zehntausend Jahre verstrichen sind. Denn eines, wie das andere, müssen wir, beim Erwachen, auf Treu und Glauben annehmen. Demnach kann es dir gleichgültig sein, ob dir deine Individualität nach drei Monaten, oder nach zehntausend Jahren zurückgegeben wird.

Thrasymachos. Läfst sich im Grunde wohl nicht leugnen.

Philalethes. Wenn nun aber, nach Verflufs der zehntausend Jahre, etwa ganz vergessen würde, dich zu wecken: so glaube ich, dafs, nachdem dir jenes auf ein gar kurzes Dasein gefolgte lange Nichtsein schon so sehr zur Gewohnheit geworden, das Unglück nicht grofs sein würde. Gewifs aber ist, dafs du nichts davon spüren könntest. Und gänzlich würdest du dich über die Sache trösten, wenn du wüfstest, dafs das geheime Triebwerk, welches deine jetzige Erscheinung in Bewegung erhält, auch in jenen zehntausend Jahren nicht einen Augenblick aufgehört hätte, andere Erscheinungen derselben Art darzustellen und zu bewegen.

Thrasymachos. So?! — und auf diese Art gedenkst du mich ganz sachte und unvermerkt um meine Individualität zu prellen? Solche Nasen dreht man mir nicht. Die Fortdauer meiner Individualität habe ich mir ausbedungen, und über die können mich keine Triebfedern und Erscheinungen trösten. Sie liegt mir am Herzen und von ihr lasse ich nicht.

Philalethes. Du hältst also wohl deine Individualität für so angenehm, vortrefflich, vollkommen und unvergleichlich, dafs es keine vorzüglichere geben könne, daher du sie nicht vertauschen möchtest gegen irgend eine andere, von welcher etwa behauptet würde, dafs in ihr es sich besser und leichter leben liefse?

Thrasymachos. Siehe, meine Individualität, sie sei nun, wie sie sei, das bin Ich.

„Mir geht nun auf der Welt nichts über mich:
Denn Gott ist Gott, und ich bin ich.“

Ich, ich, ich will da sein! daran ist mir gelegen, und nicht an einem Dasein, von welchem mir erst anräsonniert werden mufs, dafs es das meinige sei.

Philalethes. Sieh dich doch um! Was da ruft „Ich, ich, ich will da sein“, das bist du nicht allein, sondern alles, durchaus alles, was nur eine Spur von Bewufstsein hat. Folglich ist dieser Wunsch in dir gerade das, was nicht individuell ist, sondern allen, ohne Unterschied, gemein: er entspringt nicht aus der Individualität, sondern aus dem Dasein überhaupt, ist jedem, das da ist, wesentlich, ja ist das, wodurch es da ist und wird demgemäfs befriedigt durch das Dasein überhaupt, als auf welches allein er sich bezieht; nicht aber ausschliefslich durch irgend ein

bestimmtes, individuelles Dasein; da er auf ein solches gar nicht gerichtet ist; obgleich es jedesmal den Schein hiervon hat, weil er nicht anders, als in einem individuellen Wesen, zum Bewufstsein gelangen kann und deshalb jedesmal auf dieses allein sich zu beziehen scheint. Dies ist jedoch ein blofser Schein, an welchem zwar die Befangenheit des Individuums klebt, den aber die Reflexion zerstören und uns davon befreien kann. Was nämlich so ungestüm das Dasein verlangt, ist blofs mittelbar das Individuum! unmittelbar und eigentlich ist es der Wille zum Leben überhaupt, welcher in allen einer und derselbe ist. Da nun das Dasein selbst sein freies Werk, ja sein blofser Abglanz ist, so kann dasselbe ihm nicht entgehen: er aber wird durch das Dasein überhaupt vorläufig befriedigt; so weit nämlich, als er, der ewig Unzufriedene, befriedigt werden kann. Die Individualitäten sind ihm gleich: er redet eigentlich nicht von ihnen; obgleich er dem Individuo, welches unmittelbar ihn nur in sich vernimmt, davon zu reden scheint. Dadurch wird herbeigeführt, dafs er dieses sein eigenes Dasein mit einer Sorgfalt bewacht, wie es aufserdem nicht geschehen würde, und eben dadurch die Erhaltung der Gattung sichert. Hieraus ergiebt sich, dafs die Individualität keine Vollkommenheit, sondern eine Beschränkung ist: daher ist, sie los zu werden, kein Verlust, vielmehr Gewinn. Lafs daher eine Sorge fahren, welche dir wahrlich, wenn du dein eigenes Wesen ganz und bis auf den Grund erkenntest, nämlich als den universellen Willen zum Leben, der du bist, — kindisch und überaus lächerlich erscheinen würde.

Thrasymachos. Kindisch und überaus lächerlich bist du selbst und alle Philosophen; und es geschieht blofs zum Spafs und Zeitvertreib, wenn ein gesetzter Mann, wie ich, mit dieser Art von Narren sich auf ein Viertelstündchen einläfst. Habe jetzt wichtigere Dinge vor: Gottbefohlen!

Zu glauben, das Leben wäre ein Roman, zu welchem, wie zu Schiller's Geisterseher, die Fortsetzung mangelt, zumal er oft, wie Sterne's *sentimental Journey,* mitten im Kontext abbricht, — ist, ästhetisch wie moralisch, ein ganz unverdaulicher Gedanke. —

Vermöge der Erkenntnisform der Zeit stellt der Mensch (d. i. die Bejahung des Willens zum Leben auf ihrer höchsten

Objektivationsstufe) sich dar als ein Geschlecht stets von neuem geborener und dann sterbender Menschen. —

Es giebt nur eine Gegenwart und diese ist immer: denn sie ist die alleinige Form des wirklichen Daseins. Man mufs dahin gelangen, einzusehen, dafs die Vergangenheit nicht an sich von der Gegenwart verschieden ist, sondern nur in unserer Apprehension, welche die Zeit zur Form hat, vermöge welcher allein sich das Gegenwärtige als verschieden vom Vergangenen darstellt. Zur Beförderung dieser Einsicht denke man sich alle Vorgänge und Scenen des Menschenlebens, schlechte und gute, glückliche und unglückliche, erfreuliche und entsetzliche, wie sie im Laufe der Zeiten und Verschiedenheit der Örter sich successiv in buntester Mannigfaltigkeit und Abwechselung uns darstellen, als auf einmal und zugleich und immerdar vorhanden, im *Nunc stans,* während nur scheinbar jetzt dies, jetzt das ist; — dann wird man verstehen, was die Objektivation des Willens zum Leben eigentlich besagt. — Auch unser Wohlgefallen an Genre-Bilder beruht hauptsächlich darauf, dafs sie die flüchtigen Scenen des Lebens fixieren. — Aus dem Gefühl der ausgesprochenen Wahrheit ist das Dogma von der Metempsychose hervorgegangen. —

Für uns ist und bleibt der Tod ein Negatives, — das Aufhören des Lebens: allein er mufs auch eine positive Seite haben, die jedoch uns verdeckt bleibt, weil unser Intellekt durchaus unfähig ist, sie zu fassen. Daher erkennen wir wohl, was wir durch den Tod verlieren, aber nicht, was wir durch ihn gewinnen. —

Wenn wir unser eigenes Wesen durch und durch, bis ins Innerste, ganz erkannt hätten, würden wir es lächerlich finden, die Unvergänglichkeit des Individuums zu verlangen; weil dies hiefse, jenes Wesen selbst gegen eine einzelne seiner zahllosen Äufserungen — Fulgurationen — aufgeben. —

Zu ewiger Fortdauer ist kein Individuum geeignet: es geht im Tode unter. Wir jedoch verlieren dabei nichts. Denn dem individuellen Dasein liegt ein ganz anderes, dessen Äufserung es ist, unter. Dieses kennt keine Zeit, also auch weder Fortdauer, noch Untergang. —

Dasjenige Dasein, welches beim Tode des Individuums unbeteiligt bleibt, hat nicht Zeit und Raum zur Form: alles

für uns Reale erscheint aber in diesen: daher also stellt der Tod sich uns als Vernichtung dar. —

Der Verlust des Intellekts, den durch den Tod der Wille erleidet, welcher der Kern der hier untergehenden Erscheinung und als Ding an sich unzerstörbar ist, — ist der Lethe eben dieses individuellen Willens, ohne welchen nämlich er sich der vielen Erscheinungen erinnern würde, deren Kern er schon gewesen ist. —

Wenn man stirbt, sollte man seine Individualität abwerfen, wie ein altes Kleid, und sich freuen über die neue und bessere, die man jetzt, nach erhaltener Belehrung, dagegen annehmen wird. —

Würfe man dem Weltgeist vor, dafs er die Individuen, nach kurzem Bestehen, vernichtet, so würde er sagen: „Siehe sie nur an, diese Individuen, siehe ihre Fehler, Lächerlichkeiten, Schlechtigkeiten und Abscheulichkeiten! Die sollte ich auf immer bestehen lassen?!“ —

Zum Demiurgos würde ich sagen: „Warum, statt, durch ein halbes Wunder, unaufhörlich neue Menschen zu machen und die schon lebenden zu vernichten, läfst du es nicht, ein für alle mal, bei den vorhandenen bewenden und diese fortbestehen, in alle Ewigkeit?“ — Wahrscheinlich würde er antworten: „Sie wollen ja selbst immer neue machen, da mufs ich für Platz sorgen. Ja, wenn das nicht wäre! — Obwohl, unter uns gesagt, ein immer so fortlebendes und es immer so forttreibendes Geschlecht, ohne weiteren Zweck, als den, so da zu sein, objektiv lächerlich und subjektiv langweilig wäre, — viel mehr als du dir denken kannst. Mal' es dir nur aus!“ —

Ich: „Nun, sie könnten etwas vor sich bringen, in jeder Art.“

Kapitel XI.

Nachträge zur Lehre von der Nichtigkeit des Daseins.

§. 143.

Diese Nichtigkeit findet ihren Ausdruck an der ganzen Form des Daseins, an der Unendlichkeit der Zeit und des Raumes, gegenüber der Endlichkeit des Individuums in beiden; an der dauerlosen Gegenwart, als der alleinigen Daseinsweise

der Wirklichkeit; an der Abhängigkeit und Relativität aller Dinge; am steten Werden ohne Sein; am steten Wünschen ohne Befriedigung; an der steten Hemmung des Strebens, durch die das Leben besteht, bis dieselbe einmal überwunden wird. Die Zeit und die Vergänglichkeit aller Dinge in ihr und mittelst ihrer ist bloſs die Form, unter welcher dem Willen zum Leben, der als Ding an sich unvergänglich ist, die Nichtigkeit seines Strebens sich offenbart. — Die Zeit ist das, vermöge dessen alles jeden Augenblick unter unsern Händen zu nichts wird; — wodurch es allen wahren Wert verliert.

§. 144.

Was gewesen ist, das ist nicht mehr; ist ebensowenig, wie das, was nie gewesen ist. Aber alles, was ist, ist im nächsten Augenblick schon gewesen. Daher hat vor der bedeutendsten Vergangenheit die unbedeutendste Gegenwart die Wirklichkeit voraus; wodurch sie zu jener sich verhält, wie etwas zu nichts. —

Man ist mit einem Male, zu seiner Verwunderung, da, nachdem man, zahllose Jahrtausende hindurch, nicht gewesen, und nach einer kurzen Zeit ebenso lange wieder nicht zu sein hat. — Das ist nimmermehr richtig, sagt das Herz: und selbst dem rohen Verstande muſs aus Betrachtungen dieser Art eine Ahnung der Idealität der Zeit aufgehen. Diese aber, nebst der des Raumes, ist der Schlüssel zu aller wahren Metaphysik; weil durch dieselbe für eine ganz andre Ordnung der Dinge, als die der Natur ist, Platz gewonnen wird. Daher ist Kant so groſs.

Jedem Vorgang unsers Lebens gehört nur auf einen Augenblick das Ist; sodann für immer das War. Jeden Abend sind wir um einen Tag ärmer. Wir würden vielleicht, beim Anblick dieses Ablaufens unsrer kurzen Zeitspanne rasend werden; wenn nicht im tiefsten Grunde unsres Wesens ein heimliches Bewuſstsein läge, daſs uns der nie zu erschöpfende Born der Ewigkeit gehört, um immerdar die Zeit des Lebens daraus erneuern zu können.

Auf Betrachtungen, wie die obigen, kann man allerdings die Lehre gründen, daſs die Gegenwart zu genieſsen und dies zum Zwecke seines Lebens zu machen, die gröſste Weisheit sei; weil ja jene allein real, alles andere nur Gedankenspiel wäre. Aber ebenso gut könnte man es die gröſste Thorheit

nennen: denn was im nächsten Augenblicke nicht mehr ist, was so gänzlich verschwindet, wie ein Traum, ist nimmermehr eines ernstlichen Strebens wert.

§. 145.

Unser Dasein hat keinen Grund und Boden, darauf es fufste, als die dahin schwindende Gegenwart. Daher hat es wesentlich die beständige Bewegung zur Form, ohne Möglichkeit der von uns stets angestrebten Ruhe. Es gleicht dem Laufe eines bergab Rennenden, der, wenn er stillstehen wollte, fallen müfste und nur durch Weiterrennen sich auf den Beinen erhält; — ebenfalls der auf der Fingerspitze balancierten Stange; — wie auch dem Planeten, der in seine Sonne fallen würde, sobald er aufhörte, unaufhaltsam vorwärts zu eilen. — Also Unruhe ist der Typus des Daseins.

In einer solchen Welt, wo keine Stabilität irgend einer Art, kein dauernder Zustand möglich, sondern alles in rastlosem Wirbel und Wechsel begriffen ist, alles eilt, fliegt, sich auf dem Seile, durch stetes Schreiten und Bewegen, aufrecht erhält, — läfst Glückseligkeit sich nicht einmal denken. Sie kann nicht wohnen, wo Platon's „beständiges Werden und nie Sein“ allein stattfindet. Zuvörderst: keiner ist glücklich, sondern strebt sein Leben lang nach einem vermeintlichen Glücke, welches er selten erreicht und auch dann nur, um enttäuscht zu werden: in der Regel aber läuft zuletzt jeder schiffbrüchig und entmastet in den Hafen ein. Dann aber ist es auch einerlei, ob er glücklich oder unglücklich gewesen, in einem Leben, welches blofs aus dauerloser Gegenwart bestanden hat und jetzt zu Ende ist.

Inzwischen mufs man sich wundern, wie, in der Menschen- und Tierwelt, jene so grofse, mannigfaltige und rastlose Bewegung hervorgebracht und im Gange erhalten wird durch die zwei einfachen Triebfedern, Hunger und Geschlechtstrieb, denen allenfalls nur noch die Langeweile ein wenig nachhilft, und dafs diese es vermögen, das *primum mobile* einer so komplicierten, das bunte Puppenspiel bewegenden Maschine abzugeben.

Betrachten wir nun aber die Sache näher, so sehen wir zuvörderst die Existenz des Unorganischen jeden Augenblick angegriffen und endlich aufgerieben von den chemischen Kräften; die des Organischen hingegen nur möglich gemacht

durch den beständigen Wechsel der Materie, welcher fortwährenden Zuflufs, folglich Hülfe von aufsen, erfordert. Schon an sich selbst also gleicht das organische Leben der auf der Hand balancierten Stange, die stets bewegt sein mufs, und ist daher ein beständiges Bedürfen, stets wiederkehrender Mangel und endlose Not. Jedoch ist erst vermittelst dieses organischen Lebens Bewufstsein möglich. — Dies alles demnach ist das endliche Dasein, als dessen Gegensatz ein unendliches zu denken wäre als weder dem Angriff von aufsen ausgesetzt, noch der Hülfe von aufsen bedürftig und daher *ἀει ὡσαυτως ον*, in ewiger Ruhe, *ουτε γιγνομενον*, *ουτε ἀπολλυμενον*[1]), ohne Wechsel, ohne Zeit, ohne Vielheit und Verschiedenheit, — dessen negative Erkenntnis der Grundton der Philosophie des Platon ist. Ein solches mufs dasjenige sein, wohin die Verneinung des Willens zum Leben den Weg eröffnet.

§. 146.

Die Scenen unsers Lebens gleichen den Bildern in grober Mosaik, welche in der Nähe keine Wirkung thun, sondern von denen man fern stehen mufs, um sie schön zu finden. Daher heifst etwas Ersehntes erlangen dahinter kommen, dafs es eitel ist, und leben wir allezeit in der Erwartung des Besseren, auch oft zugleich in reuiger Sehnsucht nach dem Vergangenen. Das Gegenwärtige hingegen wird nur einstweilen so hingenommen und für nichts geachtet, als für den Weg zum Ziel. Daher werden die meisten, wenn sie am Ende zurückblicken, finden, dafs sie ihr ganzes Leben hindurch ad interim gelebt haben, und verwundert sein, zu sehen, dafs das, was sie so ungeachtet und ungenossen vorübergehen liefsen, eben ihr Leben war, eben das war, in dessen Erwartung sie lebten. Und so ist denn der Lebenslauf des Menschen, in der Regel, dieser, dafs er, von der Hoffnung genarrt, dem Tode in die Arme tanzt.

Nun aber dazu die Unersättlichkeit des individuellen Willens, vermöge welcher jede Befriedigung einen neuen Wunsch erzeugt und sein Begehren, ewig ungenügsam, ins Unendliche geht! Sie beruht jedoch im Grunde darauf, dafs der Wille, an sich selbst genommen, der Herr der Welten

[1]) Ewig sich selbst gleich. — Unentstanden und unvergänglich.

ist, dem alles angehört, dem daher kein Teil, sondern nur das Ganze, welches aber unendlich ist, Genüge geben könnte. — Wie mufs es inzwischen unser Mitleid erregen, wenn wir betrachten, wie blutwenig dagegen diesem Herrn der Welt, in seiner individuellen Erscheinung, wird: meistens eben nur so viel, als hinreicht, den individuellen Leib zu erhalten. Daher sein tiefes Weh.

§. 147.

In der gegenwärtigen, geistig impotenten und sich durch die Verehrung des Schlechten in jeder Gattung auszeichnenden Periode, — welche sich recht passend mit dem selbstfabrizierten, so prätentiösen, wie kakophonischen Worte „Jetztzeit“ bezeichnet, als wäre ihr Jetzt das Jetzt κατ᾽ ἐξοχήν, das Jetzt, welches heranzubringen alle andern Jetzt allein dagewesen, entblöden denn auch die Pantheisten sich nicht, zu sagen, das Leben sei, wie sie es nennen, „Selbstzweck“. — Wenn dieses unser Dasein der letzte Zweck der Welt wäre, so wäre es der albernste Zweck, der je gesetzt worden; möchten nun wir selbst, oder ein anderer ihn gesetzt haben. —

Das Leben stellt sich zunächst dar als eine Aufgabe, nämlich die, es zu erhalten, *de gagner sa vie*. Ist diese gelöst, so ist das Gewonnene eine Last, und es tritt die zweite Aufgabe ein, darüber zu disponieren, um nämlich die Langeweile abzuwehren, die über jedes gesicherte Leben, wie ein lauernder Raubvogel, herfällt. Also ist die erste Aufgabe, etwas zu gewinnen, und die zweite, dasselbe, nachdem es gewonnen ist, unfühlbar zu machen, indem es sonst eine Last ist. —

Dafs das menschliche Dasein eine Art Verirrung sein müsse, geht zur Genüge aus der einfachen Bemerkung hervor, dafs der Mensch ein Konkrement von Bedürfnissen ist, deren schwer zu erlangende Befriedigung ihm doch nichts gewährt, als einen schmerzlosen Zustand, in welchem er nur noch der Langenweile Preis gegeben ist, welche dann geradezu beweist, dafs das Dasein an sich selbst keinen Wert hat: denn sie ist eben nur die Empfindung der Leerheit desselben. Wenn nämlich das Leben, in dem Verlangen nach welchem unser Wesen und Dasein besteht, einen positiven Wert und realen Gehalt in sich selbst hätte: so könnte es gar keine Langeweile geben: sondern das blofse Dasein, an sich selbst, müfste uns erfüllen und befriedigen. Nun aber werden wir

unsers Daseins nicht anders froh, als entweder im Streben, wo die Ferne und die Hindernisse das Ziel als befriedigend, uns vorspiegeln, — welche Illusion nach der Erreichung verschwindet; — oder aber in einer rein intellektuellen Beschäftigung, in welcher wir jedoch eigentlich aus dem Leben heraustreten, um es von aufsen zu betrachten, gleich Zuschauern in den Logen. Sogar der Sinnengenufs selbst besteht in einem fortwährenden Streben und hört auf, sobald sein Ziel erreicht ist. So oft wir nun nicht in einem jener beiden Fälle begriffen, sondern auf das Dasein selbst zurückgewiesen sind, werden wir von der Gehaltlosigkeit und Nichtigkeit desselben überführt, — und das ist die Langeweile. — Sogar das uns innewohnende und unvertilgbare, begierige Haschen nach dem Wunderbaren zeigt an, wie gern wir die so langweilige, natürliche Ordnung des Verlaufs der Dinge unterbrochen sähen. — Auch die Pracht und Herrlichkeit der Grofsen, in ihrem Prunk und ihren Festen, ist doch im Grunde nichts, als ein vergebliches Bemühen, über die wesentliche Armseligkeit unsers Daseins hinauszukommen. Denn was sind, beim Lichte betrachtet, Edelsteine, Perlen, Federn, roter Sammt bei vielen Kerzen, Tänzer und Springer, Masken-An- und Aufzüge u. dgl. m.?

§. 148.

Dafs die vollkommenste Erscheinung des Willens zum Leben, die sich in dem so überaus künstlich komplicierten Getriebe des menschlichen Organismus darstellt, zu Staub zerfallen mufs und so ihr ganzes Wesen und Streben am Ende augenfällig der Vernichtung anheim gegeben wird, — dies ist die naive Aussage der allezeit wahren und aufrichtigen Natur, dafs das ganze Streben dieses Willens ein wesentlich nichtiges sei. Wäre es etwas an sich Wertvolles, etwas, das unbedingt sein sollte, so würde es nicht das Nichtsein zum Ziele haben. — Das Gefühl hiervon liegt auch Goethe's schönem Liede:

„Hoch auf dem alten Turme steht
Des Helden edler Geist“,

zum Grunde. — Die Notwendigkeit des Todes ist zunächst daraus abzuleiten, dafs der Mensch eine blofse Erscheinung, kein Ding an sich, also kein *οντως ον*[1]) ist. Denn wäre er dieses, so könnte er nicht vergehen. Dafs aber nur

[1]) Das wahrhaft oder an sich Seiende.

in Erscheinungen dieser Art das ihnen zum Grunde liegende Ding an sich sich darstellen kann, ist eine Folge der Beschaffenheit desselben.

Welch ein Abstand ist doch zwischen unserm Anfang und unserm Ende! jener in dem Wahn der Begier und dem Entzücken der Wollust; dieses in der Zerstörung aller Organe und dem Moderdufte der Leichen. Auch geht der Weg zwischen beiden, in Hinsicht auf Wohlsein und Lebensgenufs, stetig bergab: die selig träumende Kindheit, die fröhliche Jugend, das mühselige Mannesalter, das gebrechliche, oft jämmerliche Greisentum, die Marter der letzten Krankheit und endlich der Todeskampf; sieht es nicht geradezu aus, als wäre das Dasein ein Fehltritt, dessen Folgen allmählich und immer mehr offenbar würden?

Am richtigsten werden wir das Leben fassen als einen *desengaño,* eine Enttäuschung: darauf ist, sichtbarlich genug, alles abgesehen.

Wenn man von der Betrachtung des Weltlaufs im grofsen und zumal der reifsend schnellen Succession der Menschengeschlechter und ihres ephemeren Scheindaseins sich hinwendet auf das Detail des Menschenlebens, wie etwa die Komödie es darstellt; so ist der Eindruck, den jetzt dieses macht, dem Anblick zu vergleichen, den, mittelst des Sonnenmikroskops, ein von Infusionstierchen wimmelnder Tropfen, oder ein sonst unsichtbares Häuflein Käsemilben gewährt, deren eifrige Thätigkeit und Streit uns zum Lachen bringt. Denn, wie hier im engsten Raum, so dort in der kürzesten Spanne Zeit, wirkt die grofse und ernstliche Aktivität komisch. —

Unser Leben ist mikroskopischer Art: es ist ein unteilbarer Punkt, den wir durch die beiden starken Linsen Raum und Zeit auseinander gezogen und daher in höchst ansehnlicher Gröfse erblicken. —

Die Zeit ist eine Vorrichtung in unserm Gehirn, um dem durchaus nichtigen Dasein der Dinge und unserer selbst einen Schein von Realität, mittelst der Dauer, zu geben. —

Wie thöricht, zu bedauern und zu beklagen, dafs man in vergangener Zeit die Gelegenheit zu diesem oder zu jenem Glück oder Genufs hat unbenutzt gelassen! — was hätte

man denn jetzt mehr davon? Die dürre Mumie einer Erinnerung. So ist es aber auch mit allem, was uns wirklich zu Teil geworden. Demnach aber ist die Form der Zeit selbst geradezu das Mittel und wie darauf berechnet, uns die Nichtigkeit aller irdischen Genüsse beizubringen.

Unser und aller Tiere Dasein ist nicht ein fest dastehendes und, wenigstens zeitlich, beharrendes; sondern es ist eine bloſse *existentia fluxa*, die nur durch den steten Wechsel besteht, einem Wasserstrudel vergleichbar. Denn zwar hat die Form des Leibes eine Zeitlang ungefähren Bestand, aber nur unter der Bedingung, daſs die Materie unaufhörlich wechsele, alte abgeführt und neue zugeführt werde. Dem entsprechend ist die Hauptbeschäftigung aller jener Wesen, die zu diesem Zufluſs geeignete Materie allezeit herbeizuschaffen. Zugleich sind sie sich bewuſst, daſs ihr so geartetes Dasein sich nur eine Zeitlang besagtermaſsen erhalten läſst; daher sie trachten, bei ihrem Abgang, es auf ein anderes zu übertragen, das ihre Stelle einnimmt: dieses Trachten tritt in der Form des Geschlechtstriebes im Selbstbewuſstsein auf und stellt sich, im Bewuſstsein anderer Dinge, also in der objektiven Anschauung, in Gestalt der Genitalien dar. Vergleichen kann man diesen Trieb dem Faden einer Perlenschnur, wo dann jene sich rasch succedierenden Individuen den Perlen entsprächen. Wenn man, in der Phantasie, diese Succession beschleunigt und in der ganzen Reihe, eben wie in den einzelnen, immer nur die Form bleibend, den Stoff stets wechselnd erblickt, so wird man inne, daſs wir nur ein Quasi-Dasein haben. Diese Auffassung liegt auch der Platonischen Lehre von den allein existierenden Ideen und der schattenähnlichen Beschaffenheit der ihnen entsprechenden Dinge zum Grunde. —

Daſs wir bloſse Erscheinungen im Gegensatz der Dinge an sich sind, wird dadurch belegt, exemplifiziert und veranschaulicht, daſs die *conditio sine qua non* unsers Daseins der beständige Ab- und Zufluſs von Materie ist, als Ernährung, deren Bedürfnis immer wiederkehrt: denn darin gleichen wir den durch einen Rauch, eine Flamme, einen Wasserfall zu Wege gebrachten Erscheinungen, welche verblassen oder stocken, sobald es an Zufluſs fehlt. —

Man kann auch sagen: der Wille zum Leben stellt sich dar in lauter Erscheinungen, welche total zu nichts

werden. Dieses Nichts mitsamt den Erscheinungen bleibt aber innerhalb des Willens zum Leben, ruht auf seinem Grunde. Das ist freilich dunkel. —

Versucht man, die Gesamtheit der Menschenwelt in einen Blick zusammenzufassen, so erblickt man überall einen rastlosen Kampf, ein gewaltiges Ringen, mit Anstrengung aller Körper- und Geisteskräfte, um Leben und Dasein, drohenden und jeden Augenblick treffenden Gefahren und Übeln aller Art gegenüber. — Und betrachtet man dann den Preis, dem alles dieses gilt, das Dasein und Leben selbst, so findet man einige Zwischenräume schmerzloser Existenz, auf welche sogleich die Langeweile Angriff macht, und welche neue Not schnell beendigt. —

Dafs hinter der Not sogleich die Langeweile liegt, welche sogar die klügeren Tiere befällt, ist eine Folge davon, dafs das Leben keinen wahren echten Gehalt hat, sondern blofs durch Bedürfnis und Illusion in Bewegung erhalten wird: sobald aber diese stockt, tritt die gänzliche Kahlheit und Leere des Daseins zu Tage. —

Ganz glücklich, in der Gegenwart, hat sich noch kein Mensch gefühlt; er wäre denn betrunken gewesen. —

Kapitel XII.

Nachträge zur Lehre vom Leiden der Welt.

§. 149.

Wenn nicht der nächste und unmittelbare Zweck unsers Lebens das Leiden ist, so ist unser Dasein das Zweckwidrigste auf der Welt. Denn es ist absurd, anzunehmen, dafs der endlose, aus der dem Leben wesentlichen Not entspringende Schmerz, davon die Welt überall voll ist, zwecklos und rein zufällig sein sollte. Jedes einzelne Unglück erscheint zwar als eine Ausnahme; aber das Unglück überhaupt ist die Regel.

§. 150.

Wie der Bach keine Strudel macht, so lange er auf keine Hindernisse trifft, so bringt die menschliche, wie die tierische Natur es mit sich, dafs wir alles, was unserm Willen gemäfs geht, nicht recht merken und inne werden. Sollen wir es merken, so mufs es nicht sogleich unserm Willen gemäfs gegangen sein, sondern irgend einen Anstofs gefunden haben.

— Hingegen alles, was unserm Willen sich entgegenstellt, ihn durchkreuzt, ihm widerstrebt, also alles Unangenehme und Schmerzliche empfinden wir unmittelbar, sogleich und sehr deutlich. Wie wir die Gesundheit unsers ganzen Leibes nicht fühlen, sondern nur die kleine Stelle, wo uns der Schuh drückt; so denken wir auch nicht an unsere gesamten, vollkommen wohl gehenden Angelegenheiten, sondern an irgend eine unbedeutende Kleinigkeit, die uns verdriefst. — Hierauf beruht die, von mir öfter hervorgehobene Negativität des Wohlseins und Glücks, im Gegensatz der Positivität des Schmerzes.

Ich kenne demnach keine gröfsere Absurdität, als die der meisten metaphysischen Systeme, welche das Übel für etwas Negatives erklären; während es gerade das Positive, das sich selbst fühlbar machende ist. Besonders stark ist hierin Leibnitz, welcher (Théod. § 153) die Sache durch ein handgreifliches und erbärmliches Sophisma zu erhärten bestrebt ist.[1]) Hingegen das Gute, d. h. alles Glück und alle

[1]) „Das Übel", sagt Leibnitz, „bedarf zu seiner Erklärung eines Prinzips ebenso wenig wie die Kälte und die Finsternis. Es entspringt einzig der Beraubung: „das Positive kommt darin nur begleitungsweise vor, wie das Wirkende bei der Kälte. Wir sehen, dafs das Wasser beim Gefrieren imstande ist, einen Flintenlauf zu zersprengen, in den es eingeschlossen ist, und doch ist die Kälte eine gewisse Beraubung der Kraft: sie entsteht einzig durch die Verminderung einer Bewegung, welche die Teilchen der Flüssigkeit von einander trennt. Sobald diese trennende Bewegung durch die Kälte im Wasser vermindert wird, drängen sich die im Wasser verborgenen Teilchen der komprimierten Luft zusammen und werden durch ihre dadurch erfolgende Vergröfserung fähiger, mittelst ihrer Federkraft nach aufsen zu wirken. Denn der Widerstand, welcher die Oberflächen der Luftteilchen im Wasser finden, und der sich ihrer Ausdehnung widersetzt, ist weit geringer und folglich auch die Wirkung der Luft weit gröfser, wenn die Luftballen grofs, als wenn sie klein sind, selbst wenn diese kleinen zusammen genommen eine ebenso grofse Masse ausmachen würden, wie die grofsen. Der Widerstand, d. h. die Oberflächen, wächst nämlich wie die Quadrate, die Kraft aber, d. h. der Inhalt oder die Füllung der Luftkügelchen, wächst wie die Kuben der Durchmesser. Somit schliefst die Beraubung nur zufällig Thätigkeit und Kraft in sich . . . Das Übel kommt von der Beraubung, das Positive und die Thätigkeit entstehen daraus

Befriedigung, ist das Negative, nämlich das bloſse Aufheben des Wunsches und Endigen einer Pein.

Hierzu stimmt auch dies, daſs wir, in der Regel, die Freuden weit unter, die Schmerzen weit über unsere Erwartung finden. —

Wer die Behauptung, daſs in der Welt der Genuſs den Schmerz überwiegt, oder wenigstens sie einander die Wage halten, in der Kürze prüfen will, vergleiche die Empfindung des Tieres, welches ein anderes friſst, mit der dieses andern. —

§. 151.

Der wirksamste Trost, bei jedem Unglück, in jedem Leiden, ist, hinzusehen auf die andern, die noch unglücklicher sind, als wir: und dies kann jeder. Was aber ergiebt sich daraus für das Ganze? —

Wir gleichen den Lämmern, die auf der Wiese spielen, während der Metzger schon eines und das andere von ihnen mit den Augen auswählt: denn wir wissen nicht, in unsern guten Tagen, welches Unheil eben jetzt das Schicksal uns bereitet, — Krankheit, Verfolgung, Verarmung, Verstümmelung, Erblindung, Wahnsinn u. s. w. —

Alles was wir anfassen widersetzt sich, weil es seinen eigenen Willen hat, der überwunden werden muſs. Die Geschichte zeigt uns das Leben der Völker, und findet nichts, als Kriege und Empörungen zu erzählen: die friedlichen Jahre erscheinen nur als kurze Pausen, Zwischenakte, dann

nur zufällig, wie die Kraft aus der Kälte entsteht.“ „Wenn man,“ sagt Leibnitz früher (Theod. § 31), „sagt, daſs das Geschöpf in dem, was es ist und was es thut, von Gott abhängt und daſs die Erhaltung eine fortlaufende Schöpfung sei, so bedeutet das, daſs Gott dem Geschöpfe beständig alles, was Positives, Gutes und Vollkommenes an ihm ist, verleiht und dasselbe ununterbrochen in ihm hervorbringt, da jede vollkommene Gabe vom Vater des Lichts kommt, während die Unvollkommenheiten und Mängel der Handlungen von der ursprünglichen Beschränktheit kommen, die das Geschöpf notwendigerweise mit dem ersten Beginn seines Seins infolge der idealen Gründe erhalten muſste, die es mit Grenzen umgeben. Denn Gott konnte ihm nicht alles verleihen, ohne es selbst zu einem Gott zu machen: es muſste also verschiedene Stufen in der Vollkommenheit der Dinge und ebenso Beschränkungen jeder Art geben.“ (Übers. v. R. Habs.)

und wann einmal. Und ebenso ist das Leben des einzelnen ein fortwährender Kampf, nicht etwa blofs metaphorisch mit der Not, oder mit der Langenweile; sondern auch wirklich mit andern. Er findet überall den Widersacher, lebt in beständigem Kampfe und stirbt, die Waffen in der Hand. —

§. 152.

Zur Plage unsers Daseins trägt nicht wenig auch dieses bei, dafs stets die Zeit uns drängt, uns nicht zu Atem kommen läfst und hinter jedem her ist, wie ein Zuchtmeister mit der Peitsche. — Blofs dem setzt sie nicht zu, den sie der Langeweile überliefert hat.

§. 153.

Jedoch, wie unser Leib auseinanderplatzen müfste, wenn der Druck der Atmosphäre von ihm genommen wäre; — so würde, wenn der Druck der Not, Mühseligkeit, Widerwärtigkeit und Vereitelung der Bestrebungen vom Leben der Menschen weggenommen wäre, ihr Übermut sich steigern, wenn auch nicht bis zum Platzen, doch bis zu den Erscheinungen der zügellosesten Narrheit, ja, Raserei. — Sogar bedarf jeder allezeit eines gewissen Quantums Sorge, oder Schmerz, oder Not, wie das Schiff des Ballasts, um fest und gerade zu gehen.

Arbeit, Plage, Mühe und Not ist allerdings, ihr ganzes Leben hindurch, das Los fast aller Menschen. Aber, wenn alle Wünsche, kaum entstanden, auch schon erfüllt wären; womit sollte dann das menschliche Leben ausgefüllt, womit die Zeit zugebracht werden? Man versetze dies Geschlecht in ein Schlaraffenland, wo alles von selbst wüchse und die Tauben gebraten herumflögen, auch jeder seine Heifsgeliebte alsbald fände, und ohne Schwierigkeit erhielte. — Da werden die Menschen zum Teil vor langer Weile sterben, oder sich aufhängen, zum Teil aber einander bekriegen, würgen und morden, und so sich mehr Leiden verursachen, als jetzt die Natur ihnen auflegt. — Also für ein solches Geschlecht pafst kein anderer Schauplatz, kein anderes Dasein.

§. 154.

Wegen der oben in Erinnerung gebrachten Negativität des Wohlseins und Genusses, im Gegensatz der Positivität des Schmerzes, ist das Glück eines gegebenen Lebenslaufs nicht nach dessen Freuden und Genüssen abzuschätzen,

sondern nach der Abwesenheit der Leiden, als des Positiven. Dann aber erscheint das Los der Tiere erträglicher, als das des Menschen. Wir wollen beide etwas näher betrachten.

So mannigfaltig auch die Formen sind, unter denen das Glück und Unglück des Menschen sich darstellt und ihn zum Verfolgen, oder Fliehen, anregt, so ist doch die materielle Basis von dem allen der körperliche Genufs, oder Schmerz. Diese Basis ist sehr schmal: es ist Gesundheit, Nahrung, Schutz vor Nässe und Kälte, und Geschlechtsbefriedigung; oder aber der Mangel an diesen Dingen. Folglich hat der Mensch an realem physischem Genusse nicht mehr, denn das Tier; als etwa nur insofern sein höher potenziertes Nervensystem die Empfindung jedes Genusses, jedoch auch die jedes Schmerzes, steigert. Allein, wie sehr viel stärker sind die Affekte, welche in ihm erregt werden, als die des Tieres! wie ungleich tiefer und heftiger wird sein Gemüt bewegt! — um zuletzt doch nur dasselbe Resultat zu erlangen: Gesundheit, Nahrung, Bedeckung u. s. w.

Dies entsteht zuvörderst daraus, dafs bei ihm alles eine mächtige Steigerung erhält durch das Denken an das Abwesende und Zukünftige, wodurch nämlich Sorge, Furcht und Hoffnung erst eigentlich ins Dasein treten, dann aber ihm viel stärker zusetzen, als die gegenwärtige Realität der Genüsse, oder Leiden, auf welche das Tier beschränkt ist, es vermag. Diesem nämlich fehlt, mit der Reflexion, der Kondensator der Freuden und Leiden, welche daher sich nicht anhäufen können, wie dies beim Menschen, mittelst Erinnerung und Vorhersehung, geschieht: sondern beim Tiere bleibt das Leiden der Gegenwart, auch wenn es unzählige Mal hinter einander wiederkehrt, doch immer nur wie das erste Mal, das Leiden der Gegenwart, und kann sich nicht aufsummieren. Daher die beneidenswerte Sorglosigkeit und Gemütsruhe der Tiere. Hingegen mittelst der Reflexion und dem, was an ihr hängt, entwickelt sich im Menschen, aus jenen nämlichen Elementen des Genusses und Leidens, die das Tier mit ihm gemein hat, eine Steigerung der Empfindung seines Glücks und Unglücks, die bis zum augenblicklichen, bisweilen sogar tödlichen Entzücken, oder auch zum verzweifelten Selbstmord führen kann. Näher betrachtet ist der Gang der Sache folgender. Seine Bedürfnisse, die ursprünglich nur wenig

schwerer zu befriedigen sind, als die des Tieres, steigert er absichtlich, um den Genufs zu steigern: daher Luxus, Leckerbissen, Tabak, Opium, geistige Getränke, Pracht und alles, was dahin gehört. Dann kommt, ebenfalls infolge der Reflexion, noch hinzu eine ihm allein fliefsende Quelle des Genusses, und folglich der Leiden, die ihm über alle Mafsen viel, ja fast mehr als alle übrigen zu schaffen macht, nämlich Ambition, und Gefühl für Ehre und Schande: — in Prosa, seine Meinung von der Meinung anderer von ihm. Diese nun wird, in tausendfachen und oft seltsamen Gestalten, das Ziel fast aller seiner, über den physischen Genufs, oder Schmerz, hinausgehenden Bestrebungen. Zwar hat er allerdings vor dem Tiere noch die eigentlich intellektuellen Genüsse voraus, die gar viele Abstufungen zulassen, von der einfältigsten Spielerei, oder auch Konversation, bis zu den höchsten geistigen Leistungen: aber als Gegengewicht dazu, auf der Seite der Leiden, tritt bei ihm die Langeweile auf, welche das Tier, wenigstens im Naturzustande, nicht kennt, sondern von der nur im gezähmten Zustande die allerklügsten Tiere leichte Anfälle spüren; während sie beim Menschen zu einer wirklichen Geifsel wird, wie besonders zu ersehen an jenem Heer der Erbärmlichen, die stets nur darauf bedacht gewesen sind, ihren Beutel, aber nie ihren Kopf zu füllen, und denen nun gerade ihr Wohlstand zur Strafe wird, indem er sie der marternden Langenweile in die Hände liefert, welcher zu entgehen, sie jetzt bald herumjagen, bald herumschleichen, bald herumreisen, und überall, kaum angelangt, sich ängstlich erkundigen nach den Ressourcen des Ortes, wie der Bedürftige nach den Hülfsquellen desselben: — denn freilich sind Not und Langeweile die beiden Pole des Menschenlebens. Endlich ist noch zu erwähnen, dafs beim Menschen sich an die Geschlechtsbefriedigung eine nur ihm eigene, sehr eigensinnige Auswahl knüpft, die bisweilen sich zu der, mehr oder minder, leidenschaftlichen Liebe steigert, welcher ich, im 2. Bande meines Hauptwerks, ein ausführliches Kapitel gewidmet habe. Jene wird dadurch bei ihm eine Quelle langer Leiden und kurzer Freuden.

Zu bewundern ist es inzwischen, wie, mittelst der Zuthat des Denkens, welches dem Tiere abgeht, auf derselben schmalen Basis der Leiden und Freuden, die auch das Tier

hat, das so hohe und weitläufige Gebäude des Menschenglücks und Unglücks sich erhebt, in Beziehung auf welches sein Gemüt so starken Affekten, Leidenschaften und Erschütterungen preisgegeben ist, dafs das Gepräge derselben in bleibenden Zügen auf seinem Gesichte lesbar wird; während doch am Ende und im Realen es sich nur um dieselben Dinge handelt, die auch das Tier erlangt, und zwar mit unvergleichlich geringerem Aufwande von Affekten und Qualen. Durch dieses alles aber wächst im Menschen das Mafs des Schmerzes viel mehr, als das des Genusses, und wird nun noch speziell dadurch gar sehr vergröfsert, dafs er vom Tode wirklich *weifs*; während das Tier diesen nur instinktiv flieht, ohne ihn eigentlich zu kennen und daher ohne jemals ihn wirklich ins Auge zu fassen, wie der Mensch, der diesen Prospekt stets vor sich hat. Wenn nun also auch nur wenige Tiere natürlichen Todes sterben, die meisten aber nur so viel Zeit gewinnen, ihr Geschlecht fortzupflanzen, und dann, wenn nicht schon früher, die Beute eines andern werden, der Mensch allein hingegen es dahin gebracht hat, dafs, in seinem Geschlechte, der sogenannte natürliche Tod zur Regel geworden ist, die inzwischen beträchtliche Ausnahmen leidet; so bleiben, aus obigem Grunde, die Tiere doch im Vorteil. Überdies aber erreicht er sein wirklich natürliches Lebensziel ebenso selten, wie jene; weil die Widernatürlichkeit seiner Lebensweise, nebst seinen Anstrengungen und Leidenschaften, und die durch alles dieses entstandene Degeneration der Rasse ihn selten dahin gelangen läfst.

Die Tiere sind viel mehr, als wir, durch das blofse Dasein befriedigt; die Pflanze ist es ganz und gar; der Mensch je nach dem Grade seiner Stumpfheit. Dem entsprechend enthält das Leben des Tieres weniger Leiden, aber auch weniger Freuden, als das menschliche, und dies beruht zunächst darauf, dafs es einerseits von der *Sorge* und *Besorgnis*, nebst ihrer Qual, frei bleibt, andererseits aber auch die eigentliche *Hoffnung* entbehrt, und daher jener Anticipation einer freudigen Zukunft durch die Gedanken, nebst der diese begleitenden, von der Einbildungskraft hinzugegebenen beseligenden Phantasmagorie, dieser Quelle unserer meisten und gröfsten Freuden und Genüsse, nicht teilhaft wird, folglich in diesem Sinne hoffnungslos ist: beides, weil sein Bewufstsein auf das Anschauliche, und

dadurch auf die Gegenwart, beschränkt ist. Das Tier ist die verkörperte Gegenwart; daher es nur in Beziehung auf Gegenstände, die in dieser bereits anschaulich vorliegen, ein, mithin äufserst kurz angebundenes, Fürchten und Hoffen kennt; während das menschliche einen Gesichtskreis hat, der das ganze Leben umfafst, ja darüber hinausgeht. — Aber eben infolge hiervon erscheinen die Tiere, mit uns verglichen, in einem Betracht, wirklich weise, nämlich im ruhigen, ungetrübten Genusse der Gegenwart: die augenscheinliche Gemütsruhe, deren sie dadurch teilhaft sind, beschämt oft unsern, durch Gedanken und Sorgen häufig unruhigen und unzufriedenen Zustand. Und sogar die in Rede stehenden Freuden der Hoffnung und Anticipation haben wir nicht unentgeltlich. Was nämlich einer durch das Hoffen und Erwarten einer Befriedigung zum voraus geniefst, geht nachher, als vom wirklichen Genufs derselben vorweggenommen, von diesem ab, indem die Sache selbst dann um so weniger befriedigt. Das Tier hingegen bleibt, wie vom Vorgenufs, so auch von dieser Deduktion vom Genusse frei und geniefst sonach das Gegenwärtige und Reale selbst und ganz unvermindert. Und ebenfalls drücken auch die Übel auf dasselbe blofs mit ihrer wirklichen und eigenen Schwere, während uns das Fürchten und Vorhersehen, *ἡ προσδοκια των κακων* [1]), diese oft verzehnfacht.

Eben dieses den Tieren eigene, gänzliche Aufgehen in der Gegenwart trägt viel bei zu der Freude, die wir an unsern Haustieren haben: sie sind die personifizierte Gegenwart und machen uns gewissermafsen den Wert jeder unbeschwerten und ungetrübten Stunde fühlbar, während wir mit unsern Gedanken meistens über diese hinausgehen und sie unbeachtet lassen. Aber die angeführte Eigenschaft der Tiere, mehr als wir durch das blofse Dasein befriedigt zu sein, wird vom egoistischen und herzlosen Menschen mifsbraucht und oft dermafsen ausgebeutet, dafs er ihnen, aufser dem blofsen kahlen Dasein, nichts, gar nichts gönnt: den Vogel, der organisiert ist, die halbe Welt zu durchstreifen, sperrt er in einen Kubikfufs Raum, wo er sich langsam zu Tode sehnt und schreit: denn *l'uccello nella gabbia canta non di piacere, ma di rabbia,* und seinen treuesten Freund,

[1]) Die Erwartung der Übel.

den so intelligenten Hund, legt er an die Kette! Nie sehe ich einen solchen ohne inniges Mitleid mit ihm und tiefe Indignation gegen seinen Herrn, und mit Befriedigung denke ich an den vor einigen Jahren von den Times berichteten Fall, dafs ein Lord, der einen grofsen Kettenhund hielt, einst, seinen Hof durchschreitend, sich beigehen liefs, den Hund liebkosen zu wollen, darauf dieser sogleich ihm den Arm von oben bis unten aufrifs, — mit Recht! er wollte damit sagen: „Du bist nicht mein Herr, sondern mein Teufel, der mir mein kurzes Dasein zur Hölle macht.“ Möge es jedem so gehen, der Hunde ankettet. Auch Vögel im Käfig zu halten ist Tierquälerei. Diese von der Natur so begünstigt Lebenden, welche im schnellsten Flug die Himmelsräume durchstreifen, auf einen Kubikfufs Raum zu beschränken; um sich an ihrem Geschrei zu weiden! —

§. 155.

Hat sich uns nun im obigen ergeben, dafs die erhöhte Erkenntniskraft es ist, welche das Leben des Menschen schmerzensreicher macht, als das des Tieres, so können wir dieses auf ein allgemeineres Gesetz zurückführen und dadurch einen viel weiteren Überblick erlangen.

Erkenntnis ist, an sich selbst, stets schmerzlos. Der Schmerz trifft allein den Willen und besteht in der Hemmung, Hinderung, Durchkreuzung desselben: dennoch ist dazu erfordert, dafs diese Hemmung von der Erkenntnis begleitet sei. Wie nämlich das Licht den Raum nur dann erhellt, wann Gegenstände da sind, es zurückzuwerfen; wie der Ton der Resonanz bedarf, und der Schall überhaupt nur dadurch, dafs die Wellen der vibrierenden Luft sich an harten Körpern brechen, weit hörbar wird; daher er auf isolierten Bergspitzen auffallend schwach ausfällt, ja schon ein Gesang im Freien wenig Wirkung thut; — ebenso nun mufs die Hemmung des Willens, um als Schmerz empfunden zu werden, von der Erkenntnis, welcher doch, an sich selbst, aller Schmerz fremd ist, begleitet sein.

Daher ist schon der physische Schmerz durch Nerven und deren Verbindung mit dem Gehirn bedingt, weshalb die Verletzung eines Gliedes nicht gefühlt wird, wenn dessen zum Gehirn gehende Nerven durchschnitten sind, oder das Gehirn selbst, durch Chloroform, depotenziert ist. Eben deswegen auch halten wir, sobald im Sterben das Bewufstsein erloschen

ist, alle noch folgenden Zuckungen für schmerzlos. Dafs der geistige Schmerz durch Erkenntnis bedingt sei, versteht sich von selbst, und dafs er mit dem Grade derselben wachse, ist leicht abzusehen, zudem im obigen, wie auch in meinem Hauptwerke (Bd. 1, § 56), nachgewiesen worden. — Wir können also das ganzs Verhältnis bildlich so ausdrücken: der Wille ist die Saite, seine Durchkreuzung oder Hinderung deren Vibration, die Erkenntnis der Resonanzboden, der Schmerz ist der Ton.

Demzufolge nun ist nicht nur das Unorganische, sondern auch die Pflanze keines Schmerzes fähig; so viele Hemmungen auch der Wille in beiden erleiden mag. Hingegen jedes Tier, selbst ein Infusorium, leidet Schmerz; weil Erkenntnis, sei sie auch noch so unvollkommen, der wahre Charakter der Tierheit ist. Mit ihrer Steigerung, auf der Skala der Animalität, wächst demgemäfs auch der Schmerz. Er ist sonach bei den untersten Tieren noch äufserst gering: daher kommt es z. B., dafs Insekten, die ihren abgerissenen und blofs an einem Darm hängenden Hinterleib nach sich schleppen, dabei noch fressen. Aber sogar bei den obersten Tieren kommt, wegen Abwesenheit der Begriffe und des Denkens, der Schmerz dem des Menschen noch nicht nahe. Auch durfte die Fähigkeit zu diesem ihren Höhepunkt erst da erreichen, wo vermöge der Vernunft und ihrer Besonnenheit, auch die Möglichkeit zur Verneinung des Willens vorhanden ist. Denn ohne diese wäre sie eine zwecklose Grausamkeit gewesen.

§. 156.

In früher Jugend sitzen wir vor unserm bevorstehenden Lebenslauf, wie die Kinder vor dem Theatervorhang, in froher und gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen sollen. Ein Glück, dafs wir nicht wissen, was wirklich kommen wird. Denn wer es weifs, dem können zu Zeiten die Kinder vorkommen wie unschuldige Delinquenten, die zwar nicht zum Tode, hingegen zum Leben verurteilt sind, jedoch den Inhalt ihres Urteils noch nicht vernommen haben. — Nichtsdestoweniger wünscht jeder sich ein hohes Alter, also einen Zustand, darin es heifst: „es ist heute schlecht und wird nun täglich schlechter werden, — bis das Schlimmste kommt.“

§. 157.

Wenn man, so weit es annäherungsweise möglich ist, die Summe von Not, Schmerz und Leiden jeder Art sich vorstellt, welche die Sonne in ihrem Laufe bescheint, so wird man einräumen, dafs es viel besser wäre, wenn sie auf der Erde so wenig, wie auf dem Monde, hätte das Phänomen des Lebens hervorrufen können, sondern, wie auf diesem, so auch auf jener die Oberfläche sich noch im krystallinischen Zustande befände. —

Man kann auch unser Leben auffassen als eine unnützerweise störende Episode in der seligen Ruhe des Nichts. Jedenfalls wird selbst der, dem es darin erträglicher ergangen, je länger er lebt, desto deutlicher inne, dafs es im ganzen *a disappointment, nay, a cheat* ist, oder deutsch zu reden, den Charakter einer grofsen Mystifikation, nicht zu sagen einer Prellerei, trägt. Wenn zwei Jugendfreunde, nach der Trennung eines ganzen Menschenalters, sich als Greise wiedersehen, so ist das vorherrschende Gefühl, welches ihr eigener Anblick, weil an ihn sich die Erinnerung früherer Zeit knüpft, gegenseitig erregt, das des gänzlichen *disappointment* über das ganze Leben, welches ehemals im rosigen Morgenlichte der Jugend so schön vor ihnen lag, so viel versprach und so wenig gehalten hat. — Dies Gefühl herrscht bei ihrem Wiedersehen so entschieden vor, dafs sie gar nicht einmal nötig erachten, es mit Worten auszudrücken, sondern es gegenseitig stillschweigend voraussetzend, auf dieser Grundlage weiter sprechen. —

Wer zwei oder gar drei Generationen des Menschengeschlechts erlebt, dem wird zu Mute, wie dem Zuschauer der Vorstellungen der Gaukler aller Art in Buden, während der Messe, wenn er sitzen bleibt und eine solche Vorstellung zwei oder drei mal hinter einander wiederholen sieht: die Sachen waren nämlich nur auf eine Vorstellung berechnet, machen daher keine Wirkung mehr, nachdem die Täuschung und die Neuheit verschwunden ist. —

Man möchte toll werden, wenn man die überschwenglichen Anstalten betrachtet, die zahllosen flammenden Fixsterne im unendlichen Raume, die nichts weiter zu thun haben, als Welten zu beleuchten, die der Schauplatz der Not und des Jammers sind und im glücklichsten Fall nichts abwerfen,

als Langeweile; — wenigstens nach dem uns bekannten Probestück zu urteilen. —

Sehr zu beneiden ist niemand, sehr zu beklagen unzählige. —

Das Leben ist ein Pensum zum Abarbeiten: in diesem Sinne ist *defunctus*[1]) ein schöner Ausdruck. —

Man denke sich einmal, dafs der Zeugungsakt weder ein Bedürfnis, noch von Wollust begleitet, sondern eine Sache der reinen vernünftigen Überlegung wäre: könnte wohl dann das Menschengeschlecht noch bestehen? würde nicht vielmehr jeder so viel Mitleid mit der kommenden Generation gehabt haben, dafs er ihr die Last des Daseins lieber erspart, oder wenigstens es nicht hätte auf sich nehmen mögen, sie kaltblütig ihr aufzulegen? —

Die Welt ist eben die Hölle, und die Menschen sind einerseits die gequälten Seelen und andererseits die Teufel darin. —

Da werde ich wohl wieder vernehmen müssen, meine Philosophie sei trostlos; — eben nur weil ich nach der Wahrheit rede, die Leute aber hören wollen, Gott der Herr habe alles wohlgemacht. Geht in die Kirche und lafst die Philosophen in Ruhe. Wenigstens verlangt nicht, dafs sie ihre Lehren eurer Abrichtung gemäfs einrichten sollen: das thun die Lumpe, die Philosophaster: bei denen könnt ihr euch Lehren nach Belieben bestellen. Dem obligaten Optimismus der Philosophieprofessoren das Konzept zu verrücken ist so leicht, wie angenehm. —

Brahma bringt durch eine Art Sündenfall, oder Verirrung, die Welt hervor, bleibt aber dafür selbst darin, es abzubüfsen, bis er sich daraus erlöst hat. — Sehr gut! — Im Buddhaismus entsteht sie infolge einer, nach langer Ruhe eintretenden, unerklärlichen Trübung in der Himmelsklarheit des, durch Bufse erlangten, seligen Zustandes Nirwana, also durch eine Art Fatalität, die aber doch im Grunde moralisch zu verstehen ist; wiewohl die Sache sogar im Physischen, durch das unerklärliche Entstehen so eines Urweltnebelstreifs, aus dem eine Sonne wird, ein genau entsprechendes Bild und Analogon hat. Danach aber wird sie,

[1]) D. h. derjenige, welcher etwas vollendet, überstanden hat = gestorben.

infolge moralischer Fehltritte, auch physisch gradweise schlechter und immer schlechter, bis sie gegenwärtige traurige Gestalt angenommen hat. Vortrefflich! — Den Griechen waren Welt und Götter das Werk einer unergründlichen Notwendigkeit: — das ist erträglich, sofern es uns einstweilen zufrieden stellt. — Ormuzd lebt im Kampfe mit Ahriman: — das läfst sich hören. — Aber so ein Gott Jehovah, der *animi causa* und *de gaieté de cœur* diese Welt der Not und des Jammers hervorbringt und dann noch gar sich selber Beifall klatscht, mit παντα καλα λιαν, — das ist nicht zu ertragen. Sehen wir also in dieser Hinsicht die Judenreligion den niedrigsten Rang unter den Glaubenslehren civilisierter Völker einnehmen, so stimmt dies ganz zu dem, dafs sie auch die einzige ist, die durchaus keine Unsterblichkeitslehre, noch irgend eine Spur davon hat. (S. den 1. Band dieses Werkes S. 490 fg.)

Wenn auch die Leibnitzische Demonstration, dafs unter den möglichen Welten diese immer noch die beste sei, richtig wäre, so gäbe sie doch noch keine Theodicee. Denn der Schöpfer hat ja nicht blofs die Welt, sondern auch die Möglichkeit selbst geschaffen: er hätte demnach diese darauf einrichten sollen, dafs sie eine bessere Welt zuliefse.

Überhaupt aber schreit gegen eine solche Ansicht der Welt, als des gelungenen Werkes eines allweisen, allgütigen und dabei allmächtigen Wesens, zu laut einerseits das Elend, dessen sie voll ist, und andererseits die augenfällige Unvollkommenheit und selbst burleske Verzerrung der vollendetsten ihrer Erscheinungen, der menschlichen. Hier liegt eine nicht aufzulösende Dissonanz. Hingegen werden eben jene Instanzen zu unsrer Rede stimmen und als Belege derselben dienen, wenn wir die Welt auffassen als das Werk unserer eigenen Schuld, mithin als etwas, das besser nicht wäre. Während dieselben, unter jener ersten Annahme, zu einer bittern Anklage gegen den Schöpfer werden und zu Sarkasmen Stoff geben, treten sie, unter der andern, als eine Anklage unsers eigenen Wesens und Willens auf, geeignet uns zu demütigen. Denn sie leiten uns zu der Einsicht hin, dafs wir, wie die Kinder liederlicher Väter, schon verschuldet auf die Welt gekommen sind und dafs nur, weil wir fortwährend diese Schuld abzuverdienen haben, unser Dasein so elend ausfällt und den

Tod zum Finale hat. Nichts ist gewisser, als dafs, allgemein ausgesprochen, die schwere Sünde der Welt es ist, welche das viele und grofse Leiden der Welt herbeiführt; wobei hier nicht der physisch empirische, sondern der metaphysische Zusammenhang gemeint ist. Dieser Ansicht gemäfs ist es allein die Geschichte vom Sündenfall, die mich mit dem A. T. aussöhnt: sogar ist sie in meinen Augen die einzige metaphysische, wenn auch im Gewande der Allegorie auftretende Wahrheit in demselben. Denn nichts anderm sieht unser Dasein so völlig ähnlich, wie der Folge eines Fehltritts und eines strafbaren Gelüstens. Ich kann mich nicht entbrechen, dem denkenden Leser eine populare, aber überaus innige Betrachtung über diesen Gegenstand von Claudius zu empfehlen, welche den wesentlich pessimistischen Geist des Christentums an den Tag legt: sie steht, unter dem Titel „Verflucht sei der Acker um deinetwillen", im 4. Teile des Wandsbecker Boten.

Um allezeit einen sichern Kompafs, zur Orientierung im Leben, bei der Hand zu haben, und um dasselbe, ohne je irre zu werden, stets im richtigen Lichte zu erblicken, ist nichts tauglicher, als dafs man sich angewöhne, diese Welt zu betrachten als einen Ort der Bufse, also gleichsam als eine Strafanstalt, *a penal colony,* — ein ἐργαστήριον [1]), wie schon die ältesten Philosophen sie nannten (Clem. Alex. Strom. L. III, c. 3, p. 399) und unter den christlichen Vätern Origenes es mit lobenswerter Kühnheit aussprach (Augustin. de civit. Dei, L. XI, c. 23); — welche Ansicht derselben auch ihre theoretische und objektive Rechtfertigung findet, nicht blofs in meiner Philosophie, sondern in der Weisheit aller Zeiten, nämlich im Brahmanismus, im Buddhaismus, beim Empedokles und Pythagoras; wie denn auch Cicero (Fragmenta de philosophia, Vol. 12, p. 316 ed. Bip.) anführt, dafs von alten Weisen und bei der Einweihung in die Mysterien gelehrt wurde, *nos ob aliqua scelera suscepta in vita superiore, poenarum luendarum causa natos esse.*[2]) Am stärksten drückt es Vanini [3]) aus, den es leichter war zu ver-

[1]) Werkstatt.

[2]) Dafs wir geboren sind, um gewisse, im ehemaligen Leben begangene Verbrechen zu sühnen.

[3]) Italienischer Naturphilosoph; endete 1619 zu Toulouse auf dem Scheiterhaufen.

brennen, als zu widerlegen, indem er sagt: *Tot, tantisque homo repletus miseriis, ut si Christianae religioni non repugnaret, dicere auderem: si daemones dantur, ipsi, in hominum corpora transmigrantes, sceleris poenas luunt.*[1]) (De admirandis naturae arcanis, dial. L, p. 353.) Aber selbst im echten und wohlverstandenen Christentum wird unser Dasein aufgefafst als die Folge einer Schuld, eines Fehltritts. Hat man jene Gewohnheit angenommen, so wird man seine Erwartungen vom Leben so stellen, wie sie der Sache angemessen sind, und demnach die Widerwärtigkeiten, Leiden, Plagen und Not desselben, im grofsen und im kleinen, nicht mehr als etwas Regelwidriges und Unerwartetes ansehen, sondern ganz in der Ordnung finden, wohl wissend, dafs hier jeder für sein Dasein gestraft wird, und zwar jeder auf seine Weise. Zu den Übeln einer Strafanstalt gehört denn auch die Gesellschaft, welche man daselbst antrifft. Wie es um diese hierselbst stehe, wird wer irgendwie einer bessern würdig wäre auch ohne mein Sagen wissen. Der schönen Seele nun gar, wie auch dem Genie, mag bisweilen darin zu Mute sein, wie einem edlen Staatsgefangenen, auf der Galeere, unter gemeinen Verbrechern; daher sie, wie dieser, suchen werden, sich zu isolieren. Überhaupt jedoch wird die besagte Auffassung uns befähigen, die sogenannten Unvollkommenheiten, d. h. die moralisch und intellektuell und dem entsprechend auch physiognomisch nichtswürdige Beschaffenheit der meisten Menschen, ohne Befremden, geschweige mit Entrüstung, zu betrachten: denn wir werden stets im Sinne behalten, wo wir sind, folglich jeden ansehen zunächst als ein Wesen, welches nur infolge seiner Sündhaftigkeit existiert, dessen Leben die Abbüfsung der Schuld seiner Geburt ist. Diese macht eben das aus, was das Christentum die sündige Natur des Menschen nennt: sie also ist die Grundlage der Wesen, welchen man in dieser Welt als seinesgleichen begegnet; wozu noch kommt, dafs sie, infolge der Beschaffenheit dieser Welt, sich meistenteils, mehr oder weniger, in einem Zustande des Leidens und der Unzufriedenheit befinden, der nicht geeignet ist,

[1]) Dem Menschen sind so viele und so grofse Leiden zugeteilt, dafs wäre es nicht wider den christlichen Glauben, ich den Ausspruch wagen würde: wenn es böse Geister giebt, so büfsen sie, in menschliche Leiber gebannt, ihre Unthaten ab

sie teilnehmender und liebreicher zu machen, und endlich noch, daſs ihr Intellekt, in den allermeisten Fällen, ein solcher ist, wie er zum Dienste seines Willens knapp ausreicht. Danach also haben wir unsere Ansprüche auf die Gesellschaft in dieser Welt zu regeln. Wer diesen Gesichtspunkt festhält, könnte den Trieb zur Geselligkeit eine verderbliche Neigung nennen.

In der That ist die Überzeugung, daſs die Welt, also auch der Mensch, etwas ist, das eigentlich nicht sein sollte, geeignet, uns mit Nachsicht gegen einander zu erfüllen: denn was kann man von Wesen unter solchem Prädikament erwarten? — Ja, von diesem Gesichtspunkt aus könnte man auf den Gedanken kommen, daſs die eigentlich passende Anrede zwischen Mensch und Mensch, statt Monsieur, Sir, u. s. w., sein möchte „Leidensgefährte, *Socî malorum, compagnon de misères, my fellow-sufferer.*“ So seltsam dies klingen mag, so entspricht es doch der Sache, wirft auf den andern das richtigste Licht und erinnert an das Nötigste, an die Toleranz, Geduld, Schonung und Nächstenliebe, deren jeder bedarf und die daher auch jeder schuldig ist.

Der Charakter der Dinge dieser Welt, namentlich der Menschenwelt, ist nicht sowohl, wie oft gesagt worden, Unvollkommenheit, als vielmehr Verzerrung, im Moralischen, im Intellektuellen, Physischen, in allem. —

Die bisweilen für manche Laster gehörte Entschuldigung: „und doch ist es dem Menschen natürlich“, reicht keineswegs aus; sondern man soll darauf erwidern: „eben weil es schlecht ist, ist es natürlich, und eben weil es natürlich ist, ist es schlecht.“ — Dies recht zu verstehen muſs man den Sinn der Lehre von der Erbsünde erkannt haben. —

Bei Beurteilung eines menschlichen Individuums sollte man stets den Gesichtspunkt festhalten, daſs die Grundlage desselben etwas ist, das gar nicht sein sollte, etwas Sündliches, Verkehrtes, das, weshalb es dem Tode verfallen ist; welche schlechte Grundbeschaffenheit sogar sich darin charakterisiert, daſs keiner verträgt, daſs man ihn aufmerksam betrachte. Was darf man von einem solchen Wesen erwarten? Geht man also hiervon aus, so wird man ihn nachsichtiger

beurteilen, wird sich nicht wundern, wenn die Teufel, die in ihm stecken, einmal wach werden und herausschauen, und wird das Gute, welches dennoch, sei es nun infolge des Intellekts oder woher sonst, in ihm sich eingefunden hat, besser zu schätzen wissen. — Zweitens aber soll man auch seine Lage bedenken und wohl erwägen, dafs das Leben wesentlich ein Zustand der Not und oft des Jammers ist, wo jedes um sein Dasein zu ringen und zu kämpfen hat und daher nicht immer liebliche Mienen aufsetzen kann. Wäre im Gegenteil der Mensch das, wozu ihn alle optimistischen Religionen und Philosophien machen wollen, das Werk oder gar die Inkarnation eines Gottes, überhaupt ein Wesen, das in jedem Sinne sein und so sein sollte, wie es ist; — wie ganz anders müfste dann der erste Anblick, die nähere Bekanntschaft und der fortgesetzte Umgang eines jeden Menschen mit uns wirken, als jetzt der Fall ist! —

Zur Geduld im Leben und dem gelassenen Ertragen der Übel und der Menschen kann nichts tauglicher sein, als eine buddhaistische Erinnerung dieser Art: „Dies ist Sansara: die Welt des Gelüstes und Verlangens, und daher die Welt der Geburt, der Krankheit, des Alterns und Sterbens: es ist die Welt, welche nicht sein sollte. Und dies hier ist die Bevölkerung der Sansara. Was also könnt ihr besseres erwarten?“ Ich möchte vorschreiben, dafs jeder sich dies täglich viermal mit Bewufstsein der Sache wiederholte. —

Der rechte Mafsstab zur Beurteilung eines jeden Menschen ist, dafs er eigentlich ein Wesen sei, welches gar nicht existieren sollte, sondern sein Dasein abbüfst durch vielgestaltetes Leiden und Tod: — was kann man von einem solchen erwarten? Sind wir denn nicht alle zum Tode verurteilte Sünder? Wir büfsen unsere Geburt erstlich durch das Leben und zweitens durch das Sterben ab. — Dies allegorisiert auch die Erbsünde. —

Pardon's the word to all (Cymbeline, Act 5, Sc. 5). Mit jeder menschlichen Thorheit, Fehler, Laster sollen wir Nachsicht haben, bedenkend, dafs, was wir da vor uns haben, eben nur unsere eigenen Thorheiten, Fehler und Laster sind: denn es sind eben die Fehler der Menschheit, welcher auch wir angehören und sonach ihre sämtlichen Fehler an uns haben, also auch die, über welche wir eben jetzt uns entrüsten, blofs weil sie nicht gerade jetzt

bei uns hervortreten: sie sind nämlich nicht auf der Oberfläche, aber sie liegen unten auf dem Grund und werden beim ersten Anlaſs heraufkommen und sich zeigen, ebenso wie wir sie jetzt am andern sehen; wenngleich bei einem dieser, bei jenem ein anderer hervorsticht, oder wenn auch nicht zu leugnen ist, daſs das gesamte Maſs aller schlechten Eigenschaften beim einen sehr viel gröſser, als beim andern ist. Denn der Unterschied der Individualitäten ist unberechenbar groſs.

Kapitel XIII.

Über den Selbstmord.

§. 158.

So viel ich sehe, sind es allein die monotheistischen, also jüdischen Religionen, deren Bekenner die Selbsttötung als ein Verbrechen betrachten. Dies ist um so auffallender, als weder im Alten, noch im Neuen Testament irgend ein Verbot, oder auch nur eine entschiedene Miſsbilligung derselben zu finden ist; daher denn die Religionslehrer ihre Verpönung des Selbstmordes auf ihre eigenen philosophischen Gründe zu stützen haben, um welche es aber so schlecht steht, daſs sie, was den Argumenten an Stärke abgeht, durch die Stärke der Ausdrücke ihres Abscheues, also durch Schimpfen, zu ersetzen suchen. Da müssen wir denn hören, Selbstmord sei die gröſste Feigheit, sei nur im Wahnsinn möglich, und dergleichen Abgeschmacktheiten mehr, oder auch die ganz sinnlose Phrase, der Selbstmord sei „unrecht“; während doch offenbar jeder auf nichts in der Welt ein so unbestreitbares Recht hat, wie auf seine eigene Person und Leben. (Vergl. § 122.) Sogar den Verbrechen wird, wie gesagt, der Selbstmord beigezählt, und daran knüpft sich, zumal im pöbelhaft bigotten England, ein schimpfliches Begräbnis und die Einziehung des Nachlasses, — weshalb die Jury fast immer auf Wahnsinn erkennt. Man lasse hierüber zunächst einmal das moralische Gefühl entscheiden und vergleiche den Eindruck, welchen die Nachricht, daſs ein Bekannter ein Verbrechen, also einen Mord, eine Grausamkeit, einen Betrug, einen Diebstahl begangen habe, auf uns macht, mit dem der Nachricht von seinem freiwilligen Tode. Während die erstere

lebhafte Indignation, höchsten Unwillen, Aufruf zur Bestrafung oder zur Rache hervorruft, wird die letztere Wehmut und Mitleiden erregen, denen sich wohl öfter eine Bewunderung seines Mutes, als die moralische Mifsbilligung, welche eine schlechte Handlung begleitet, beimischt. Wer hat nicht Bekannte, Freunde, Verwandte gehabt, die freiwillig aus der Welt geschieden sind? — und an diese sollte jeder mit Abscheu denken, als an Verbrecher? *Nego ac pernego!* Vielmehr bin ich der Meinung, dafs die Geistlichkeit einmal aufgefordert werden sollte, Rede zu stehen, mit welcher Befugnis sie, ohne irgend eine biblische Autorität aufweisen zu können, ja auch nur irgend stichhaltige philosophische Argumente zu haben, von der Kanzel und in Schriften eine Handlung, die viele von uns geehrte und geliebte Menschen begangen haben, zum Verbrechen stempelt und denen, die freiwillig aus der Welt gehen, das ehrliche Begräbnis verweigert; wobei aber festzustellen, dafs man Gründe verlangt, nicht aber leere Redensarten oder Schimpfworte dafür annehmen wird. — Wenn die Kriminaljustiz den Selbstmord verpönt, so ist dies kein kirchlich gültiger Grund und überdies entschieden lächerlich: denn welche Strafe kann den abschrecken, der den Tod sucht? — Bestraft man den Versuch zum Selbstmord, so ist es die Ungeschicklichkeit, durch welche er mifslang, die man bestraft.

Auch waren die Alten weit davon entfernt, die Sache in jenem Lichte zu betrachten. Plinius (histor. nat. lib. 28, c. 1; vol. IV, p. 351 ed. Bip.) sagt: *Vitam quidem non adeo expetendam censemus, ut quoque modo trahenda sit. Quisquis es talis, aeque moriere, etiam cum obscoenus vixeris, aut nefandus. Quapropter hoc primum quisque in remediis animi sui habeat: ex omnibus bonis, quae homini tribuit natura, nullum melius esse tempestiva morte: idque in ea optimum, quod illam sibi quisque praestare poterit*[1]). Auch

[1]) Wir meinen, das Leben sei nicht in dem Mafse wünschenswert, um in jeder Gestalt fortgeschleppt zu werden. Wie du auch beschaffen sein magst, du stirbst auf gleiche Art, auch wenn du unzüchtig und gottlos gelebt hast. Deshalb sei dies vor allem für jedermann ein Trost: unter allen Gütern, welche die Natur dem Menschen verleiht, giebt es kein besseres, als der rechtzeitige Tod, und zwar ist das allerbeste an der Sache, dafs jeder sich selbst den Tod verschaffen kann.

sagt derselbe (Lib. 2, c. 7; vol. I, p. 125): *ne Deum quidem posse omnia. Namque nec sibi potest mortem consciscere, si velit, quod homini dedit optimum in tantis vitae poenis* [1]) etc. Wurde doch, in Massilia und auf der Insel Keos, der Schierlingstrank sogar öffentlich, vom Magistrat, demjenigen überreicht, der triftige Gründe das Leben zu verlassen, anführen konnte (Val. Max. L. II. c. 6, § 7 et 8). [2]) Und wie viele Helden und Weise des Altertums haben nicht ihr Leben durch freiwilligen Tod geendet! Zwar sagt Aristoteles (Eth. Nicom. V, 15) der Selbstmord sei ein Unrecht gegen den Staat, wiewohl nicht gegen die eigene Person: jedoch führt Stobäos in seiner Darstellung der Ethik der Peripatetiker (Ecl. eth. II, c. 7, p. 286) den Satz an: *Φευκτον δε τον βιον γιγνεσθαι τοις μεν ἀγαθοις ἐν ταις ἀγαν ἀτυχιαις· τοις δε κακοις και ἐν ταις ἀγαν εὐτυχιαις*[3]). Und auf ähnliche Weise p. 312: *Διο και γαμησειν, και παιδοποιησεσθαι, και πολιτευσεσθαι* etc. *και καθολου την ἀρετην ἀσκουντα και μενειν ἐν τῳ βιῳ, και παλιν, εἰ δεοι, ποτε δι᾽ ἀναγκας ἀπαλλαγησεσθαι, ταφης προνοησαντα*[4]) etc. Nun gar von den Stoikern finden wir den Selbstmord als eine edle und heldenmütige Handlung gepriesen; was sich durch Hunderte von Stellen, die stärksten aus dem Seneca, belegen liefse. Bei den Hindu ferner kommt bekanntlich die Selbsttötung oft als religiöse Handlung vor, namentlich als Witwenverbrennung, auch als Hinwerfen unter die Räder des Götterwagens zu Jaggernaut, als Sichpreisgeben den Krokodilen des Ganges, oder heiliger Tempelteiche, und sonst. Ebenso auf dem Theater, diesem Spiegel des

[1]) Nicht einmal Gott vermag alles. Denn er kann sich nicht töten, wenn er will; während er es dem Menschen als die allerbeste Gabe in den vielen Widerwärtigkeiten des Lebens verliehen hat.

[2]) Auf der Insel Keos war es Sitte, dafs die Greise sich freiwillig den Tod gaben. Siehe Valerius Maximus, Lib. II, c. 6. — Heraclides Ponticus, fragmenta de rebus publicis IX. — Aelian. var. hist. III, 37. — Strabo, lib. X, cap. 5, § 6. ed. Kramer. (Anm. Schopenhauers.)

[3]) Der Selbstmord ist eine Pflicht für die Guten im grofsen Unglück, für die Schlechten aber auch im gröfsten Glück.

[4]) Und deswegen soll man in die Ehe treten, Kinder zeugen, am staatlichen Leben sich beteiligen u. s. w., so wie auch, um im ganzen die Tugend auszuüben, sein Leben erhalten, aus ihm aber auch, der Not gehorchend, scheiden.

Lebens: da sehen wir z. B. in dem berühmten chinesischen Stück *l'orphelin de la Chine* (trad. p. St. Julien 1834) fast alle edelen Charaktere durch Selbstmord enden, ohne dafs irgend angedeutet wäre, oder es dem Zuschauer einfiele, sie begingen ein Verbrechen. Ja, auf unserer eigenen Bühne ist es im Grunde nicht anders; z. B. Palmira im Mahomet; Mortimer in Maria Stuart; Othello; Gräfin Terzky. Ist Hamlets Monolog die Meditation eines Verbrechens? er besagt blofs, dafs, wenn wir gewifs wären, durch den Tod absolut vernichtet zu werden, er, angesehen die Beschaffenheit der Welt, unbedingt zu wählen sein würde. *But there lies the rub.* — Die Gründe aber gegen den Selbstmord, welche von den Geistlichen der monotheistischen, d. i. jüdischen Religionen und den ihnen sich anbequemenden Philosophen aufgestellt werden, sind schwache, leicht zu widerlegende Sophismen. (Siehe meine Abhandlung über das Fundament der Moral, § 5.)[1]) Die gründlichste Widerlegung derselben hat Hume

[1]) In diesem Paragraphen spricht Schopenhauer von den sogenannten „Pflichten gegen uns selbst" und verwirft die Annahme solcher unbedingt, als eine alberne. Denn diese Pflichten müfsten, wie alle Pflichten, entweder Rechts- oder Liebespflichten sein. Nun kann mir aber von mir selbst offenbar nie Unrecht geschehen — also keine Rechtspflichten gegen sich selbst; und was die Liebespflichten gegen uns selbst betrifft, „so findet hier die Moral ihre Arbeit bereits gethan und kommt zu spät." „Was man gewöhnlich als Pflichten gegen uns selbst aufstellt, ist zuvörderst ein in Vorurteilen stark befangenes und aus den seichtesten Gründen geführtes Räsonnement gegen den Selbstmord. Dem Menschen allein, der nicht, wie das Tier blofs den körperlichen, auf die Gegenwart beschränkten, sondern auch den ungleich gröfseren, von Zukunft und Vergangenheit borgenden, geistigen Leiden preisgegeben ist, hat die Natur, als Kompensation, das Vorrecht verliehen, sein Leben, auch ehe sie selbst ihm ein Ziel setzt, beliebig enden zu können und demnach nicht wie das Tier, notwendig solange er kann, sondern auch nur so lange er will zu leben. Ob er nun, aus ethischen Gründen, dieses Vorrechts sich wieder zu begeben habe, ist eine schwierige Frage, die wenigstens nicht durch die gebräuchlichen, seichten Argumente entschieden werden kann . . . Man mufs lachen, wenn man denkt, dafs dergleichen Reflexionen dem Cato, der Cleopatra, dem Coccejus Nerva, oder der Arria des Pätus den Dolch hätten aus den Händen winden sollen. Wenn es wirklich echte moralische Motive gegen

geliefert in seinem *Essay on Suicide,* der erst nach seinem Tode erschienen ist und von der schimpflichen Bigotterie und schmählichen Pfaffenherrschaft in England sogleich unterdrückt wurde; daher nur sehr wenige Exemplare heimlich und zu teurem Preise verkauft wurden, und wir die Erhaltung dieser und einer andern Abhandlung des grofsen Mannes dem Baseler Nachdruck verdanken: Essays on Suicide and the Immortality of the soul, by the late Dav. Hume, Basil. 1799, sold by James Decker. 124 S. 8°. Dafs aber eine rein philosophische, mit kalter Vernunft die gangbaren Gründe gegen den Selbstmord widerlegende und von einem der ersten Denker und Schriftsteller Englands herrührende Abhandlung sich hat daselbst heimlich, wie ein Bubenstück durchschleichen müssen, bis sie im Auslande Schutz fand, gereicht der englischen Nation zu grofser Schande. Zugleich zeigt es, was für ein gutes Gewissen in diesem Punkte die Kirche hat. — Den allein triftigen moralischen Grund gegen den Selbstmord habe ich dargelegt in meinem Hauptwerk Bd. 1 § 69. Er liegt darin, dafs der Selbstmord der Erreichung des höchsten moralischen Zieles entgegensteht, indem er der wirklichen Erlösung aus dieser Welt des Jammers eine blofs scheinbare unterschiebt. Allein von dieser Verirrung bis zu einem Verbrechen, wozu ihn die christliche Geistlichkeit stempeln will, ist ein sehr weiter Weg.[1])

den Selbstmord giebt, so liegen diese jedenfalls sehr tief und sind nicht mit dem Senkblei der gewöhnlichen Ethik zu erreichen."

[1]) Der Selbstmord ist zunächst eine grofse Thorheit; sodann ein Zeichen von Bejahung des Willens. Er ist eine Thorheit, weil man meint, durch ihn dem Leben, d. h. der Gegenwart entgehen zu können. Aber: „die Zeit," sagt Schopenhauer in seinem Hauptwerk I, § 54, „gleicht einem unaufhaltsamen Strom, und die Gegenwart einem Felsen, an dem sich jener bricht, aber ihn nicht mit fortreifst. Der Wille, als Ding an sich, ist so wenig, als das Subjekt der Erkenntnis, welches zuletzt doch in gewissem Betracht er selbst oder seine Äufserung ist, dem Satze vom Grunde (s. Bd. I, S. 57, Anm. u. vgl. S. 27, Anm.) unterworfen, und wie dem Willen das Leben, seine eigene Erscheinung, gewifs ist, so ist es auch die Gegenwart, die einzige Form des wirklichen Lebens . . . Wie auf der Erdkugel überall oben ist, so ist auch die Form alles Lebens Gegenwart, und den Tod fürchten, weil er uns die Gegenwart entreifst, ist nicht

Das Christentum trägt in seinem Innersten die Wahrheit, dafs das Leiden (Kreuz) der eigentliche Zweck des Lebens ist: daher verwirft es, als diesem entgegenstehend, den Selbstmord, welchen hingegen das Altertum, von einem niedrigern Standpunkt aus, billigte, ja ehrte. Jener Grund gegen den Selbstmord ist jedoch ein asketischer, gilt also nur von einem viel höheren ethischen Standpunkt aus, als der, den europäische Moralphilosophen jemals eingenommen haben. Steigen wir aber von jenem sehr hohen Standpunkt herab, so giebt es keinen haltbaren moralischen Grund mehr, den Selbstmord zu verdammen. Der aufser-

weiser, als fürchten, man könne von der runden Erdkugel, auf welcher man glücklicherweise nun gerade oben steht, hinuntergleiten... Daher, wenn ein Mensch den Tod als seine Vernichtung fürchtet, es nicht anders ist, als wenn man dächte, die Sonne könne am Abend klagen: ‚Wehe mir! ich gehe unter in ewige Nacht.‘ Hingegen auch umgekehrt: wen die Lasten des Lebens drücken, wer zwar wohl das Leben möchte und es bejaht, aber die Qualen desselben verabscheut, und besonders das harte Los, das gerade ihm zugefallen ist, nicht länger tragen mag: ein solcher hat nicht vom Tode Befreiung zu hoffen und kann sich nicht durch Selbstmord retten; nur mit falschem Scheine lockt ihn der finstere kühle Orkus als Hafen der Ruhe. Die Erde wälzt sich vom Tage in die Nacht; das Individuum stirbt: aber die Sonne selbst brennt ohne Unterlafs ewigen Mittag.“ — § 69: „Weit entfernt Verneinung des Willens zu sein, ist der Selbstmord ein Phänomen starker Bejahung des Willens. Denn die Verneinung hat ihr Wesen nicht darin, dafs man die Leiden, sondern dafs man die Genüsse des Lebens verabscheut. Der Selbstmörder will das Leben und ist blofs mit den Bedingungen unzufrieden, unter denen es ihm geworden. — — Weil aber eben das Leiden, dem er sich so entzieht, es war, welches als Modifikation des Willens ihn zur Verneinung seiner selbst und zur Erlösung hätte führen können; so gleicht in dieser Hinsicht der Selbstmörder einem Kranken, der eine schmerzhafte Operation, die ihn von Grund aus heilen könnte, nachdem sie angefangen, nicht vollenden läfst, sondern lieber die Krankheit behält.“ — Diese unvergleichlich „tiefsinnige“ Betrachtung über den Selbstmord ist nur im Zusammenhange mit dem ganzen Schopenhauerschen System vollständig zu begreifen. Eine ausführliche Darstellung desselben findet der Leser in meinem Buch „Die Philosophie A. Schopenhauers“ (1888).

ordentlich lebhafte, und doch weder durch die Bibel, noch durch triftige Gründe unterstützte Eifer der Geistlichkeit monotheistischer Religionen gegen denselben scheint daher auf einem verhehlten Grunde beruhen zu müssen: sollte es nicht dieser sein, dafs das freiwillige Aufgeben des Lebens ein schlechtes Kompliment ist für den, welcher gesagt hat *παντα καλα λιαν*? — So wäre es denn abermals der obligate Optimismus dieser Religionen, welcher die Selbsttötung anklagt, um nicht von ihr angeklagt zu werden.

§. 159.

Im ganzen wird man finden, dafs, sobald es dahin gekommen ist, dafs die Schrecknisse des Lebens die Schrecknisse des Todes überwiegen, der Mensch seinem Leben ein Ende macht. Der Widerstand der letzteren ist jedoch bedeutend: sie stehen gleichsam als Wächter vor der Ausgangspforte. Vielleicht lebt keiner, der nicht schon seinem Leben ein Ende gemacht hätte, wenn dies Ende etwas rein Negatives wäre, ein plötzliches Aufhören des Daseins. — Allein es ist etwas Positives dabei: die Zerstörung des Leibes. Diese scheucht zurück; eben weil der Leib die Erscheinung des Willens zum Leben ist.

Inzwischen ist der Kampf mit jenen Wächtern, in der Regel, nicht so schwer, wie es uns von weitem scheinen mag; und zwar infolge des Antagonismus zwischen geistigen und körperlichen Leiden. Nämlich wenn wir körperlich sehr schwer, oder anhaltend leiden, werden wir gegen allen andern Kummer gleichgültig: unsre Herstellung allein liegt uns am Herzen. Ebenso nun machen starke geistige Leiden uns gegen körperliche unempfindlich: wir verachten sie. Ja, wenn sie etwa das Übergewicht erlangen, so ist uns dies eine wohlthuende Zerstreuung, eine Pause der geistigen Leiden. Dies eben ist es, was den Selbstmord erleichtert, indem der mit demselben verknüpfte körperliche Schmerz in den Augen des von übergrofsen geistigen Leiden Gepeinigten alle Wichtigkeit verliert. Besonders sichtbar wird dies an denen, welche durch rein krankhafte, tiefe Mifsstimmung zum Selbstmord getrieben werden. Diesen kostet er gar keine Selbstüberwindung: sie brauchen gar keinen Anlauf dazu zu nehmen; sondern sobald der ihnen beigegebene Hüter sie auf zwei Minuten allein läfst, machen sie rasch ihrem Leben ein Ende.

§. 160.

Wenn in schweren, grausenhaften Träumen die Beängstigung den höchsten Grad erreicht: so bringt eben sie selbst uns zum Erwachen, durch welches alle jene Ungeheuer der Nacht verschwinden. Dasselbe geschieht im Traume des Lebens, wann der höchste Grad der Beängstigung uns nötigt, ihn abzubrechen.

§. 161.

Der Selbstmord kann auch angesehen werden als ein Experiment, eine Frage, die man der Natur stellt und die Antwort darauf erzwingen will: nämlich, welche Änderung das Dasein und die Erkenntnis des Menschen durch den Tod erfahre. Aber es ist ein ungeschicktes: denn es hebt die Identität des Bewufstseins, welches die Antwort zu vernehmen hätte, auf.

Kapitel XIV.

Nachträge zur Lehre von der Bejahung und Verneinung des Willens zum Leben.

§. 162.

Gewissermafsen ist es a priori einzusehen, vulgo versteht es sich von selbst, dafs das, was jetzt das Phänomen der Welt hervorbringt, auch fähig sein müsse, dieses nicht zu thun, mithin in Ruhe zu verbleiben, — oder, mit andern Worten, dafs es zur gegenwärtigen διαστολη auch eine συστολη[1]) geben müsse. Ist nun die erstere die Erscheinung des Wollens des Lebens, so wird die andere die Erscheinung des Nichtwollens desselben sein. Auch wird diese, im wesentlichen, dasselbe sein mit dem *magnum Sakhepat* der Vedalehre (im Oupnekhat Vol. 1, p. 163), der Nirwana der Buddhaisten, auch mit dem επεκεινα[2]) der Neuplatoniker.

Gegen gewisse alberne Einwürfe bemerke ich, dafs die Verneinung des Willens zum Leben keineswegs die Vernichtung einer Substanz besage, sondern den blofsen Aktus des Nichtwollens: dasselbe, was bisher gewollt hat, will nicht mehr. Da wir dies Wesen, den Willen, als

[1]) Ausdehnung. — Zusammenziehung.

[2]) Jenseits.

Ding an sich blofs in und durch den Aktus des Wollens kennen, so sind wir unvermögend zu sagen oder zu fassen, was es, nachdem es diesen Aktus aufgegeben hat, noch ferner sei oder treibe: daher ist die Verneinung für uns, die wir die Erscheinung des Wollens sind, ein Übergang ins Nichts.

§. 163.

Zwischen der Ethik der Griechen und der Hindu ist ein greller Gegensatz. Jene (wiewohl mit Ausnahme des Platon) hat zum Zweck die Befähigung, ein glückliches Leben, *vitam beatam*, zu führen; diese hingegen die Befreiung und Erlösung vom Leben überhaupt; — wie solches direkt ausgesprochen ist gleich im ersten Satz der Sankhya Karika.

Einen hiermit verwandten und durch die Anschaulichkeit stärkern Kontrast wird man erhalten, wenn man den schönen antiken Sarkophag auf der Gallerie zu Florenz betrachtet, dessen Rilievi die ganze Reihe der Ceremonien einer Hochzeit, vom ersten Antrag an, bis wo Hymens Fackel zum Torus leuchtet, darstellen, und nun daneben sich den christlichen Sarg denkt, schwarz behängt, zum Zeichen der Trauer, und mit dem Kruzifix darauf. Der Gegensatz ist ein höchst bedeutsamer. Beide wollen über den Tod trösten; beide auf entgegengesetzte Weise, und beide haben Recht. Der eine bezeichnet die Bejahung des Willens zum Leben, als welcher das Leben, alle Zeit hindurch, gewifs bleibt, so schnell auch die Gestalten wechseln mögen. Der andere bezeichnet, durch die Symbole des Leidens und des Todes, die Verneinung des Willens zum Leben und die Erlösung aus einer Welt, wo Tod und Teufel regieren. — Zwischen dem Geiste des griechisch-römischen Heidentums und dem des Christentums ist der eigentliche Gegensatz der der Bejahung und Verneinung des Willens zum Leben, — wonach an letzter Stelle das Christentum im Grunde Recht behält.

§. 164.

Zu allen Ethiken europäischer Philosophie steht die meinige im Verhältnis des Neuen Testaments zum Alten; nach dem kirchlichen Begriff dieses Verhältnisses. Das A. T. nämlich stellt den Menschen unter die Herrschaft des Gesetzes, welches jedoch nicht zur Erlösung führt. Das N. T. hingegen erklärt das Gesetz für unzulänglich, ja spricht davon

los (z. B. Röm. 7, Gal. 2 u. 3). Dagegen predigt es das Reich der Gnade, zu welchem man gelange durch Glauben, Nächstenliebe und gänzliche Verleugnung seiner selbst: dies sei der Weg zur Erlösung vom Übel und von der Welt. Denn allerdings ist, allen protestantisch-rationalistischen Verdrehungen zum Trotz, der asketische Geist ganz eigentlich die Seele des N. T. Dieser aber ist eben die Verneinung des Willens zum Leben, und jener Übergang vom A. T. zum N. T., von der Herrschaft des Gesetzes zur Herrschaft des Glaubens, von der Rechtfertigung durch Werke zur Erlösung durch den Mittler, von der Herrschaft der Sünde und des Todes zum ewigen Leben in Christo, bedeutet, *sensu proprio* den Übergang von den blofs moralischen Tugenden zur Verneinung des Willens zum Leben. — Im Geiste des A. T. nun sind alle mir vorhergängigen philosophischen Ethiken gehalten, mit ihrem absoluten (d. h. des Grundes, wie des Zieles entbehrenden) Sittengesetz und allen ihren moralischen Geboten und Verboten, zu denen im Stillen der befehlende Jehovah hinzugedacht wird; so verschieden auch die Formen und Darstellungen der Sache bei ihnen ausfallen. Meine Ethik hingegen hat Grund, Zweck und Ziel: sie weist zuvörderst theoretisch den metaphysischen Grund der Gerechtigkeit und Menschenliebe nach und zeigt dann auch das Ziel, zu welchem diese, wenn vollkommen geleistet, am Ende hinführen müssen. Zugleich gesteht sie die Verwerflichkeit der Welt aufrichtig ein und weist auf die Verneinung des Willens, als den Weg zur Erlösung aus ihr, hin. Sie ist sonach wirklich im Geiste des N. T., während die andern sämtlich in dem des Alten sind und demgemäfs auch theoretisch auf blofses Judentum (nackten, despotischen Theismus) hinauslaufen. In diesem Sinne könnte man meine Lehre die eigentliche christliche Philosophie nennen; — so paradox dies denen scheinen mag, die nicht auf den Kern der Sache gehen, sondern bei der Schale stehen bleiben.[1])

§. 165.

Wer etwas tiefer zu denken fähig ist wird bald absehen, dafs die menschlichen Begierden nicht erst auf dem Punkte anfangen können, sündlich zu sein, wo sie, in ihren individuellen Richtungen einander zufällig durchkreuzend, Übel

1) Vgl. Bd. I, S. 16.

von der einen und Böses von der andern Seite veranlassen; sondern dafs, wenn dieses ist, sie auch schon ursprünglich und ihrem Wesen nach sündlich und verwerflich sein müssen, folglich der ganze Wille zum Leben selbst ein verwerflicher ist. Ist ja doch aller Greuel und Jammer, davon die Welt voll ist, blofs das notwendige Resultat der gesamten Charaktere, in welchen der Wille zum Leben sich objektiviert, unter den an der ununterbrochenen Kette der Notwendigkeit eintretenden Umständen, welche ihnen die Motive liefern; also der blofse Kommentar zur Bejahung des Willens zum Leben. (Vergl. Theologia, deutsch, p. 93.) — Dafs unser Dasein selbst eine Schuld impliciert, beweist der Tod.

§. 166.

Ein edler Charakter wird nicht leicht über sein eigenes Schicksal klagen; vielmehr wird von ihm gelten, was Hamlet dem Horatio nachrühmt:

for thou hast been
As one, in suffering all, that suffers nothing.

(Denn du bist, während du alles zu leiden hattest, gewesen wie einer, dem nichts widerfuhr.)

Und dies ist daraus zu verstehen, dafs ein solcher, sein eigenes Wesen auch in andern erkennend und daher an ihrem Schicksale teilnehmend, rings um sich, fast immer, noch härtere Lose als sein eigenes erblickt; weshalb er zu einer Klage über dieses nicht kommen kann. Hingegen wird ein unedler Egoist, der alle Realität auf sich selbst beschränkt und die andern als blofse Larven und Phantasmen ansieht, am Schicksal dieser keinen Teil nehmen, sondern seinem eigenen seine ganze Teilnahme zuwenden; wovon denn grofse Empfindlichkeit und häufige Klagen die Folge sind.

Eben jenes Sichwiedererkennen in der fremden Erscheinung, aus welchem, wie ich oft nachgewiesen habe, zunächst Gerechtigkeit und Menschenliebe hervorgehen, führt endlich zum Aufgeben des Willens; weil die Erscheinungen, in denen dieser sich darstellt, so entschieden im Zustande des Leidens sich befinden, dafs wer sein Selbst auf sie alle ausdehnt, es nicht ferner wollen kann; — eben wie einer, der alle Lose der Lotterie nimmt, notwendig grofsen Verlust erleiden mufs. Die Bejahung des Willens setzt Beschränkung des Selbstbewufstseins auf das eigene Individuum voraus und baut auf die Möglichkeit eines günstigen Lebenslaufs aus der Hand des Zufalls.

§. 167.

Geht man, bei der Auffassung der Welt, vom Dinge an sich, dem Willen zum Leben, aus, so findet man als dessen Kern, als dessen gröfste Koncentration, den Generationsakt: dieser stellt sich dann dar als das erste, als der Ausgangspunkt: er ist das *punctum saliens* des Welteies und die Hauptsache. Welch ein Kontrast hingegen, wenn man von der als Erscheinung gegebenen, empirischen Welt, der Welt als Vorstellung, ausgeht! Hier nämlich stellt jener Akt sich dar als ein ganz Einzelnes und Besonderes, von untergeordneter Wichtigkeit, ja als eine verdeckte und versteckte Nebensache, die sich nur einschleicht, eine paradoxe Anomalie, die häufigen Stoff zum Lachen giebt. Es könnte uns jedoch auch bedünken, der Teufel habe nur sein Spiel dabei verstecken wollen: denn der Beischlaf ist sein Handgeld und die Welt sein Reich. Hat man denn nicht bemerkt, wie *illico post coitum cachinnus auditur Diaboli*[1])? welches, ernstlich gesprochen, darauf beruht, dafs die Geschlechtsbegierde, zumal wenn, durch Fixieren auf ein bestimmtes Weib, zur Verliebtheit koncentriert, die Quintessenz der ganzen Prellerei dieser nobeln Welt ist; da sie so unaussprechlich, unendlich und überschwenglich viel verspricht und dann so erbärmlich wenig hält. —

Der Anteil des Weibes an der Zeugung ist, in gewissem Sinne, schuldloser, als der des Mannes; sofern nämlich dieser dem zu Erzeugenden den Willen giebt, welcher die erste Sünde und daher die Quelle alles Bösen und Übels ist; das Weib hingegen die Erkenntnis, welche den Weg zur Erlösung eröffnet. Der Generationsakt ist der Weltknoten, indem er besagt: „der Wille zum Leben hat sich aufs neue bejaht." In diesem Sinne wehklagt eine stehende brahmanische Floskel „wehe, wehe! der Lingam ist in der Yoni[2])". — Die Konception und Schwangerschaft hingegen besagt: „dem Willen ist auch wieder das Licht der Erkenntnis beigegeben"; — bei welchem nämlich er seinen Weg wieder herausfinden kann, und also die Möglichkeit der Erlösung aufs neue eingetreten ist.

1) Nach dem Begattungsakte erschallt sogleich das Hohngelächter des Teufels.

2) Das männliche und weibliche Zeugungsorgan.

Hieraus erklärt sich die beachtungswerte Erscheinung, dafs, während jedes Weib, wenn beim Generationsakte überrascht, vor Scham vergehen möchte, sie hingegen ihre Schwangerschaft, ohne eine Spur von Scham, ja mit einer Art Stolz, zur Schau trägt; da doch sonst überall ein unfehlbar sicheres Zeichen als gleichbedeutend mit der bezeichneten Sache selbst genommen wird, daher denn auch jedes andere Zeichen des vollzogenen Coitus das Weib im höchsten Grade beschämt; nur allein die Schwangerschaft nicht. Dies ist daraus zu erklären, dafs, laut obigem, die Schwangerschaft, in gewissem Sinne, eine Tilgung der Schuld, welche der Coitus kontrahiert, mit sich bringt, oder wenigstens in Aussicht stellt. Daher trägt der Coitus alle Scham und Schande der Sache; hingegen die ihm so nahe verschwisterte Schwangerschaft bleibt rein und unschuldig, ja wird gewissermafsen ehrwürdig.

Der Coitus ist hauptsächlich die Sache des Mannes; die Schwangerschaft ganz allein des Weibes. Vom Vater erhält das Kind den Willen, den Charakter; von der Mutter den Intellekt. Dieser ist das erlösende Prinzip; der Wille das bindende. Das Anzeichen des steten Daseins des Willens zum Leben in der Zeit, trotz aller Steigerung der Beleuchtung durch den Intellekt, ist der Coitus: das Anzeichen des diesem Willen aufs neue zugesellten, die Möglichkeit der Erlösung offen haltenden Lichtes der Erkenntnis, und zwar im höchsten Grade der Klarheit, ist die erneuerte Menschwerdung des Willens zum Leben. Das Zeichen dieser ist die Schwangerschaft, welche daher frank und frei, ja stolz einhergeht, während der Coitus sich verkriecht, wie ein Verbrecher.[1])

§. 168.

Einige Kirchenväter haben gelehrt, dafs sogar die eheliche Beiwohnung nur dann erlaubt sei, wann sie blofs der Kindererzeugung wegen geschehe, ἐπι μονῃ παιδοποιιᾳ, wie Clemens Alex. Strom. L. III, c. 11 sagt. (Die betreffenden

[1]) Dieser ganze Passus zeigt zur Genüge, wie unrecht man thut, Schopenhauer einen Weiberfeind oder Weiberverächter zu nennen! Keine Philosophie hat, wie die seinige, die wahre „Würde der Frauen" erklärt; ja, sie hat — durch die Lehre von der Erlösung durch den Intellekt oder den „Erkenntniswillen" — den Begriff des „ewig Weiblichen" geradezu zum Prinzip und Mittelpunkt der Ethik gemacht.

Stellen findet man zusammengestellt in P. E. Lind, de coelibatu Christianorum, c. 1.) Clemens (Strom. III, c. 3) legt diese Ansicht auch den Pythagoreern bei. Dieselbe ist jedoch, genau genommen, irrig. Denn, wird der Coitus nicht mehr seiner selbst wegen gewollt, so ist schon die Verneinung des Willens zum Leben eingetreten, und dann ist die Fortpflanzung des Menschengeschlechts überflüssig und sinnleer; sofern der Zweck bereits erreicht ist. Zudem, ohne alle subjektive Leidenschaft, ohne Gelüste und physischen Drang, blofs aus reiner Überlegung und kaltblütiger Absicht einen Menschen in die Welt zu setzen, damit er darin sei, — dies wäre eine moralisch sehr bedenkliche Handlung, welche wohl nur wenige auf sich nehmen würden, ja, der vielleicht gar einer nachsagen könnte, dafs sie zur Zeugung aus blofsem Geschlechtstrieb sich verhielte, wie der kaltblütig überlegte Mord zum Totschlag im Zorn.

Auf dem umgekehrten Grunde beruht eigentlich die Verdammlichkeit aller widernatürlichen Geschlechtsbefriedigungen; weil durch diese dem Triebe willfahren, also der Wille zum Leben bejaht wird, die Propagation aber wegfällt, welche doch allein die Möglichkeit der Verneinung des Willens offen erhält. Hieraus ist zu erklären, dafs erst mit dem Eintritt des Christentums, weil dessen Tendenz asketisch ist, die Päderastie als eine schwere Sünde erkannt wurde.

§. 169.

Ein Kloster ist ein Zusammentreten von Menschen, die Armut, Keuschheit, Gehorsam (d. i. Entsagung dem Eigenwillen) gelobt haben und sich durch das Zusammenleben teils die Existenz selbst, noch mehr aber jenen Zustand schwerer Entsagung zu erleichtern suchen, indem der Anblick ähnlich Gesinnter und auf gleiche Weise Entsagender ihren Entschlufs stärkt und sie tröstet, sodann die Geselligkeit des Zusammenlebens in gewissen Schranken der menschlichen Natur angemessen und eine unschuldige Erholung bei vielen schweren Entbehrungen ist. Dies ist der Normalbegriff der Klöster. Und wer kann eine solche Gesellschaft einen Verein von Thoren und Narren nennen, wie man doch nach jeder Philosophie aufser meiner mufs? —

Der innere Geist und Sinn des echten Klosterlebens, wie der Askese überhaupt, ist dieser, dafs man sich eines bessern Daseins, als unseres ist, würdig und fähig erkannt

hat und diese Überzeugung dadurch bekräftigen und erhalten will, dafs man was diese Welt bietet verachtet, alle ihre Genüsse als wertlos von sich wirft und nun das Ende dieses, seines eitlen Köders beraubten Lebens mit Ruhe und Zuversicht abwartet, um einst die Stunde des Todes, als die der Erlösung, willkommen zu heifsen. Das Saniassitum hat ganz dieselbe Tendenz und Bedeutung, und ebenso das Mönchstum der Buddhaisten. Allerdings entspricht bei keiner Sache die Praxis so selten der Theorie, wie beim Mönchstum; eben weil der Grundgedanke desselben so erhaben ist; und *abusus optimi pessimus*. Ein echter Mönch ist ein höchst ehrwürdiges Wesen: aber in den allermeisten Fällen ist die Kutte ein blofser Maskenanzug, in welchem so wenig wie in dem auf der Maskerade ein wirklicher Mönch steckt.

§. 170.

Zur Verneinung des eigenen Willens ist die Vorstellung, dafs man sich einem fremden, individuellen Willen gänzlich und ohne Rückhalt unterwerfe und ergebe, ein psychisches Erleichterungsmittel und daher ein passendes allegorisches Vehikel der Wahrheit.

§. 171.

Die Zahl der regulären Trappisten ist freilich klein; dagegen aber besteht wohl die Hälfte der Menschheit aus unfreiwilligen Trappisten: Armut, Gehorsam, Ermangelung aller Genüsse, ja der notwendigsten Erleichterungsmittel, — und oft auch gezwungene, oder durch Mangel herbeigeführte Keuschheit sind ihr Los. Der Unterschied ist blofs, dafs die Trappisten die Sache aus freier Wahl, methodisch und ohne Hoffnung auf Besserwerden betreiben; während hingegen die erstere Weise dem beizuzählen ist, was ich, in meinen asketischen Kapiteln, mit dem Ausdrucke δευτερος πλους [1])

[1]) D. h. der zweite Weg. Darunter versteht Schopenhauer das zur Verneinung des Willens zum Leben und demnach zur Erlösung führende Leiden überhaupt, „wie es vom Schicksal verhängt wird", also unfreiwilliges, oft nur blofs empfundenes, nicht in seiner ganzen metaphysischen, reinigenden Bedeutung erkanntes Leiden. „Meistens", sagt Schopenhauer (Welt a. W. I, § 68), „mufs, durch das gröfste eigene Leiden, der Wille gebrochen sein, ehe dessen Selbstverneinung eintritt. Dann sehen wir den Menschen, nachdem er durch alle Stufen der wachsenden Bedrängnis, unter dem heftigsten Widerstreben,

bezeichnet habe; welches herbeizuführen die Natur also schon vermöge der Grundlage ihrer Ordnung genugsam gesorgt hat; zumal wenn man den direkt aus ihr entspringenden Übeln noch jene andern hinzurechnet, welche die Zwietracht und Bosheit der Menschen herbeiführt, im Kriege und im Frieden. Aber eben diese Notwendigkeit unfreiwilliger Leiden, zum ewigen Heile, drückt auch jener Ausspruch des Heilandes (Matth. 19, 24) aus: *ευκοπωτερον εστιν, καμιλον δια τρυπηματος ραφιδος διελθειν, η πλουσιον εις την βασιλειαν του θεου εισελθειν*[1]). Darum haben auch die, denen es um ihr ewiges Heil grofser Ernst war, freiwillige Armut gewählt, wenn das Geschick sie ihnen versagt hatte und sie im Reichtum geboren waren: so Buddha Schakya Muni, der, ein geborener Prinz, freiwillig zum Bettelstabe griff, und Franz von Assisi, der Gründer der Bettelorden, der, als junger Fant, auf dem Ball, wo die Töchter der Notabeln beisammen safsen, gefragt: „Nun, Herr Franz, werdet Ihr nicht bald eine Wahl unter diesen Schönen treffen?“ erwiderte: „eine viel Schönere habe ich mir ausersehen!“ — „O, welche?“ — *„La poverta“;* — worauf er bald nachher alles verliefs und bettelnd das Land durchzog.

Wer, durch solche Betrachtungen, sich vergegenwärtigt, wie notwendig zu unserm Heil Not und Leiden meistens sind; der wird erkennen, dafs wir andere nicht sowohl um ihr Glück, als um ihr Unglück zu beneiden hätten.

Auch ist, aus demselben Grunde, der Stoicismus der Gesinnung, welcher dem Schicksale Trotz bietet, zwar ein guter Panzer gegen die Leiden des Lebens und dienlich, die

zum Rande der Verzweiflung gebracht ist, plötzlich in sich gehen, sich und die Welt erkennen, sein ganzes Wesen ändern, sich über sich selbst und alles Leiden erheben, und, wie durch dasselbe gereinigt und geheiligt, in unanfechtbarer Ruhe, Seligkeit und Erhabenheit willig allem entsagen, was er vorhin mit der gröfsten Heftigkeit wollte, und den Tod“ (nunmehr den wirklichen Tod, dem keine Wiederverkörperung folgt) „freudig empfangen. Es ist der aus der läuternden Flamme des Leidens plötzlich hervorgetretene Silberblick der Verneinung des Willens zum Leben, d. h. der Erlösung.“ Ein „vollkommenes Musterbild“ dieses „zweiten Weges“ ist die Leidensgeschichte Gretchens im Faust.

[1]) „Es ist leichter, dafs ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn dafs ein Reicher ins Reich Gottes komme.“

Gegenwart besser zu ertragen: aber dem wahren Heile steht er entgegen. Denn er verstockt das Herz. Wie sollte doch dieses durch Leiden gebessert werden, wenn es, von einer steinernen Rinde umgeben, sie nicht empfindet? — Übrigens ist ein gewisser Grad dieses Stoicismus nicht sehr selten. Oft mag er affektiert sein und auf *bonne mine au mauvais jeu* zurücklaufen: wo er jedoch unverstellt ist, entspringt er meistens aus bloſser Gefühllosigkeit, aus Mangel an der Energie, Lebhaftigkeit, Empfindung und Phantasie, die sogar zu einem groſsen Herzeleid erfordert sind. Dieser Art des Stoicismus ist das Phlegma und die Schwerfälligkeit der Deutschen besonders günstig.

§. 172.

Ungerechte, oder boshafte Handlungen sind, in Hinsicht auf den, der sie ausübt, Anzeichen der Stärke seiner Bejahung des Willens zum Leben und demnach der Ferne, in der von ihm noch das wahre Heil, die Verneinung desselben, mithin die Erlösung von der Welt, liegt, sonach auch der langen Schule der Erkenntnis und des Leidens, die er noch durchzumachen hat, bis er dahin gelangt. — In Hinsicht aber auf den, der durch jene Handlungen zu leiden hat, sind sie zwar physisch ein Übel, hingegen metaphysisch ein Gut und im Grunde eine Wohlthat, da sie beitragen, ihn seinem wahren Heile entgegenzuführen.

§. 173.

Weltgeist. Hier also ist das Pensum deiner Arbeiten und deiner Leiden: dafür sollst du da sein, wie alle andern Dinge da sind.

Mensch. Was aber habe ich vom Dasein? Ist es beschäftigt, habe ich Not; ist es unbeschäftigt, Langeweile. Wie kannst du mir für so viel Arbeit und so viel Leiden einen so kümmerlichen Lohn bieten?

Weltgeist. Und doch ist er ein Äquivalent aller deiner Mühen und aller deiner Leiden: und dies ist er gerade vermöge seiner Dürftigkeit.

Mensch. So?! Das freilich übersteigt meine Fassungskraft.

Weltgeist. Ich weiſs es. — (bei Seite) Sollte ich dem sagen, daſs der Wert des Lebens gerade darin besteht, daſs es ihn lehrt, es nicht zu wollen?! Zu dieser höchsten Weihe muſs erst das Leben selbst ihn vorbereiten.

§. 174.

Können wir nun, durch Betrachtungen, wie die obigen, also von einem sehr hohen Standpunkt aus, eine Rechtfertigung der Leiden der Menschheit absehen, so erstreckt jedoch diese sich nicht auf die Tiere, deren Leiden, zwar großenteils durch den Menschen herbeigeführt, oft aber auch ohne dessen Zuthun bedeutend sind. (Vergl. Welt a. W. u. V., 3. Aufl., Bd. II., S. 404 fg.) Da drängt sich also die Frage auf: wozu dieser gequälte, geängstigte Wille in so tausendfachen Gestalten, ohne die durch Besonnenheit bedingte Freiheit zur Erlösung? — Das Leiden der Tierwelt ist bloſs daraus zu rechtfertigen, daſs der Wille zum Leben, weil auſser ihm, in der Erscheinungswelt, gar nicht vorhanden und er ein hungriger Wille ist, an seinem eigenen Fleische zehren muſs. Daher die Stufenfolge seiner Erscheinungen, deren jede auf Kosten einer andern lebt. Ferner verweise ich auf § 154 und 155 zurück, welche darthun, daſs die Fähigkeit zum Leiden im Tiere sehr viel geringer ist, als im Menschen. Was nun aber darüber hinaus sich noch beibringen lieſse, würde hypothetisch, ja sogar mythisch ausfallen, mag also der eigenen Spekulation des Lesers überlassen bleiben.

Wenn, wie ich gesagt habe, jedes Menschenleben, im ganzen überblickt, die Eigenschaften eines Trauerspiels zeigt und wir sehen, daſs das Leben in der Regel nichts anderes ist, als eine Reihe fehlgeschlagener Hoffnungen, vereitelter Entwürfe und zu spät erkannter Irrtümer und an ihm der traurige Vers seine Wahrheit behauptet:

Then old age and experience, hand in hand,
Lead him to death and make him understand,
After a search so painful and so long,
That all his life he has been in the wrong

— so stimmt dies ganz und gar mit meiner Weltansicht überein, welche das Dasein selbst betrachtet als etwas, das besser nicht wäre, als eine Art Verirrung, von der die Erkenntnis desselben uns zurückbringen soll. Der Mensch, ὁ ἄνθρωπος, *is in the wrong* schon im allgemeinen, sofern er da ist und Mensch ist: folglich ist es ganz dem entsprechend, daſs auch jeder individuelle Mensch, τις ἄνθρωπος, sein Leben überblickend, sich durchgängig *in the wrong* findet: daſs er es

im allgemeinen einsehe, ist seine Erlösung, und dazu mufs er damit anfangen, es im einzelnen Fall, d. i. in seinem individuellen Lebenslauf zu erkennen. Denn *quidquid valet de genere, valet et de specie.* —

Das Leben ist durchaus anzusehen als eine strenge Lektion, die uns erteilt wird, wenngleich wir, mit unsern auf ganz andere Zwecke angelegten Denkformen, nicht verstehen können, wie wir haben dazu kommen können, ihrer zu bedürfen. Demgemäfs aber sollen wir auf unsere hingeschiedenen Freunde zurücksehen mit Befriedigung, erwägend, dafs sie ihre Lektion überstanden haben, und mit dem herzlichen Wunsch, dafs sie angeschlagen habe; und vom selben Gesichtspunkt aus sollen wir unserm eigenen Tode entgegensehen, als einer erwünschten und erfreulichen Begebenheit; — statt, wie meistens geschieht, mit Zagen und Grausen. —

Ein glückliches Leben ist unmöglich: das höchste, was der Mensch erlangen kann, ist ein heroischer Lebenslauf. Einen solchen führt der, welcher in irgend einer Art und Angelegenheit, für das allen irgendwie zu gute Kommende, mit übergrofsen Schwierigkeiten kämpft und am Ende siegt, dabei aber schlecht oder gar nicht belohnt wird. Dann bleibt er, am Schlufs, wie der Prinz im *Re corvo* des Gozzi, versteinert, aber in edler Stellung und mit grofsmütiger Gebärde stehen. Sein Andenken bleibt und wird als das eines Heros gefeiert; sein Wille, durch Mühe und Arbeit, schlechten Erfolg und Undank der Welt, ein ganzes Leben hindurch, mortificiert, erlischt in der Nirwana. (Carlyle hat in diesem Sinn geschrieben *on Heroes and Hero worship,* Lond. 1842.)

Kapitel XV.

Über Religion.

§. 175.

Ein Dialog.

Demopheles. Unter uns gesagt, lieber alter Freund, es gefällt mir nicht, dafs du gelegentlich deine philosophische Befähigung durch Sarkasmen, ja offenbaren Spott

über die Religion an den Tag legst. Der Glaube eines jeden ist ihm heilig, sollte es daher auch dir sein.

Philalethes. *Nego consequentiam!* Sehe nicht ein, warum ich, der Einfalt des andern wegen, Respekt vor Lug und Trug haben sollte. Die Wahrheit achte ich überall; eben darum aber nicht was ihr entgegensteht. Mein Wahlspruch ist: *vigeat veritas, et pereat mundus,* dem der Juristen angepafst: *fiat justitia, et pereat mundus.* Jede Fakultät sollte einen analogen zur Devise haben.

Demopheles. Da würde der der medizinischen wohl lauten: *fiant pilulae, et pereat mundus,* — welcher am leichtesten in Erfüllung zu bringen wäre.

Philalethes. Bewahre der Himmel! Alles *cum grano salis.*

Demopheles. Nun gut: eben darum aber wollte ich, dafs du auch die Religion *cum grano salis* verständest und einsähest, dafs dem Bedürfnis des Volks nach Mafsgabe seiner Fassungskraft begegnet werden mufs. Die Religion ist das einzige Mittel, dem rohen Sinn und ungelenken Verstande der in niedriges Treiben und materielle Arbeit tief eingesenkten Menge die hohe Bedeutung des Lebens anzukündigen und fühlbar zu machen. Denn der Mensch, wie er in der Regel ist, hat ursprünglich für nichts anderes Sinn, als für die Befriedigung seiner physischen Bedürfnisse und Gelüste, und danach für etwas Unterhaltung und Kurzweil. Religionsstifter und Philosophen kommen auf die Welt, ihn aus seiner Betäubung aufzurütteln und auf den hohen Sinn des Daseins hinzudeuten: Philosophen, für die wenigen, die Eximierten; Religionsstifter, für die vielen, die Menschheit im grofsen. Denn φιλοσοφον πληθος αδυνατον ειναι[1]), wie schon dein Platon gesagt hat und du nicht vergessen solltest. Die Religion ist die Metaphysik des Volks, die man ihm schlechterdings lassen und daher sie äufserlich achten mufs: denn sie diskreditieren heifst sie ihm nehmen. Wie es eine Volkspoesie giebt und, in den Sprichwörtern, eine Volksweisheit, so mufs es auch eine Volksmetaphysik geben; denn die Menschen bedürfen schlechterdings einer Auslegung des Lebens, und sie mufs ihrer Fassungs-

[1]) Der grofse Haufen vermag nicht zu philosophieren = Das Volk bleibt immer dumm.

kraft angemessen sein. Daher ist sie allemal eine allegorische Einkleidung der Wahrheit, und sie leistet, in praktischer und gemütlicher Hinsicht, d. h. als Richtschnur für das Handeln und als Beruhigung und Trost im Leiden und im Tode, vielleicht ebenso viel, wie die Wahrheit, wenn wir sie besäfsen, selbst leisten könnte. Nimm keinen Anstofs an ihrer krausen, barocken, scheinbar widersinnigen Form: denn du, in deiner Bildung und Gelehrsamkeit, kannst dir nicht denken, welcher Umwege es bedarf, um dem Volke in seiner Roheit beizukommen, mit tiefen Wahrheiten. Die verschiedenen Religionen sind eben nur verschiedene Schemata, in welchen das Volk die ihm an sich selbst unfafsbare Wahrheit ergreift und sich vergegenwärtigt, mit welchen sie ihm jedoch unzertrennlich verwächst. Daher, mein Lieber, ist, nimm mir's nicht übel, sie zu verspotten, beschränkt und ungerecht zugleich.

Philalethes. Aber ist es nicht ebenso beschränkt und ungerecht, zu verlangen, dafs es keine andere Metaphysik, als diese, nach dem Bedürfnis und der Fassungskraft des Volkes zugeschnittene, geben solle? dafs ihre Lehren der Markstein des menschlichen Forschens und die Richtschnur alles Denkens sein sollen, so dafs auch die Metaphysik der Wenigen und Eximierten, wie du sie nennst, hinauslaufen müsse auf Bestätigung, Befestigung und Erläuterung jener Metaphysik des Volks? dafs also die höchsten Kräfte des menschlichen Geistes unbenutzt und unentwickelt bleiben, ja im Keim erstickt werden sollen, damit nicht etwa ihre Thätigkeit sich mit jener Volksmetaphysik durchkreuze? Und steht es denn, bei den Prätensionen der Religion, im Grunde anders? Ziemt es dem, Toleranz, ja zarte Schonung zu predigen, der die Intoleranz und Schonungslosigkeit selbst ist? Ich rufe Ketzergerichte und Inquisitionen, Religionskriege und Kreuzzüge, Sokrates' Becher und Bruno's und Vanini's Scheiterhaufen zum Zeugen an! Und ist es nun damit zwar heutzutage vorbei; was kann dem echten philosophischen Streben, dem aufrichtigen Forschen nach Wahrheit, diesem edelsten Beruf edelster Menschheit, mehr im Wege stehen, als jene konventionelle, vom Staate mit dem Monopol belehnte Metaphysik, deren Satzungen jedem Kopfe, in frühester Jugend, eingeprägt werden, so ernstlich, so tief, so fest, dafs sie, wenn er nicht von mirakuloser Elasticität

ist, unauslöschlich haften, wodurch seiner gesunden Vernunft ein für allemal das Koncept verrückt wird, d. h. seine ohnehin schwache Fähigkeit zum eigenen Denken und unbefangenen Urteilen, hinsichtlich auf alles damit Zusammenhangende, auf immer gelähmt und verdorben ist.

Demopheles. Eigentlich heifst dies wohl, die Leute haben alsdann eine Überzeugung gewonnen, die sie nicht aufgeben wollen, um die deinige dagegen anzunehmen.

Philalethes. O, wenn es auf Einsicht gegründete Überzeugung wäre! Der wäre mit Gründen beizukommen und uns stände das Feld zum Kampfe mit gleichen Waffen offen. Allein die Religionen wenden sich ja eingeständlich nicht an die Überzeugung, mit Gründen, sondern an den Glauben, mit Offenbarungen. Zu diesem letzteren ist nun aber die Fähigkeit am stärksten in der Kindheit: daher ist man, vor allem, darauf bedacht, sich dieses zarten Alters zu bemächtigen. Hierdurch, viel mehr noch, als durch Drohungen und Berichte von Wundern, schlagen die Glaubenslehren Wurzel. Wenn nämlich dem Menschen, in früher Kindheit, gewisse Grundansichten und Lehren mit ungewohnter Feierlichkeit und mit der Miene des höchsten, bis dahin von ihm noch nie gesehenen Ernstes wiederholt vorgetragen werden, dabei die Möglichkeit eines Zweifels daran ganz übergangen, oder aber nur berührt wird, um darauf als den ersten Schritt zum ewigen Verderben hinzudeuten; da wird der Eindruck so tief ausfallen, dafs, in der Regel, d. h. in fast allen Fällen, der Mensch beinahe so unfähig sein wird, an jenen Lehren, wie an seiner eigenen Existenz, zu zweifeln; weshalb dann unter vielen Tausenden kaum einer die Festigkeit des Geistes besitzen wird, sich ernstlich und aufrichtig zu fragen: ist das wahr? Passender als man glaubte, hat man daher die, welche es dennoch vermögen, starke Geister, *esprits forts,* benannt. Für die übrigen nun aber giebt es nichts so Absurdes oder Empörendes, dafs nicht, wenn auf jenem Wege eingeimpft, der festeste Glaube daran in ihnen Wurzel schlüge. Wäre es z. B., dafs die Tötung eines Ketzers, oder Ungläubigen, ein wesentliches Stück zum dereinstigen Seelenheil sei, so würde fast jeder dies zur Hauptangelegenheit seines Lebens machen und im Sterben aus der Erinnerung des Gelingens Trost und Stärkung schöpfen; wie ja wirklich ehemals fast jeder Spanier ein *auto de fè* für das frömmste und gott-

gefälligste Werk hielt; wozu wir ein Gegenstück in Indien haben, an der erst vor kurzem durch zahlreiche Hinrichtungen, von den Engländern, unterdrückten religiösen Genossenschaft der Thugs, deren Mitglieder ihre Religiosität und Verehrung der Göttin Kali dadurch bethätigten, dafs sie, bei jeder Gelegenheit, ihre eigenen Freunde und Reisegefährten meuchlerisch ermordeten, um sich ihres Eigentums zu bemächtigen, und ganz ernstlich in dem Wahne standen, etwas sehr Löbliches und ihrem ewigen Heile Förderliches damit zu leisten [1]. So stark demnach ist die Gewalt früh eingeprägter religiöser Dogmen, dafs sie das Gewissen und zuletzt alles Mitleid und alle Menschlichkeit zu ersticken vermag. Willst du aber was frühe Glaubenseinimpfung leistet mit eigenen Augen und in der Nähe sehen, so betrachte die Engländer. Sieh' diese von Natur vor allen andern begünstigte und mit Verstand, Geist, Urteilskraft und Charakterfestigkeit mehr, als alle übrigen, ausgestattete Nation, sieh' sie, tief unter alle andern herabgesetzt, ja geradezu verächtlich gemacht, durch ihren stupiden Kirchenaberglauben, welcher, zwischen ihren übrigen Fähigkeiten, ordentlich wie ein fixer Wahn, eine Monomanie, erscheint. Das haben sie blofs dem zu danken, dafs die Erziehung in den Händen der Geistlichen ist, welche Sorge trägt, ihnen sämtliche Glaubensartikel in frühester Jugend so einzuprägen, dafs es bis zu einer Art partieller Gehirnlähmung geht, die sich dann zeitlebens in jener blödsinnigen Bigotterie äufsert, durch welche sogar übrigens höchst verständige und geistreiche Leute unter ihnen sich degradieren und uns an ihnen ganz irre werden lassen. Wenn wir nun aber erwägen, wie wesentlich es zu dergleichen Meisterstücken ist, dafs die Glaubensimpfung im zarten Kindesalter geschehe, so wird uns das Missionswesen nicht mehr blofs als der Gipfel menschlicher Zudringlichkeit, Arroganz und Impertinenz, sondern auch als absurd erscheinen, so weit nämlich, als es sich nicht auf Völker beschränkt, die noch im Zustande der Kindheit sind, wie etwa Hottentotten, Kaffern, Südseeinsulaner und dergleichen, wo es demgemäfs auch wirklich Erfolg gehabt hat; während hingegen in Indien die Brahmanen die Vorträge der Missionarien mit

[1]) Illustrations of the history and practice of the Thugs. London 1837, auch Edinburgh Review, Oct.—Jan. 1836/37.

herablassendem beifälligen Lächeln, oder mit Achselzucken erwidern und überhaupt unter diesem Volke, der bequemsten Gelegenheit ungeachtet, die Bekehrungsversuche der Missionarien durchgängig gescheitert sind. Ein authentischer Bericht, im 21. Bande des Asiatic Journal, von 1826 giebt an, dafs, nach so vieljähriger Thätigkeit der Missionarien, in ganz Indien (davon die englischen Besitzungen allein 115 Millionen Einwohner haben) nicht mehr als 300 lebende Konvertiten zu finden sind, und zugleich wird eingestanden, dafs die christlichen Konvertiten sich durch die äufserste Immoralität auszeichnen. Es werden eben 300 feile, erkaufte Seelen gewesen sein, aus so vielen Millionen. Dafs es seitdem in Indien mit dem Christentum besser ginge, ersehe ich nirgends (vergl. oben § 116), wiewohl die Missionäre jetzt suchen, in den ausschliefslich dem weltlichen englischen Unterricht gewidmeten Schulen, dennoch, gegen die Abrede, in ihrem Sinn auf die Kinder zu wirken, um das Christentum einzuschwärzen, wogegen jedoch die Hindu mit gröfster Eifersucht auf ihrer Hut sind. Denn, wie gesagt, nur die Kindheit, nicht das Mannesalter, ist die Zeit, die Saat des Glaubens zu säen, zumal nicht, wo schon ein früherer wurzelt; die gewonnene Überzeugung aber, welche erwachsene Konvertiten vorgeben, ist, in der Regel, nur die Maske irgend eines persönlichen Interesses. Eben weil man fühlt, dafs dies fast nicht anders sein könne, wird überall ein Mensch, der im reifen Alter seine Religion wechselt, von den meisten verachtet: gleichwohl legen eben diese dadurch an den Tag, dafs sie die Religion nicht für Sache vernünftiger Überzeugung, sondern blofs des früh und vor aller Prüfung eingeimpften Glaubens halten. Dafs sie aber hierin Recht haben, geht auch daraus hervor, dafs nicht blofs die blind glaubende Menge, sondern auch die Priesterschaft jeder Religion, welche, als solche, die Quellen und Gründe und Dogmen und Streitigkeiten derselben studiert hat, in allen ihren Mitgliedern, getreu und eifrig der Religion ihres jedesmaligen Vaterlandes anhängt; daher der Übergang eines Geistlichen der einen Religion, oder Konfession, zu einer andern die seltenste Sache der Welt ist. So z. B. sehen wir die katholische Geistlichkeit von der Wahrheit aller Sätze ihrer Kirche vollkommen überzeugt, und ebenso die protestantische von der der ihrigen, und beide verteidigen die Satzungen ihrer Konfession mit

gleichem Eifer. Dennoch richtet diese Überzeugung sich blofs nach dem Lande, wo jeder geboren ist: dem süddeutschen Geistlichen nämlich leuchtet die Wahrheit des katholischen Dogmas vollkommen ein, dem norddeutschen aber die des protestantischen. Wenn nun also dergleichen Überzeugungen auf objektiven Gründen beruhen, so müssen diese Gründe klimatisch sein und, wie die Pflanzen, die einen nur hier, die andern nur dort gedeihen. Das Volk nun aber nimmt überall auf Treu und Glauben die Überzeugungen dieser Lokal-Überzeugten an.

Demopheles. Schadet nicht und macht im wesentlichen keinen Unterschied: auch ist z. B. wirklich der Protestantismus dem Norden, der Katholicismus dem Süden angemessener.

Philalethes. Es scheint so. Ich aber habe einen höheren Gesichtspunkt gefafst und behalte einen wichtigeren Gegenstand im Auge, nämlich die Fortschritte der Erkenntnis der Wahrheit im Menschengeschlecht. Für diese ist es eine schreckliche Sache, dafs jedem, wo immer auch er geboren sei, schon in frühester Jugend gewisse Behauptungen eingeprägt werden, unter der Versicherung, dafs er, bei Gefahr sein ewiges Heil zu verwirken, sie nie in Zweifel ziehen dürfe: sofern nämlich, als es Behauptungen sind, welche die Grundlage aller unserer übrigen Erkenntnisse betreffen, demzufolge für diese den Gesichtspunkt auf immer feststellen und, falls sie selbst falsch sind, ihn auf immer verrücken: da ferner ihre Folgesätze in das ganze System unserer Erkenntnisse überall eingreifen, wird dann durch sie das gesammte menschliche Wissen durch und durch verfälscht. Dies belegt jede Litteratur, am auffallendsten die des Mittelalters, aber nur zu sehr auch die des 16. und 17. Jahrhunderts. Sehen wir doch, in allen jenen Zeiten, selbst die Geister ersten Ranges wie gelähmt durch solche falsche Grundvorstellungen, besonders aber alle Einsicht in das wahre Wesen und Wirken der Natur ihnen wie mit einem Brette vernagelt. Denn während des ganzen christlichen Zeitraums liegt der Theismus wie ein drückender Alp auf allen geistigen, zumal philosophischen Bestrebungen und hemmt, oder verkümmert, jeden Fortschritt. Gott, Teufel, Engel und Dämonen verdecken den Gelehrten jener Zeiten die ganze Natur: keine Untersuchung wird zu Ende geführt,

keiner Sache auf den Grund gegangen; sondern alles, was über den augenfälligsten Kausalnexus hinausgeht, durch jene Persönlichkeiten alsbald zur Ruhe gebracht, indem es sogleich heifst, wie, bei einer solchen Gelegenheit, Pomponatius sich ausdrückt: *certe philosophi nihil verisimile habent ad haec, quare necesse est, ad Deum, ad angelos et daemones recurrere*[1]) (de incantat. c. 7). Diesen Mann freilich kann man dabei in den Verdacht der Ironie nehmen; da seine Tücke anderweitig bekannt ist: jedoch hat er damit nur die allgemeine Denkungsart seines Zeitalters ausgesprochen. Hatte hingegen wirklich einer die seltene Elasticität des Geistes, welche allein die Fesseln zu sprengen vermag, so wurden seine Schriften, und wohl gar er mit, verbrannt; wie es dem Bruno und Vanini ergangen ist. — Wie völlig gelähmt aber die gewöhnlichen Köpfe durch jene frühzeitige, metaphysische Zurichtung werden, kann man am grellsten und von der lächerlichen Seite dann sehen, wann ein solcher eine fremde Glaubenslehre zu kritisieren unternimmt. Da findet man ihn in der Regel blofs bemüht, sorgfältig darzuthun, dafs die Dogmen derselben zu denen seiner eigenen nicht stimmen, indem er mühsam auseinandersetzt, dafs in jenen nicht nur nicht dasselbe gesagt, sondern auch ganz gewifs nicht dasselbe gemeint sei, wie in denen der seinigen. Damit glaubt er, in aller Einfalt, die Falschheit der fremden Glaubenslehre bewiesen zu haben. Es fällt ihm wirklich gar nicht ein, die Frage aufzuwerfen, welche von beiden wohl Recht haben möge; sondern seine eigenen Glaubensartikel sind ihm sichere Prinzipien a priori. Ein belustigendes Beispiel dieser Art hat der Reverend Mr. Morrison im 20. Bande des Asiatic Journal geliefert, woselbst er die Religion und Philosophie der Chinesen kritisiert, — dafs es eine Freude ist.

Demopheles. Das ist nun also dein höherer Gesichtspunkt. Aber ich versichere dich, dafs es einen noch höheren giebt. Das *primum vivere, deinde philosophari* hat einen umfassenderen Sinn, als den, der sogleich ins Auge fällt. — Vor allem kommt es darauf an, die rohen und schlechten

[1]) Sicherlich haben die Philosophen keine Erklärung für diese Dinge; deshalb ist es nötig, zu Gott, den Engeln und Dämonen seine Zuflucht zu nehmen.

Gemüter der Menge zu bändigen, um sie vom äufsersten Unrecht, von Grausamkeiten, von Gewalt- und Schandthaten abzuhalten. Wenn man nun damit warten wollte, bis sie die Wahrheit erkannt und gefafst hätten, so käme man unfehlbar zu spät. Denn, gesetzt auch, sie wäre bereits gefunden, so wird sie ihre Fassungskraft übersteigen. Für sie taugt jedenfalls blofs eine allegorische Einkleidung derselben, eine Parabel, ein Mythos. Es mufs, wie Kant gesagt hat, eine öffentliche Standarte des Rechts und der Tugend geben, ja diese mufs allezeit hochflattern. Es ist am Ende einerlei, welche heraldische Figuren darauf stehen, wenn sie nur bezeichnet was gemeint ist. Eine solche Allegorie der Wahrheit ist jederzeit und überall, für die Menschheit im grofsen, ein taugliches Surrogat der ihr doch ewig unzugänglichen Wahrheit selbst und überhaupt der ihr nimmermehr fafslichen Philosophie; zu geschweigen, dafs diese täglich ihre Gestalt wechselt und noch in keiner zur allgemeinen Anerkennung gelangt ist. Die praktischen Zwecke also, mein guter Philalethes, gehen, in jeder Beziehung, den theoretischen vor.

Philalethes. Dies trifft nahe genug mit dem uralten Rat des Pythagoreers Timäus Lokrus zusammen: *τας ψυχας ἀπειϱγομες ψευδεσι λογοις, εἰ κα μη ἀγηται ἀλαθεσι*[1]) (de anim. mundi p. 104 d. Steph.), und fast argwöhne ich, du wolltest nach heutiger Mode, mir zu Gemüte führen

„Doch guter Freund, die Zeit kommt auch heran,
Wo wir was Gut's in Ruhe schmausen mögen,"

und deine Empfehlung laufe darauf hinaus, dafs wir bei Zeiten Sorge tragen sollen, damit alsdann die Wogen der unzufriedenen, tobenden Menge uns nicht bei Tafel stören mögen. Dieser ganze Gesichtspunkt aber ist so falsch, wie er heutzutage allgemein beliebt und belobt ist; daher ich mich beeile, Verwahrung dagegen einzulegen. Es ist falsch, dafs Staat, Recht und Gesetz nicht ohne Beihülfe der Religion und ihrer Glaubensartikel aufrecht erhalten werden können, und dafs Justiz und Polizei, um die gesetzliche Ordnung durchzusetzen, der Religion, als ihres notwendigen Komplementes bedürfen. Falsch ist es, und wenn es hundert Mal wiederholt wird. Denn eine faktische und schlagende

[1]) Die Seelen durch falsche Lehren beherrschen, wenn dies durch wahre nicht erreicht wird.

instantia in contrarium liefern uns die Alten, zumal die Griechen. Das nämlich, was wir unter Religion verstehen, hatten sie durchaus nicht. Sie hatten keine heiligen Urkunden und kein Dogma, das gelehrt, dessen Annahme von jedem gefordert und das der Jugend frühzeitig eingeprägt worden wäre. — Ebensowenig wurde von den Dienern der Religion Moral gepredigt, oder kümmerten sich die Priester irgend um die Moralität, oder überhaupt um das Thun und Lassen der Leute. Ganz und gar nicht! Sondern die Pflicht der Priester erstreckte sich blofs auf Tempelceremonien, Gebete, Gesänge, Opfer, Prozessionen, Lustrationen u. dgl. m., welches alles nichts weniger, als die moralische Besserung der einzelnen zum Zweck hatte. Vielmehr bestand die ganze sogenannte Religion blofs darin, dafs, vorzüglich in den Städten, einige der *Deorum majorum gentium,* hier dieser, dort jener, Tempel hatten, in denen ihnen der besagte Kultus von Staats wegen, geleistet wurde, der also im Grunde Polizeisache war. Kein Mensch, aufser den dabei thätigen Funktionarien, war irgend genötigt, dabei gegenwärtig zu sein, oder auch nur daran zu glauben. Im ganzen Altertum ist keine Spur von einer Verpflichtung, irgend ein Dogma zu glauben. Blofs wer die Existenz der Götter öffentlich leugnete, oder sonst sie verunglimpfte, war strafbar: denn er beleidigte den Staat, der ihnen diente: aufserdem aber blieb jedem überlassen, was er davon halten wollte. Beliebte es einem, sich privatim, durch Gebete oder Opfer, die Gunst eben jener Götter zu erwerben, so stand ihm dies, auf eigene Kosten und Gefahr, frei: that er es nicht, so hatte auch kein Mensch etwas dagegen: am wenigsten der Staat. Zu Hause hatte, bei den Römern, jeder seine eigenen Laren und Penaten, die aber im Grunde blofs die verehrten Bilder seiner Ahnen waren. (Apulejus de Deo Socratis c. 15, vol. II, p. 237 ed Bip.) Von der Unsterblichkeit der Seele und einem Leben nach dem Tode hatten die Alten gar keine feste, deutliche, am wenigsten dogmatisch fixierte Begriffe, sondern ganz lockere, schwankende, unbestimmte und problematische Vorstellungen, jeder in seiner Weise: und ebenso verschieden, individuell und vage waren auch die Vorstellungen von den Göttern. Also Religion, in unserm Sinne des Wortes, hatten die Alten wirklich nicht. Hat nun aber deswegen bei ihnen Anarchie und Gesetzlosigkeit geherrscht? ist nicht

vielmehr Gesetz und bürgerliche Ordnung so sehr ihr Werk, dafs es noch die Grundlage der unsrigen ausmacht? war nicht das Eigentum, obwohl es sogar grofsen Teils aus Sklaven bestand, vollkommen gesichert? Und hat dieser Zustand nicht weit über ein Jahrtausend gedauert?

Also kann ich die praktischen Zwecke und die Notwendigkeit der Religion, in dem von dir angedeuteten und heutzutage allgemein beliebten Sinne, nämlich als einer unentbehrlichen Grundlage aller gesetzlichen Ordnung nicht anerkennen, und mufs mich dagegen verwahren. Denn von einem solchen Standpunkt aus würde das reine und heilige Streben nach Licht und Wahrheit wenigstens donquichotisch und, falls es wagen sollte, im Gefühl seines Rechts, den Autoritätsglauben als den Usurpator, der den Thron der Wahrheit in Besitz genommen hat und ihn durch fortgesetzten Trug behauptet, zu denunzieren, als verbrecherisch erscheinen.

Demopheles. Zur Wahrheit steht die Religion aber nicht im Gegensatz: denn sie lehrt selbst die Wahrheit. Nur darf sie, weil ihr Wirkungskreis nicht ein enger Hörsal, sondern die Welt und die Menschheit im grofsen ist, dem Bedürfnisse und der Fassungskraft eines so grofsen und gemischten Publikums gemäfs, die Wahrheit nicht nackt auftreten lassen, oder, ein medizinisches Gleichnis zu gebrauchen, sie nicht unversetzt eingeben, sondern mufs sich, als eines Menstruums, eines mythischen Vehikels bedienen. Auch kannst du sie, in dieser Hinsicht, gewissen chemischen, an sich selbst gasförmigen Stoffen vergleichen, welche man, zum offizinellen Gebrauch, wie auch zur Aufbewahrung, oder zur Versendung, an eine feste, palpable Basis binden mufs, weil sie sonst sich verflüchtigen: z. B. das Chlor, welches, zu allen solchen Zwecken, nur in Gestalt der Chlorüren angewandt wird. Im Fall aber, dafs die reine und abstrakte, von allem Mythischen freie Wahrheit, uns allen, auch den Philosophen, auf immer unerreichbar bleiben sollte; dann wäre sie dem Fluor zu vergleichen, welches für sich allein gar nicht einmal darstellbar ist, sondern nur an andere Stoffe gebunden auftreten kann. Oder, — weniger gelehrt: die überhaupt nicht anders, als mythisch und allegorisch aussprechbare Wahrheit gliche dem Wasser, welches ohne Gefäfs nicht transportabel ist; die Philosophen aber, welche darauf bestehen, sie unversetzt zu besitzen, glichen dem, der das Gefäfs zerschlüge, um das

Wasser für sich allein zu haben. Vielleicht verhält es sich wirklich so. Jedenfalls aber ist Religion die allegorisch und mythisch ausgesprochene, und dadurch der Menschheit im grofsen zugänglich und verdaulich gemachte Wahrheit: denn rein und unversetzt könnte sie solche nimmermehr vertragen; wie wir nicht im reinen Oxygen leben können, sondern eines Zusatzes von $^4/_5$ Azot bedürfen. Und ohne Bild geredet: dem Volke kann der tiefe Sinn und das hohe Ziel des Lebens nur symbolisch eröffnet und vorgehalten werden; weil es nicht fähig ist, solche im eigentlichen Verstande zu fassen. Philosophie hingegen soll sein wie die Eleusinischen Mysterien, für die Wenigen, die Auserwählten.

Philalethes. Verstehe schon: die Sache läuft hinaus auf die Wahrheit im Gewande der Lüge. Aber damit tritt sie in eine ihr verderbliche Allianz. Denn was für eine gefährliche Waffe wird nicht denen in die Hände gegeben, welche die Befugnis erhalten, sich der Unwahrheit als Vehikels der Wahrheit zu bedienen! Wenn es so steht, fürchte ich, dafs das Unwahre an der Sache mehr Schaden stiften wird, als das Wahre je Nutzen. Ja, wenn die Allegorie sich eingeständlich als eine solche geben dürfte, da ginge es schon an: allein das würde ihr allen Respekt und damit alle Wirksamkeit benehmen. Sie mufs daher als *sensu proprio* wahr sich geltend machen und behaupten; während sie höchstens *sensu allegorico* wahr ist. Hier liegt der unheilbare Schaden, der bleibende Übelstand, welcher Ursache ist, dafs die Religion mit dem unbefangenen edlen Streben nach reiner Wahrheit stets in Konflikt geraten ist und es immer von neuem wird.

Demopheles. Doch nicht: denn auch dafür ist gesorgt. Darf gleich die Religion ihre allegorische Natur nicht geradezu bekennen; so deutet sie solche doch genugsam an.

Philalethes. Und wo denn das?

Demopheles. In ihren Mysterien. Sogar ist „Mysterium“ im Grunde nur der theologische *terminus technicus* für religiöse Allegorie. Auch haben alle Religionen ihre Mysterien. Eigentlich ist ein Mysterium ein offenbar absurdes Dogma, welches jedoch eine hohe, an sich selbst dem gemeinen Verstande der rohen Menge völlig unfafsliche Wahrheit in sich verbirgt, die nun derselbe in dieser Verhüllung aufnimmt, auf Treu und Glauben, ohne sich von der, auch ihm augenfälligen Absurdität irre machen zu lassen: dadurch nun

wird er des Kerns der Sache, so weit es ihm möglich ist, teilhaft. Zur Erläuterung kann ich hinzusetzen, dafs sogar in der Philosophie der Gebrauch des Mysteriums versucht worden ist, z. B. wenn Pascal, welcher Pietist, Mathematiker und Philosoph zugleich war, in dieser dreifachen Eigenschaft sagt: Gott ist Centrum überall und nirgends Peripherie. Auch Malebranche hat ganz richtig bemerkt: *la liberté est un mystère.* — Man könnte weiter gehen und behaupten, an den Religionen sei eigentlich alles Mysterium. Denn die Wahrheit *sensu proprio* dem Volke, in seiner Roheit, beizubringen ist schlechterdings unmöglich: nur ein mythisch-allegorischer Abglanz derselben kann ihm zufallen und es erleuchten. Die nackte Wahrheit gehört nicht vor die Augen des profanen Vulgus: nur dicht verschleiert darf sie vor ihm erscheinen. Dieserwegen nun ist es eine ganz unbillige Zumutung an eine Religion, dafs sie *sensu proprio* wahr sein solle, und daher, beiläufig gesagt, sind in unseren Tagen, sowohl Rationalisten, als Supranaturalisten absurd, indem beide von der Voraussetzung, dafs sie es sein müsse, ausgehen, unter welcher dann jene beweisen, dafs sie es nicht sei, und diese hartnäckig behaupten, sie sei es: oder vielmehr jene das Allegorische so zuschneiden und zurechtlegen, dafs es *sensu proprio* wahr sein könnte, dann aber eine Plattitüde wäre; diese aber es, ohne weitere Zurichtung, als *sensu proprio* wahr behaupten wollen, — welches doch ohne Ketzergerichte und Scheiterhaufen gar nicht durchzusetzen ist; wie sie wissen sollten. Wirklich hingegen ist Mythos und Allegorie das eigentliche Element der Religion: aber unter dieser, wegen der geistigen Beschränktheit des grofsen Haufens, unumgänglichen Bedingung, leistet sie dem so unvertilgbaren, metaphysischen Bedürfnis des Menschen sehr wohl Genüge und vertritt die Stelle der unendlich schwer und vielleicht nie zu erreichenden, reinen philosophischen Wahrheit.

Philalethes. O ja, ungefähr so, wie ein hölzernes Bein die Stelle eines natürlichen vertritt: es füllt sie aus, thut auch notdürftig dessen Dienste, prätendiert dabei für ein natürliches angesehen zu werden, ist bald mehr, bald weniger künstlich zusammengesetzt u. s. f. Ein Unterschied dagegen ist, dafs, in der Regel, ein natürliches Bein früher da war, als das hölzerne, die Religion hingegen überall der Philosophie den Vorsprung abgewonnen hat.

Demopheles. Mag alles sein! aber für den, der kein natürliches Bein hat, ist ein hölzernes von grofsem Wert. Du mufst im Auge behalten, dafs das metaphysische Bedürfnis des Menschen schlechterdings Befriedigung verlangt; weil der Horizont seiner Gedanken abgeschlossen werden mufs, nicht unbegrenzt bleiben darf. Urteilskraft nun aber, Gründe abzuwiegen und dann zwischen Wahrem und Falschem zu entscheiden, hat der Mensch, in der Regel, nicht: zudem läfst die von der Natur und ihrer Not ihm auferlegte Arbeit ihm keine Zeit zu derartigen Untersuchungen, noch zu der Bildung, die sie voraussetzen. Also kann bei ihm nicht die Rede sein von Überzeugung aus Gründen; sondern auf Glauben und Autorität ist er verwiesen. Selbst wenn eine wirklich wahre Philosophie die Stelle der Religion eingenommen hätte, so würde sie von allerwenigstens $^9/_{10}$ der Menschen doch nur auf Autorität angenommen werden, also wieder Glaubenssache sein: denn bei Platons φιλοσοφον πληθος αδυνατον ειναι wird es immerdar bleiben. Autorität nun aber wird allein durch Zeit und Umstände begründet; daher wir sie nicht dem verleihen können, was nichts, als Gründe, für sich hat: sonach müssen wir sie dem lassen, was, durch den Weltlauf, sie einmal erlangt hat, wenn es auch nur die allegorisch dargestellte Wahrheit ist. Diese nun, auf Autorität gestützt, wendet sich zunächst an die eigentlich metaphysische Anlage des Menschen, also an das theoretische Bedürfnis, welches aus dem sich aufdringenden Rätsel unsers Daseins und aus dem Bewufstsein hervorgeht, dafs hinter dem Physischen der Welt irgendwie ein Metaphysisches stecken müsse, ein Unwandelbares, welches dem beständigen Wandel zur Grundlage dient; sodann aber an den Willen, an Furcht und Hoffnung der in steter Not lebenden Sterblichen: sie schafft ihnen demnach Götter und Dämonen, die sie anrufen, die sie besänftigen, die sie gewinnen können; endlich aber auch wendet sie sich an ihr unleugbar vorhandenes moralisches Bewufstsein, dem sie Bestätigung und Anhalt von aufsen verleiht, eine Stütze, ohne welche dasselbe, im Kampfe mit so vielen Versuchungen, sich nicht leicht würde aufrecht erhalten können. Eben von dieser Seite gewährt die Religion, in den zahllosen und grofsen Leiden des Lebens, eine unerschöpfliche Quelle des Trostes und der Beruhigung, welche den Menschen auch im Tode nicht verläfst, vielmehr gerade dann ihre ganze Wirk-

samkeit entfaltet. Sonach gleicht die Religion dem, der einen Blinden bei der Hand faſst und leitet, da er nicht selbst sehen kann und es ja nur darauf ankommt, daſs er sein Ziel erreiche, nicht, daſs er alles sehe.

Philalethes. Diese letztere Seite ist allerdings der Glanzpunkt der Religion. Ist sie eine *fraus,* so ist sie wahrlich eine *pia fraus:* das ist nicht zu leugnen. Sonach aber werden uns die Priester zu einem sonderbaren Mittelding von Betrügern und Sittenlehrern. Denn die eigentliche Wahrheit dürfen sie, wie du selbst ganz richtig auseinandergesetzt hast, nicht lehren, auch wenn sie ihnen bekannt wäre; wie sie es nicht ist. Eine wahre Philosophie kann es danach allenfalls geben; aber gar keine wahre Religion: ich meine wahr im wahren und eigentlichen Wortverstande und nicht bloſs so durch die Blume, oder Allegorie, wie du es geschildert hast, in welchem Sinne vielmehr jede wahr sein wird, nur in verschiedenen Graden. Allerdings aber ist es dem unentwirrbaren Gemische von Wohl und Übel, Redlichkeit und Falschheit, Güte und Bosheit, Edelmut und Niederträchtigkeit, welches die Welt uns durchgängig darbietet, ganz entsprechend, daſs die wichtigste, höchste und heiligste Wahrheit nicht anders, als mit der Lüge versetzt, auftreten kann, ja von dieser, welche stärker auf die Menschen wirkt, Kraft borgen und von ihr eingeführt werden muſs, als Offenbarung. Man könnte sogar dies Faktum als Monogramm der moralischen Welt betrachten. Indessen wollen wir die Hoffnung nicht aufgeben, daſs die Menschheit dereinst auf den Punkt der Reife und Bildung gelangen wird, wo sie die wahre Philosophie einerseits hervorzubringen und andererseits aufzunehmen vermag. Ist doch *simplex sigillum veri:* die nackte Wahrheit muſs so einfach und faſslich sein, daſs man sie in ihrer wahren Gestalt allen muſs beibringen können, ohne sie mit Mythen und Fabeln zu versetzen, — d. h. als Religion zu vermummen.

Demopheles. Du hast von der elenden Kapacität der Menge keinen ausreichenden Begriff.

Philalethes. Ich spreche es auch nur als Hoffnung aus: aber aufgeben kann ich sie nicht. Dann würde die Wahrheit in einfacher und faſslicher Gestalt freilich die Religion von dem Platze herunterstoſsen, den sie so lange vicarierend eingenommen, aber eben dadurch jener offen gehalten hatte. Dann nämlich wird die Religion ihren Begriff

erfüllt und ihre Bahn durchlaufen haben: sie kann dann das bis zur Mündigkeit geleitete Geschlecht entlassen, selbst aber in Frieden dahinscheiden. Dies wird die Euthanasie der Religion sein. Aber so lange sie lebt hat sie zwei Gesichter: eines der Wahrheit und eines des Truges. Je nachdem man das eine, oder das andere ins Auge fafst, wird man sie lieben, oder anfeinden. Daher mufs man sie als ein notwendiges Übel betrachten, dessen Notwendigkeit auf der erbärmlichen Geistesschwäche der grofsen Mehrzahl der Menschen beruht, welche die Wahrheit zu fassen unfähig ist und daher, in einem dringenden Fall, eines Surrogats derselben bedarf.

Demopheles. Wahrhaftig, man sollte denken, dafs ihr Philosophen die Wahrheit schon ganz fertig liegen hättet und es nur noch darauf ankäme, sie zu fassen.

Philalethes. Wenn wir sie nicht haben, so ist dies hauptsächlich dem Drucke zuzuschreiben, unter welchem, zu allen Zeiten und in allen Ländern, die Philosophie von der Religion gehalten worden ist. Nicht nur das Aussprechen und die Mitteilung der Wahrheit, nein, selbst das Denken und Auffinden derselben hat man unmöglich zu machen gesucht, dadurch, dafs man in frühester Kindheit die Köpfe den Priestern, zum Bearbeiten, in die Hände gab, die nun das Gleis, in welchem die Grundgedanken sich fortan zu bewegen hatten, so fest hineindrückten, dafs solche, in der Hauptsache, auf die ganze Lebenszeit festgestellt und bestimmt waren. Erschrecken mufs ich bisweilen, wenn ich, zumal von meinen orientalischen Studien kommend, die Schriften, selbst der vortrefflichsten Köpfe, des 16. und 17. Jahrhunderts in die Hand nehme und nun sehe, wie sie überall durch den jüdischen Grundgedanken paralysiert und von allen Seiten eingehemmt sind. So zugerichtet ersinne mir einer die wahre Philosophie!

Demopheles. Und wäre sie übrigens gefunden, diese wahre Philosophie, so würde darum doch nicht, wie du meinst, die Religion aus der Welt kommen. Denn es kann nicht eine Metaphysik für alle geben: der natürliche Unterschied der Geisteskräfte und der hinzukommende ihrer Ausbildung läfst es nimmermehr zu. Die grofse Mehrzahl der Menschen mufs notwendig der schweren körperlichen Arbeit obliegen, die zur Herbeischaffung des endlosen Bedarfs des ganzen Geschlechts unerläfslich erfordert ist: nicht nur läfst ihr dies

keine Zeit zur Bildung, zum Lernen, zum Nachdenken; sondern, vermöge des entschiedenen Antagonismus zwischen Irritabilität und Sensibilität, stumpft die viele und angestrengte körperliche Arbeit den Geist ab, macht ihn schwer, plump, ungelenk und daher unfähig andere, als ganz einfache und palpable Verhältnisse zu fassen. Unter diese Kategorie nun aber fallen wenigstens $^9/_{10}$ des Menschengeschlechts. Einer Metaphysik aber, d. i. einer Rechenschaft über die Welt und unser Dasein, bedürfen die Leute darum doch; weil solche zu den natürlichsten Bedürfnissen des Menschen gehört; und zwar einer Volksmetaphysik, welche, um dies sein zu können, gar viele und seltene Eigenschaften vereinigen mufs: nämlich eine grofse Fafslichkeit mit einer gewissen Dunkelheit, ja Undurchdringlichkeit, an den rechten Stellen; sodann mufs mit ihren Dogmen eine richtige und ausreichende Moral verknüpft sein: vor allem aber mufs sie unerschöpflichen Trost im Leiden und im Tode mit sich bringen. Hieraus folgt nun schon, dafs sie nur *sensu allegorico*, nicht *sensu proprio* wird wahr sein können. Ferner mufs sie nun noch die Stütze einer, durch hohes Alter, allgemeine Anerkennung, Urkunden, nebst Ton und Vortrag derselben, imponierenden Autorität haben, lauter Eigenschaften, die so unendlich schwer zu vereinigen sind, dafs gar mancher, wenn er es erwöge, nicht so bereitwillig mithelfen würde, eine Religion zu unterminieren, sondern bedenken, dafs sie der heiligste Schatz des Volkes ist. Wer über die Religon urteilen will, soll stets die Beschaffenheit des grofsen Haufens, für den sie bestimmt ist, im Auge behalten, also dessen ganze moralische und intellektuelle Niedrigkeit sich vergegenwärtigen. Es ist unglaublich, wie weit es hiermit geht, und wie beharrlich, selbst unter der rohesten Hülle monstroser Fabeln und grotesker Ceremonien ein Fünklein Wahrheit fortglimmt, so unvertilgbar haftend, wie der Geruch des Moschus an allem, was einmal mit ihm in Berührung gewesen ist. Als Erläuterung hierzu betrachte einerseits die tiefe indische Weisheit, welche in den Upanischaden niedergelegt ist, und blicke dann auf den tollen Götzendienst im heutigen Indien, wie er bei Wallfahrten, Prozessionen und Festen zutage tritt, und auf das rasende und fratzenhafte Treiben der Saniassis dieser Zeit. Dennoch aber ist nicht zu leugnen, dafs in allen diesen Rasereien und Fratzen doch noch etwas tief ver-

hüllt liegt, was mit der erwähnten tiefen Weisheit im Einklang ist, oder einen Reflex derselben abgiebt. Es hat aber dieser Zurichtung bedurft für den brutalen grofsen Haufen. — Wir haben an diesem Gegensatz die beiden Pole der Menschheit vor uns: die Weisheit der einzelnen und die Bestialität der Menge, — welche beide jedoch im Moralischen ihre Übereinstimmung finden. O, wem fällt hier nicht der Spruch des Kural ein: „Das gemeine Volk sieht wie Menschen aus; etwas diesem Gleiches habe ich nie gesehen.“ (V. 1071.) — Der höher Gebildete mag immerhin sich die Religion *cum grano salis* auslegen; der Gelehrte, der denkende Kopf, mag sie, in der Stille, gegen eine Philosophie vertauschen. Und pafst doch sogar hier nicht eine Philosophie für alle, sondern eine jede zieht, nach Gesetzen der Wahlverwandtschaft, dasjenige Publikum an sich, dessen Bildung und Geisteskräften sie angemessen ist. Daher giebt es allezeit eine niedrige Schulmetaphysik, für den gelehrten Plebs, und eine höhere, für die Elite. Mufste z. B. doch auch Kant's hohe Lehre erst für die Schulen herabgezogen und verdorben werden, durch Fries, Krug, Salat und ähnliche Leute. Kurz, hier gilt so sehr, als irgendwo, Goethe's „Eines pafst sich nicht für alle.“ Reiner Offenbarungsglaube und reine Metaphysik sind für die beiden Extreme: für die Zwischenstufen sind eben auch Modifikationen jener beiden wechselseitig durch einander, in zahllosen Kombinationen und Gradationen. So erfordert es der unermefsliche Unterschied, den Natur und Bildung zwischen Menschen setzen.

Philalethes. Dieser Gesichtspunkt erinnert mich ernstlich an die, von dir schon erwähnten Mysterien der Alten, welchen die Absicht zum Grunde zu liegen scheint, jenem, aus der Verschiedenheit der geistigen Anlagen und der Bildung entspringenden Übelstande abzuhelfen. Ihr Plan dabei war, aus dem grofsen Haufen der Menschen, welchem die unverschleierte Wahrheit durchaus unzugänglich ist, einige auszusondern, denen man solche, bis auf einen gewissen Grad, enthüllen durfte; aus diesen aber wieder einige, denen man noch mehr offenbarte, da sie mehr zu fassen vermochten; und so aufwärts bis zu den Epopten. So gab es denn *μικρα, και μειζονα, και μεγιστα μυστηρια.* Eine richtige Erkenntnis der intellektuellen Ungleichheit der Menschen lag der Sache zum Grunde.

Demopheles. Gewissermafsen vertritt bei uns die Bildung auf niedern, mittleren und hohen Schulen die verschiedenen Weihen der Mysterien.

Philalethes. Doch nur sehr annäherungsweise, und auch dies nur, so lange über Gegenstände des höheren Wissens ausschliefslich latein geschrieben wurde. Aber seitdem das aufgehört hat, werden alle Mysterien profaniert.

Demopheles. Wie dem auch sein möge, so wollte ich, hinsichtlich der Religion, noch erinnern, dafs du sie weniger von der theoretischen, und mehr von der praktischen Seite auffassen solltest. Mag immerhin die personifizierte Metaphysik ihre Feindin, so wird doch die personifizierte Moral ihre Freundin sein. Vielleicht ist in allen Religionen das Metaphysische falsch: aber das Moralische ist in allen wahr: dies ist schon daraus zu vermuten, dafs in jenem sie einander sämtlich widerstreiten, in diesem aber alle übereinstimmen. —

Philalethes. Welches einen Beleg abgiebt zu der logischen Regel, dafs aus falschen Prämissen eine wahre Konklusion folgen kann.

Demopheles. Nun so halte dich an die Konklusion und sei stets eingedenk, dafs die Religion zwei Seiten hat. Sollte sie auch, blofs von der theoretischen, also intellektualen Seite gesehen, nicht zu Recht bestehen können, so zeigt sie dagegen von der moralischen Seite sich als das alleinige Lenkungs-, Bändigungs- und Besänftigungsmittel dieser Rasse vernunftbegabter Tiere, deren Verwandtschaft mit dem Affen die mit dem Tiger nicht ausschliefst. Zugleich ist sie die, in der Regel, ausreichende Befriedigung des dumpfen metaphysischen Bedürfnisses derselben. Du scheinst mir keinen ausreichenden Begriff zu haben von dem himmelweiten Unterschied, der tiefen Kluft, zwischen deinem gelehrten, denkgeübten und aufgehellten Kopf und dem dumpfen, ungelenken, trüben und trägen Bewufstsein jener Lasttiere der Menschheit, deren Gedanken die Richtung auf die Sorge für ihren Unterhalt ein für allemal angenommen haben und in einer andern nicht in Bewegung zu setzen sind, und deren Muskelkraft ausschliefslich so angestrengt wird, dafs die Nervenkraft, welche die Intelligenz ausmacht, dabei tief herabsinkt. Dergleichen Leute müssen durchaus etwas Handfestes haben, daran sie sich halten können, auf dem schlüpfrigen und dornigen Pfade ihres Lebens, irgend eine schöne Fabel,

mittelst welcher Dinge, die ihr roher Verstand schlechterdings nicht anders, als im Bild und Gleichnis aufnehmen kann, ihnen beigebracht werden. Mit tiefen Erklärungen und feinen Distinktionen ist ihnen nicht beizukommen. Wenn du die Religion so auffassest, und bedenkst, daſs ihre Zwecke überwiegend praktisch und nur untergeordnet theoretisch sind, so wird sie dir höchst achtungswert erscheinen.

Philalethes. Welcher Respekt denn doch am Ende auf dem Grundsatz beruhen würde, daſs der Zweck die Mittel heiligt. Ich fühle jedoch zu einem darauf errichteten Kompromiſs keine Neigung. Mag immerhin die Religion ein excellentes Zähmungs- und Abrichtungsmittel des verkehrten, stumpfen und boshaften bipedischen Geschlechtes sein; in den Augen des Freundes der Wahrheit bleibt jede *fraus,* sei sie auch noch so *pia,* verwerflich. Lug und Trug wären doch ein seltsames Tugendmittel. Die Fahne, zu der ich geschworen habe, ist die Wahrheit: ihr werde ich überall treu bleiben und, unbekümmert um den Erfolg, kämpfen für Licht und Wahrheit. Erblicke ich die Religionen in der feindlichen Reihe, so werde ich — — — —

Demopheles. Da findest du sie aber nicht! Die Religion ist kein Betrug: sie ist wahr und ist die wichtigste aller Wahrheiten. Weil aber, wie schon gesagt, ihre Lehren so hoher Art sind, daſs der groſse Haufen sie nicht unmittelbar fassen könnte: weil, sage ich, das Licht derselben das gemeine Auge blenden würde, so tritt sie in den Schleier der Allegorie gehüllt auf und lehrt das, was nicht geradezu an sich selbst, wohl aber dem hohen, darin enthaltenen Sinne nach, wahr ist: und so verstanden, ist sie die Wahrheit.

Philalethes. Das lieſse sich schon hören, — wenn sie nur sich als bloſs allegorisch wahr geben dürfte. Allein sie tritt auf mit dem Anspruch, geradezu und im ganz eigentlichen Sinne des Wortes wahr zu sein: darin liegt der Trug, und hier ist es, wo der Freund der Wahrheit sich ihr feindlich entgegenstellen muſs.

Demopheles. Aber das ist ja *conditio sine qua non.* Wollte sie eingestehen, daſs bloſs der allegorische Sinn ihrer Lehren das Wahre daran sei, so würde ihr dies alle Wirksamkeit benehmen und ihr unschätzbar wohlthätiger Einfluſs auf das Moralische und Gemütliche im Menschen würde durch solchen Rigorismus verloren gehen. Statt also mit pedantischem

Starrsinn darauf zu bestehen, richte den Blick auf ihre grofsen Leistungen im praktischen Gebiet, im Moralischen, im Gemütlichen, als Lenkerin des Handelns, als Stütze und Trost der leidenden Menschheit im Leben und im Tode. Wie sehr wirst du danach dich hüten, durch theoretische Kritteleien dem Volke etwas zu verdächtigen und dadurch endlich zu entreifsen, was ihm eine unerschöpfliche Quelle des Trostes und der Beruhigung ist, deren es so sehr, ja, bei seinem härteren Lose, mehr als wir bedarf: denn schon darum sollte es schlechthin unantastbar sein.

Philalethes. Mit dem Argument hätte man den Luther aus dem Felde schlagen können, als er die Ablafskrämerei angriff: denn wie manchem haben nicht die Ablafszettel zum unersetzlichen Trost und vollkommener Beruhigung gereicht, so dafs er, im vollen Vertrauen auf ein Päckchen derselben, welches er sterbend in der Hand festhielt, überzeugt, ebensoviele Eintrittskarten in alle neun Himmel daran zu haben, mit froher Zuversicht dahinschied. — Was helfen Trost- und Beruhigungsgründe, über welchen beständig das Damoklesschwert der Enttäuschung schwebt! Die Wahrheit, mein Freund, die Wahrheit allein hält Stich, beharrt und bleibt treu: ihr Trost allein ist der solide: sie ist der unzerstörbare Diamant.

Demopheles. Ja, wenn ihr die Wahrheit in der Tasche hättet, um uns auf Verlangen damit zu beglücken. Aber was ihr habt sind eben nur metaphysische Systeme, an denen nichts gewifs ist, als das Kopfbrechen, welches sie kosten. Ehe man einem etwas nimmt, mufs man etwas Besseres an dessen Stelle zu geben haben.

Philalethes. Wenn ich nur das nicht immer hören müfste! Einen von einem Irrtum befreien heifst nicht ihm etwas nehmen, sondern geben: denn die Erkenntnis, dafs etwas falsch sei, ist eben eine Wahrheit. Kein Irrtum aber ist unschädlich; sondern jeder wird früher oder später dem, der ihn hegt, Unheil bereiten. Darum betrüge man niemanden, gestehe lieber ein, nicht zu wissen was man nicht weifs, und überlasse jedem, sich seine Glaubenssätze selbst zu machen. Vielleicht werden sie so übel nicht ausfallen, zumal da sie sich an einander abreiben und gegenseitig rektifizieren werden: jedenfalls wird die Mannigfaltigkeit der Ansichten Toleranz begründen. Die aber, denen Kenntnisse und Fähigkeit bei-

wohnen, mögen sich an das Studium der Philosophen machen, oder wohl gar selbst die Geschichte der Philosophie weiter führen.

Demopheles. Das würde etwas Schönes werden! Ein ganzes Volk naturalisierender, sich streitender und eventualiter prügelnder Metaphysiker!

Philalethes. Je nun, etwas Prügel, hin und wieder, sind die Würze des Lebens, oder wenigstens ein gar kleines Übel, wenn verglichen mit Pfaffenherrschaft, Laienplünderung, Ketzerverfolgungen, Inquisitionsgerichten, Kreuzzügen, Religionskriegen, Bartholomäusnächten u. s. w. Das sind denn doch die Erfolge der oktroyierten Volksmetaphysik gewesen: daher bleibe ich dabei, dafs vom Dornbusch keine Trauben und von Lug und Trug kein Heil zu erwarten steht.

Demopheles. Wie oft soll ich dir wiederholen, dafs die Religion nichts weniger, als Lug und Trug, sondern die Wahrheit selbst, nur in mythisch-allegorischem Gewande ist? — Aber hinsichtlich deines Plans, dafs jeder sein eigener Religionsstifter sein solle, hatte ich dir noch zu sagen, dafs ein solcher Partikularismus ganz und gar der Natur des Menschen widerstreitet und eben daher alle gesellschaftliche Ordnung aufheben würde. Der Mensch ist ein *animal metaphysicum*[1]), d. h. hat ein überwiegend starkes metaphysisches Bedürfnis; demnach fafst er das Leben vor allem in seiner metaphysischen Bedeutung und will aus dieser alles abgeleitet wissen. Daher ist, so seltsam es, bei der Ungewifsheit aller Dogmen, klingt, die Übereinstimmung in den metaphysischen Grundansichten für ihn die Hauptsache, dermafsen, dafs nur unter den hierin Gleichgesinnten echte und dauernde Gemeinschaft möglich ist. Infolge hiervon identifizieren und scheiden die Völker sich viel mehr nach den Religionen, als nach den Regierungen, oder selbst nach den Sprachen. Demgemäfs steht das Gebäude der Gesellschaft, der Staat, erst dann vollkommen fest, wann ein vollkommen anerkanntes System der Metaphysik ihm zur Unterlage dient. Natürlich kann ein solches nur Volksmetaphysik, d. i. Religion, sein. Dasselbe schmilzt aber dann mit der Staatsverfassung und allen gemeinschaftlichen Lebensäufserungen des Volkes, wie auch mit allen feierlichen Akten des Privatlebens, zusammen. So

[1]) Siehe Bd. I, S. 461, Anm.

war es im alten Indien, so bei den Persern, den Ägyptern, den Juden, auch bei den Griechen und Römern, so ist es noch bei den brahmanischen, buddhaistischen und mohammedanischen Völkern. In China sind zwar drei Glaubenslehren, von welchen gerade die am meisten verbreitete, der Buddhaismus, am wenigsten vom Staate gepflegt wird: jedoch lautet ein in China allgemein geltender und täglich gebrauchter Spruch so: „die drei Lehren sind nur eine", d. h. sie stimmen in der Hauptsache überein. Auch bekennt der Kaiser sich zu allen dreien zugleich und im Verein. Europa endlich ist der christliche Staatenbund: das Christentum ist die Basis jedes seiner Glieder und das gemeinschaftliche Band aller; daher auch die Türkei, obgleich in Europa gelegen, eigentlich nicht dazu gerechnet wird. Dem entsprechend sind die europäischen Fürsten es „von Gottes Gnaden", und ist der Papst der Statthalter Gottes, welcher demgemäfs, als sein Ansehen am höchsten stand, alle Throne nur als von ihm verliehene Lehen betrachtet haben wollte: dem entsprach auch, dafs Erzbischöfe und Bischöfe als solche weltliche Herrschaft hatten, wie noch jetzt in England Sitz und Stimme im Oberhause. Protestantische Herrscher sind, als solche, Häupter ihrer Kirche: in England war dies, noch vor wenig Jahren, ein achtzehnjähriges Mädchen. Schon durch den Abfall vom Papste hat die Reformation das europäische Staatengebäude erschüttert, besonders aber hat sie, durch Aufhebung der Glaubensgemeinschaft, die wahre Einheit Deutschlands aufgelöst, welche daher später, nachdem sie faktisch auseinandergefallen war, durch künstliche, blofs politische Bande wiederhergestellt werden mufste. Du siehst also, wie wesentlich der Glaube und seine Einheit mit der gesellschaftlichen Ordnung und jedem Staate zusammenhängt. Er ist überall die Stütze der Gesetze und der Verfassung, also die Grundlage des geselligen Gebäudes, das sogar schwerlich bestehen könnte, wenn nicht er der Autorität der Regierung und dem Ansehen des Herrschers Nachdruck verliehe.

Philalethes. O ja, den Fürsten ist der Herrgott der Knecht Ruprecht, mit dem sie die grofsen Kinder zu Bette jagen, wenn nichts anderes mehr helfen will; daher sie auch viel auf ihn halten. Schon recht: inzwischen möchte ich jedem regierenden Herrn anraten, halbjährlich an einem fest bestimmten Tage, das 15. Kapitel des 1. Buches Samuelis mit

Ernst und Aufmerksamkeit durchzulesen; damit er stets vor Augen behalte, was es auf sich habe, den Thron auf den Altar zu stützen. Überdies hat, seitdem die *ultima ratio theologorum,* der Scheiterhaufen, aufser Gebrauch gekommen, jenes Regierungsmittel sehr an Wirksamkeit verloren. Denn, du weifst es, die Religionen sind wie die Leuchtwürmer: sie bedürfen der Dunkelheit, um zu leuchten. Ein gewisser Grad allgemeiner Unwissenheit ist die Bedingung aller Religionen, ist das Element, in welchem allein sie leben können. Sobald hingegen Astronomie, Naturwissenschaft, Geologie, Geschichte, Länder- und Völkerkunde ihr Licht allgemein verbreiten und endlich gar die Philosophie zum Worte kommen darf; da mufs jeder auf Wunder und Offenbarung gestützte Glaube untergehen; worauf dann die Philosophie seinen Platz einnimmt. In Europa brach gegen das Ende des 15. Jahrhunderts, mit der Ankunft gelehrter Neugriechen, jener Tag der Erkenntnis und Wissenschaft an, seine Sonne stieg immer höher, in dem so ergiebigen 16. und 17. Jahrhundert, und zertreute die Nebel des Mittelalters. In gleichem Mafse mufste allmählich die Kirche und der Glaube sinken; daher im 18. Jahrhundert englische und französische Philosophen sich schon direkt gegen dieselben erheben konnten, bis endlich, unter Friedrich dem Grofsen, Kant kam, der dem religiösen Glauben die bisherige Stütze der Philosophie entzog und die *ancilla theologiae* emancipierte, indem er die Sache mit deutscher Gründlichkeit und Gelassenheit angriff, wodurch sie eine weniger frivole, aber desto ernsthaftere Miene annahm. Infolge davon sehen wir im 19. Jahrhundert das Christentum sehr geschwächt dastehen, vom ernstlichen Glauben fast ganz verlassen, ja schon um seine eigene Existenz kämpfend; während besorgliche Fürsten ihm durch künstliche Reizmittel aufzuhelfen suchen, wie der Arzt dem Sterbenden durch Moschus. Allein höre hier aus dem Condorcet, *des progrès de l'esprit humain,* eine Stelle, die zur Warnung unserer Zeit geschrieben zu sein scheint: *le zèle religieux des philosophes et des grands n'était qu'une dévotion politique: et toute religion, qu'on se permet de défendre comme une croyance qu'il est utile de laisser au peuple, ne peut plus espérer qu'une agonie plus ou moins prolongée* (ep. 5). — Im ganzen Verlaufe des beschriebenen Hergangs kannst du immer beobachten, dafs Glauben und Wissen sich

verhalten wie die zwei Schalen einer Wage: in dem Maſse, als die eine steigt, sinkt die andere. Ja, so empfindlich ist diese Wage, daſs sie sogar momentane Einflüsse indiciert: als z. B., im Anfange dieses Jahrhunderts, die Raubzüge französischer Horden, unter ihrem Anführer Buonaparte, und die groſse Anstrengung, welche nachher die Austreibung und Züchtigung dieses Raubgesindels erforderte, eine temporäre Vernachlässigung der Wissenschaften und dadurch eine gewisse Abnahme in der allgemeinen Verbreitung der Kenntnisse herbeigeführt hatte, fing sogleich die Kirche wieder an, ihr Haupt zu erheben, und der Glaube zeigte sofort eine neue Belebung, die freilich, dem Zeitalter gemäſs, zum Teil nur poetischer Natur war. Hingegen in dem darauf folgenden, mehr als dreiſsigjährigen Frieden hat Muſse und Wohlstand den Anbau der Wissenschaften und die Verbreitung der Kenntnisse in seltenem Maſse befördert; wovon die Folge der besagte, Auflösung drohende Verfall der Religion ist. Vielleicht daſs sogar der so oft prophezeite Zeitpunkt bald da sein wird, wo diese von der europäischen Menschheit scheidet, wie eine Amme, deren Pflege das Kind entwachsen ist, welches nunmehr der Belehrung des Hofmeisters zufällt. Denn ohne Zweifel sind bloſse, auf Autorität, Wunder und Offenbarung gestützte Glaubenslehren eine nur dem Kindesalter der Menschheit angemessene Aushülfe: daſs aber ein Geschlecht, dessen ganze Dauer, nach übereinstimmender Anzeige aller physischen und historischen Data, bis jetzt nicht mehr beträgt, als ungefähr 100 Mal das Leben eines 60jährigen Mannes, noch in der ersten Kindheit sich befinde, wird jeder zugeben.

Demopheles. O, wenn du doch, statt mit unverhohlenem Wohlgefallen den Untergang des Christentums zu prophezeien, betrachten wolltest, wie unendlich viel die europäische Menschheit dieser ihr, aus ihrer wahren alten Heimat, dem Orient, spät nachgefolgten Religion zu verdanken hat! Sie erhielt durch dieselbe eine ihr bis dahin fremde Tendenz, vermöge der Erkenntnis der Grundwahrheit, daſs das Leben nicht Selbstzweck sein könne, sondern der wahre Zweck unsers Daseins jenseit desselben liege. Griechen und Römer nämlich hatten ihn durchaus in das Leben selbst gesetzt, daher sie, in diesem Sinne, allerdings blinde Heiden heiſsen können. Demgemäſs laufen auch alle ihre Tugenden auf das dem

Gemeinwohl dienliche, — das Nützliche, zurück, und Aristoteles sagt ganz naiv: „notwendigerweise müssen die Tugenden die gröfsten sein, welche andern die nützlichsten sind.“ (αναγκη δε μεγιστας ειναι αρετας τας τοις αλλοις χρησιμωτατας. Rhetor. I, c. 9.) Daher ist denn auch die Vaterlandsliebe die höchste Tugend bei den Alten, — wiewohl sie eigentlich eine gar zweideutige ist, indem Beschränktheit, Vorurteil, Eitelkeit und wohlverstandener Eigennutz grofsen Anteil an ihr haben. Dicht vor der soeben angeführten Stelle zählt Aristoteles sämtliche Tugenden auf, um sie sodann einzeln zu erläutern. Sie sind: Gerechtigkeit, Mut, Mäfsigkeit, Splendidität (μεγαλοπρεπεια), Grofsmut, Liberalität, Sanftmut, Vernünftigkeit und Weisheit. Wie verschieden von den christlichen! Selbst Platon, der ohne Vergleich transscendenteste Philosoph des vorchristlichen Altertums, kennt keine höhere Tugend als die Gerechtigkeit, welche sogar nur er allein unbedingt und ihrer selbst wegen empfiehlt; während bei allen ihren übrigen Philosophen das Ziel aller Tugend ein glückliches Leben, *vita beata,* ist und die Moral die Anleitung zu einem solchen. Von diesem platten und rohen Aufgehen in einem ephemeren, ungewissen und schalen Dasein befreite das Christentum die europäische Menschheit,

coelumque tueri
Jussit, et erectos ad sidera tollere vultus.[1])

Demgemäfs predigte das Christentum nicht blofse Gerechtigkeit, sondern Menschenliebe, Mitleid, Wohlthätigkeit, Versöhnlichkeit, Feindesliebe, Geduld, Demut, Entsagung, Glaube und Hoffnung. Ja es ging weiter: es lehrte, dafs die Welt vom Übel sei, und dafs wir der Erlösung bedürften: demnach predigte es Weltverachtung, Selbstverleugnung, Keuschheit, Aufgeben des eigenen Willens, d. h. Abwendung vom Leben und dessen trügerischen Genüssen: ja es lehrte die heiligende Kraft des Leidens erkennen, und ein Marterinstrument ist das Symbol des Christentums. — Ich gestehe dir gern zu, dafs diese ernste und allein richtige Ansicht des Lebens, unter andern Formen, in ganz Asien schon Jahrtausende früher verbreitet war, wie sie es, unabhängig vom Christentum, auch jetzt noch ist: aber für die europäische Menschheit war dieselbe eine neue und grofse Offenbarung. Denn

[1]) Und gebot, den Himmel anzuschauen und das Antlitz zu den Sternen zu erheben (Ovid, Metam. I, 85).

bekanntlich besteht die Bevölkerung Europas aus verdrängten und verirrten, nach und nach eingetroffenen asiatischen Stämmen, welchen, auf der weiten Wanderung, ihre heimatliche Urreligion und damit die richtige Lebensansicht verloren gegangen war; daher sie alsdann, im neuen Klima, sich eigene und ziemlich rohe Religionen bildeten, hauptsächlich die druidische, die odinische und die griechische, deren metaphysischer Gehalt gering und gar seicht war. — Inzwischen entwickelte sich bei den Griechen ein ganz spezieller, man möchte sagen instinktartiger, ihnen allein, unter allen Völkern der Erde, die je gewesen sind, eigener, feiner und richtiger Schönheitssinn: daher nahm, im Munde ihrer Dichter und unter den Händen ihrer Bildner, ihre Mythologie eine überaus schöne und ergötzliche Gestalt an. Hingegen die ernste, wahre und tiefe Bedeutung des Lebens war Griechen und Römern verloren gegangen: sie lebten dahin, wie grofse Kinder, bis das Christentum kam und sie zum Ernst des Lebens zurückrief.

Philalethes. Und um den Erfolg zu beurteilen, brauchen wir nur das Altertum mit dem darauf folgenden Mittelalter zu vergleichen, etwa das Zeitalter des Perikles mit dem 14ten Jahrhundert. Kaum glaubt man in beiden dieselbe Art von Wesen vor sich zu haben: dort die schönste Entfaltung der Humanität, vortreffliche Staatseinrichtungen, weise Gesetze, klug verteilte Magistraturen, vernünftig geregelte Freiheit, sämtliche Künste, nebst Poesie und Philosophie, auf ihrem Gipfel, Werke schaffend, die noch nach Jahrtausenden als unerreichte Muster, beinahe als Werke höherer Wesen, denen wir es nie gleichthun können, dastehen, und dabei das Leben durch die edelste Geselligkeit verschönert, wie das Gastmahl des Xenophon sie uns abschattet. Und nun sieh hierher, wenn du es vermagst. — Siehe die Zeit, da die Kirche die Geister und die Gewalt die Leiber gefesselt hatte, damit Ritter und Pfaffen ihrem gemeinsamen Lasttiere, dem dritten Stande, die ganze Bürde des Lebens auflegen konnten. Da findest du Faustrecht, Feudalismus und Fanatismus in engem Bunde, und in ihrem Gefolge greuliche Unwissenheit und Geistesfinsternis, ihr entsprechende Intoleranz, Glaubenszwiste, Religionskriege, Kreuzzüge, Ketzerverfolgungen und Inquisitionen; als Form der Geselligkeit aber das aus Roheit und Geckerei zusammengeflickte Ritter-

wesen, mit seinen pedantisch ausgebildeten und in ein System gebrachten Fratzen und Flausen, mit degradierendem Aberglauben und affenwürdiger Weiberveneration, von der ein noch vorhandener Rest, die Galanterie, mit wohlverdienter Weiberarroganz bezahlt wird und allen Asiaten dauernden Stoff zu einem Lachen giebt, in welches die Griechen miteingestimmt haben würden. Im goldenen Mittelalter freilich ging das Ding bis zum förmlichen und methodischen Frauendienst, mit auferlegten Heldenthaten, *cours d'amour,* schwülstigem Troubadoursgesang u. s. w.; wiewohl zu bemerken ist, dafs diese letzteren Possen, die denn doch eine intellektuelle Seite haben, hauptsächlich in Frankreich zu Hause waren; während bei den materiellen und stumpfen Deutschen die Ritter mehr im Saufen und Rauben sich hervorthaten: Humpen und Raubschlösser waren ihre Sache; an den Höfen freilich fehlt es auch nicht an einiger faden Minnesängerei. Wodurch nun hatte die Scene so gewechselt? Durch Völkerwanderung und Christentum.

Demopheles. Gut, dafs du daran erinnerst. Die Völkerwanderung war die Quelle des Übels und das Christentum der Damm, an dem es sich brach. Eben für die durch die Flut der Völkerwanderung herangeschwemmten, rohen, wilden Horden wurde das Christentum zunächst das Bändigungs- und Zähmungsmittel. Der rohe Mensch mufs zuerst niederknieen, Verehrung und Gehorsam erlernen: danach erst kann man ihn civilisieren. Dies leistete, wie in Irland St. Patricius, so in Deutschland Winfried der Sachs und ward ein wahrer Bonifacius. Die Völkerwanderung, dieses letzte Nachrücken asiatischer Stämme nach Europa, dem nur noch fruchtlose Versuche der Art, unter Attila, Dschengischan und Timur und, als komisches Nachspiel, die Zigeuner gefolgt sind, die Völkerwanderung war es, welche die Humanität des Altertums weggeschwemmt hatte: das Christentum aber war gerade das der Roheit entgegenwirkende Prinzip; wie selbst noch späterhin, das ganze Mittelalter hindurch, die Kirche, mit ihrer Hierarchie, höchst nötig war, der Roheit und Barbarei der physischen Gewalthaber, der Fürsten und Ritter, Schranken zu setzen: sie wurde der Eisbrecher dieser mächtigen Schollen. Jedoch ist ja überhaupt der Zweck des Christentums nicht sowohl, dieses Leben angenehm, als vielmehr uns eines bessern würdig zu machen: über diese Spanne Zeit, über

diesen flüchtigen Traum, sieht es weg, um uns dem ewigen Heile zuzuführen. Seine Tendenz ist ethisch, im allerhöchsten, bis dahin in Europa nicht gekannten Sinne des Worts; wie ich dir ja schon, durch Zusammenstellung der Moral und Religion der Alten mit der christlichen, bemerklich gemacht habe.

Philalethes. Mit Recht, soweit es die Theorie betrifft: aber sieh die Praxis an. Unstreitig waren, im Vergleich mit den folgenden christlichen Jahrhunderten, die Alten weniger grausam, als das Mittelalter, mit seinen gesuchten Todesmartern und Scheiterhaufen ohne Zahl; ferner waren die Alten sehr duldsam, hielten besonders viel auf Gerechtigkeit, opferten sich häufig fürs Vaterland, zeigten edelmütige Züge jeder Art und eine so echte Humanität, dafs, bis auf den heutigen Tag, die Bekanntschaft mit ihrem Thun und Denken Humanitätsstudium heifst. Religionskriege, Religionsmetzeleien, Kreuzzüge, Inquisition, nebst andern Ketzergerichten, Ausrottung der Urbevölkerung Amerikas und Einführung afrikanischer Sklaven an ihre Stelle, — waren Früchte des Christentums, und nichts ihnen Analoges, oder die Wage Haltendes, ist bei den Alten zu finden: denn die Sklaven der Alten, die *familia*, die *vernae*, ein zufriedenes, dem Herrn treu ergebenes Geschlecht, sind von den unglückseligen, die Menschheit anklagenden Negern der Zuckerplantagen so weit verschieden, wie ihre beiderseitigen Farben. Die allerdings tadelnswerte Toleranz der Päderastie, welche man hauptsächlich der Moral der Alten vorwirft, ist, gegen die angeführten christlichen Greuel gehalten, eine Kleinigkeit, und ist solche auch bei den Neueren lange nicht in dem Mafse seltener geworden, als sie weniger zum Vorschein kommt. Kannst du, alles wohlerwogen, behaupten, dafs durch das Christentum die Menschheit wirklich moralisch besser geworden sei?

Demopheles. Wenn der Erfolg nicht überall der Reinheit und Richtigkeit der Lehre entsprochen hat, so mag es daher kommen, dafs diese Lehre zu edel, zu erhaben für die Menschheit gewesen ist, mithin dieser das Ziel zu hoch gesteckt war: der heidnischen Moral nachzukommen war freilich leichter; wie eben auch der mohammedanischen. Sodann steht überall gerade das Erhabenste am meisten dem Mifsbrauch und Betruge offen: *abusus optimi pessimus:* daher

haben denn auch jene hohen Lehren mitunter dem abscheulichsten Treiben und wahren Unthaten zum Vorwande gedient. — Der Untergang der alten Staatseinrichtungen aber, wie auch der Künste und Wissenschaften der alten Welt, ist, wie gesagt, dem Eindringen fremder Barbaren zuzuschreiben. Dafs danach Unwissenheit und Roheit die Oberhand gewannen und, als Folge hiervon, Gewalt und Betrug sich der Herrschaft bemächtigten, so dafs Ritter und Pfaffen auf der Menschheit lasteten, war unausbleiblich. Zum Teil ist es jedoch auch daraus erklärlich, dafs die neue Religion, statt des zeitlichen, das ewige Heil suchen lehrte, die Einfalt des Herzens dem Wissen des Kopfes vorzog, und allen weltlichen Genüssen, welchen ja auch die Wissenschaften und Künste dienen, abhold war. Soweit jedoch letztere sich der Religion dienstbar machten, wurden sie befördert und erlangten einen gewissen Flor.

Philalethes. In gar engem Bereich. Die Wissenschaften aber waren verdächtige Gesellen und wurden als solche in Schranken gehalten; hingegen die liebe Unwissenheit, dieses den Glaubenslehren so notwendige Element, wurde sorgfältig gepflegt.

Demopheles. Und doch wurde, was die Menschheit bis dahin am Wissen sich erworben und in den Schriften der Alten niedergelegt hatte, allein durch die Geistlichkeit, zumal in den Klöstern, vom Untergange gerettet. O, wie wäre es, nach der Völkerwanderung, gekommen, wenn das Christentum nicht kurz zuvor eingetreten wäre!

Philalethes. Es würde wirklich eine höchst nützliche Untersuchung sein, wenn man einmal, mit gröfster Unbefangenheit und Kälte, die durch die Religionen erlangten Vorteile und die durch dieselben herbeigeführten Nachteile unparteiisch, genau und richtig gegen einander abzuwägen versuchte. Dazu bedarf es freilich einer viel gröfseren Menge historischer und psychologischer Data, als uns beiden zu Gebote stehen. Akademien könnten es zum Gegenstand einer Preisfrage machen.

Demopheles. Werden sich hüten.

Philalethes. Mich wundert, dafs du das sagst: denn es ist ein schlimmes Zeichen für die Religionen. Übrigens aber giebt es ja auch Akademien, bei deren Fragen die stillschweigende Bedingung ist, dafs den Preis erhält wer am besten ihnen nach dem Maule zu reden versteht. — Wenn

nur zunächst ein Statistiker uns angeben könnte, wie viele Verbrechen alljährlich aus religiösen Motiven unterbleiben, und wie viele aus andern. Der ersteren werden gar wenige sein. Denn, wenn einer sich versucht fühlt, ein Verbrechen zu begehen, da ist zuverlässig das erste, was sich dem Gedanken daran entgegenstellt, die darauf gesetzte Strafe und die Wahrscheinlichkeit von ihr erreicht zu werden; danach aber kommt, als das zweite, die Gefahr für seine Ehre in Betracht. An diesen beiden Anstöfsen wird er, wenn ich nicht irre, Stunden lang ruminieren, ehe ihm die religiösen Rücksichten, auch nur einfallen. Ist er aber über jene beiden ersten Schutzwehren gegen das Verbrechen hinweggekommen, so glaube ich, dafs höchst selten die Religion allein ihn noch abhalten wird.

Demopheles. Ich aber glaube, dafs sie es recht oft wird; zumal wenn ihr Einflufs schon durch das Medium der Gewohnheit wirkt, so dafs der Mensch vor grofsen Übelthaten sogleich zurückbebt. Der frühe Eindruck haftet. Bedenke, zur Erläuterung, wie viele, namentlich vom Adel, ihr gegebenes Versprechen oft mit schweren Opfern erfüllen, ganz allein dadurch bestimmt, dafs in der Kindheit ihnen der Vater, mit ernster Miene, oft vorgesagt hat: „ein Mann von Ehre, — oder, ein gentleman, — oder, ein Kavalier, — hält stets und unverbrüchlich sein Wort.

Philalethes. Ohne eine gewisse angeborene *probitas* wirkt auch das nicht. Du darfst überhaupt nicht der Religion zuschreiben, was Folge der angeborenen Güte des Charakters ist, vermöge welcher sein Mitleid mit dem, den das Verbrechen treffen würde, ihn davon abhält. Dies ist das echte, moralische Motiv und als solches von allen Religionen unabhängig.

Demopheles. Selbst dieses aber wirkt bei dem grofsen Haufen selten ohne Einkleidung in religiöse Motive, durch die es jedenfalls verstärkt wird. Jedoch auch ohne solche natürliche Unterlage verhüten oft die religiösen Motive für sich allein die Verbrechen: auch darf dies uns beim Volke nicht wundern, wenn wir ja sehen, dafs sogar Leute von hoher Bildung bisweilen unter dem Einflufs, nicht etwa religiöser Motive, denen doch immer die Wahrheit wenigstens allegorisch zum Grunde liegt, sondern selbst des absurdesten Aberglaubens stehen und ihr Leben lang sich von ihm lenken

lassen, z. B. Freitags nichts unternehmen, nicht zu dreizehn am Tische sitzen, zufälligen *ominibus* gehorchen, u. dgl. m., wie viel mehr das Volk. Du vermagst nur nicht genugsam, dich in die grofse Beschränktheit roher Geister hineinzudenken: es sieht darin gar finster aus, zumal wenn, wie nur zu oft, ein schlechtes, ungerechtes, boshaftes Herz die Grundlage bildet. Dergleichen Menschen, welche die Masse des Geschlechts ausmachen, mufs man einstweilen lenken und bändigen, wie man kann, und geschehe es durch wirklich superstitiose Motive, bis sie für richtigere und bessere empfänglich werden. Von der direkten Wirkung der Religion zeugt aber z. B., dafs gar oft, namentlich in Italien, ein Dieb das Gestohlene durch seinen Beichtvater zurückstellen läfst; weil nämlich dieser solches zur Bedingung der Absolution macht. Sodann denke an den Eid, bei welchem ja die Religion den entschiedensten Einflufs zeigt; sei es nun, weil dabei der Mensch sich ausdrücklich auf den Standpunkt eines blofs moralischen Wesens gestellt und als solches feierlich angerufen sieht, — so scheint man es in Frankreich zu nehmen, wo die Eidesformel blofs ist *je le jure*, und ebenso nimmt man es mit den Quäkern, indem man ihr feierliches Ja, oder Nein, statt des Eides gelten läfst; — oder sei es, dafs er wirklich an die Verwirkung seiner ewigen Seligkeit glaubt, die er dabei ausspricht, — welcher Glaube auch dann wohl nur die Einkleidung des ersteren Gefühls ist. Jedenfalls aber sind die religiösen Vorstellungen das Mittel, seine moralische Natur zu wecken und hervorzurufen. Wie oft sind nicht zugeschobene falsche Eide zuerst angenommen, aber, wenn es zur Sache kam, plötzlich verweigert worden; wodurch dann Wahrheit und Recht den Sieg erlangten.

Philalethes. Und noch öfter sind falsche Eide wirklich geschworen worden, wodurch Wahrheit und Recht, bei deutlicher Mitwissenheit aller Zeugen des Aktes, mit Füfsen getreten wurden. Der Eid ist die metaphysische Eselsbrücke der Juristen: sie sollten sie so selten, als irgend möglich betreten. Wenn es aber unvermeidlich ist, da sollte es mit gröfster Feierlichkeit, nie ohne Gegenwart des Geistlichen, ja sogar in der Kirche, oder in einer dem Gerichtshofe beigegebenen Kapelle, geschehen. In höchst verdächtigen Fällen ist es zweckmäfsig, sogar die Schuljugend dabei gegenwärtig sein zu lassen. Die französische abstrakte Eidesformel taugt,

eben darum, gar nichts: das Abstrahieren vom gegebenen Positiven sollte dem eigenen Gedankengange eines jeden, dem Grade seiner Bildung gemäfs, überlassen bleiben. — Inzwischen hast du recht, den Eid als unleugbares Beispiel praktischer Wirksamkeit der Religion anzuführen. Dafs jedoch diese auch aufserdem weit reicht, mufs ich, trotz allem was du gesagt hast, bezweifeln. Denke dir einmal, es würden jetzt plötzlich, durch öffentliche Proklamation, alle Kriminalgesetze aufgehoben erklärt; so glaube ich, dafs weder du, noch ich den Mut hätten, unter dem Schutz der religiösen Motive, auch nur von hier allein nach Hause zu gehen. Würde hingegen, auf gleiche Weise, alle Religion für unwahr erklärt, so würden wir, unter dem Schutze der Gesetze allein, ohne sonderliche Vermehrung unserer Besorgnisse und Vorsichtsmafsregeln, nach wie vor leben. — Aber ich will dir mehr sagen: die Religionen haben sehr häufig einen entschieden demoralisierenden Einflufs. Im allgemeinen liefse sich behaupten, dafs was den Pflichten gegen Gott beigelegt wird, den Pflichten gegen die Menschen entzogen wird, indem es sehr bequem ist, den Mangel des Wohlverhaltens gegen diese durch Adulation gegen jenen zu ersetzen. Demgemäfs sehen wir, in allen Zeiten und Ländern, die grofse Mehrzahl der Menschen es viel leichter finden, den Himmel durch Gebete zu erbetteln, als durch Handlungen zu verdienen. In jeder Religion kommt es bald dahin, dafs für die nächsten Gegenstände des göttlichen Willens nicht sowohl moralische Handlungen, als Glaube, Tempelceremonien und Latreia mancherlei Art ausgegeben werden; ja allmählich werden die letzteren, zumal wann sie mit Emolumenten der Priester verknüpft sind, auch als Surrogate der ersteren betrachtet: Tieropfer im Tempel, oder Messelesenlassen, oder Errichtung von Kapellen oder Kreuzen am Wege, sind bald die verdienstlichsten Werke, so dafs selbst grobe Verbrechen durch sie gesühnt werden, wie auch durch Bufse, Unterwerfung der Priesterautorität, Beichte, Pilgerfahrten, Donationen an die Tempel und ihre Priester, Klosterbauten u. dgl. m., wodurch zuletzt die Priester fast nur noch als die Vermittler des Handels mit bestechlichen Göttern erscheinen. Und wenn es auch so weit nicht kommt; wo ist die Religion, deren Bekenner nicht wenigstens Gebete, Lobgesänge und mancherlei Andachtsübungen für einen wenigstens teilweisen Ersatz des

moralischen Wandels halten? Sieh z. B. nach England, wo dreister Pfaffentrug den, von Konstantin dem Grofsen, in Opposition zum Judensabbath, eingesetzten christlichen Sonntag dennoch lügenhafterweise mit jenem, sogar dem Namen nach identifiziert, um Jehovahs Satzungen für den Sabbath, d. h. den Tag, da die von sechstägiger Arbeit ermüdete Allmacht sich ausruhen mufste, weshalb er wesentlich der letzte Tag der Woche ist, zu übertragen auf den Sonntag der Christen, den *diem solis,* diesen ersten, die Woche glorreich eröffnenden Tag, diesen Tag der Andacht und Freude. Infolge dieses Unterschleifs ist denn in England das *sabbathbreaking,* oder *the desacration of the Sabbath,* d. h. jede, auch die leichteste, nützliche, oder angenehme Beschäftigung, jedes Spiel, jede Musik, jeder Strickstrumpf, jedes weltliche Buch, am Sonntage, den schweren Sünden beigezählt. Mufs da nicht der gemeine Mann glauben, dafs, wenn er nur allezeit, wie ihm seine geistlichen Lenker vorsagen, *a strict observance of the holy sabbath, and a regular attendance on divine service* beobachtet, d. h. wenn er nur am Sonntage unverbrüchlich, recht gründlich faulenzt und nicht verfehlt, zwei Stunden in der Kirche zu sitzen, um dieselbe Litanei zum tausendsten Male anzuhören und a tempo mitzuplappern, — er dafür wohl anderweitig auf Nachsicht mit diesem und jenem, was er sich gelegentlich erlaubt, rechnen darf? Jene Teufel in Menschengestalt, die Sklavenhalter und Sklavenhändler in den nordamerikanischen Freistaaten (sollte heifsen Sklavereistaaten) sind in der Regel orthodoxe und fromme Anglikaner, die es für schwere Sünde halten würden, am Sonntag zu arbeiten, und im Vertrauen hierauf und auf ihren pünktlichen Kirchenbesuch u. s. w. ihre ewige Seligkeit hoffen. — Der demoralisierende Einflufs der Religionen ist also weniger problematisch, als der moralisierende. Wie grofs und gewifs müfste hingegen nicht dieser sein, um einen Ersatz zu bieten für die Greuel, welche die Religionen, namentlich die christliche und mohammedanische, hervorgerufen, und den Jammer, welchen sie über die Welt gebracht haben! Denke an den Fanatismus, an die endlosen Verfolgungen, zunächst an die Religionskriege, diesen blutigen Wahnsinn, von dem die Alten keinen Begriff hatten; dann an die Kreuzzüge, die ein zweihundertjähriges, ganz unverantwortliches Gemetzel, mit dem Feldgeschrei

„Gott will es“, waren, um das Grab dessen, der Liebe und Duldung gepredigt hat, zu erobern; denke an die grausame Vertreibung und Ausrottung der Mauren und Juden aus Spanien; denke an die Bluthochzeiten, an die Inquisitionen und andern Ketzergerichte, nicht weniger an die blutigen und grofsen Eroberungen der Mohammedaner in drei Weltteilen; dann aber auch an die der Christen in Amerika, dessen Bewohner sie gröfstenteils, auf Cuba sogar gänzlich, ausgerottet und, nach Las Casas, binnen 40 Jahren zwölf Millionen Menschen gemordet haben, versteht sich alles *in majorem Dei gloriam* und zum Behuf der Verbreitung des Evangeliums und weil überdies was nicht Christ war auch nicht als Mensch angesehen wurde. Zwar habe ich diese Dinge schon vorhin berührt: aber wenn noch in unseren Tagen „Neueste Nachrichten aus dem Reiche Gottes“[1]) gedruckt werden, wollen auch wir nicht müde werden, diese älteren Nachrichten in Erinnerung zu bringen. Besonders lafs uns Indien nicht vergessen, diesen heiligen Boden, diese Wiege des Menschengeschlechts, wenigstens der Rasse, welcher wir angehören, woselbst zuerst Mohammedaner und nachher Christen auf das greulichste gegen die Anhänger des heiligen Urglaubens der Menschheit gewütet haben und die ewig beklagenswerte, mutwillige und grausame Zerstörung und Verunstaltung uraltester Tempel und Götterbilder noch jetzt die Spuren des monotheistischen Wütens der Mohammedaner uns vorhält, wie es von Mahmud dem Ghazneviden, verfluchten Andenkens, an, bis zum Aureng-Zeb, dem Brudermörder, herab, betrieben wurde, welchen nachher es gleich zu thun die portugiesischen Christen sich treulich bemüht haben, sowohl durch Tempelzerstörungen als durch Autos de Fe der Inquisition zu Goa. Auch das auserwählte Volk Gottes lafs uns nicht vergessen, welches, nachdem es, in Ägypten, auf Jehovahs ausdrücklichen Spezialbefehl, seinen alten, zutrauensvollen Freunden die dargeliehenen goldenen und silbernen Gefäfse gestohlen hatte, nunmehr, den Mörder Moses an der Spitze, seinen Mord- und Raubzug ins gelobte Land antrat, um es, als „Land der Verheifsung“, auf desselben Jehovahs ausdrücklichen, stets wiederholten Befehl, nur ja kein Mitleid zu kennen, unter völlig

[1]) Zeitschrift, welche über die Leistungen der Missionen berichtet. Der 40. Jahrgang derselben ist 1856 erschienen.

schonungslosem Morden und Ausrotten aller Bewohner, selbst der Weiber und Kinder (Josua, Kap. 10 und 11), den rechtmäfsigen Besitzern zu entreifsen, — weil sie eben nicht beschnitten waren und den Jehovah nicht kannten, welches Grund genug war, alle Greuel gegen sie zu rechtfertigen; wie ja, aus demselben Grunde, auch früher die infame Schurkerei des Patriarchen Jakob und seiner Auserwählten gegen Hemor, den König von Salem und sein Volk uns (1. Mos. 34) ganz glorreich erzählt wird, weil ja eben die Leute Ungläubige waren.[1]) Wahrlich dies ist die schlimmste Seite der Religionen,

[1]) Wenn einmal, im Lauf der Zeiten, wieder ein Volk erstehen sollte, welches sich einen Gott hält, der ihm die Nachbarländer schenkt, die sodann, als Länder der „Verheifsung" zu erobern sind; so rate ich den Nachbarn solches Volkes, bei Zeiten dazu zu thun und nicht abzuwarten, dafs nach Jahrhunderten endlich ein edler König Nebukadnezar komme, die verspätete Gerechtigkeit auszuüben, sondern solchem Volke zeitig die Verheifsungen auszutreiben, wie auch den Tempel des so grofsmütig die Nachbarländer verschenkenden Gottes bis auf den letzten Stein zu zermalmen, — und das von Rechtswegen.

Tacitus (histor. L. V, c. 2) und Justinus (L. XXXVI, c. 2) haben uns die historische Grundlage der Exodus hinterlassen, welche so belehrend, wie ergötzlich zu lesen ist, und aus der wir entnehmen können, wie es um die historische Grundlage der übrigen Bücher des A. T. steht. Dort (am angeführten Orte) ersehen wir, dafs der Pharao das eingeschlichene, unflätige, mit schmutzigen Krankheiten (scabies), welche Ansteckung drohten, behaftete Judenvolk nicht länger im reinen Ägypten dulden wollte, also sie auf Schiffe bringen und auf die arabische Küste abwerfen liefs. Dafs ihnen ein Detachement Ägypter nachgesandt worden, ist richtig, jedoch nicht, um die pretiösen Kerle, die man ja exportierte, zurückzubringen, sondern um ihnen abzunehmen was sie gestohlen hatten; gestohlen nämlich hatten sie goldene Gefäfse aus den Tempeln: wer würde auch solchem Gesindel etwas borgen! — Auch ist wahr, dafs besagtes Detachement durch ein Naturereignis verhindert worden ist. — Auf der arabischen Küste war ein grofser Mangel, zunächst an Wasser. Da trat ein verwegener Kerl auf und erbot sich alles zu schaffen, wenn man ihm folgen und gehorchen wolle. Er hatte wilde Esel gesehen u. s. w. — Ich betrachte dies als die historische Grundlage, weil es offenbar die Prosa ist, auf welche die Poesie der Exodus gebaut worden. Wenn auch dabei Justinus (d. i. Pompejus Trogus) einmal einen gewaltigen Anachronismus (d. h. nach unsern Annahmen, die

dafs die Gläubigen einer jeden gegen die aller andern sich alles erlaubt halten und daher mit der äufsersten Ruchlosigkeit und Grausamkeit gegen sie verfahren: so die Mohammedaner gegen Christen und Hindu; die Christen gegen Hindu, Mohammedaner, amerikanische Völker, Neger, Juden, Ketzer u. s. f. Doch gehe ich vielleicht zu weit, wenn ich sage alle Religionen: denn zur Steuer der Wahrheit mufs ich hinzufügen, dafs die aus diesem Grundsatz entsprungenen fanatischen Gräuel uns eigentlich doch nur von den Anhängern der monotheistischen Religionen, also allein des Judentums und seiner zwei Verzweigungen, Christentum und Islam, bekannt sind. Von Hindu und Buddhaisten wird dergleichen uns nicht berichtet. Obwohl wir nämlich wissen, dafs der Buddhaismus, etwa im 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, aus seiner ursprünglichen Heimat, der vordersten Halbinsel Indiens, von den Brahmanen vertrieben worden ist, wonach er sich über ganz Asien ausgebreitet hat, so haben wir doch, meines Wissens, keine bestimmte Kunde von Gewaltthätigkeiten, Kriegen und Grausamkeiten, durch die es geschehen wäre. Allerdings mag dies der Dunkelheit zuzuschreiben

sich auf die Exodus gründen) begeht, so macht mich dies nicht irre: denn zehn Anachronismen sind mir noch nicht so bedenklich, wie ein einziges Mirakel. — Auch ersehen wir aus den beiden angeführten römischen Klassikern, wie sehr zu allen Zeiten und bei allen Völkern die Juden verabscheut und verachtet gewesen sind: zum Teil mag dies daher stammen, dafs sie das einzige Volk auf Erden waren, welches dem Menschen kein Dasein über dieses Leben hinaus zuschrieb, daher als Vieh betrachtet wurde, Auswurf der Menschheit, — aber grofse Meister im Lügen. —

Wer, ohne hebräisch zu verstehen, wissen will, was das A. T. sei, mufs es in der Septuaginta lesen, als der richtigsten, echtesten und zugleich schönsten aller Übersetzungen: da hat es einen ganz andern Ton und Farbe. Der Stil der LXX ist meistens zugleich edel und naiv, hat auch nichts Kirchliches und keine Ahnung vom Christlichen: dagegen gehalten, erscheint die lutherische Übersetzung zugleich gemein und fromm, ist auch oft unrichtig, bisweilen wohl mit Absicht, und durchaus im kirchlichen, erbaulichen Ton gehalten. In den oben angeführten Stellen hat Luther sich Milderungen erlaubt, die man Fälschungen nennen könnte: wo er „verbannen“ setzt, steht ἐφονευσαν (Sie töteten) u. dgl. m. (Anm. Schopenhauers.)

sein, in welche die Geschichte jener Länder gehüllt ist: doch läſst der überaus milde Charakter jener, Schonung alles Lebenden unaufhörlich einprägenden Religionen, wie auch der Umstand, daſs der Brahmanismus, wegen des Kastenwesens, eigentlich keine Proselyten zuläſst, uns hoffen, daſs ihre Anhänger von Blutvergieſsen im groſsen und Grausamkeiten jeder Art sich frei gehalten haben. Spence Hardy in seinem vortrefflichen Buch *Eastern Monachism* p. 412 lobt die auſserordentliche Toleranz der Buddhaisten und fügt die Versicherung hinzu, daſs die Annalen des Buddhaismus wenigere Beispiele von Religionsverfolgung liefern, als die irgend einer anderen Religion.[1]) In der That ist Intoleranz nur dem Monotheismus wesentlich: ein alleiniger Gott ist, seiner Natur nach, ein eifersüchtiger Gott, der keinem andern das Leben gönnt. Hingegen sind polytheistische Götter, ihrer Natur nach, tolerant: sie leben und lassen leben: zunächst dulden sie gern ihre Kollegen, die Götter derselben Religion, und nachher erstreckt diese Toleranz sich auch auf fremde Götter, die demnach gastfrei aufgenommen werden und später bisweilen sogar das Bürgerrecht erlangen; wie uns zunächst das Beispiel der Römer zeigt, welche phrygische, ägyptische und andere fremde Götter willig aufnahmen und ehrten. Daher sind es die monotheistischen Religionen allein, welche uns das Schauspiel der Religionskriege, Religionsverfolgungen und Ketzergerichte liefern, wie auch das der Bilderstürmerei und der Vertilgung fremder Götterbilder, Umstürzung indischer Tempel und ägyptischer Kolosse, die drei Jahrtausende hindurch in die Sonne gesehen hatten; weil nämlich ihr eifriger Gott gesagt hatte: „Du sollst dir kein

[1]) Sp. Hardy, East. Mon. p. 412: „The priests of Budha manifest little hostility to the various religions that are professed around them. This indifference is easily explained, as, upon their own principles, all violent opposition, even to error, would be contrary to the precepts. For this reason, the annals of Budhism record fewer instances of persecution than those of any other creed. Truth is to be held in reverence, by whomsoever it may be professed. The bana alone contains pure, unmixed, perfect truth; but as in all systems there is a portion of truth, they are to be regarded as being less beneficial, rather than as an absolute injury, to be destroyed by fire and faggot. This principle is exhibited wherever Budhism prevails.“

Bildnis machen“ u. s. w. — Doch auf die Hauptsache zurückzukommen, so hast du gewifs recht, das starke metaphysische Bedürfnis des Menschen zu urgieren: aber die Religionen scheinen mir nicht sowohl die Befriedigung, als der Mifsbrauch desselben zu sein. Wenigstens haben wir gesehen, dafs in Hinsicht auf Beförderung der Moralität ihr Nutzen grofsenteils problematisch ist, ihre Nachteile hingegen und zumal die Greuelthaten, welche in ihrem Gefolge sich eingestellt haben, am Tage liegen. Anders freilich stellt sich die Sache, wenn wir den Nutzen der Religionen als Stützen der Throne in Erwägung ziehen: denn sofern diese von Gottes Gnaden verliehen sind, stehen Altar und Thron in genauer Verwandtschaft. Auch wird demnach jeder weise Fürst, der seinen Thron und seine Familie liebt, stets als ein Muster wahrer Religiosität seinem Volke vorangehen; (wie denn auch sogar Macchiavelli den Fürsten die Religiosität dringend anempfiehlt, im 18. Kapitel.) Überdies könnte man aufführen, dafs die geoffenbarten Religionen zur Philosophie sich gerade so verhielten, wie die Souveräne von Gottes Gnaden zur Souveränität des Volkes; weshalb denn die beiden vorderen Glieder dieser Gleichung in natürlicher Allianz ständen.

Demopheles. O, nur diesen Ton stimme nicht an! Sondern bedenke, dafs du damit in das Horn der Ochlokratie und Anarchie stofsen würdest, des Erzfeindes aller gesetzlichen Ordnung, aller Civilisation und aller Humanität.

Philalethes. Du hast Recht. Es waren eben Sophismen, oder was die Fechtmeister Sauhiebe nennen. Ich nehme es also zurück. Aber sieh, wie doch das Disputieren mitunter auch den Redlichen ungerecht und boshaft machen kann. Lafs uns also abbrechen.

Demopheles. Zwar mufs ich, nach aller angewandten Mühe, bedauern, deine Stimmung in Hinsicht auf die Religionen nicht geändert zu haben: dagegen aber kann auch ich dich versichern, dafs alles, was du vorgebracht hast, meine Überzeugung vom hohen Wert und der Notwendigkeit derselben durchaus nicht erschüttert hat.

Philalethes. Das glaube ich dir: denn, wie es im Hudibras heifst:

A man convinc'd against his will
Is of the same opinion still.
(Wer überzeugt wird wider Willen
Bleibt seiner Meinung doch im Stillen.)

Aber ich tröste mich damit, dafs bei Kontroversen und Mineralbädern die Nachwirkung erst die eigentliche ist.

Demopheles. So wünsche ich dir eine gesegnete Nachwirkung.

Philalethes. Könnte sich vielleicht einstellen, wenn mir nur nicht wieder ein spanisches Sprichwort auf dem Magen läge.

Demopheles. Und das lautet?

Philalethes. Detras de la cruz está el Diablo.

Demopheles. Zu deutsch, Spaniard!

Philalethes. Aufzuwarten! — „Hinterm Kreuze steht der Teufel.“

Demopheles. Komm, wir wollen nicht mit Spitzreden von einander scheiden, sondern vielmehr einsehen, dafs die Religion, wie der Janus —, oder besser, wie der brahmanische Todesgott Yama, zwei Gesichter hat und eben auch, wie dieser, ein sehr freundliches und ein sehr finsteres: wir aber haben jeder ein anderes ins Auge gefafst.

Philalethes. Hast Recht, Alter!

§. 176.

Glauben und Wissen.

Die Philosophie hat, als eine Wissenschaft, es durchaus nicht damit zu thun, was geglaubt werden soll, oder darf; sondern blofs damit, was man wissen kann. Sollte nun dieses auch etwas ganz anderes sein, als was man zu glauben hat, so wäre selbst für den Glauben dies kein Nachteil: denn dafür ist er Glaube, dafs er lehrt was man nicht wissen kann. Könnte man es wissen, so würde der Glaube als unnütz und lächerlich dastehen; etwa wie wenn hinsichtlich der Mathematik eine Glaubenslehre aufgestellt würde.

Hiergegen liefse sich nun aber einwenden, dafs zwar der Glaube immerhin mehr, und viel mehr, als die Philosophie lehren könne; jedoch nichts mit den Ergebnissen dieser Unvereinbares: weil nämlich das Wissen aus einem härteren Stoff ist, als der Glaube, so dafs, wenn sie gegen einander stofsen, dieser bricht.

Jedenfalls sind beide von Grund aus verschiedene Dinge, die, zu ihrem beiderseitigen Wohl, streng geschieden bleiben müssen, so dafs jedes seinen Weg gehe, ohne vom andern auch nur Notiz zu nehmen.

§. 177.
Offenbarung.

Die ephemeren Geschlechter der Menschen entstehen und vergehen in rascher Succession, während die Individuen unter Angst, Not und Schmerz dem Tode in die Arme tanzen. Dabei fragen sie unermüdlich, was es mit ihnen sei, und was die ganze tragikomische Posse zu bedeuten habe, und rufen den Himmel an, um Antwort. Aber der Himmel bleibt stumm. Hingegen kommen Pfaffen mit Offenbarungen.

Der aber ist nur noch ein grofses Kind, welcher im Ernst denken kann, dafs jemals Wesen, die keine Menschen waren, unserm Geschlecht Aufschlüsse über sein und der Welt Dasein und Zweck gegeben hätten. Es giebt keine andere Offenbarung, als die Gedanken der Weisen; wenn auch diese, dem Lose alles Menschlichen gemäfs, dem Irrtum unterworfen, auch oft in wunderliche Allegorien und Mythen eingekleidet sind, wo sie dann Religionen heifsen. Insofern ist es also einerlei, ob einer im Verlafs auf eigene, oder auf fremde Gedanken, lebt und stirbt: denn immer sind es nur menschliche Gedanken, denen er vertraut, und menschliches Bedünken. Jedoch haben die Menschen, in der Regel, die Schwäche, lieber andern, welche übernatürliche Quellen vorgeben, als ihrem eigenen Kopfe zu trauen. Fassen wir nun aber die so überaus grofse intellektuelle Ungleichheit zwischen Mensch und Mensch ins Auge, so könnten allenfalls wohl die Gedanken des einen dem andern gewissermafsen als Offenbarungen gelten. —

Hingegen das Grundgeheimnis und die Urlist aller Pfaffen, auf der ganzen Erde und zu allen Zeiten, mögen sie brahmanische oder mohammedanische, buddhaistische, oder christliche sein, ist folgendes. Sie haben die grofse Stärke und Unvertilgbarkeit des metaphysischen Bedürfnisses des Menschen richtig erkannt und wohl gefafst: nun geben sie vor, die Befriedigung desselben zu besitzen, indem das Wort des grofsen Rätsels ihnen, auf aufserordentlichem Wege, direkt zugekommen wäre. Dies nun den Menschen einmal eingeredet, können sie solche leiten und beherrschen, nach Herzenslust. Von den Regenten gehen daher die klügeren eine Allianz mit ihnen ein: die andern werden selbst von ihnen beherrscht. Kommt aber einmal, als die seltenste aller Ausnahmen, ein Philosoph auf den Thron, so entseht die ungelegenste Störung der ganzen Komödie.

§. 178.

Über das Christentum.

Um über dasselbe gerecht zu urteilen, mufs man auch betrachten was vor ihm da war und von ihm verdrängt wurde. Zuvörderst das griechisch-römische Heidentum: als Volks-Metaphysik genommen, eine höchst unbedeutende Erscheinung, ohne eigentliche, bestimmte Dogmatik, ohne entschieden ausgesprochene Ethik, ja ohne wahre moralische Tendenz und ohne heilige Urkunden; so dafs es kaum den Namen einer Religion verdient, vielmehr nur ein Spiel der Phantasie und ein Machwerk der Dichter aus Volksmärchen ist, (zum besten Teil eine augenfällige Personifikation der Naturmächte.) Man kann sich kaum denken, dafs es mit dieser kindischen Religion jemals Männern Ernst gewesen sei: dennoch zeugen hiervon manche Stellen der Alten, vorzüglich das erste Buch des Valerius Maximus, sogar aber auch gar manche Stellen im Herodot, davon ich nur die im letzten Buch Kapitel 65, erwähnen will, wo er seine eigene Meinung ausspricht und wie ein altes Weib redet. In spätern Zeiten und bei fortgeschrittener Philosophie war dieser Ernst freilich verschwunden; wodurch es dem Christentum möglich wurde, jene Staats-Religion, trotz ihrer äufsern Stützen, zu verdrängen. Dafs jedoch dieselbe, sogar in der besten griechischen Zeit, keineswegs mit dem Ernst genommen worden sei, wie in der neuern die christliche, oder in Asien die buddhaistische, brahmanische, oder auch die mohammedanische, dafs mithin der Polytheismus der Alten etwas ganz anderes gewesen sei, als der blofse Plural des Monotheismus, bezeugen genugsam die Frösche des Aristophanes, in denen Dionysos als der erbärmlichste Geck und Hasenfufs, der sich nur denken läfst, auftritt und dem Spotte preisgegeben wird: und das wurde an seinem eigenen Feste, den Dionysien, öffentlich dargestellt. — Das zweite, was das Christentum zu verdrängen hatte, war das Judentum, dessen plumpes Dogma durch das christliche sublimiert und stillschweigend allegorisiert wurde. Überhaupt ist das Christentum durchaus allegorischer Natur: denn was man in profanen Dingen Allegorie nennt, heifst bei den Religionen Mysterium. Man mufs zugeben, dafs das Christentum, nicht nur in der Moral, wo die Lehren von der Caritas, Versöhnlichkeit, Feindesliebe, Resignation und Verleugnung des eignen Willens ihm, — versteht sich, im

Occident, — ausschliefslich eigen sind, sondern selbst in der Dogmatik, jenen beiden frühern Religionen weit überlegen ist. Was aber läfst dem grofsen Haufen, welcher die Wahrheit unmittelbar zu fassen denn doch unfähig ist, sich besseres geben, als eine schöne Allegorie, die als Leitfaden für das praktische Leben und als Anker des Trostes und der Hoffnung vollkommen ausreicht. Einer solchen aber ist eine kleine Beimischung von Absurdität ein notwendiges Ingrediens, indem es zur Andeutung ihrer allegorischen Natur dient. Versteht man die christliche Dogmatik *sensu proprio:* so behält Voltaire Recht. Hingegen allegorisch genommen, ist sie ein heiliger Mythos, ein Vehikel, mittelst dessen dem Volke Wahrheiten beigebracht werden, die ihm sonst durchaus unerreichbar wären. Man könnte dieselbe den Arabesken von Raphael, wie auch denen von Runge, vergleichen, welche das handgreiflich Widernatürliche und Unmögliche darstellen, aus denen aber dennoch ein tiefer Sinn spricht. Sogar die Behauptung der Kirche, dafs in den Dogmen der Religion die Vernunft völlig inkompetent, blind und verwerflich sei, besagt im innersten Grunde dies, dafs diese Dogmen allegorischer Natur und daher nicht nach dem Mafsstabe, welchen die Vernunft, die alles *sensu proprio* nimmt, allein anlegen kann, zu beurteilen seien. Die Absurditäten im Dogma sind eben der Stempel und Abzeichen des Allegorischen und Mythischen; obwohl sie, im vorliegenden Falle, daraus entspringen, dafs zwei so heterogene Lehren, wie die des A. T. und N. T. zu verknüpfen waren. Jene grofse Allegorie ist erst allmählich zustande gekommen, auf Anlafs äufserer und zufälliger Umstände, mittelst Auslegung derselben, unter dem stillen Zuge tief liegender, nicht zum deutlichen Bewufstsein gebrachter Wahrheit, bis sie vollendet wurde durch Augustinus, der in ihren Sinn am tiefsten eindrang und sodann sie als ein systematisches Ganzes aufzufassen und das Fehlende zu ergänzen vermochte. Demnach ist erst die Augustinische, auch von Luther bekräftigte Lehre das vollkommene Christentum, nicht aber, wie die heutigen Protestanten, die „Offenbarung“ *sensu proprio* nehmend und daher auf ein Individuum beschränkend, meinen, das Urchristentum; — wie nicht der Keim, sondern die Frucht das Geniefsbare ist. — Jedoch der schlimme Punkt für alle Religionen bleibt immer, dafs sie nicht eingeständlich, sondern

nur versteckterweise, allegorisch sein dürfen und demnach ihre Lehren, alles Ernstes, als *sensu proprio* wahr, vorzutragen haben; was bei den wesentlich erforderten Absurditäten in denselben einen fortgesetzten Trug herbeiführt und ein grofser Übelstand ist. Ja, was noch schlimmer ist, mit der Zeit kommt es an den Tag, dafs sie *sensu proprio* nicht wahr sind: dann gehen sie zu Grunde. Insofern wäre es besser, die allegorische Natur gleich einzugestehen. Allein, wie soll man dem Volke beibringen, dafs etwas zugleich wahr und nicht wahr sein könne? Da wir nun aber alle Religionen, mehr oder weniger, von solcher Beschaffenheit finden, so müssen wir anerkennen, dafs dem Menschengeschlechte das Absurde, in gewissem Grade, angemessen, ja ein Lebenselement und die Täuschung ihm unentbehrlich ist; — wie dies auch andere Erscheinungen bestätigen.

Ein Beispiel und Beleg zu der oben erwähnten, aus der Verbindung des A. und N. T. entspringenden Quelle des Absurden liefert uns, unter anderm, die christliche, von Augustinus, diesem Leitsterne Luther's, ausgebildete Lehre von der Prädestination und Gnade, der zufolge einer vor dem andern die Gnade eben voraus hat, welche sonach auf ein, bei der Geburt erhaltenes und fertig auf die Welt gebrachtes Privilegium, und zwar in der allerwichtigsten Angelegenheit, hinausläuft. Die Anstöfsigkeit und Absurdität hiervon entspringt aber blofs aus der alttestamentlichen Voraussetzung, dafs der Mensch das Werk eines fremden Willens und von diesem aus dem Nichts hervorgerufen sei. Hingegen erhält, — im Hinblick darauf, dafs die echten moralischen Vorzüge wirklich angeboren sind, — die Sache schon eine ganz andere und vernünftigere Bedeutung, unter der brahmanischen und buddhaistischen Voraussetzung der Metempsychosis, nach welcher was einer, bei der Geburt, also aus einer andern Welt, und einem früheren Leben mitbringt und vor den andern voraushat, nicht ein fremdes Gnadengeschenk, sondern die Früchte seiner eigenen, in jener andern Welt vollbrachten Thaten sind. — An jenes Dogma des Augustinus schliefst sich nun aber gar noch dieses, dafs aus der verderbten und daher der ewigen Verdammnis anheimgefallenen Masse des Menschengeschlechts nur höchst wenige und zwar infolge der Gnadenwahl und Prädestination, gerecht befunden und demnach selig werden, die übrigen aber das verdiente Ver-

derben, also ewige Höllenqual, trifft. (Siehe Wiggers' „Augustinismus und Pelagianismus", S. 335.) — *Sensu proprio* genommen wird hier das Dogma empörend. Denn nicht nur läfst es, vermöge seiner ewigen Höllenstrafen, die Fehltritte, oder sogar den Unglauben, eines oft kaum zwanzigjährigen Lebens durch endlose Qualen büfsen; sondern es kommt hinzu, dafs diese fast allgemeine Verdammnis eigentlich Wirkung der Erbsünde und also notwendige Folge des ersten Sündenfalles ist. Diesen nun aber hätte jedenfalls der vorhersehen müssen, welcher die Menschen erstlich nicht besser, als sie sind, geschaffen, dann aber ihnen eine Falle gestellt hatte, in die er wissen mufste, dafs sie gehen würden, da alles mit einander sein Werk war und ihm nichts verborgen bleibt. Demnach hätte er ein schwaches, der Sünde unterworfenes Geschlecht aus dem Nichts ins Dasein gerufen, um es sodann endloser Qual zu übergeben. Endlich kommt noch hinzu, dafs der Gott, welcher Nachsicht und Vergebung jeder Schuld, bis zur Feindesliebe, vorschreibt, keine übt, sondern vielmehr in das Gegenteil verfällt; da eine Strafe, welche am Ende der Dinge eintritt, wann alles vorüber und auf immer zu Ende, weder Besserung, noch Abschreckung bezwecken kann, also blofse Rache ist. Sogar aber erscheint, so betrachtet, in der That das ganze Geschlecht als zur ewigen Qual und Verdammnis geradezu bestimmt und ausdrücklich geschaffen, — bis auf jene wenigen Ausnahmen, welche, durch die Gnadenwahl, man weifs nicht warum, gerettet werden. Diese aber beiseite gesetzt, kommt es heraus, als hätte der liebe Gott die Welt geschaffen, damit der Teufel sie holen solle; wonach er denn viel besser gethan haben würde, es zu unterlassen. — So geht es mit den Dogmen, wenn man sie *sensu proprio* nimmt: hingegen *sensu allegorico* verstanden, ist alles dieses noch einer genügenden Auslegung fähig. Zunächst aber ist, wie gesagt, das Absurde, ja Empörende dieser Lehre blofs eine Folge des jüdischen Theismus, mit seiner Schöpfung aus Nichts und der damit zusammenhängenden, wirklich paradoxen und anstöfsigen Verleugnung der natürlichen, gewissermafsen von selbst einleuchtenden und daher, mit Ausnahme der Juden, fast vom gesamten Menschengeschlechte, zu allen Zeiten, angenommenen Lehre von der Metempsychose. Eben um den hieraus entspringenden kolossalen Übelstand zu beseitigen und das Empörende des

Dogmas zu mildern, hat, im 6. Jahrhundert, Papst Gregor I., sehr weislich, die Lehre vom Purgatorio, welche im wesentlichen sich schon beim Origenes (vergl. Bayle im Artikel Origene, note b) findet, ausgebildet und dem Kirchenglauben förmlich einverleibt, wodurch die Sache sehr gemildert und die Metempsychose einigermafsen ersetzt wird; da das eine wie das andere einen Läuterungsprozefs giebt. In derselben Absicht ist auch die Lehre von der Wiederbringung aller Dinge (αποκαταστασις παντων) aufgestellt worden, durch welche, im letzten Akte der Weltkomödie, sogar die Sünder samt und sonders *in integrum* restituiert werden. — Blofs die Protestanten, in ihrem starren Bibelglauben, haben sich die ewigen Höllenstrafen nicht nehmen lassen. Wohl bekomm's, — könnte sagen wer boshaft wäre: allein das Tröstliche dabei ist, dafs sie eben auch nicht daran glauben, sondern die Sache einstweilen auf sich beruhen lassen, in ihrem Herzen denkend: nun, es wird ja wohl so schlimm nicht werden.

Augustinus, infolge seines steifen, systematischen Kopfes, hat durch sein strenges Dogmatifizieren des Christentums, durch sein festes Bestimmen der in der Bibel nur angedeuteten und immer noch auf dunkelem Grunde schwebenden Lehren, diesen so harte Kontoure und jenem eine so herbe Ausführung gegeben, dafs sie uns, heutzutage, anstöfsig wird und eben daher, wie zu seiner eigenen Zeit der Pelagianismus, in der unsrigen der Rationalismus sich dagegen gesetzt hat. Z. B. de civit. Dei, lib. 12, c. 21 kommt die Sache, *in abstracto* genommen, eigentlich so zu stehen: ein Gott schafft ein Wesen aus Nichts, erteilt demselben Verbote und Befehle, und, weil diese nicht befolgt werden, martert er es nun alle endlose Ewigkeit hindurch mit allen erdenklichen Qualen, zu welchem Behuf er alsdann Leib und Seele unzertrennlich verbindet (de civit. Dei, lib. 13, c. 2; c. 11 in fine und 24 in fine), damit nimmermehr die Qual dieses Wesen, durch Zersetzung, vernichten könne und es so davon komme, sondern es, zu ewiger Pein, ewig lebe, — dieser arme Kerl aus Nichts, der doch wenigstens ein Anrecht auf sein ursprüngliches Nichts hat, welche letzte *retraite*, die keinenfalls sehr übel sein kann, ihm doch von Rechtswegen als sein angeerbtes Eigentum gesichert bleiben sollte. Ich wenigstens kann nicht umhin, mit ihm zu sympathisieren. — Nimmt man nun aber noch die übrigen Lehren des

Augustinus hinzu, dafs nämlich dies alles nicht eigentlich von seinem Thun und Lassen abhängt, sondern durch Gnadenwahl vorher ausgemacht war, — da weifs man gar nicht mehr, was man sagen soll. Freilich sagen unsere hochgebildeten Rationalisten: „Das ist ja aber auch alles nicht wahr und blofser Popanz; sondern wir werden in stetigem Fortschritt, von Stufe zu Stufe, uns zu immer gröfserer Vollkommenheit erheben.“ — Da ist's nur schade, dafs wir nicht früher angefangen haben: denn dann wären wir schon da. Unsere Verwirrung bei solchen Äufserungen wird aber noch vermehrt, wenn wir dazwischen einmal auf die Stimme eines argen und sogar verbrannten Ketzers hören, des Jul. Caes. Vaninus: *Si nollet Deus pessimas ac nefarias in orbe vigere actiones, procul dubio uno nutu extra mundi limites omnia flagitia exterminaret profligaretque: quis enim nostrum divinae potest resistere voluntati? quomodo invito Deo patrantur scelera, si in actu quoque peccandi scelestis vires subministrat? Ad haec, si contra Dei voluntatem homo labitur, Deus erit inferior homine, qui ei adversatur, et praevalet. Hinc deducunt, Deus ita desiderat hunc mundum qualis est, si meliorem vellet, meliorem haberet*[1]. (Amphith. exercit. 16, p. 104.) Er hatte nämlich vorher p. 103 gesagt: *Si Deus vult peccata, igitur facit, scriptum est enim, omnia quaecunque voluit fecit. Si non vult, tamen committuntur; erit ergo dicendus improvidus, vel impotens, vel crudelis, cum voti sui compos fieri aut nesciat, aut nequeat, aut negligat.*[2]) Hier wird zugleich klar, warum, bis auf den heutigen Tag,

[1]) Wenn Gott alles Böse und Ruchlose in der Welt nicht wollte, so würde er es ohne Zweifel in einem Nu aus der Welt vertreiben und vernichten: denn wer von uns vermag dem göttlichen Willen Widerstand zu leisten? Wie können gegen den Willen Gottes Verbrechen vollzogen werden, da doch Gott es ist, welcher auch dem Missethäter, im Moment des Verbrechens, die Kraft dazu herleiht? Zudem, fehlte der Mensch wider den göttlichen Willen, so wäre Gott geringer und ohnmächtiger als der sich ihm widersetzende Mensch. Daraus schliefst man, dafs Gott die Welt auch will, wie er sie geschaffen; wollte er sie besser, so würde er auch eine bessere haben.

[2]) Wenn Gott die Sünden will, so läfst er sie geschehen, da es geschrieben steht, alles was er will, thut er. Will er sie nicht, und sie geschehen doch, so mufs man annehmen, er

das Dogma vom freien Willen *mordicus* festgehalten wird; obgleich seit Hobbes bis zu mir alle ernsten und aufrichtigen Denker es als absurd verworfen haben; wie zu ersehen aus meiner gekrönten Preisschrift über die Freiheit des Willens. — Allerdings war es leichter, den Vanini zu verbrennen, als ihn zu widerlegen; daher man ersteres vorzog, nachdem man ihm zuvor die Zunge ausgeschnitten hatte. Letzteres steht noch jetzt jedem offen: möge man sich daran versuchen; jedoch nicht mit hohlem Wortkram, sondern ernstlich, mit Gedanken. —

Die an sich richtige Augustinische Auffassung, von der übergrofsen Zahl der Sünder und der äufserst kleinen der die ewige Seligkeit Verdienenden, findet sich auch im Brahmanismus und Buddhaismus wieder, giebt aber daselbst, infolge der Metempsychose, keinen Anstofs; indem zwar der erstere die endliche Erlösung (final emancipation) und der letztere das Nirwana (beides das Äquivalent unsrer ewigen Seligkeit) auch nur höchst wenigen zuerkennt, welche jedoch nicht etwa dazu privilegiert, sondern mit in früheren Leben aufgehäuften Verdiensten schon auf die Welt gekommen sind und nun auf demselben Wege weitergehen. Dabei werden aber alle übrigen nicht in den ewig brennenden Höllenpfuhl gestürzt, sondern nur in die, ihrem Thun angemessenen Welten versetzt. Wer demnach die Lehrer dieser Religionen früge, wo und was denn jetzt alle jene übrigen, nicht zur Erlösung gelangten, seien, dem würde die Antwort werden: „siehe um dich, hier und dies sind sie: dies ist ihr Tummelplatz, dies ist Sansara, d. h. die Welt des Verlangens, der Geburt, des Schmerzes, des Alterns, der Krankheit und des Todes.“ — Verstehen wir hingegen das in Rede stehende Augustinische Dogma, von der so kleinen Zahl der Auserwählten und der so grofsen der ewig Verdammten, blofs *sensu allegorico,* um es im Sinne unserer Philosophie auszulegen, so stimmt es zu der Wahrheit, dafs allerdings nur wenige zur Verneinung des Willens, und dadurch zur Erlösung von dieser Welt gelangen (wie bei den Buddhaisten zur Nirwana). Was hingegen das Dogma als ewige Ver-

sei nicht vorsehend, oder ohnmächtig, oder grausam, insofern er sich seines Willens nicht bewufst ist, oder ihn nicht durchsetzen kann, oder sich nichts aus dem Bösen macht.

dammnis hypostasiert, ist eben nur diese unsere Welt: der fallen jene übrigen anheim. Sie ist schlimm genug: sie ist Purgatorium, sie ist Hölle, und an Teufeln fehlt es auch nicht darin. Man betrachte nur, was gelegentlich Menschen über Menschen verhängen, mit welchen ausgegrübelten Martern einer den andern langsam zu Tode quält und frage sich, ob Teufel mehr leisten könnten. Imgleichen ist der Aufenthalt in ihr auch endlos für alle die, welche, sich nicht bekehrend, in der Bejahung des Willens zum Leben verharren.

Aber wahrlich, wenn mich ein Hochasiate früge, was Europa sei, so müfste ich ihm antworten: es ist der Weltteil, der gänzlich von dem unerhörten und unglaublichen Wahn besessen ist, dafs die Geburt des Menschen sein absoluter Anfang und er aus dem Nichts hervorgegangen sei.

Im tiefsten Grunde und abgesehen von beiderseitigen Mythologien, ist Buddha's Sansara und Nirwana identisch mit des Augustinus beiden *civitates,* in welche die Welt zerfällt, der *civitas terrena* und *coelestis,* wie er sie darstellt in den Büchern *de civitate Dei,* besonders lib. 14, c. 4 et ultim.; lib. 15, c. 1 und 21; lib. 18 in fine; lib. 21 c. 1. —

Der Teufel ist im Christentum eine höchst nötige Person, als Gegengewicht zur Allgüte, Allweisheit und Allmacht Gottes, als bei welcher gar nicht abzusehen ist, woher denn die überwiegenden, zahllosen und grenzenlosen Übel der Welt kommen sollten, wenn nicht der Teufel da ist, sie auf seine Rechnung zu nehmen. Daher ist, seitdem die Rationalisten ihn abgeschafft haben, der hieraus auf der andern Seite erwachsende Nachteil mehr und mehr und immer fühlbarer geworden; wie dies vorherzusehen war und von den Orthodoxen vorhergesehen wurde. Denn man kann von einem Gebäude nicht einen Pfeiler wegziehen, ohne das übrige zu gefährden. — Hierin bestätigt sich auch, was anderweitig festgestellt ist, dafs nämlich Jehovah eine Umwandlung des Ormuzd und Satan der von ihm unzertrennliche Ahriman ist: Ormuzd selbst aber ist eine Umwandlung des Indra.

Das Christentum hat den eigentümlichen Nachteil, dafs es nicht, wie die andern Religionen, eine reine Lehre ist; sondern es ist wesentlich und hauptsächlich eine Historie, eine Reihe von Begebenheiten, ein Komplex von Thatsachen, von Handlungen und Leiden individueller Wesen: und eben diese Historie macht das Dogma aus, der Glaube an welches

selig macht. Andere Religionen, namentlich der Buddhaismus, haben wohl eine historische Zugabe, am Leben ihres Stifters: aber dieses ist nicht Teil des Dogmas selbst, sondern geht neben demselben her. Man kann z. B. die Lalitavistara wohl insofern dem Evangelio vergleichen, als sie das Leben Shakya Muni's, des Buddha's der gegenwärtigen Weltperiode, enthält: aber dieses bleibt eine vom Dogma, also vom Buddhaismus selbst, völlig gesonderte und verschiedene Sache; schon deswegen, weil die Lebensläufe der früher gewesenen Buddha's auch ganz andere waren, und die der künftigen ganz andere sein werden. Das Dogma ist hier keineswegs mit dem Lebenslauf des Stifters verwachsen und beruht nicht auf individuellen Personen und Thatsachen; sondern ist ein allgemeines, zu allen Zeiten gleichmäfsig gültiges. Daher also ist die Lalitavistara kein Evangelium im christlichen Sinne des Worts, keine frohe Botschaft von einer erlösenden Thatsache, sondern der Lebenslauf dessen, welcher die Anweisung gegeben hat, wie jeder sich selbst erlösen könne. — Von jener historischen Beschaffenheit des Christentums aber kommt es, dafs die Chinesen die Missionäre als Märchenerzähler verspotten. —

Ein anderer, bei dieser Gelegenheit zu erwähnender, aber nicht weg zu erklärender und seine heillosen Folgen täglich manifestierender Grundfehler des Christentums ist, dafs es widernatürlicherweise den Menschen losgerissen hat von der Tierwelt, welcher er doch wesentlich angehört, und ihn nun ganz allein gelten lassen will, die Tiere geradezu als Sachen betrachtend; — während Brahmanismus und Buddhaismus, der Wahrheit getreu, die augenfällige Verwandtschaft des Menschen, wie im allgemeinen mit der ganzen Natur, so zunächst und zumeist mit der tierischen, entschieden anerkennen und ihn stets, durch Metempsychose und sonst, in enger Verbindung mit der Tierwelt darstellen. Die bedeutende Rolle, welche im Brahmanismus und Buddhaismus durchweg die Tiere spielen, verglichen mit der totalen Nullität derselben im Juden-Christentum, bricht, in Hinsicht auf Vollkommenheit, diesem letzteren den Stab; so sehr man auch an solche Absurdität in Europa gewöhnt sein mag. Jenen Grundfehler zu beschönigen, wirklich aber ihn vergröfsernd, finden wir den so erbärmlichen, wie unverschämten, bereits in meiner Ethik S. 239 (2. Aufl.) gerügten Kunstgriff, alle

die natürlichen Verrichtungen, welche die Tiere mit uns gemein haben und welche die Identität unserer Natur mit der ihrigen zunächst bezeugen, wie Essen, Trinken, Schwangerschaft, Geburt, Tod, Leichnam u. a. m. an ihnen durch ganz andere Worte zu bezeichnen, als beim Menschen. Dies ist wirklich ein niederträchtiger Kniff. Der besagte Grundfehler nun aber ist eine Folge der Schöpfung aus Nichts, nach welcher der Schöpfer, Kap. 1 und 9 der Genesis, sämtliche Tiere, ganz wie Sachen und ohne alle Empfehlung zu guter Behandlung, wie sie doch meistens selbst ein Hundeverkäufer, wenn er sich von seinem Zöglinge trennt, hinzufügt, dem Menschen übergiebt, damit er über sie herrsche, also mit ihnen thue was ihm beliebt; worauf er ihn, im zweiten Kapitel, noch dazu zum ersten Professor der Zoologie bestellt, durch den Auftrag, ihnen Namen zu geben, die sie fortan führen sollen; welches eben wieder nur ein Symbol ihrer gänzlichen Abhängigkeit von ihm, d. h. ihrer Rechtlosigkeit ist. — Heilige Ganga! Mutter unsers Geschlechts! dergleichen Historien wirken auf mich, wie Judenpech und *foetor Judaicus!* Aber leider machen die Folgen davon sich bis auf den heutigen Tag fühlbar; weil sie auf das Christentum übergegangen sind, welchem nachzurühmen, dafs seine Moral die allervollkommenste sei, man eben deshalb einmal aufhören sollte. Sie hat wahrlich eine grofse und wesentliche Unvollkommenheit darin, dafs sie ihre Vorschriften auf den Menschen beschränkt und die gesamte Tierwelt rechtlos läfst. Daher nun, in Beschützung derselben gegen den rohen und gefühllosen, oft mehr als bestialischen Haufen, die Polizei die Stelle der Religion vertreten mufs und, weil dies nicht ausreicht, heutzutage Gesellschaften zum Schutze der Tiere, überall in Europa und Amerika, sich bilden, welche hingegen im ganzen unbeschnittenen Asien die überflüssigste Sache von der Welt sein würden, wo die Religion die Tiere genugsam schützt und sogar sie zum Gegenstand positiver Wohlthätigkeit macht, deren Früchte wir z. B. im grofsen Tierspital zu Surate vor uns haben, in welches zwar auch Christen, Mohammedaner und Juden ihre kranken Tiere schicken können, solche aber, nach gelungener Kur, sehr richtig, nicht wiedererhalten; und ebenfalls wann, bei jedem persönlichen Glücksfall, jedem günstigen Ausgang, der Brahmanist, oder Buddhaist nicht etwa ein Te Deum plärrt

sondern auf den Markt geht und Vögel kauft, um vor dem Stadtthore ihre Käfige zu öffnen; wie man dies schon in Astrachan, wo Bekenner aller Religionen zusammentreffen, zu beobachten häufig Gelegenheit hat; und noch in hundert ähnlichen Dingen. Dagegen sehe man die himmelschreiende Ruchlosigkeit, mit welcher unser christlicher Pöbel gegen die Tiere verfährt, sie völlig zwecklos und lachend tötet, oder verstümmelt, oder martert, und selbst die von ihnen, welche unmittelbar seine Ernährer sind, seine Pferde, im Alter auf das äufserste anstrengt, um das letzte Mark aus ihren armen Knochen zu arbeiten, bis sie unter seinen Streichen erliegen. Man möchte wahrlich sagen: die Menschen sind die Teufel der Erde, und die Tiere die geplagten Seelen. Das sind die Folgen jener Installations-Scene im Garten des Paradieses. Denn dem Pöbel ist nur mit Gewalt oder durch Religion beizukommen: hier aber läfst das Christentum uns schmählich im Stich. Ich habe, von sicherer Hand, vernommen, dafs ein protestantischer Prediger, von einer Tierschutzgesellschaft aufgefordert, eine Predigt gegen die Tierquälerei zu halten, erwidert habe, dafs er, bei dem besten Willen, es nicht könne, weil die Religion ihm keinen Anhalt gebe. Der Mann war ehrlich und hatte Recht. Eine Bekanntmachung des so höchst preiswürdigen Münchener Vereins zum Schutz der Tiere, datiert vom 27. Novemb. 1852, bemüht sich, in bester Absicht, „die Schonung der Tierwelt predigende Verordnungen“ aus der Bibel beizubringen und führt an: Sprüche Salomonis 12, 10; Sirach 7, 24; Psalm 147, 9; 104, 14; Hiob 39, 41; Matth. 10, 29. Allein dies ist nur eine *pia fraus*, darauf berechnet, dafs man die Stellen nicht aufschlagen werde: blofs die erste, sehr bekannte Stelle sagt etwas dahin Gehöriges, wiewohl Schwaches: die übrigen reden zwar von Tieren, aber nicht von Schonung derselben. Und was sagt jene Stelle? „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes.“ — „Erbarmt?“ — welch ein Ausdruck. Man erbarmt sich eines Sünders, eines Missethäters, nicht aber eines unschuldigen treuen Tieres, welches oft der Ernährer seines Herrn ist und nichts davon hat als spärliches Futter. „Erbarmt!“ Nicht Erbarmen, sondern Gerechtigkeit ist man dem Tiere schuldig, — und bleibt sie meistens schuldig, in Europa, diesem Weltteil, der vom *foetor Judaicus* so durchzogen ist, dafs die augenfällige simple Wahrheit: „das Tier ist im wesentlichen dasselbe wie der Mensch“ ein anstöfsiges Paradoxon ist. —

Der Schutz der Tiere fällt also den ihn bezweckenden Gesellschaften und der Polizei anheim, die aber beide gar wenig vermögen gegen jene allgemeine Ruchlosigkeit des Pöbels, hier, wo es sich um Wesen handelt, die nicht klagen können, und wo von hundert Grausamkeiten kaum eine gesehen wird, zumal da auch die Strafen zu gelinde sind. In England ist kürzlich Prügelstrafe vorgeschlagen worden, die mir auch ganz angemessen scheint. Jedoch, was soll man vom Pöbel erwarten, wenn es Gelehrte und sogar Zoologen giebt, welche, statt die ihnen so intim bekannte Identität des Wesentlichen in Mensch und Tier anzuerkennen, vielmehr bigott und borniert genug sind, gegen redliche und vernünftige Kollegen, welche den Menschen in die betreffende Tierklasse einreihen, oder die groſse Ähnlichkeit des Schimpanses und Orangutans mit ihm nachweisen, zu polemisieren und zelotisieren. Aber wirklich empörend ist es, wenn der so überaus christlich gesinnte und fromme Jung-Stilling, in seinen „Scenen aus dem Geisterreich“ Bd. 2., Sc. 1., S. 15, folgendes Gleichnis aufbringt: „plötzlich schrumpfte das Gerippe in eine unbeschreiblich scheuſsliche, kleine Zwerggestalt zusammen; so wie eine groſse Kreuzspinne, wenn man sie in den Brennpunkt eines Zündglases bringt und nun das eiterähnliche Blut in der Glut zischt und kocht.“ Also eine solche Schandthat hat dieser Mann Gottes verübt, oder als ruhiger Beobachter mit angesehen, — welches, in diesem Falle, auf eins hinausläuft; — ja, er hat so wenig ein Arges daraus, daſs er sie uns beiläufig, ganz unbefangen erzählt! Das sind die Wirkungen des ersten Kapitels der Genesis und überhaupt der ganzen jüdischen Naturauffassung. Bei den Hindu und Buddhaisten hingegen gilt die Mahavakya (das groſse Wort) „Tat-twam asi“ (dies bist du), welches allezeit über jedes Tier auszusprechen ist, um uns die Identität des innern Wesens in ihm und uns gegenwärtig zu erhalten, zur Richtschnur unsers Thuns. — Geht mir mit euerer allervollkommensten Moral. —

Als ich in Göttingen studierte, sprach Blumenbach, im Kollegio der Physiologie, sehr ernstlich zu uns über das Schreckliche der Vivisektionen, und stellte uns vor, was für eine grausame und entsetzliche Sache sie wären; deshalb man zu ihnen höchst selten und nur bei sehr wichtigen und unmittelbaren Nutzen bringenden Untersuchungen schreiten

solle; dann aber müsse es mit gröfster Öffentlichkeit, im grofsen Hörsaal, nach an alle Mediciner erlassener Einladung geschehen, damit das grausame Opfer auf dem Altar der Wissenschaft den gröfstmöglichsten Nutzen bringe. — Heutzutage hingegen hält jeder Medikaster sich befugt, in seiner Marterkammer die grausamste Tierquälerei zu treiben, um Probleme zu entscheiden, deren Lösung längst in Büchern steht, in welche seine Nase zu stecken er zu faul und unwissend ist. Unsere Ärzte haben nicht mehr die klassische Bildung, wie ehemals, wo sie ihnen eine gewisse Humanität und einen edlen Anstrich verlieh. Das geht jetzt möglichst früh auf die Universität, wo es eben nur sein Pflasterschmieren lernen will, um dann damit auf Erden zu prosperieren. — Besondere Erwähnung verdient die Abscheulichkeit, welche Baron Ernst von Bibra zu Nürnberg begangen hat und *tanquam re bene gesta* mit unbegreiflicher Naivetät dem Publiko erzählt in seinen „Vergleichenden Untersuchungen über das Gehirn des Menschen und der Wirbeltiere“, (Mannheim 1854, p. 131 fg.): er hat zwei Kaninchen planmäfsig tothungern lassen! um die ganz müssige und unnütze Untersuchung anzustellen, ob durch den Hungertod die chemischen Bestandteile des Gehirns eine Proportionsveränderung erlitten! Zum Nutzen der Wissenschaft, — *n'est-ce pas?* Lassen denn diese Herren vom Skalpel und Tiegel sich gar nicht träumen, dafs sie zunächst Menschen und sodann Chemiker sind? Wie kann man ruhig schlafen, während man harmlose, von der Mutter gesäugte Tiere unter Schlofs und Riegeln hat, den martervollen langsamen Hungertod zu erleiden? Schreckt man da nicht auf im Schlaf? Und dies geschieht in Baiern? wo unter den Auspicien des Prinzen Adalbert der würdige und hochverdiente Hofrat Perner dem ganzen Deutschland als Beispiel vorleuchtet im Beschützen der Tiere gegen Roheit und Grausamkeit. Ist in Nürnberg keine Filialgesellschaft der so segensreich thätigen in München? Ist die grausame Handlung des Bibra, wenn sie nicht verhindert werden konnte, ungestraft geblieben? — Am wenigsten aber sollte wer noch so viel aus Büchern zu lernen hat, wie dieser Herr von Bibra, daran denken, die letzten Antworten auf dem Wege der Grausamkeit auszupressen, die Natur auf die Folter zu spannen, um sein Wissen zu bereichern: denn für dieses giebt es noch viele andere

und unschuldige Fundgruben; ohne dafs man nötig hätte, arme hülflose Tiere zu Tode zu martern. Er stellt z. B. ausführliche Untersuchungen an über das Verhältnis des Gewichts des Gehirns zu dem des übrigen Leibes, während, seitdem es Sömmering mit lichtvoller Einsicht herausgefunden hat, allbekannt und unbestritten ist, dafs man das Gewicht des Gehirns nicht im Verhältnis zu dem des ganzen Leibes, sondern zu dem des gesamten übrigen Nervensystems abzuschätzen hat (Vergl. Blumenbachii instit. physiol., edit. quart. 1821, p. 173), und offenbar gehört dies zu den Präliminarkenntnissen, die man haben soll, ehe man unternimmt, experimentierend Untersuchungen über das Gehirn der Menschen und der Tiere anzustellen. Aber freilich, arme Tiere langsam zu Tode zu martern ist leichter, als etwas zu lernen. Was in aller Welt hat das arme harmlose Kaninchen verbrochen, dafs man es einfängt, um es der Pein des langsamen Hungertodes hinzugeben? Zu Vivisektionen ist keiner berechtigt, der nicht schon alles, was über das zu untersuchende Verhältnis in Büchern steht, kennt und weifs. Die französischen Biologen scheinen hier mit dem Beispiel vorangegangen zu sein und die Deutschen eifern ihnen nach im Verhängen der grausamsten Martern über unschuldige Tiere, oft in grofser Anzahl, um rein theoretische, oft sehr futile Fragen zu entscheiden. Zu den Beispielen, die mich besonders empört haben, gehört auch noch dieses: Professor Ludwig Fick in Marburg in seinem Buche „über die Ursachen der Knochenformen“ (1857) berichtet, dafs er jungen Tieren die Augäpfel exstirpiert habe, um eine Bestätigung seiner Hypothese dadurch zu erhalten, dafs jetzt die Knochen in die Lücke hineinwachsen! (S. Centralblatt vom 24. Oktober 1857.)

Offenbar ist es an der Zeit, dafs der jüdischen Naturauffassung in Europa, wenigstens hinsichtlich der Tiere, ein Ende werde, und das ewige Wesen, welches, wie in uns, auch in allen Tieren lebt, als solches erkannt, geschont und geachtet werde. Man mufs an allen Sinnen blind oder durch den *foetor Judaicus* völlig chloroformiert sein, um nicht einzusehen, dafs das Tier im wesentlichen und in der Hauptsache durchaus dasselbe ist, was wir sind, und dafs der Unterschied blofs im Accidenz, dem Intellekt liegt, nicht in der Substanz, welche der Wille ist. Die Welt ist kein Machwerk und die Tiere kein Fabrikat zu unserm

Gebrauch. Dergleichen Ansichten sollten den Synagogen und den philosophischen Auditorien überlassen bleiben, welche im wesentlichen nicht so sehr verschieden sind. Obige Erkenntnis hingegen giebt uns die Regel zur richtigen Behandlung der Tiere an. Den Zeloten und Pfaffen rate ich, hier nicht viel zu widersprechen: denn diesmal ist nicht allein die Wahrheit, sondern auch die Moral auf unserer Seite.[1]) — Die gröfste Wohlthat der Eisenbahnen ist, dafs sie Millionen Pferden ihr jammervolles Dasein ersparen. —

Es ist leider wahr, dafs der nach dem Norden gedrängte und dadurch weifs gewordene Mensch des Fleisches der Tiere bedarf; wiewohl es in England *vegetarians* giebt: dann aber soll man den Tod solcher Tiere ihnen ganz unfühlbar machen durch Chloroform und rasches Treffen der letalen Stelle; und zwar nicht aus „Erbarmen", wie das A. T. sich ausdrückt, sondern aus verfluchter Schuldigkeit gegen das ewige Wesen, welches, wie in uns, in allen Tieren lebt. Man sollte alle zu schlachtenden Tiere zuvor chloroformieren: dies würde ein edeles, die Menschen ehrendes Verfahren sein, bei welchem die höhere Wissenschaft des Occidents und die höhere Moral des Orients Hand in Hand gingen, indem Brahmanismus und Buddhaismus ihre Vorschriften nicht auf „den Nächsten" beschränken, sondern „alle lebenden Wesen" unter ihren Schutz nehmen.

Erst, wenn jene einfache und über allen Zweifel erhabene Wahrheit, dafs die Tiere in der Hauptsache und im wesentlichen ganz dasselbe sind, was wir, in's Volk gedrungen sein wird, werden die Tiere nicht mehr als rechtlose Wesen dastehen und demnach der bösen Laune und Grausamkeit jedes rohen Buben preisgegeben sein; — und wird es nicht jedem Medikaster freistehen, jede abenteuerliche Grille seiner Unwissenheit durch die gräfslichste Qual einer Unzahl Tiere auf die Probe zu stellen, wie heutzutage geschieht. Allerdings ist zu berücksichtigen, dafs die Tiere jetzt wohl meistens chloroformiert werden, wodurch diesen, während

[1]) Missionäre schicken sie den Brahmanen und Buddhaisten, um ihnen den „wahren Glauben" beizubringen: aber diese, wenn sie erfahren, wie in Europa mit den Tieren umgegangen wird, fassen den tiefsten Abscheu gegen Europäer und ihre Glaubenslehren. (Anm. Schopenhauers.)

der Operation, die Qual erspart wird und nach derselben ein schneller Tod sie erlösen kann. Jedoch bleibt, bei den jetzt so häufigen, auf die Thätigkeit des Nervensystems und seine Sensibilität gerichteten Operationen, dieses Mittel notwendig ausgeschlossen, da es gerade das hier zu Beobachtende aufhebt. Und leider wird zu den Vivisektionen am häufigsten das moralisch edelste aller Tiere genommen: der Hund, welchen überdies sein sehr entwickeltes Nervensystem für den Schmerz empfänglicher macht.

Die Tierschutzgesellschaften, in ihren Ermahnungen, brauchen noch immer das schlechte Argument, dafs Grausamkeit gegen Tiere zu Grausamkeit gegen Menschen führe; — als ob blofs der Mensch ein unmittelbarer Gegenstand der moralischen Pflicht wäre, das Tier blofs ein mittelbarer, an sich eine blofse Sache! Pfui! (Vergl. die beiden Grundprobleme der Ethik [2. Aufl.] S. 161 und 238 fg.[1])

§. 179.

Über Theismus.

Wie der Polytheismus die Personifikation einzelner Teile und Kräfte der Natur ist, so ist der Monotheismus die der ganzen Natur, — mit einem Schlage. —

Wenn ich aber suche, mir vorstellig zu machen, dafs ich vor einem individuellen Wesen stände, zu dem ich sagte: „mein Schöpfer! ich bin einst nichts gewesen: du aber hast mich hervorgebracht, so dafs ich jetzt etwas und zwar ich bin;“ — und dazu noch: „ich danke dir für diese Wohlthat;“ — und am Ende gar: „wenn ich nichts getaugt habe, so ist das meine Schuld;“ — so mufs ich gestehen, dafs infolge philosophischer und indischer Studien mein Kopf unfähig ge-

[1]) „Pfui!“ ruft Schopenhauer aus, „über eine solche Parias-, Tschandalas- und Mlekhas-Moral, — die das ewige Wesen verkennt, welches in allem, was Leben hat, da ist, und aus allen Augen, die das Sonnenlicht sehen, mit unergründlicher Bedeutsamkeit hervorleuchtet.“ — „Mitleid mit Tieren hängt mit der Güte des Charakters so genau zusammen, dafs man zuversichtlich behaupten darf, wer gegen Tiere grausam ist, könne kein guter Mensch sein. Auch zeigt dieses Mitleid sich als aus derselben Quelle mit der gegen Menschen zu übenden Tugend entsprungen“ — nämlich aus der Erkenntnis des „grofsen Wortes“: „Tat-twam-âsi“ = das bist du: Dein Wesen ist dem aller übrigen Lebenden identisch.

worden ist, einen solchen Gedanken auszuhalten. Derselbe ist übrigens das Seitenstück zu dem, welchen Kant uns vorführt in der Kritik der reinen Vernunft (im Abschnitt „von der Unmöglichkeit eines kosmologischen Beweises“): „man kann sich des Gedankens nicht erwehren, man kann ihn aber auch nicht ertragen: dafs ein Wesen, welches wir uns auch als das höchste unter allen möglichen vorstellen, gleichsam zu sich selbst sage: Ich bin von Ewigkeit zu Ewigkeit, aufser mir ist nichts, ohne das, was blofs durch meinen Willen etwas ist: aber woher bin ich denn?“ — Beiläufig gesagt, hat so wenig diese letzte Frage, als der ganze eben angeführte Abschnitt, die Philosophieprofessoren seit Kant abgehalten, zum beständigen Hauptthema alles ihres Philosophierens das Absolutum zu machen, d. h. plan geredet, das, was keine Ursach hat. Das ist so recht ein Gedanke für sie. Überhaupt sind diese Leute unheilbar, und ich kann nicht genugsam anraten, mit ihren Schriften und Vorträgen keine Zeit zu verlieren.

Ob man sich ein Idol macht aus Holz, Stein, Metall, oder es zusammensetzt aus abstrakten Begriffen, ist einerlei: es bleibt Idololatrie, sobald man ein persönliches Wesen vor sich hat, dem man opfert, das man anruft, dem man dankt. Es ist auch im Grunde so verschieden nicht, ob man seine Schafe, oder seine Neigungen opfert. Jeder Ritus oder Gebet zeugt unwidersprechlich von Idololatrie. Daher stimmen die mystischen Sekten aus allen Religionen darin überein, dafs sie allen Ritus für ihre Adepten aufheben.

§. 180.

A. und N. T.

Das Judentum hat zum Grundcharakter Realismus und Optimismus, welche nahe verwandt und die Bedingungen des eigentlichen Theismus sind; da dieser die materielle Welt für absolut real und das Leben für ein uns gemachtes, angenehmes Geschenk ausgiebt. Brahmanismus und Buddhaismus haben, im Gegenteil, zum Grundcharakter Idealismus und Pessimismus; da sie der Welt nur eine traumartige Existenz zugestehen und das Leben als Folge unserer Schuld betrachten. In der Zendavestalehre, welcher bekanntlich das Judentum entsprossen ist, wird das pessimistische Element doch noch durch den Ahriman vertreten. Im Judentum hat aber dieser nur noch eine untergeordnete Stelle, als Satan,

welcher jedoch, eben wie Ahriman, auch Urheber der Schlangen, Skorpionen und des Ungeziefers ist. Das Judentum verwendet ihn sogleich zur Nachbesserung seines optimistischen Grundirrtums, nämlich zum Sündenfall, der nun das, zur Steuer der augenscheinlichsten Wahrheit erforderte, pessimistische Element in jene Religion bringt und noch der richtigste Grundgedanke in derselben ist; obwohl er in den Verlauf des Daseins verlegt, was als Grund desselben und ihm vorhergängig dargestellt werden müfste.

Eine schlagende Bestätigung, dafs Jehova Ormuzd sei, liefert das erste Buch Esra in der LXX, also ὁ ἱερευς A (c. 6 v. 24), von Luther weggelassen: „Kyros, der König, liefs das Haus des Herrn zu Jerusalem bauen, wo ihm durch das immerwährende Feuer geopfert wird.“ — Auch das zweite Buch der Makkabäer, Kap. 1 und 2, auch Kap. 13, 8 beweist, dafs die Religion der Juden die der Perser gewesen ist, da erzählt wird, die in die babylonische Gefangenschaft abgeführten Juden hätten, unter Leitung des Nehemias, zuvor das geheiligte Feuer in einer ausgetrockneten Cisterne verborgen, daselbst sei es unter Wasser geraten, durch ein Wunder später wieder angefacht, zu grofser Erbauung des Perserkönigs. Den Abscheu gegen Bilderdienst und daher das Nichtdarstellen der Götter im Bilde hatten, wie die Juden, so auch die Perser. (Auch Spiegel, über die Zendreligion, lehrt enge Verwandtschaft zwischen Zendreligion und Judentum, will aber, dafs erstere vom letztern stamme). — Wie Jehovah eine Transformation des Ormuzd, so ist die entsprechende des Ahriman der Satan, d. h. der Widersacher, nämlich des Ormuzd. (Luther hat „Widersacher“, wo die Septuaginta „Satan“ hat, z. B. I. Kön. 11, 23.) Es scheint, dafs der Jehovahdienst unter Josias mit Beihülfe des Hilkias entstanden, d. h. von den Parsen angenommen und durch Esra bei der Wiederkehr aus der babylonischen Verbannung vollendet ist. Denn bis Josias und Hilkias hat offenbar Naturreligion, Sabäismus, Verehrung des Belus, der Astarte u. a. m. in Judäa geherrscht, auch unter Salomo. (Siehe die Bücher der Könige über Josias und Hilkias.) [1]) — Beiläufig sei hier,

[1]) Sollte die sonst unerklärliche Gnade, welche, nach Esra, Kyros und Darius den Juden erzeigen und deren Tempel wiederherstellen lassen, vielleicht darauf beruhen, dafs die Juden, welche bis dahin den Baal, die Astarte, den Moloch u. s. w.

als Bestätigung des Ursprungs des Judentums aus der Zendreligion, angeführt, dafs, nach dem A. T. und andern jüdischen Autoritäten, die Cherubim stierköpfige Wesen sind, auf welchen der Jehovah reitet. (Psalm 99, 1. In der Septuaginta, Kön. Buch 2, c. 6, 2 und c. 22, 11; Buch 4, c. 19, 15: *ὁ καθημενος ἐπι των Χερουβιμ.*) Derartige Tiere, halb Stier, halb Mensch, auch halb Löwe, der Beschreibung Ezechiels, Kap. 1 und 10, sehr ähnlich, finden sich auf den Skulpturen in Persepolis, besonders aber unter den in Mosul und Nimrud gefundenen assyrischen Statuen, und sogar ist in Wien ein geschnittener Stein, welcher den Ormuzd auf einem solchen Ochsen-Cherubim reitend darstellt: worüber das Nähere in den Wiener Jahrbüchern der Litteratur, September 1833, Rec. der Reisen in Persien. Die ausführliche Darlegung jenes Ursprungs hat übrigens geliefert J. G. Rhode, in seinem Buche „die heilige Sage des Zendvolks.“ Dies alles wirft Licht auf den Stammbaum des Jehovah.

Das N. T. hingegen mufs irgendwie indischer Abstammung sein: davon zeugt seine durchaus indische, die Moral in die Askese überführende Ethik, sein Pessimismus und sein Avatar. Durch eben diese aber steht es mit dem A. T. in entschiedenem, innerlichem Widerspruch; so dafs nur die Geschichte vom Sündenfall da war, ein Verbindungsglied, dem es angehängt werden konnte, abzugeben. Denn

angebetet hatten, in Babylon, nach dem Siege der Perser, den Zoroaster-Glauben angenommen haben, und nun dem Ormuzd, unter dem Namen Jehovah, dienten? Dazu stimmt sogar, dafs (was sonst absurd wäre) Kyros zum Gotte Israels betet. (Esra I, c. 2, v. 3 in LXX.) Alle vorhergehenden Bücher des A. T. sind entweder später, also nach der babylonischen Gefangenschaft, abgefafst, oder wenigstens die Jehovahlehre später hineingetragen. Übrigens lernt man durch den Esra, I, c. 8 und 9, das Judentum von seiner schändlichsten Seite kennen: hier handelt das auserwählte Volk nach dem empörenden und ruchlosen Vorbilde seines Stammvaters Abraham: wie dieser die Hagar mit dem Ismael fortjagte, so werden die Weiber, nebst ihren Kindern, welche Juden während der babylonischen Gefangenschaft geheiratet hatten, weggejagt; weil sie nicht von der Rasse Mauschel sind. Etwas Nichtswürdigeres läfst sich kaum denken. Wenn nicht etwa jene Schurkerei des Abraham erfunden ist, um die grofsartigere des ganzen Volkes zu beschönigen. (Anm. Schopenhauers.)

als jene indische Lehre den Boden des gelobten Landes betrat, entstand die Aufgabe, die Erkenntnis der Verderbnis und des Jammers der Welt, ihrer Erlösungsbedürftigkeit und des Heils durch einen Avatar, nebst der Moral der Selbstverleugnung und Bufse — mit dem jüdischen Monotheismus und seinem παντα καλα λιαν zu vereinigen. Und es ist gelungen, so gut es konnte, so gut nämlich zwei so ganz heterogene, ja entgegengesetzte Lehren sich vereinigen liefsen.

Wie eine Epheuranke, da sie der Stütze und des Anhalts bedarf, sich um einen roh behauenen Pfahl schlingt, seiner Ungestalt sich überall anbequemend, sie wiedergebend, aber mit ihrem Leben und Liebreiz bekleidet, wodurch, statt seines, ein erfreulicher Anblick sich uns darstellt; so hat die aus indischer Weisheit entsprungene Christuslehre den alten, ihr ganz heterogenen Stamm des rohen Judentums überzogen, und was von seiner Grundgestalt hat beibehalten werden müssen, ist in etwas ganz anderes, etwas Lebendiges und Wahres, durch sie verwandelt: es scheint dasselbe, ist aber ein wirklich anderes.

Der von der Welt gesonderte Schöpfer aus Nichts ist nämlich identifiziert mit dem Heiland und durch ihn mit der Menschheit, als deren Stellvertreter dieser dasteht, da sie in ihm erlöst wird, wie sie im Adam gefallen war und seitdem in den Banden der Sünde, des Verderbens, des Leidens und des Todes verstrickt lag. Denn als alles dieses stellt hier, so gut wie im Buddhaismus, die Welt sich dar; — nicht mehr im Lichte des jüdischen Optimismus, welcher „alles sehr schön" (παντα καλα λιαν) gefunden hatte: vielmehr heifst jetzt der Teufel selbst „Fürst dieser Welt", — ὁ αρχων του κοσμου τουτου (Joh. 12, 32), wörtlich Weltregierer. Die Welt ist nicht mehr Zweck, sondern Mittel: das Reich der ewigen Freuden liegt jenseit derselben und des Todes. Entsagung in dieser Welt und Richtung aller Hoffnung auf eine bessere ist der Geist des Christentums. Den Weg zu einer solchen aber öffnet die Versöhnung, d. i. die Erlösung von der Welt und ihren Wegen. In der Moral ist an die Stelle des Vergeltungsrechtes das Gebot der Feindesliebe getreten, an die des Versprechens zahlloser Nachkommenschaft die Verheifsung des ewigen Lebens, und an die des Heimsuchens der Missethat an den Kindern bis ins vierte Glied der heilige Geist, der alles überschattet.

So sehen wir durch die Lehren des N. T. die des alten rektifiziert und umgedeutet, wodurch im innersten und wesentlichen eine Übereinstimmung mit den alten Religionen Indiens zu Wege gebracht wird. Alles, was im Christentum Wahres ist, findet sich auch im Brahmanismus und Buddhaismus. Aber die jüdische Ansicht von einem belebten Nichts, einem zeitlichen Machwerk, welches sich für eine ephemere Existenz, voll Jammer, Angst und Not, nicht demütig genug bedanken und den Jehovah dafür preisen kann, — wird man im Hinduismus und Buddhaismus vergeblich suchen. Denn wie ein aus fernen tropischen Gefilden, über Berge und Ströme hergewehter Blütenduft, ist im N. T. der Geist der indischen Weisheit zu spüren. Vom A. T. hingegen paſst zu dieser nichts, als nur der Sündenfall, der eben als Korrektiv des optimistischen Theismus sogleich hat hinzugefügt werden müssen und an den denn auch das N. T. sich anknüpfte, als an den einzigen ihm sich darbietenden Anhaltspunkt.

Wie nun aber zur gründlichen Kenntnis einer Species die ihres *Genus* erfordert ist; dieses selbst jedoch wieder nur in seinen *speciebus* erkannt wird; so ist zum gründlichen Verständnis des Christentums die Kenntnis der beiden andern weltverneinenden Religionen, also des Brahmanismus und Buddhaismus erforderlich, und zwar eine solide und möglichst genaue. Denn, wie allererst das Sanskrit uns das recht gründliche Verständnis der griechischen und lateinischen Sprache eröffnet, so Brahmanismus und Buddhaismus das des Christentums.

Ich hege sogar die Hoffnung, daſs einst mit den indischen Religionen vertraute Bibelforscher kommen werden, welche die Verwandtschaft derselben mit dem Christentum auch durch ganz spezielle Züge werden belegen können. Bloſs versuchsweise mache ich einstweilen auf folgenden aufmerksam. In der Epistel des Jakobus (Jak. 3, 6), ist der Ausdruck ὁ τροχὸς τῆς γενέσεως (wörtlich „das Rad der Entstehung“) von jeher eine *crux interpretum* gewesen. Im Buddhaismus ist aber das Rad der Seelenwanderung ein sehr geläufiger Begriff. In Abel Rémusat's Übersetzung des Foe-Kue-ki heiſst es S. 28: *la roue est l'emblème de la transmigration des âmes, qui est comme un cercle sans commencement ni fin.* S. 179: *la roue est un emblème familier aux Bouddhistes, il exprime le passage successif de l'âme dans le cercle*

des divers modes d'existence. S. 282 sagt der Buddha selbst: *qui ne connaît pas la raison, tombera par le tour de la roue dans la vie et la mort.* In Burnouf's *introduction à l'histoire du Buddhisme* finden wir, Vol. 1, p. 434, die bedeutsame Stelle: *il reconnut ce que c'est que la roue de la transmigration, qui porte cinq marques, qui est à la fois mobile et immobile*; *et ayant triomphé de toutes les voies par lesquelles on entre dans le monde, en les détruisant,* etc. In Spence Hardy, Eastern Monachism (Lond. 1850) ist p. 6 zu lesen: *like the revolutions of a wheel, there is a regular succession of death and birth, the moral cause of which is the cleaving to existing objects, whilst the instrumental cause is karma (action).* Siehe daselbst p. 193 und 223, 24. Auch im Prabodh'-Chandrodaya (Akt 4, Sc. 3) steht: *Ignorance is the source of Passion, who turns the wheel of this mortal existence.* (Siehe Prabod'h Chandrodaya transl. by Taylor, Lond. 1812, p. 49.) Vom beständigen Entstehen und Vergehen successiver Welten heifst es in der Darlegung des Buddhaismus nach birmanischen Texten, von Buchanan, in den Asiatic researches Vol. 6, p. 181: *the successive destructions and reproductions of the world resemble a great wheel, in which we can point out neither beginning nor end.* (Dieselbe Stelle, nur länger, steht in Sangermano, description of the Burmese Empire, Rome 1833, p. 7.) In Menu's Verordnungen (XII, 124) heifst es: *It is He* (Brahma), *who, pervading all beings in five elemental forms, causes them by the gradations of birth, growth and dissolution, to revolve in this world, until they deserve beatitude, like the wheels of a car.* (Siehe Institutes of Hindu Law: or, the ordinances of Menu, according to the Gloss of Cullúca. Translated by William Jones, chapt. XII, 124.)

Nach Graul's Glossar ist Hansa ein Synonym von Saniassi. — Sollte der Name Johannes (aus dem wir Hans machen) damit (und mit seinem Saniassileben in der Wüste) zusammenhängen?

Eine ganz äufserliche und zufällige Ähnlichkeit des Buddhaismus mit dem Christentum ist die, dafs er im Lande seiner Entstehung nicht herrschend ist, also beide sagen müssen: *προφητης εν τῃ ιδιᾳ πατριδι τιμην ουκ εχει.*[1])

[1]) Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterland.

Wollte man, um jene Übereinstimmung mit den indischen Lehren zu erklären, sich in allerlei Konjekturen ergehen, so könnte man annehmen, dafs der evangelischen Notiz von der Flucht nach Ägypten etwas Historisches zum Grunde läge und dafs Jesus, von ägyptischen Priestern, deren Religion indischen Ursprungs gewesen ist, erzogen, von ihnen die indische Ethik und den Begriff des Avatars angenommen hätte und nachher bemüht gewesen wäre, solche daheim den jüdischen Dogmen anzupassen und sie auf den alten Stamm zu pfropfen. Gefühl eigener moralischer und intellektueller Überlegenheit hätte ihn endlich bewogen, sich selbst für einen Avatar zu halten und demgemäfs sich des Menschen Sohn zu nennen, um anzudeuten, dafs er mehr als ein blofser Mensch sei. Sogar liefse sich denken, dafs, bei der Stärke und Reinheit seines Willens, und vermöge der Allmacht, die überhaupt dem Willen als Ding an sich zukommt und die wir aus dem animalischen Magnetismus und den diesem verwandten magischen Wirkungen kennen, er auch vermocht hätte, sogenannte Wunder zu thun, d. h. mittelst des metaphysischen Einflusses des Willens zu wirken; wobei denn ebenfalls der Unterricht der ägyptischen Priester ihm zu statten gekommen wäre. Diese Wunder hätte dann nachher die Sage vergröfsert und vermehrt. (Denn ein eigentliches Wunder wäre überall ein *démenti*, welches die Natur sich selber gäbe.) (Die Evangelien wollten ihre Glaubwürdigkeit durch den Bericht von Wundern unterstützen, haben sie aber gerade dadurch unterminiert.) Inzwischen wird es uns nur unter Voraussetzungen solcher Art einigermafsen erklärlich, wie Paulus, dessen Hauptbriefe doch wohl echt sein müssen, einen damals noch so kürzlich, dafs noch viele Zeitgenossen desselben lebten, Verstorbenen ganz ernstlich als inkarnierten Gott und als eins mit dem Weltschöpfer darstellen kann; indem doch sonst ernstlich gemeinte Apotheosen dieser Art und Gröfse vieler Jahrhunderte bedürfen, um allmählich heranzureifen. Andererseits aber könnte man daher ein Argument gegen die Echtheit der Paulinischen Briefe überhaupt nehmen.

Dafs überhaupt unsern Evangelien irgend ein Original, oder wenigstens Fragment aus der Zeit und Umgebung Jesu selbst zum Grunde liege, möchte ich schliefsen gerade aus der so anstöfsigen Prophezeiung des Weltendes und der glorreichen Wiederkehr des Herrn in den Wolken, welche statt

haben soll, noch bei Lebzeiten einiger, die bei der Verheifsung gegenwärtig waren. Dafs nämlich diese Verheifsung unerfüllt geblieben, ist ein überaus verdriefslicher Umstand, der nicht nur in späteren Zeiten Anstofs gegeben, sondern schon dem Paulus und Petrus Verlegenheiten bereitet hat, welche in des Reimarus sehr lesenswertem Buche „vom Zwecke Jesu und seiner Jünger“ §§ 42—44 ausführlich erörtert sind. Wären nun die Evangelien, etwa hundert Jahre später, ohne vorliegende gleichzeitige Dokumente verfafst, so würde man sich wohl gehütet haben, dergleichen Prophezeiungen hinein zu bringen, deren so anstöfsige Nichterfüllung damals schon am Tage lag. Ebensowenig würde man in die Evangelien alle jene Stellen hineingebracht haben, aus welchen Reimarus sehr scharfsinnig das konstruiert, was er das erste System der Jünger nennt und wonach ihnen Jesus nur ein weltlicher Befreier der Juden war; wenn nicht die Abfasser der Evangelien auf Grundlage gleichzeitiger Dokumente gearbeitet hätten, die solche Stellen enthielten. Denn sogar eine blofs mündliche Tradition unter den Gläubigen würde Dinge, die dem Glauben Ungelegenheiten bereiteten, haben fallen lassen. Beiläufig gesagt, hat Reimarus unbegreiflicherweise die seiner Hypothese vor allen andern günstige Stelle Joh. 11, 48 (zu vergleichen mit 1, 50 und 6, 15) übersehen, imgleichen auch Matth. 27, V. 28—30; Luk. 23, V. 1—4, 37, 38 und Joh. 19, V. 19—22. Wollte man aber diese Hypothese ernstlich geltend machen und durchführen, so müfste man annehmen, dafs der religiöse und moralische Gehalt des Christentums von alexandrinischen, der indischen und buddhaistischen Glaubenslehren kundigen Juden zusammengestellt und dann ein politischer Held, mit seinem traurigen Schicksale, zum Anknüpfungspunkte derselben gemacht sei, indem man den ursprünglich irdischen Messias in einen himmlischen umschuf. Allerdings hat dies sehr viel gegen sich. Jedoch bleibt das von Straufs aufgestellte mythische Prinzip zur Erklärung der evangelischen Geschichte, wenigstens für die Einzelheiten derselben, gewifs das richtige: und es wird schwer auszumachen sein, wie weit es sich erstreckt. Was überhaupt es mit dem Mythischen für eine Bewandnis habe, mufs man sich an näher liegenden und weniger bedenklichen Beispielen klar machen. So z. B. ist, im ganzen Mittelalter, sowohl in Frankreich, wie in England, der König Arthur

eine festbestimmte, sehr thatenreiche, wundersame, stets mit gleichem Charakter und mit derselben Begleitung auftretende Person und macht, mit seiner Tafelrunde, seinen Rittern, seinen unerhörten Heldenthaten, seinem wunderlichen Seneschall, seiner treulosen Gattin, nebst deren Lancelot vom See u. s. w., das stehende Thema der Dichter und Romanenschreiber vieler Jahrhunderte aus, welche sämtlich uns die nämlichen Personen mit denselben Charakteren vorführen, auch in den Begebenheiten ziemlich übereinstimmen, nur aber im Kostüme und den Sitten, nämlich nach Maſsgabe ihres jedesmaligen eigenen Zeitalters, stark von einander abweichen. Nun hatte, vor einigen Jahren, das französische Ministerium den Herrn de la Villemarqué nach England gesandt, um den Ursprung der Mythen von jenem König Arthur zu untersuchen. Da ist, hinsichtlich des zum Grunde liegenden Faktischen, das Ergebnis gewesen, daſs, im Anfang des sechsten Jahrhunderts, in Wales, ein kleiner Häuptling, namens Arthur, gelebt hat, der unverdrossen mit den eingedrungenen Sachsen kämpfte, dessen unbedeutende Thaten jedoch vergessen sind. Aus dem also ist, der Himmel weiſs warum, eine so glänzende, viele Jahrhunderte hindurch, in unzähligen Liedern, Romanzen und Romanen celebrierte Person geworden. Man sehe: *Contes populaires des anciens Bretons, avec un essay sur l'origine des épopées sur la table ronde*, par Th. de la Villemarqué. 2 Vol. 1842, wie auch *the life of king Arthur, from ancient historians and authentic documents,* by Ritson, 1825, darin er als eine ferne, undeutliche Nebelgestalt, jedoch nicht ohne realen Kern erscheint. — Fast ebenso verhält es sich mit dem Roland, welcher der Held des ganzen Mittelalters ist und in zahllosen Liedern, epischen Gedichten und Romanen, auch sogar durch Rolandssäulen celebriert wird, bis er zuletzt noch dem Ariosto seinen Stoff liefert und daraus verklärt aufersteht: dieser nun wird von der Geschichte nur ein einziges Mal, gelegentlich und mit drei Worten erwähnt, indem nämlich Eginhard ihn unter den bei Roncesvall gebliebenen Notabeln mit aufzählt als *Hroudlandus, Britannici limitis praefectus,* und das ist alles, was wir von ihm wissen; wie alles, was wir von Jesus Christus eigentlich wissen, die Stelle im Tacitus (Annal. L. XV, c. 44 [1]) ist. Noch ein anderes Beispiel liefert der

[1]) Also nicht mehr, als daſs „Christus unter der Regierung des Tiberius vom Prokurator Pontius Pilatus hingerichtet worden

weltberühmte Cid der Spanier, welchen Sagen und Chroniken, vor allem aber die Volkslieder in dem so berühmten, wunderschönen Romancero, endlich auch noch Corneille's bestes Trauerspiel, verherrlichen und dabei auch in den Hauptbegebenheiten, namentlich was die Chimene betrifft, ziemlich übereinstimmen; während die spärlichen historischen Data über ihn nichts ergeben, als einen zwar tapfern Ritter und ausgezeichneten Heerführer, aber von sehr grausamem und treulosem, ja feilem Charakter, bald dieser bald jener Partei und öfter den Saracenen, als den Christen dienend; beinahe wie ein Condottiere; jedoch mit einer Chimene verheiratet; wie das Nähere zu ersehen ist aus den *recherches sur l'histoire de l'Espagne par Dozy*, 1849. Bd. 1, — der zuerst an die rechte Quelle gekommen zu sein scheint. — Was mag wohl die historische Grundlage der Ilias sein? — Ja, um die Sache ganz in der Nähe zu haben, denke man an das Histörchen vom Apfel des Newton, dessen Grundlosigkeit ich bereits oben, § 88, erörtert habe, welches jedoch in tausend Büchern wiederholt worden ist; wie denn sogar Euler, im 1. Bande seiner Briefe an die Prinzessin, nicht verfehlt hat, es recht *con amore* auszumalen. — Wenn es überhaupt mit aller Geschichte viel auf sich haben sollte, müfste unser Geschlecht nicht ein so erzlügenhaftes sein, wie es leider ist.

§. 181.

Sekten.

Der Augustinismus, mit seinem Dogma von der Erbsünde und was sich daran knüpft, ist, wie schon gesagt, das eigentliche und wohlverstandene Christentum. Der Pelagianismus hingegen ist das Bemühen, das Christentum zum plumpen und platten Judentum und seinem Optimismus zurückzubringen.

Den die Kirche beständig teilenden Gegensatz zwischen Augustinismus und Pelagianismus könnte man, als auf seinen letzten Grund, darauf zurückführen, dafs ersterer vom Wesen an sich der Dinge, letzterer hingegen von der Erscheinung redet, die er jedoch für das Wesen nimmt. Z. B. der Pelagianer leugnet die Erbsünde; da das Kind, welches noch

war" (Christus, Tiberio imperitante, per Procuratorem Pontium Pilatum supplicio affectus erat).

gar nichts gethan hat, unschuldig sein müsse; — weil er nicht einsieht, dafs zwar als Erscheinung das Kind erst anfängt zu sein, nicht aber als Ding an sich. Ebenso steht es mit der Freiheit des Willens, dem Versöhnungstode des Heilands, der Gnade, kurz mit allem. — Infolge seiner Begreiflichkeit und Plattheit herrscht der Pelagianismus immer vor: mehr als je aber jetzt, als Rationalismus. Gemildert pelagianisch ist die griechische Kirche und seit dem Concilio Tridentino ebenfalls die katholische, die sich dadurch in Gegensatz zum augustinisch und daher mystisch gesinnten Luther, wie auch zu Calvin, hat stellen wollen: nicht weniger sind die Jesuiten semipelagianisch. Hingegen sind die Jansenisten augustinisch und ihre Auffassung möchte wohl die echteste Form des Christentums sein. Denn der Protestantismus ist dadurch, dafs er das Cölibat und überhaupt die eigentliche Askese, wie auch deren Repräsentanten, die Heiligen, verwarf, zu einem abgestumpften, oder vielmehr abgebrochenen Christentum geworden, welchem die Spitze fehlt: es läuft in nichts aus.

§. 182.
Rationalismus.

Der Mittelpunkt und das Herz des Christentums ist die Lehre vom Sündenfall, von der Erbsünde, von der Heillosigkeit unsers natürlichen Zustandes und der Verderbtheit des natürlichen Menschen, verbunden mit der Vertretung und Versöhnung durch den Erlöser, deren man teilhaft wird durch den Glauben an ihn. Dadurch nun aber zeigt dasselbe sich als Pessimismus, ist also dem Optimismus des Judentums, wie auch des echten Kindes desselben, des Islams, gerade entgegengesetzt, hingegen dem Brahmanismus und Buddhaismus verwandt. — Dadurch, dafs im Adam alle gesündigt haben und verdammt sind, im Heiland hingegen alle erlöst werden, ist auch ausgedrückt, dafs das eigentliche Wesen und die wahre Wurzel des Menschen nicht im Individuo liegt, sondern in der Species, welche die (platonische) Idee des Menschen ist, deren auseinandergezogene Erscheinung in der Zeit die Individuen sind.

Der Grundunterschied der Religionen liegt darin, ob sie Optimismus oder Pessimismus sind; keineswegs darin, ob Monotheismus, Polytheismus, Trimurti, Dreieinigkeit, Pantheismus, oder Atheismus (wie der Buddhaismus). Dieserwegen

sind A. T. und N. T. einander diametral entgegengesetzt und ihre Vereinigung bildet einen wunderlichen Kentauren. Das A. T. nämlich ist Optimismus, das N. T. Pessimismus. Jenes stammt erwiesenermafsen von der Ormuzdlehre; dieses ist, seinem innern Geiste nach, dem Brahmanismus und Buddhaismus verwandt, also wahrscheinlich auch historisch irgendwie aus ihnen abzuleiten. Jenes ist eine Musik in Dur, dieses ist in Moll. Blofs der Sündenfall macht im A. T. eine Ausnahme, bleibt aber unbenutzt, steht da wie ein *hors d'œuvre*, bis das Christentum ihn, als seinen allein passenden Anknüpfungspunkt wieder aufnimmt.

Allein jenen oben angegebenen Grundcharakter des Christentums, welchen Augustinus, Luther und Melanchthon sehr richtig aufgefafst und möglichst systematisiert hatten, suchen unsere heutigen Rationalisten, in die Fufsstapfen des Pelagius tretend, nach Kräften zu verwischen und hinauszuexegesieren, um das Christentum zurückzuführen auf ein nüchternes, egoistisches, optimistisches Judentum, mit Hinzufügung einer bessern Moral und eines künftigen Lebens, welches der konsequent durchgeführte Optimismus verlangt, damit nämlich die Herrlichkeit nicht so schnell ein Ende nehme und der Tod, der gar zu laut gegen die optimistische Ansicht schreit und wie der steinerne Gast am Ende zum fröhlichen Don Juan eintritt, abgefertigt werde. — Diese Rationalisten sind ehrliche Leute, jedoch platte Gesellen, die vom tiefen Sinne des neutestamentlichen Mythos keine Ahnung haben und nicht über den jüdischen Optimismus hinaus können, welcher ihnen fafslich ist und zusagt. Sie wollen die nackte, trockene Wahrheit, im Historischen, wie im Dogmatischen. Man kann sie dem Euhemerismus des Altertums vergleichen. Freilich ist, was die Supranaturalisten bringen, im Grunde eine Mythologie: aber dieselbe ist das Vehikel wichtiger tiefer Wahrheiten, welche dem Verständnis des grofsen Haufens nahe zu bringen auf anderem Wege nicht möglich wäre. — Wie weit hingegen diese Rationalisten von aller Erkenntnis, ja aller Ahnung des Sinnes und Geistes des Christentums entfernt sind, zeigt z. B. ihr grofser Apostel Wegscheider, in seiner naiven Dogmatik, wo er (§ 115 nebst Anmerkungen) den tiefen Aussprüchen Augustins und der Reformatoren über die Erbsünde und die wesentliche Verderbtheit des natürlichen Menschen das fade Geschwätze des Cicero in

den Büchern *de officiis* entgegenzustellen sich nicht entblödet, da solches ihm viel besser zusagt. Man mufs wirklich sich über die Unbefangenheit wundern, mit der dieser Mann seine Nüchternheit, Flachheit, ja gänzlichen Mangel an Sinn für den Geist des Christentums zur Schau trägt. Aber er ist nur *unus e multis.* Hat doch Bretschneider die Erbsünde aus der Bibel hinausexegesiert; während Erbsünde und Erlösung die Essenz des Christentums ausmachen. — Andrerseits ist nicht zu leugnen, dafs die Supranaturalisten bisweilen etwas viel Schlimmeres, nämlich Pfaffen, im ärgsten Sinne des Wortes, sind. Da mag nun das Christentum sehen, wie es zwischen Skylla und Charybdis durchkomme. Der gemeinsame Irrtum beider Parteien ist, dafs sie in der Religion die unverschleierte, trockene, buchstäbliche Wahrheit suchen. Diese aber wird allein in der Philosophie angestrebt: die Religion hat nur eine Wahrheit, wie sie dem Volke angemessen ist, eine indirekte, eine symbolische, allegorische Wahrheit. Das Christentum ist eine Allegorie, die einen wahren Gedanken abbildet; aber nicht ist die Allegorie an sich selbst das Wahre. Dies dennoch anzunehmen ist der Irrtum, darin Supranaturalisten und Rationalisten übereinstimmen. Jene wollen die Allegorie als an sich wahr behaupten; diese sie umdeuteln und modeln, bis sie, so nach ihrem Mafsstabe, an sich wahr sein könne. Danach streitet denn jede Partei mit treffenden und starken Gründen gegen die andere. Die Rationalisten sagen zu den Supranaturalisten: „eure Lehre ist nicht wahr". Diese hingegen zu jenen: „eure Lehre ist kein Christentum". Beide haben Recht. Die Rationalisten glauben die Vernunft zum Mafsstabe zu nehmen: in der That aber nehmen sie dazu nur die in den Voraussetzungen des Theismus und Optimismus befangene Vernunft, so etwas wie Rousseau's *profession de foi du vicaire savoyard,*[1]) diesen Prototyp alles Rationalismus. Vom christlichen Dogma wollen sie daher nichts bestehen lassen, als eben was sie für *sensu proprio* wahr halten: nämlich den Theismus und die unsterbliche Seele. Wenn sie aber dabei, mit der Dreistigkeit der Unwissenheit, an die reine Vernunft appellieren, so mufs man sie mit der Kritik derselben bedienen, um sie zu der Einsicht zu nötigen, dafs diese ihre, als vernunft-

[1]) Im IV. Buche des „Emile".

gemäfs zur Beibehaltung ausgewählten Dogmen sich blofs auf einer transscendenten Anwendung immanenter Prinzipien basieren und demnach nur einen unkritischen, folglich unhaltbaren philosophischen Dogmatismus ausmachen, wie ihn die Kritik der reinen Vernunft auf jeder Seite bekämpft und als ganz eitel nachweist; daher eben schon ihr Name ihren Antagonismus gegen den Rationalismus ankündigt. Während demnach der Supranaturalismus doch allegorische Wahrheit hat, kann man dem Rationalismus gar keine zuerkennen. Die Rationalisten haben geradezu Unrecht. Wer ein Rationalist sein will, mufs ein Philosoph sein und als solcher sich von aller Autorität emancipieren, vorwärts gehen und vor nichts zurückbeben. Will man aber ein Theolog sein, so sei man konsequent und verlasse nicht das Fundament der Autorität, auch nicht wenn sie das Unbegreifliche zu glauben gebietet. Man kann nicht zweien Herren dienen: also entweder der Vernunft oder der Schrift. *Juste milieu* heifst hier, sich zwischen zwei Stühlen niederlassen. Entweder glauben, oder philosophieren! was man erwählt, sei man ganz. Aber glauben, bis auf einen gewissen Punkt und nicht weiter, und ebenso philosophieren, bis auf einen gewissen Punkt und nicht weiter, — dies ist die Halbheit, welche den Grundcharakter des Rationalismus ausmacht. Hingegen sind die Rationalisten moralisch gerechtfertigt, sofern sie ganz ehrlich zu Werke gehen und nur sich selbst täuschen; während die Supranaturalisten mit ihrer Vindicierung der Wahrheit *sensu proprio* für eine blofse Allegorie denn doch wohl meistens absichtlich andere zu täuschen suchen. Dennoch wird, bei dem Streben dieser, die in der Allegorie enthaltene Wahrheit gerettet; während hingegen die Rationalisten, in ihrer nordischen Nüchternheit und Plattheit, diese und mit ihr die ganze Essenz des Christentums zum Fenster hinauswerfen, ja, Schritt vor Schritt, am Ende dahin kommen, wohin, vor 80 Jahren, Voltaire im Fluge gelangt war. Oft ist es belustigend zu sehen, wie sie, bei Feststellung der Eigenschaften Gottes (der *Quidditas* desselben), wo sie doch mit dem blofsen Wort und Schiboleth „Gott" nicht mehr ausreichen, sorgfältig zielen, das *juste milieu* zu treffen, zwischen einem Menschen und einer Naturkraft; was denn freilich schwer hält. Inzwischen reiben, in jenem Kampfe der Rationalisten und Supranaturalisten, beide Parteien einander auf, wie die

geharnischten Männer aus des Kadmus Saat der Drachenzähne. Dazu giebt noch der von einer gewissen Seite her thätige Tartüffianismus der Sache den Todesstofs. Nämlich, wie man, im Karneval italienischer Städte, zwischen den Leuten, die nüchtern und ernst ihren Geschäften nachgehen, tolle Masken herumlaufen sieht, so sehen wir heutzutage in Deutschland zwischen den Philosophen, Naturforschern, Historikern, Kritikern und Rationalisten, Tartüffes herumschwärmen, im Gewande einer schon Jahrhunderte zurückliegenden Zeit, und der Effekt ist burlesk, besonders wenn sie harangieren.

Die, welche wähnen, dafs die Wissenschaften immer weiter fortschreiten und immer mehr sich verbreiten können, ohne dafs dies die Religion hindere, immerfort zu bestehen und zu florieren, — sind in einem grofsen Irrtum befangen. Physik und Metaphysik sind die natürlichen Feinde der Religion, und daher diese die Feindin jener, welche allezeit strebt, sie zu unterdrücken, wie jene, sie zu unterminieren. Von Friede und Übereinstimmung beider reden zu wollen ist höchst lächerlich: es ist ein *bellum ad internecionem.* Religionen sind Kinder der Unwissenheit, die ihre Mutter nicht lange überleben. Omar, Omar hat es verstanden, als er die alexandrinische Bibliothek verbrannte: sein Grund dazu, dafs der Inhalt der Bücher entweder im Koran enthalten, oder aber überflüssig wäre, gilt für albern, ist aber sehr gescheut, wenn nur *cum grano salis* verstanden, wo er alsdann besagt, dafs die Wissenschaften, wenn sie über den Koran hinausgehen, Feinde der Religionen und daher nicht zu dulden seien. Es stände viel besser um das Christentum, wenn die christlichen Herrscher so klug gewesen wären, wie Omar. Jetzt aber ist es etwas spät, alle Bücher zu verbrennen, die Akademien aufzuheben, den Universitäten das *pro ratione voluntas* durch Mark und Bein dringen zu lassen, — um die Menschheit dahin zurückzuführen, wo sie im Mittelalter stand. Und mit einer Hand voll Obskuranten ist da nichts auszurichten: man sieht diese heutzutage an, wie Leute, die das Licht auslöschen wollen, um zu stehlen. So ist es denn augenscheinlich, dafs nachgerade die Völker schon damit umgehen, das Joch des Glaubens abzuschütteln: die Symptome davon zeigen sich überall, wiewohl in jedem Lande anders modifiziert. Die Ursache ist das zu viele Wissen, welches unter sie gekommen ist. Die sich täglich vermehrenden und

nach allen Richtungen sich immer weiter verbreitenden Kenntnisse jeder Art erweitern den Horizont eines jeden, je nach seiner Sphäre, so sehr, dafs er endlich eine Gröfse erlangen mufs, gegen welche die Mythen, welche das Skelett des Christentums ausmachen, dermafsen einschrumpfen, dafs der Glaube nicht mehr daran haften kann. Die Menschheit wächst die Religion aus, wie ein Kinderkleid; und da ist kein Halten; es platzt. Glauben und Wissen vertragen sich nicht wohl im selben Kopfe; sie sind darin wie Wolf und Schaf in einem Käfig; und zwar ist das Wissen der Wolf, der den Nachbar aufzufressen droht. — In ihren Todesnöten sieht man die Religion sich an die Moral anklammern, für deren Mutter sie sich ausgeben möchte: — aber mit nichten! Echte Moral und Moralität ist von keiner Religion abhängig; wiewohl jede sie sanktioniert und ihr dadurch eine Stütze gewährt. — Zuerst nun aus den mittlern Ständen vertrieben, flüchtet das Christentum sich in die niedrigsten, wo es als Konventikelwesen auftritt, und in die höchsten, wo es Sache der Politik ist, man aber wohl bedenken sollte, dafs auch hierauf Goethe's Wort Anwendung findet:

„So fühlt man Absicht und man ist verstimmt.“

Dem Leser wird hier die § 175, S. 358 angeführte Stelle des Condorcet wieder beifallen.

Der Glaube ist wie die Liebe: er läfst sich nicht erzwingen. Daher ist es ein mifsliches Unternehmen, ihn durch Staatsmafsregeln einführen, oder befestigen zu wollen: denn, wie der Versuch, Liebe zu erzwingen, Hafs erzeugt, so der, Glauben zu erzwingen, erst rechten Unglauben. Nur ganz mittelbar und folglich durch lange zum voraus getroffene Anstalten kann man den Glauben befördern, indem man nämlich ihm ein gutes Erdreich, darauf er gedeiht, vorbereitet: ein solches ist die Unwissenheit. Für diese hat man daher in England, schon seit alten Zeiten und bis auf die unsrige, Sorge getragen, so dafs $^2/_3$ der Nation nicht lesen können; daher denn auch noch heutzutage daselbst ein Köhlerglauben herrscht, wie man ihn aufserdem vergeblich suchen würde. Nunmehr aber nimmt auch dort die Regierung den Volksunterricht dem Klerus aus den Händen; wonach es mit dem Glauben bald bergab gehen wird. — Im ganzen also geht, von den Wissenschaften fortwährend unterminiert, das Christentum seinem Ende allmählich entgegen. Inzwischen

liefse sich für dasselbe Hoffnung schöpfen aus der Betrachtung, dafs nur solche Religionen untergehen, die keine Urkunden haben. Die Religion der Griechen und Römer, dieser weltbeherrschenden Völker, ist untergegangen. Hingegen hat die Religion des verachteten Judenvölkchens sich erhalten: ebenso die des Zendvolks, bei den Gebern. Hingegen ist die der Gallier, Skandinaven und Germanen untergegangen. Die brahmanische und buddhaistische aber bestehen und florieren: sie sind die ältesten von allen und haben ausführliche Urkunden.

§. 183.

In früheren Jahrhunderten war die Religion ein Wald, hinter welchem Heere halten und sich decken konnten. Aber nach so vielen Fällungen ist sie nur noch ein Buschwerk, hinter welchem gelegentlich Gauner sich verstecken. Man hat dieserhalb sich vor denen zu hüten, die sie in alles hineinziehen möchten, und begegne ihnen mit dem oben (S. 374) angezogenen Sprichwort: *detras de la cruz está el diablo.*

Statt die Wahrheit der Religionen als *sensu allegorico* zu bezeichnen, könnte man sie, wie eben auch die Kantische Moraltheologie, Hypothesen zu praktischem Zwecke, oder hodegetische Schemata nennen, Regulative, nach Art der physikalischen Hypothesen von Strömungen der Elektricität, zur Erklärung des Magnetismus, oder von Atomen zur Erklärung der chemischen Verbindungsproportionen u. s. w., welche man sich hütet, als objektiv wahr festzustellen, jedoch davon Gebrauch macht, um die Erscheinungen in Verbindung zu setzen, da sie in Hinsicht auf das Resultat und das Experimentieren ungefähr dasselbe leisten, als die Wahrheit selbst. Sie sind Leitsterne für das Handeln und die subjektive Beruhigung beim Denken. —

Die Religionen erfüllen und beherrschen die Welt, und der grofse Haufen der Menschheit gehorcht ihnen. Daneben geht langsam die stille Succession der Philosophen, welche für die wenigen, durch Anlage und Bildung dazu befähigten, an der Enträtselung des grofsen Geheimnisses arbeiten. Im Durchschnitt bringt jedes Jahrhundert einen heran: dieser wird, sobald er als echt befunden worden, stets mit Jubel empfangen und mit Aufmerksamkeit angehört. —

Was für ein schlechtes Gewissen die Religion haben mufs, ist daran zu ermessen, dafs es bei so schweren Strafen verboten ist, über sie zu spotten. —

Für den grofsen Haufen sind die einzigen fafslichen Argumente Wunder: daher alle Religionsstifter deren verrichten. —

Die Theologen suchen die Wunder der Bibel bald zu allegorisieren, bald zu naturalisieren, um sie irgendwie loszuwerden: denn sie fühlen, dafs *miraculum sigillum mendacii.* —

Religionsurkunden enthalten Wunder, zur Beglaubigung ihres Inhalts: aber es kommt eine Zeit heran, wo sie das Gegenteil bewirken. —

Unter dem vielen Harten und Beklagenswerten des Menschenloses ist keines der geringsten dieses, dafs wir da sind, ohne zu wissen, woher, wohin und wozu: wer eben vom Gefühl dieses Übels ergriffen und durchdrungen ist, wird kaum umhin können, einige Erbitterung zu verspüren gegen diejenigen, welche vorgeben, Spezialnachrichten darüber zu haben, die sie unter dem Namen von Offenbarungen uns mitteilen wollen. —

Den Herren von der Offenbarung möchte ich raten, heutzutage nicht so viel von der Offenbarung zu reden; sonst ihnen leicht einmal offenbart werden könnte, was eigentlich die Offenbarung ist. —

Ein eigentümlicher Nachteil des Christentums, der besonders seinen Ansprüchen, Weltreligion zu werden, entgegensteht, ist, dafs es sich, in der Hauptsache, um eine einzige individuelle Begebenheit dreht und von dieser das Schicksal der Welt abhängig macht. Dies ist um so anstöfsiger, als jeder von Haus aus berechtigt ist, eine solche Begebenheit völlig zu ignorieren.

Eine Religion, die zu ihrem Fundament eine einzelne Begebenheit hat, ja aus dieser, die sich da und da, dann und dann zugetragen, den Wendepunkt der Welt und alles Daseins machen will, hat ein so schwaches Fundament, dafs sie unmöglich bestehen kann, sobald einiges Nachdenken unter die Leute gekommen. Wie weise ist dagegen im Buddhaismus die Annahme der tausend Buddha's! damit es nicht sich ausnehme, wie im Christentum, wo Jesus Christus die Welt erlöst hat und aufser ihm kein Heil möglich ist,

— aber viertausend Jahre, deren Denkmale in Ägypten, Asien und Europa grofs und herrlich dastehen, nichts von ihm wissen konnten und jene Zeitalter mit aller ihrer Herrlichkeit unbesehens zum Teufel fuhren! Die vielen Buddha's sind notwendig, weil am Ende jedes Kalpa's die Welt untergeht und mit ihr die Lehre, also eine neue Welt einen neuen Buddha verlangt. Das Heil ist immer da. —

Dafs die Civilisation unter den christlichen Völkern am höchsten steht, liegt nicht daran, dafs das Christentum ihr günstig, sondern daran, dafs es abgestorben ist und wenig Einflufs mehr hat: so lange es ihn hatte, war die Civilisation weit zurück: im Mittelalter. Hingegen haben Islam, Brahmanismus und Buddhaismus noch durchgreifenden Einflufs aufs Leben: in China noch am wenigsten, daher die Civilisation der europäischen ziemlich gleich kommt. Alle Religion steht im Antagonismus mit der Kultur. —

Die europäischen Regierungen verbieten jeden Angriff auf die Landesreligion. Sie selbst aber schicken Missionarien in brahmanische, buddhaistische Länder, welche die dortigen Religionen eifrig und von Grund aus angreifen, — ihrer importierten Platz zu machen. Und dann schreien sie Zeter, wenn einmal ein chinesischer Kaiser, oder Grofsmandarin von Tonkin solchen Leuten die Köpfe abschlägt. —

Kapitel XVI.
Einiges zur Sanskritlitteratur.

§. 184.

So sehr ich auch die religiösen und philosophischen Werke der Sanskrit-Litteratur verehre, so habe ich dennoch an den poetischen nur selten einiges Wohlgefallen finden können; sogar hat es mich zu Zeiten bedünken wollen, diese wären so geschmacklos und monstros, wie die Skulptur derselben Völker. Selbst ihre dramatischen Werke schätze ich hauptsächlich nur wegen der sehr belehrenden Erläuterungen und Belege des religiösen Glaubens und der Sitten, die sie enthalten. Dies alles mag daran liegen, dafs Poesie, ihrer Natur nach, unübersetzbar ist. Denn in ihr sind Gedanken und Worte so innig und fest mit einander verwachsen, wie *pars uterina et pars foetalis placentae*; so dafs man nicht,

ohne jene zu afficieren, diesen fremde substituieren kann. Ist doch alles Metrische und Gereimte eigentlich von Hause aus ein Kompromifs zwischen dem Gedanken und der Sprache: dieses aber darf, seiner Natur nach, nur auf dem eigenen, mütterlichen Boden des Gedankens vollzogen werden, nicht auf einem fremden, dahin man ihn verpflanzen möchte, und gar auf einem so unfruchtbaren, wie die Übersetzerköpfe in der Regel sind. Was überhaupt kann entgegengesetzter sein, als die freie Ergiefsung der Begeisterung eines Dichters, die schon von selbst und instinktiv in Metrum und Reim gekleidet an den Tag tritt, und die peinliche, rechnende, kalte, Sylben zählende und Reime suchende Qual des Übersetzers. Da nun überdies in Europa an poetischen, uns direkt ansprechenden Werken kein Mangel ist, gar sehr aber an richtigen metaphysischen Einsichten, so bin ich der Meinung, dafs die Übersetzer aus dem Sanskrit ihre Mühe viel weniger der Poesie und viel mehr den Veden, Upanischaden und philosophischen Werken zuwenden sollten.

§. 185.

Wenn ich bedenke, wie schwer es ist, mit Hülfe der besten, sorgfältig dazu herangebildeten Lehrer und vortrefflicher, im Laufe der Jahrhunderte zustande gebrachter philologischer Hülfsmittel, es zu einem eigentlich richtigen, genauen und lebendigen Verständnis der griechischen und römischen Autoren zu bringen, deren Sprachen denn doch die unserer Vorgänger in Europa und die Mütter noch jetzt lebender Sprachen sind; das Sanskrit hingegen eine vor tausend Jahren im fernen Indien gesprochene Sprache ist und die Mittel zur Erlernung desselben verhältnismäfsig doch noch sehr unvollkommen sind; und wenn ich den Eindruck dazu nehme, den die Übersetzungen europäischer Gelehrten aus dem Sanskrit, — höchst wenige Ausnahmen beiseite gesetzt, — auf mich machen; so beschleicht mich der Verdacht, dafs unsre Sanskritgelehrten ihre Texte nicht besser verstehen mögen, als etwa die Sekundaner unserer Schulen die griechischen; dafs sie jedoch, weil sie nicht Knaben, sondern Männer von Kenntnissen und Verstand sind, aus dem, was sie eigentlich verstehen, den Sinn im ganzen ungefähr zusammensetzen, wobei denn freilich manches *ex ingenio* mitunterlaufen mag. Noch sehr viel schlechter steht es mit dem Chinesischen der europäischen Sinologen, welche

oft ganz im Dunkeln tappen; wovon man die Überzeugung erhält, wenn man sieht, wie selbst die gründlichsten unter ihnen sich gegenseitig berichtigen und einander kolossale Irrtümer nachweisen. Beispiele der Art findet man häufig im Foe-Kue-ki von Abel Rémusat.

Erwäge ich nun andrerseits dafs Sultan Mohammed Daraschakoh, der Bruder des Aureng-Zeb, in Indien geboren und erzogen, dabei gelehrt, denkend und wifsbegierig war, also sein Sanskrit etwa so gut verstehen mochte, wie wir unser Latein, dazu nun aber noch eine Anzahl der gelehrtesten Pundits zu Mitarbeitern hatte, so giebt mir dies schon zum voraus eine hohe Meinung von seiner Übersetzung der Upanischaden des Veda ins Persische. Sehe ich nun ferner, mit welcher tiefen, der Sache angemessenen Ehrfurcht Anquetil du Perron diese persische Übersetzung gehandhabt hat, indem er sie Wort für Wort lateinisch wiedergab, dabei die persische Syntax, der lateinischen Grammatik zum Trotz, genau beibehaltend und die vom Sultan unübersetzt herübergenommenen Sanskritwörter ebenso belassend, um sie nur im Glossar zu erklären; so lese ich diese Übersetzung mit dem vollsten Zutrauen, welches alsbald seine erfreulichste Bewährung erhält. Denn, wie atmet doch der Oupnekhat durchweg den heiligen Geist der Veden! Wie wird doch der, dem, durch fleifsiges Lesen, das Persisch-Latein dieses unvergleichlichen Buches geläufig geworden, von jenem Geist im Innersten ergriffen! Wie ist doch jede Zeile so voll fester, bestimmter und durchgängig zusammenstimmender Bedeutung! Und aus jeder Seite treten uns tiefe, ursprüngliche, erhabene Gedanken entgegen, während ein hoher und heiliger Ernst über dem Ganzen schwebt. Alles atmet hier indische Luft und ursprüngliches, naturverwandtes Dasein. Und o, wie wird hier der Geist rein gewaschen von allem ihm früh eingeimpften jüdischen Aberglauben und aller diesem frönenden Philosophie! Es ist die belohnendste und erhebendste Lektüre, die (den Urtext ausgenommen) auf der Welt möglich ist: sie ist der Trost meines Lebens gewesen und wird der meines Sterbens sein. — Hinsichtlich gewisser, gegen die Echtheit des Oupnekhat aufgebrachter Verdächtigungen verweise ich auf die Note S. 268 (2. Aufl.) meiner Ethik.

Vergleiche ich nun damit die europäischen Übersetzungen heiliger indischer Texte, oder indischer Philosophen, so machen

sie (mit höchst wenigen Ausnahmen, wie z. B. der Bhagawat Gita von Schlegel und einige Stellen in Colebrooke's Übersetzungen aus den Veden) auf mich den entgegengesetzten Eindruck: sie liefern Perioden, deren Sinn ein allgemeiner, abstrakter, oft schwankender und unbestimmter und deren Zusammenhang locker ist: ich erhalte blofse Umrisse der Gedanken des Urtextes, mit Ausfüllseln, denen ich das Fremdartige anmerke; Widersprüche scheinen mitunter auch durch; alles ist modern, leer, fade, flach, sinnarm und occidentalisch; es ist europäisiert, anglisiert, französiert, oder gar (was das ärgste) deutsch verschwebelt und vernebelt, d. h. statt eines klaren, bestimmten Sinnes blofse, aber recht breite Worte liefernd; so z. B. auch die neueste von Roër in der Bibliotheca Indica No. 41, Calcutta 1853, an der man so recht den Deutschen erkennt, der als solcher schon gewohnt ist, Perioden hinzuschreiben, bei denen etwas Deutliches und Bestimmtes zu denken er andern überläfst. Nur zu oft ist auch etwas vom *foetor Judaicus* daran zu spüren. Alles dieses schwächt mein Zutrauen zu solchen Übersetzungen, zumal wenn ich nun noch bedenke, dafs die Übersetzer ihre Studien als Broterwerb treiben; während der edele Anquetil du Perron nicht seine Sache dabei gesucht hat, sondern von blofser Liebe zur Wissenschaft und Erkenntnis dazu angetrieben wurde; und dafs Sultan Daraschakoh, zum Lohn und Honorar, den Kopf vor die Füfse gelegt bekam, durch seinen kaiserlichen Bruder Aureng-Zeb, — *in majorem Dei gloriam.* Es ist meine feste Überzeugung, dafs eine wirkliche Kenntnis der Upanischaden und folglich der wahren und esoterischen Dogmatik der Veden bis jetzt allein durch den Oupnekhat zu erlangen ist: die übrigen Übersetzungen kann man durchgelesen haben, und hat keine Ahnung von der Sache. Auch scheinen dem Sultan Daraschakoh viel bessere und vollständigere Sanskritmanuskripte vorgelegen zu haben, als den englischen Gelehrten.

§. 186.

Allerdings kann die Sanhita des Veda nicht von denselben Verfassern, noch aus derselben Zeit mit dem Upanischad sein: davon erlangt man volle Überzeugung, wenn man das 1. Buch der Sanhita des Rig-Veda von Rosen, und die des Sama-Veda von Stevensen übersetzt liest. Beide nämlich bestehen aus Gebeten und Ritualen, welche einen ziemlich

rohen Sabäismus atmen. Da ist Indra der höchste Gott, der angerufen wird, und mit ihm Sonne, Mond, Winde und Feuer. Diesen werden, in allen Hymnen, die servilsten Lobhudeleien, nebst Bitten um Kühe, Essen, Trinken und Sieg vorgebetet und dazu geopfert. Opfer und Beschenkung der Pfaffen sind die einzigen Tugenden, die gelobt werden. — Da Ormuzd (aus dem nachher Jehovah geworden) eigentlich Indra (nach J. J. Schmidt) und ferner auch Mithra die Sonne ist, so ist der Feuerdienst der Gebern wohl mit dem Indra zu ihnen gelangt. — Der Upanischad ist, wie gesagt, die Ausgeburt der höchsten menschlichen Weisheit; auch ist er allein für den gelehrten Brahmanen bestimmt; daher Anquetil „Upanischad" *secretum tegendum* übersetzt. Die Sanhita hingegen ist exoterisch; sie ist, obwohl indirekt, für das Volk, da die Liturgie, also öffentliche Gebete und Opferrituale ihr Inhalt sind: demgemäfs liefert die Sanhita eine durchaus insipide Lektüre, — nämlich nach besagten Proben zu urteilen: denn allerdings hat Colebrooke, in seiner Abhandlung *on the religious ceremonies of the Hindus,* aus andern Büchern der Sanhita Hymnen übersetzt, die einen dem Upanischad verwandten Geist atmen; wie namentlich der schöne Hymnus, im zweiten essay: *„the embodied spirit"* u. s. w., von dem ich, § 116, eine Übersetzung gegeben habe.

§. 187.

Zu der Zeit, als in Indien die grofsen Felsentempel ausgehauen wurden, war vielleicht die Schreibekunst noch nicht erfunden, und die jene bewohnenden zahlreichen Priesterscharen waren die lebendigen Behältnisse der Veden, von denen jeder Priester, oder jede Schule, einen Teil auswendig wufste und fortpflanzte; wie es eben auch die Druiden gemacht haben. Später sind wohl, in eben diesen Tempeln, also in würdigster Umgebung, die Upanischaden abgefafst worden.

§. 188.

Die Sankhya-Philosophie, welche man als Vorläufer des Buddhaismus betrachtet, wie wir sie in der Karika des Iswara Krischna, von Wilson übersetzt, in extenso vor uns sehen (obwohl immer noch wie durch einen Nebel, wegen der Unvollkommenheit selbst dieser Übersetzung), ist interessant und belehrend, sofern sie die Hauptdogmen aller indischen Philosophie, wie die Notwendigkeit der Erlösung aus einem

traurigen Dasein, die Transmigration nach Mafsgabe der Handlungen, die Erkenntnis als Grundbedingung zur Erlösung u. dgl. m. uns in der Ausführlichkeit und mit dem hohen Ernst vorführt, womit sie in Indien, seit Jahrtausenden, betrachtet werden.

Inzwischen sehen wir diese ganze Philosophie verdorben durch einen falschen Grundgedanken, den absoluten Dualismus zwischen Prakriti und Puruscha. Dies ist aber gerade auch der Punkt, in welchem die Sankhya von den Veden abweicht. — Prakriti ist offenbar die *natura naturans* und zugleich die Materie an sich, d. h. ohne alle Form, wie sie nur gedacht, nicht angeschaut wird: diese, so gefafst, kann, sofern alles aus ihr sich gebiert, wirklich als identisch mit der *natura naturans* angesehen werden. Puruscha aber ist das Subjekt des Erkennens: denn sie ist wahrnehmend, unthätig, blofser Zuschauer. Nun werden jedoch beide, als absolut verschieden und von einander unabhängig genommen; wodurch die Erklärung, warum Prakriti sich für die Erlösung der Puruscha abarbeitet, ungenügend ausfällt. (V. 60.) Ferner wird, im ganzen Werke, gelehrt, dafs die Erlösung der Puruscha der letzte Zweck sei: hingegen ist es (V. 62, 63) mit einemmale die Prakriti, welche erlöst werden soll. — Alle diese Widersprüche würden wegfallen, wenn man für Prakriti und Puruscha eine gemeinsame Wurzel hätte, auf welche doch, auch wider Willen des Kapila, alles hindeutet; oder Puruscha eine Modifikation der Prakriti wäre, also jedenfalls der Dualismus sich auflöste. — Ich kann, um Verstand in die Sache zu bringen, nicht anders, als in Prakriti den Willen und in Puruscha das Subjekt der Erkenntnis sehen.

Ein eigener Zug von Kleinlichkeit und Pedantismus in der Sankhya ist das Zahlenwesen, das Aufzählen und Numerieren aller Eigenschaften u. s. w. Er scheint jedoch landesüblich, da in buddhaistischen Schriften ebenso verfahren wird.

§. 189.

Der moralische Sinn der Metempsychose, in allen indischen Religionen, ist nicht blofs, dafs wir jedes Unrecht, welches wir verüben, in einer folgenden Wiedergeburt abzubüfsen haben; sondern auch, dafs wir jedes Unrecht, welches uns widerfährt, ansehen müssen als wohlverdient, durch unsere Missethaten in einem früheren Dasein.

§. 190.

Dafs die drei obern Kasten die wiedergeborenen heifsen, mag immerhin, wie gewöhnlich angegeben wird, daraus erklärt werden, dafs die Investitur mit der heiligen Schnur, welche den Jünglingen derselben die Mündigkeit verleiht, gleichsam eine zweite Geburt sei: der wahre Grund aber ist, dafs man nur infolge bedeutender Verdienste, in einem vorhergegangenen Leben, zur Geburt in jenen Kasten gelangt, folglich in solchem schon als Mensch existiert haben mufs; während wer in der untersten Kaste, oder gar noch niedriger, geboren wird, vorher auch Tier gewesen sein kann.

§. 191.

Zu den Anzeichen, dafs die Ägypter (Äthiopen), oder wenigstens ihre Priester, aus Indien gekommen sind, gehören auch, im Leben des Apollonius von Tyana, die Stelle L. III, 20; et Lib. VI, 11.

Ihr spottet über die Äonen und Kalpas des Buddhaismus! — Das Christentum freilich hat einen Standpunkt eingenommen, von dem aus es eine Spanne Zeit überblickt; der Buddhaismus einen, von dem aus die Unendlichkeit in Zeit und Raum sich ihm darstellt und sein Thema wird. —

Wie die Lalitavistara, anfangs ziemlich einfach und natürlich, in jeder neuen Redaktion, wie sie eine solche in jedem der folgenden Concilien erfuhr, komplizierter und wunderbarer wurde; ebenso ist es dem Dogma selbst ergangen, dessen wenige, einfache und grofsartige Lehrsätze, durch nähere Ausführungen, räumliche und zeitliche Darstellungen, Personifikationen, empirische Lokalisationen u. s. w. allmählich bunt, kraus und kompliziert wurden weil der Geist des grofsen Haufens es so liebt, indem er phantastische Beschäftigung haben will und sich am Einfachen und Abstrakten nicht genügen läfst.

Die brahmanistischen Dogmen und Distinktionen vom Brahm und Brahmâ, von Paramatma und Djiwatma, Hiranya-Garbha, Pradjapati, Puruscha, Prakriti, u. dgl. m. (wie man sie sehr gut in der Kürze dargelegt findet in Obry's vortrefflichem Buche du Nirvana Indien 1856) sind im Grunde blofs mythologische Fiktionen, gemacht in der Absicht, dasjenige objektiv darzustellen, was wesentlich und schlechterdings nur ein subjektives Dasein hat; daher

eben Buddha sie hat fallen lassen und nichts kennt, als Sansara und Nirwana. Denn je krauser, bunter und komplizierter die Dogmen wurden, desto mythologischer. Am besten versteht es der Yogui oder Saniassi, welcher methodisch sich zurechtsetzend, alle seine Sinne in sich zurückzieht, die ganze Welt vergifst und sich selbst dazu: — was alsdann noch in seinem Bewufstsein übrig bleibt ist das Urwesen. Nur dafs die Sache leichter gesagt, als gethan ist. —

Der versunkene Zustand der einst so hochgebildeten Hindu ist die Folge der entsetzlichen Unterdrückung, welche sie, 700 Jahre hindurch, von den Mohammedanern erlitten haben, die sie gewaltsam zum Islam bekehren wollten. — Jetzt ist nur $^1/_8$ der Bevölkerung Indiens mohammedanisch. (Edinb. review, Jan. 1858.)

Kapitel XVII.

Einige archäologische Betrachtungen.

§. 192.

Der Name Pelasger, ohne Zweifel mit Pelagus verwandt, ist die allgemeine Bezeichnung für die vereinzelten, verdrängten, verirrten, kleinen asiatischen Stämme, welche zuerst nach Europa gelangten, woselbst sie ihre heimatliche Kultur, Tradition und Religion bald gänzlich vergafsen, dagegen aber, begünstigt durch den Einflufs des schönen, gemäfsigten Klimas und guten Bodens, wie auch der vielen Seeküsten Griechenlands und Kleinasiens, aus sich selbst, unter dem Namen der Hellenen, eine ganz naturgemäfse Entwickelung und rein menschliche Kultur erlangten, in einer Vollkommenheit, wie solche aufserdem nie und nirgends vorgekommen ist. Dieser gemäfs hatten sie auch keine andere, als eine halb scherzhaft gemeinte Kinderreligion: der Ernst flüchtete sich in die Mysterien und das Trauerspiel. Dieser griechischen Nation ganz allein verdanken wir die richtige Auffassung und naturgemäfse Darstellung der menschlichen Gestalt und Gebärde, die Auffindung der allein regelrechten und von ihnen auf immer festgestellten Verhältnisse der Baukunst, die Entwickelung aller echten Formen der Poesie,

nebst Erfindung der wirklich schönen Silbenmafse, die Aufstellung philosophischer Systeme, nach allen Grundrichtungen des menschlichen Denkens, die Elemente der Mathematik, die Grundlagen einer vernünftigen Gesetzgebung und überhaupt die normale Darstellung einer wahrhaft schönen und edlen menschlichen Existenz. Denn dieses kleine auserwählte Volk der Musen und Grazien war, so zu sagen, mit einem Instinkt der Schönheit ausgestattet. Dieser erstreckte sich auf alles: auf Gesichter, Gestalten, Stellungen, Gewänder, Waffen, Gebäude, Gefäfse, Geräte und was noch sonst war, und verliefs sie nie und nirgends. Daher werden wir stets uns ebenso weit vom guten Geschmack und der Schönheit entfernt haben, als wir uns von den Griechen entfernen; zu allermeist in Skulptur und Baukunst; und nie werden die Alten veralten. Sie sind und bleiben der Polarstern für alle unsere Bestrebungen, sei es in der Litteratur, oder in der bildenden Kunst, den wir nie aus den Augen verlieren dürfen. Schande wartet des Zeitalters, welches sich vermessen möchte, die Alten beiseite zu setzen. Wenn daher irgend eine verdorbene, erbärmliche und rein materiell gesinnte „Jetztzeit“ ihrer Schule entlaufen sollte, um im eigenen Dünkel sich behaglicher zu fühlen, so säet sie Schande und Schmach.[1])

Dagegen stehen die Griechen in den mechanischen und technischen Künsten, wie auch in allen Zweigen der Naturwissenschaft weit hinter uns zurück; weil diese Dinge eben mehr Zeit, Geduld, Methode und Erfahrung, als hohe Geisteskräfte erfordern. Daher auch ist aus den meisten naturwissenschaftlichen Werken der Alten für uns wenig mehr zu lernen, als was doch alles sie nicht gewufst haben. Wer

[1]) Die Griechen waren, wie die Germanen, ein aus Asien eingewanderter Stamm, — Horde; und beide haben, von ihrer Heimat entfernt, sich ganz aus eigenen Mitteln herangebildet. Aber was wurden die Griechen, und was die Germanen! Man vergleiche z. B. nur die Mythologien beider: denn auf diese setzten die Griechen später ihre Poesie und Philosophie, — wovon bei den Germanen vor der Völkerwanderung keine Rede ist. Die ersten Erzieher der Griechen waren die alten Sänger, Orpheus, Musäus, Amphion, Linus, zuletzt Homer. Auf diese folgten die sieben Weisen und endlich kamen die Philosophen. So gingen die Griechen gleichsam durch die drei Klassen ihrer Schule. (Anm. Schopenhauers.)

wissen will, wie unglaublich weit die Unwissenheit der Alten in der Physik und Physiologie ging, lese die *problemata Aristotelis:* sie sind ein wahres *specimen ignorantiae veterum.* Zwar sind die Probleme meistens richtig und zum Teil fein aufgefafst: aber die Lösungen sind gröfstenteils erbärmlich, weil er keine anderen Elemente der Erklärung kennt, als nur immer *το θερμον και ψυχρον, το ξηρον και ὑγρον.* [1])

§. 193.

Die Ode des Orpheus, im ersten Buche der Eklogen des Stobäos, ist indischer Pantheismus, durch den plastischen Sinn der Griechen spielend verziert. Sie ist freilich nicht vom Orpheus, aber doch alt; da ein Stück davon schon im Pseudo-Aristoteles *de mundo* angeführt wird, welches Buch man neuerlich dem Chrysippus hat zuschreiben wollen. Irgend etwas echt Orphisches könnte ihr wohl zum Grunde liegen; ja, man fühlt sich versucht, sie als ein Dokument des Übergangs der indischen Religion in den hellenischen Polytheismus anzusehen. Jedenfalls kann man sie nehmen als ein Gegengift zu dem im selben Buche mitgeteilten vielgepriesenen Hymnus des Kleanthes auf den Zeus, welcher einen unverkennbaren Judengeruch hat, daher eben er den Leuten so gefällt. Ich kann nimmermehr glauben, dafs Kleanthes der Stoiker, folglich Pantheist, diese widerliche Lobhudelei gemacht habe; sondern vermute, dafs irgend ein alexandrinischer Jude der Verfasser sei. Jedenfalls ist es nicht Recht, den Namen des Kroniden so zu mifsbrauchen.

§. 194.

Klotho, Lachesis und Atropos drücken denselben Grundgedanken aus, wie Brahma, Wischnu und Schiwa: derselbe ist aber zu natürlich, als dafs wir deswegen auf historische Verwandtschaft zu schliefsen hätten.

§. 195.

Im Homer sind die vielen, unendlich oft vorkommenden Phrasen, Tropen, Bilder und Redensarten so steif, starr und mechanisch eingesetzt, als wäre es mit Schablonen geschehen.

§. 196.

Dafs die Poesie älter ist, als die Prosa, indem Pherekydes der erste gewesen, der Philosophie, und Hekatäos von

[1]) Das Warme und das Kalte, das Trockene und das Feuchte.

Milet der erste, welcher Geschichte in Prosa geschrieben, und dafs dieses von den Alten als eine Denkwürdigkeit angemerkt worden, ist folgendermafsen zu erklären. Ehe man überhaupt schrieb, suchte man aufbehaltenswerte Thatsachen und Gedanken dadurch unverfälscht zu perpetuieren, dafs man sie in Verse brachte. Als man nun anfing zu schreiben, war es natürlich, dafs man alles in Versen schrieb; weil man eben nicht anders wufste, als dafs Denkwürdigkeiten in Versen konserviert würden. Davon gingen, als von einer überflüssig gewordenen Sache, jene ersten Prosaiker ab.

§. 197.

Von den Mysterien der Griechen ist das einzige Überbleibsel oder vielmehr Analogon die Freimaurerei: die Aufnahme in dieselbe ist das *μυεισϑαι* und die *τελεται*; was man da lernt, sind die *μυστηρια* und die verschiedenen Grade sind die *μικρα, μειζονα και μεγιστα μυστηρια*. Solche Analogie ist nicht zufällig, noch vererbt, sondern kommt daher, dafs die Sache aus der menschlichen Natur entspringt: bei den Mohammedanern ist ein Analogon der Mysterien der Sufismus. Weil die Römer keine eigenen Mysterien hatten, wurde man in die der fremden Götter eingeweiht, besonders der Isis, deren Kultus in Rom in frühe Zeit hinaufreicht.

§. 198.

Fast auf alle unsere Stellungen und Gebärden hat unsere Kleidung einen gewissen Einflufs: nicht ebenso die der Alten, welche vielleicht, ihrem ästhetischen Sinne gemäfs, durch das Vorgefühl eines solchen Übelstandes mit bewogen wurden, ihre weite, nicht anschliefsende Kleidung beizubehalten. Dieserwegen hat ein Schauspieler, wann er antikes Kostüm trägt, alle die Bewegungen und Stellungen zu vermeiden, welche irgendwie durch unsere Kleidung veranlafst und dann zur Gewohnheit geworden sind: doch braucht er deshalb sich nicht zu spreizen und zu blähen, wie ein französischer, seinen Racine tragierender Hanswurst in Toga und Tunika.

§. 199.

Vielleicht kann man den Geist der Alten dadurch charakterisieren, dafs sie durchgängig und in allen Dingen bestrebt waren, so nahe als möglich der Natur zu bleiben; und dagegen den Geist der neuen Zeit durch das Bestreben, so weit als möglich von der Natur sich zu entfernen. Man betrachte die Kleidung, die Sitten, die Geräte, die Wohnungen,

die Gefäfse, die Kunst, die Religion, die Lebensweise der Alten und Neuen.

Kapitel XVIII.

Einige mythologische Betrachtungen.

§. 200.

Es mag eine Folge der Urverwandtschaft aller Wesen dieser Erscheinungswelt, mittelst ihrer Einheit im Dinge an sich, sein; jedenfalls ist es Thatsache, dafs sie sämtlich einen ähnlichen Typus tragen und gewisse Gesetze sich als dieselben bei allen geltend machen, wenn nur allgemein genug gefafst. Hieraus wird es erklärlich, dafs man nicht nur die heterogensten Dinge an einander erläutern, oder veranschaulichen kann, sondern auch treffende Allegorien selbst in Darstellungen findet, bei denen sie nicht beabsichtigt waren. Einen auserlesenen Beleg hierzu giebt Goethe's unvergleichlich schönes Märchen von der grünen Schlange[1]) u. s. w. Jeder Leser fühlt sich fast notgedrungen, eine allegorische Deutung dazu zu suchen; daher dieses auch gleich nach dem Erscheinen desselben von vielen mit grofsem Ernst und Eifer und auf die verschiedenste Weise ausgeführt wurde, zur grofsen Belustigung des Dichters, der keine Allegorie dabei im Sinne gehabt hatte. Man findet den Bericht hierüber in den „Studien zu Goethe's Werken", 1849, von Düntzer: mir war es überdies durch persönliche, von Goethen ausgehende Mitteilungen, schon längst bekannt. — Dieser universellen Analogie und typischen Identität der Dinge verdankt die äsopische Fabel ihren Ursprung, und auf ihr beruht es, dafs das Historische allegorisch, das Allegorische historisch werden kann.

Mehr als alles andere jedoch hat von jeher die Mythologie der Griechen Stoff zu allegorischen Auslegungen gegeben; weil sie dazu einladet, indem sie Schemata zur Veranschaulichung fast jedes Grundgedankens liefert, ja gewissermafsen die Urtypen aller Dinge und Verhältnisse enthält, welche, eben als solche, immer und überall durchscheinen; ist sie ja doch eigentlich aus dem spielenden Triebe der Griechen,

[1]) In den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter".

alles zu personifizieren, entstanden. Daher wurden schon in den ältesten Zeiten, ja schon vom Hesiodus selbst, jene Mythen allegorisch aufgefafst. So z. B. ist es eben nur moralische Allegorie, wenn er (Theog. v. 211 fg.) die Kinder der Nacht und bald darauf (V. 226 fg.) die Kinder der Eris aufzählt, welche nämlich sind: Anstrengung, Schaden[1]), Hunger, Schmerz, Kampf, Mord, Zank, Lügen, Unrechtlichkeit, Unheil und der Eid. Physische Allegorie nun wieder ist seine Darstellung der personifizierten Nacht und Tag, Schlaf und Tod (V. 746—765).

Auch für jedes kosmologische, und selbst jedes metaphysische System wird sich, aus dem angegebenen Grunde, eine in der Mythologie vorhandene Allegorie finden lassen. Überhaupt haben wir die meisten Mythen als den Ausdruck mehr blofs geahnter, als deutlich gedachter Wahrheiten anzusehen. Denn jene Urgriechen waren eben, wie Goethe in seiner Jugend: sie vermochten gar nicht, ihre Gedanken anders als in Bildern und Gleichnissen auszudrücken. Hingegen das von Creuzer, mit unendlicher Breite und marternder Weitschweifigkeit ausgeführte, ernste und penible Auslegen der Mythologie, als des Depositoriums absichtlich darin niedergelegter physischer und metaphysischer Wahrheiten, mufs ich mit der Abweisung des Aristoteles abfertigen: *αλλα πεϱι μεν των μυϑικως σοφιζομενων ουκ αξιον μετα σπουδης σκοπειν* [2]). Metaph. II, 4. Übrigens aber zeigt Aristoteles sich auch hierin als den Antipoden Platons, welcher sich gern mit den Mythen, jedoch auf dem allegorischen Wege, zu thun macht. —

In dem oben dargelegten Sinne also mögen die folgenden, von mir versuchten, allegorischen Deutungen einiger griechischer Mythen genommen werden.

§. 201.

In den ersten, grofsen Grundzügen des Göttersystems kann man eine Allegorie der obersten ontologischen und kosmologischen Prinzipien erblicken. — Uranos ist der Raum, die erste Bedingung alles Daseienden, also der erste

[1]) Ich lese nämlich, nach eigener Konjektur, statt *λήϑην*, *λώβην*. (Anm. Schopenhauers.)

[2]) Die mythologischen Deuteleien jedoch, sind keiner ernstlichen Betrachtung wert.

Erzeuger, mit der Gäa, der Trägerin der Dinge. — Kronos ist die Zeit. Er entmannt das zeugende Prinzip: die Zeit vernichtet jede Zeugungskraft; oder genauer: die Fähigkeit der Erzeugung neuer Formen, die Urerzeugung der lebenden Geschlechter, hört, nach der ersten Weltperiode, auf. — Zeus, welcher der Frefsgier seines Vaters entzogen wird, ist die Materie: sie allein entgeht der, alles andere vernichtenden Gewalt der Zeit: sie beharrt. Aus ihr aber gehen alle Dinge hervor: Zeus ist Vater der Götter und Menschen.

Nun etwas näher: Uranos läfst die Kinder, welche er mit der Erde erzeugt hat, nicht ans Licht, sondern verbirgt sie in die Tiefen der Erde (Hes. Theog. 156 sqq.). Dies läfst sich deuten auf die ersten tierischen Erzeugnisse der Natur, die uns nur im fossilen Zustande zu Gesichte kommen. Ebensowohl aber kann man in den Knochen der Megatherien und Mastodonten die vom Zeus in die Unterwelt hinabgeschleuderten Giganten sehen; — hat man ja noch im vorigen Jahrhundert die Knochen der gefallenen Engel darin erkennen wollen. — Wirklich aber scheint der Theogonie des Hesiodus ein dunkler Begriff von den ersten Veränderungen der Erdkugel und dem Kampfe zwischen der oxydierten, lebensfähigen Oberfläche und den durch sie ins Innere gebannten, unbändigen, die oxydablen Stoffe beherrschenden Naturkräften zum Grunde zu liegen.

Kronos nun ferner, der verschmitzte, αγκυλομητης, entmannt den Uranos, durch List. Dies läfst sich deuten: die alles beschleichende Zeit, welche mit allem fertig wird, und uns eines nach dem andern heimlich entwendet, nahm endlich auch dem Himmel, der mit der Erde zeugte, d. i. der Natur, die Kraft, neue Gestalten ursprünglich hervorzubringen. Die aber bereits erzeugten bestehen fort, in der Zeit, als Species. Kronos jedoch verschlingt seine eigenen Kinder: — die Zeit, da sie nicht mehr Gattungen hervorbringt, sondern blofs Individuen zu Tage fördert, gebiert nur sterbliche Wesen. Zeus allein entgeht diesem Schicksal: die Materie beharrt: zugleich aber auch: Helden und Weise sind unsterblich. Der nähere Hergang des Obigen ist nun noch dieser. Nachdem Himmel und Erde, d. i. die Natur, ihre Urzeugungskraft, welche neue Gestalten lieferte, verloren haben, verwandelt dieselbe sich in die Aphrodite, welche nämlich aus dem Schaum der ins Meer gefallenen abgeschnittenen Geni-

talien des Uranos entsteht und eben die geschlechtliche Zeugung bloſser Individuen, zur Erhaltung der vorhandenen Species, ist; da jetzt keine neue mehr entstehen können. Als Begleiter und Helfer der Aphrodite kommen, zu diesem Zweck, Eros und Himeros hervor (Theog. 173—201).

§. 202.

Der Zusammenhang, ja die Einheit der menschlichen mit der tierischen und ganzen übrigen Natur, mithin des Mikrokosmos mit dem Makrokosmos, spricht aus der geheimnisvollen, rätselschwangern Sphinx, aus den Kentauren, aus der ephesischen Artemis mit den, unter ihren zahllosen Brüsten angebrachten, mannigfaltigen Tiergestalten, eben wie aus den ägyptischen Menschenkörpern mit Tierköpfen und dem indischen Ganesa, endlich auch aus den ninivitischen Stieren und Löwen mit Menschenköpfen, die uns an den Avatar als Menschlöwe erinnern.

§. 203.

Die Japetiden stellen vier Grundeigenschaften des menschlichen Charakters, nebst den ihnen beigegebenen Leiden dar. Atlas, der Geduldige, muſs tragen. Menötius, der Tapfere, wird überwältigt und ins Verderben gestürzt. Prometheus, der Bedächtige und Kluge, wird gefesselt, d. h. in seiner Wirksamkeit gehemmt, und der Geier, d. i. die Sorge, zernagt ihm das Herz. Den Epimetheus, den Gedankenlosen, Unüberlegten, straft seine eigene Thorheit.

Im Prometheus ist ganz eigentlich die menschliche Vorsorge personifiziert, das Denken an morgen, welches der Mensch vor dem Tiere voraushat. Darum hat Prometheus Weissagungsgabe: sie bedeutet das Vermögen der bedächtigen Vorhersehung. Darum auch verleiht er dem Menschen den Gebrauch des Feuers, den kein Tier hat, und legt den Grund zu den Künsten des Lebens. Aber dieses Privilegium der Vorsorge muſs der Mensch büſsen durch die unablässige Qual der Sorge, die ebenfalls kein Tier kennt: sie ist der Geier, welcher an der Leber des angeschmiedeten Prometheus zehrt. — Epimetheus, der wohl nachträglich, als Korollarium, hinzuerfunden sein wird, repräsentiert die Nachsorge, den Lohn des Leichtsinns und der Gedankenlosigkeit.

Eine ganz anderartige, nämlich eine metaphysische, jedoch sinnreiche Deutung des Prometheus giebt Plotinus (Enn. IV, l. 1, c. 14). Da ist Prometheus die Weltseele,

macht Menschen, gerät dadurch selbst in Banden, die nur ein Herkules lösen kann, u. s. w.

Den Kirchenfeinden unserer Zeit nun wieder würde folgende Deutung zusagen: der Προμηθευς δεσμωτης[1]) ist die von den Göttern (der Religion) gefesselte Vernunft: nur durch den Sturz des Zeus kann sie befreit werden.

§. 204.

Die Fabel von der Pandora ist mir von jeher nicht klar gewesen, ja, ungereimt und verkehrt vorgekommen. Ich vermute, dafs sie schon vom Hesiodus selbst mifsverstanden und verdreht worden ist. Nicht alle Übel, sondern alle Güter der Welt hat die Pandora, wie es schon ihr Name anzeigt, in der Büchse. Als Epimetheus diese voreilig öffnet, fliegen die Güter auf und davon: die Hoffnung allein wird noch gerettet und bleibt uns zurück. — Endlich habe ich denn die Befriedigung gehabt, ein Paar Stellen der Alten zu finden, welche dieser meiner Ansicht gemäfs sind, nämlich ein Epigramm in der Anthologie (Delectus epigr. graec. ed. Jacobs, cap. VII, ep. 84) und eine daselbst citierte Stelle des Babrius, welche gleich anhebt: Ζευς εν πιθῳ τα Χρηστα παντα συλλεξας[2]). (Babr. fab. 58.)

§. 205.

Das besondere Epitheton λιγυφωνοι[3]), welches Hesiodus, an zwei Stellen der Theogonie (v. 275 et 518), den Hesperiden beilegt, hat, zusammengenommen mit ihrem Namen und ihrem so weit nach Abend hin verlegten Aufenthalt, mich auf den allerdings seltsamen Gedanken gebracht, ob nicht irgendwie unter den Hesperiden Fledermäuse gedacht worden seien. Jenes Epitheton nämlich entspricht sehr gut dem kurzen, pfeifenden Ton dieser Tiere, welche überdies passender ἑσπεριδες, als νυκτεριδες heifsen würden, da sie viel mehr abends, als nachts fliegen, indem sie auf Insektenfang ausgehen, und ἑσπεριδες geradezu das lateinische *vespertiliones* ist. Ich habe daher den Einfall nicht unterdrücken wollen, da es möglich wäre, dafs, hierdurch aufmerksam gemacht, jemand noch etwas zur Bestätigung desselben fände. Sind doch die Cherubim geflügelte Ochsen; warum sollten die

[1]) Der gefesselte Prometheus.

[2]) Zeus, der in ein Fafs alle Güter eingeschlossen hat.

[3]) helltönend.

Hesperiden nicht Fledermäuse sein? Vielleicht sind sie die Alkithoe und ihre Schwestern, welche in Ovids Metamorphosen (IV, 391 fg.) in Fledermäuse verwandelt werden.

§. 206.

Dafs die Eule der Vogel der Athene ist, mag die nächtlichen Studien der Gelehrten zum Anlafs haben.

§. 207.

Es ist nicht ohne Grund und Sinn, dafs der Mythos den Kronos Steine verschlingen und verdauen läfst: denn das sonst ganz Unverdauliche, alle Betrübnis, Ärger, Verlust, Kränkung, verdaut allein die Zeit.

§. 208.

So stehe denn hier zum Schlusse noch meine sehr subtile und höchst seltsame allegorische Deutung eines bekannten, besonders durch Apulejus verherrlichten Mythos; obwohl sie, ihres Stoffes halber, dem Spotte aller derer blofs liegt, die das *du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas* sich dabei zu Nutze machen wollen.

Vom Gipfelpunkte meiner Philosophie, welcher bekanntlich der asketische Standpunkt ist, aus gesehen, konzentriert die Bejahung des Willens zum Leben sich im Zeugungsakt und dieser ist ihr entschiedenster Ausdruck. Die Bedeutung dieser Bejahung nun aber ist eigentlich diese, dafs der Wille, welcher ursprünglich erkenntnislos, also ein blinder Drang ist, nachdem ihm, durch die Welt als Vorstellung, die Erkenntnis seines eigenen Wesens aufgegangen und geworden ist, hierdurch in seinem Wollen und seiner Sucht sich nicht stören oder hemmen läfst, sondern nunmehr, bewufst und besonnen, eben das will, was er bis dahin als erkenntnisloser Trieb und Drang gewollt hat. (Siehe Welt als W. u. V. Bd. 1. § 54.) Diesem gemäfs nun finden wir, dafs der, durch freiwillige Keuschheit das Leben asketisch Verneinende von dem, durch Zeugungsakte dasselbe Bejahenden empirisch dadurch sich unterscheidet, dafs bei jenem ohne Erkenntnis und als blinde, physiologische Funktion, nämlich im Schlafe, das vor sich geht, was von diesem mit Bewufstsein und Besonnenheit vollbracht wird, also beim Lichte der Erkenntnis geschieht. Nun ist es in der That sehr merkwürdig, dafs dieses abstrakte und dem Geiste der Griechen keineswegs verwandte Philosophem, nebst dem es belegenden empirischen Hergang, seine genaue allegorische

Darstellung hat an der schönen Fabel von der Psyche, welche den Amor nur ohne ihn zu sehen geniefsen sollte, jedoch, damit nicht zufrieden, ihn, aller Warnungen ungeachtet, durchaus auch sehen gewollt hat, wodurch sie, nach einem unabwendbaren Ausspruch geheimnisvoller Mächte, in grenzenloses Elend geriet, welches nur durch eine Wanderung in die Unterwelt, nebst schweren Leistungen daselbst, abgebüfst werden konnte.

Der Sturz der Titanen, welche Zeus hinabgedonnert in die Unterwelt, scheint dieselbe Geschichte zu sein mit dem Sturz der gegen den Jehovah rebellischen Engel.

Die Geschichte des Idomeneus, der ex voto seinen Sohn opfert, und die des Jephtha ist im wesentlichen dieselbe.

Ob nicht, wie im Sanskrit die Wurzel der gotischen, wie der griechischen Sprache liegt, es eine ältere Mythologie giebt, aus der die griechische, wie die jüdische Mythologie entsprungen ist. Man könnte sogar, wenn man dem Witz Spielraum gestatten wollte, anführen, dafs die verdoppelt lange Nacht, in welcher Zeus mit der Alkmene den Herakles zeugte, dadurch entstand, dafs weiter östlich Josua vor Jericho die Sonne still stehen hiefs. Zeus und Jehovah spielten so einander in die Hände: denn die Götter des Himmels sind, wie die irdischen, allezeit im Stillen befreundet. Aber wie unschuldig war die Kurzweil des Vaters Zeus im Vergleich mit dem blutdürstigen Treiben des Jehovah und seines auserwählten Räubervolks.

Kapitel XIX.

Zur Metaphysik des Schönen und Ästhetik.

§. 209.

Da ich über die Auffassung der (Platonischen) Ideen und über das Korrelat derselben, das reine Subjekt des Erkennens, in meinem Hauptwerke ausführlich genug gewesen bin [1]), würde ich es für überflüssig halten, hier nochmals darauf zurückzukommen, wenn ich nicht erwöge, dafs dies eine Betrachtung ist, welche, in diesem Sinne, vor mir nie-

[1]) Im 3. Buch der „Welt a. W. u. V.“

mals angestellt worden, weshalb es besser ist, nichts zurückzubehalten, was, als Erläuterung derselben, einst willkommen sein könnte. Natürlich setze ich dabei jene früheren Erörterungen als bekannt voraus. —

Das eigentliche Problem der Metaphysik des Schönen läfst sich sehr einfach so ausdrücken: wie ist Wohlgefallen und Freude an einem Gegenstande möglich, ohne irgend eine Beziehung desselben auf unser Wollen?

Jeder nämlich fühlt, dafs Freude und Wohlgefallen an einer Sache eigentlich nur aus ihrem Verhältnis zu unserm Willen, oder, wie man es gern ausdrückt, zu unsern Zwecken, entspringen kann; so dafs eine Freude ohne Anregung des Willens ein Widerspruch zu sein scheint. Dennoch erregt, ganz offenbar, das Schöne als solches unser Wohlgefallen, unsere Freude, ohne dafs es irgend eine Beziehung auf unsre persönlichen Zwecke, also unsern Willen, hätte.

Meine Lösung ist gewesen, dafs wir im Schönen allemal die wesentlichen und ursprünglichen Gestalten der belebten und unbelebten Natur, also Platons Ideen derselben, auffassen, und dafs diese Auffassung zu ihrer Bedingung ihr wesentliches Korrelat, das willensreine Subjekt des Erkennens, d. h. eine reine Intelligenz ohne Absichten und Zwecke, habe. Dadurch verschwindet, beim Eintritt einer ästhetischen Auffassung, der Wille ganz aus dem Bewufstsein. Er allein aber ist die Quelle aller unserer Betrübnisse und Leiden. Dies ist der Ursprung jenes Wohlgefallens und jener Freude, welche die Auffassung des Schönen begleitet. Sie beruht also auf der Wegnahme der ganzen Möglichkeit des Leidens. — Wollte man etwa einwenden, dafs dann auch die Möglichkeit der Freude aufgehoben wäre, so ist man zu erinnern, dafs, wie ich öfter dargethan habe, das Glück, die Befriedigung, negativer Natur, nämlich blofs das Ende eines Leidens, der Schmerz hingegen das Positive ist. Daher bleibt, beim Verschwinden alles Wollens aus dem Bewufstsein, doch der Zustand der Freude, d. h. der Abwesenheit alles Schmerzes, und hier sogar der Abwesenheit der Möglichkeit desselben, bestehen, indem das Individuum, in ein rein erkennendes und nicht mehr wollendes Subjekt verwandelt, sich seiner und seiner Thätigkeit, eben als eines solchen, doch bewufst bleibt. Wie wir wissen, ist die Welt als Wille die erste *(ordine prior)* und die als Vorstellung die zweite

Welt *(ordine posterior)*. Jene ist die Welt des Verlangens und daher des Schmerzes und tausendfältigen Wehes. Die zweite aber ist an sich selbst wesentlich schmerzlos: dazu enthält sie ein sehenswertes Schauspiel, durchweg bedeutsam, aufs wenigste belustigend. Im Genuſs desselben besteht die ästhetische Freude.[1]) — Reines Subjekt des Erkennens werden, heiſst, sich selbst loswerden. Das reine Subjekt des Erkennens tritt ein, indem man sich vergiſst, um ganz in den angeschauten Gegenständen aufzugehen; so daſs nur sie im Bewuſstsein übrig bleiben. Weil aber dies die Menschen meistens nicht können, sind sie zur rein objektiven Auffassung der Dinge, welche die Begabung des Künstlers ausmacht, in der Regel, unfähig.

§. 210.

Wenn jedoch der individuelle Wille die ihm beigegebene Vorstellungskraft auf eine Weile frei läſst und sie von dem Dienste, zu welchem sie entstanden und vorhanden ist, einmal ganz dispensiert, so daſs sie die Sorge für den Willen, oder die eigene Person, welche allein ihr natürliches Thema und daher ihre regelmäſsige Beschäftigung ist, für jetzt fahren läſst, dennoch aber nicht aufhört, energisch thätig zu sein und das Anschauliche, mit voller Anspannung, deutlich aufzufassen; so wird sie alsbald vollkommen objektiv, d. h. sie wird zum treuen Spiegel der Objekte, oder, genauer, zum Medium der Objektivation des in den jedesmaligen Objekten sich darstellenden Willens, dessen Innerstes jetzt um so vollständiger in ihr hervortritt, als die Anschauung länger anhält, bis sie dasselbe ganz erschöpft hat. Nur so entsteht, mit dem reinen Subjekt, das reine Objekt, d. h. die vollkommene Manifestation des im angeschauten Objekt erscheinenden Willens, welche eben die (Platonische) Idee desselben ist. Die Auffassung einer solchen aber erfordert, daſs ich, bei Betrachtung eines Objekts, wirklich von seiner Stelle, in Zeit und Raum, und dadurch von seiner Individualität, abstrahiere. Denn diese, allemal durch das Gesetz

[1]) Das vollkommene Genügen, die finale Beruhigung, der wahre wünschenswerte Zustand stellen sich uns immer nur im Bilde dar, im Kunstwerk, im Gedicht, in der Musik. Freilich könnte man hieraus die Zuversicht schöpfen, daſs sie doch irgendwo vorhanden sein müssen. (Anm. Schopenhauers.)

der Kausalität bestimmte Stelle ist es, die jenes Objekt zu mir, als Individuo, in irgend ein Verhältnis setzt: daher wird nur unter Beseitigung jener Stelle das Objekt zur Idee und eben damit ich zum reinen Subjekt des Erkennens. Deshalb giebt jedes Gemälde, schon dadurch, daſs es den flüchtigen Augenblick für immer fixiert und so aus der Zeit herausreiſst, nicht das Individuelle, sondern die Idee, das Dauernde in allem Wechsel. Zu jener postulierten Veränderung im Subjekt und Objekt ist nun aber die Bedingung, nicht nur, daſs die Erkenntniskraft ihrer ursprünglichen Dienstbarkeit entzogen und ganz sich selber überlassen sei, sondern auch, daſs sie dennoch mit ihrer ganzen Energie thätig bleibe, trotzdem, daſs der natürliche Sporn ihrer Thätigkeit, der Antrieb des Willens, jetzt fehlt. Hier liegt die Schwierigkeit, und an dieser die Seltenheit der Sache; weil all unser Denken und Trachten, unser Hören und Sehen, naturgemäſs stets, mittelbar oder unmittelbar, im Dienste unserer zahllosen, gröſsern und kleinern, persönlichen Zwecke steht und demnach der Wille es ist, der die Erkenntniskraft zur Vollziehung ihrer Funktion anspornt; ohne welchen Antrieb sie sogleich ermattet. Auch ist die auf solchen Antrieb thätige Erkenntnis vollkommen ausreichend für das praktische Leben, sogar auch für die Fachwissenschaften, welche immer nur auf die Relationen der Dinge, nicht auf das eigene und innere Wesen derselben gerichtet sind; daher auch alle ihre Erkenntnisse am Leitfaden des Satzes vom Grunde, diesem Elemente der Relationen, fortschreiten. Überall daher, wo es auf Erkenntnis von Ursache und Wirkung, oder sonstigen Gründen und Folgen, ankommt, also in allen Zweigen der Naturwissenschaft und der Mathematik, wie auch der Geschichte, oder bei Erfindungen u. s. w., muſs die gesuchte Erkenntnis ein Zweck des Willens sein, und je heftiger er sie anstrebt, desto eher wird sie erlangt werden. Ebenso in Staatsangelegenheiten, im Kriege, in Finanz- oder Handelsgeschäften, in Intriguen jeder Art u. dgl. m. muſs zuvörderst der Wille, durch die Heftigkeit seines Begehrens, den Intellekt nötigen, alle seine Kräfte anzustrengen, um, bei der vorliegenden Angelegenheit, allen Gründen und Folgen genau auf die Spur zu kommen. Ja, es ist zum Erstaunen, wie weit hier der Sporn des Willens einen gegebenen Intellekt über das gewöhnliche Maſs seiner Kräfte hinaus treiben kann.

Daher eben ist zu allen ausgezeichneten Leistungen in solchen Dingen nicht blofs ein kluger, oder feiner Kopf, sondern auch ein energischer Wille erfordert, welcher allererst jenen antreiben mufs, damit er sich in die mühsame, angespannte und rastlose Thätigkeit versetze, ohne welche solche nicht auszuführen sind.

Ganz anders nun aber verhält es sich bei der Auffassung des objektiven, selbsteigenen Wesens der Dinge, welches ihre (Platonische) Idee ausmacht und jeder Leistung in den schönen Künsten zum Grunde liegen mufs. Der Wille nämlich, welcher dort so förderlich, ja unerläfslich war, mufs hier ganz aus dem Spiele bleiben: denn hier taugt nur das, was der Intellekt ganz allein, ganz aus eigenen Mitteln leistet und als freiwillige Gabe darbringt. Hier mufs sich alles von selbst machen: die Erkenntnis mufs absichtslos thätig, folglich willenslos sein. Denn nur im Zustande des reinen Erkennens, wo dem Menschen sein Wille und dessen Zwecke, mit ihm aber seine Individualität, ganz entrückt sind, kann diejenige rein objektive Anschauung entstehen, in welcher die (Platonischen) Ideen der Dinge aufgefafst werden. Eine solche Auffassung aber mufs es allemal sein, welche der Konception, d. i. der ersten, allemal intuitiven Erkenntnis vorsteht, die nachmals den eigentlichen Stoff und Kern, gleichsam die Seele eines echten Kunstwerks, einer Dichtung, ja eines wahren Philosophems, ausmacht. Das Unvorsätzliche, Unabsichtliche, ja zum Teil Unbewufste und Instinktive, welches man von jeher an den Werken des Genies bemerkt hat, ist eben die Folge davon, dafs die künstlerische Urerkenntnis eine vom Willen ganz gesonderte und unabhängige, eine willensreine, willenslose ist. Und eben weil der Wille der eigentliche Mensch ist, schreibt man jene einem von diesem verschiedenen Wesen, einem Genius, zu. Eine Erkenntnis dieser Art hat, wie oft von mir erörtertert worden, auch nicht den Satz vom Grunde zum Leitfaden, und ist eben dadurch das Widerspiel jener ersteren. — Vermöge seiner Objektivität nimmt das Genie mit Besonnenheit alles das wahr, was die andern nicht sehen. Dies giebt ihm die Fähigkeit, die Natur so anschaulich und lebhaft als Dichter zu schildern, oder als Maler darzustellen.

Hingegen bei der Ausführung des Werkes, wo die

Mitteilung und Darstellung des also Erkannten der Zweck ist, kann, ja mufs, eben weil ein Zweck vorhanden ist, der Wille wieder thätig sein: demnach herrscht hier auch wieder der Satz vom Grunde, welchem gemäfs Kunstmittel zu Kunstzwecken gehörig angeordnet werden. So, wo den Maler die Richtigkeit der Zeichnung und die Behandlung der Farben, den Dichter die Anordnung des Plans, sodann Ausdruck und Metrum beschäftigen.

Weil aber der Intellekt dem Willen entsprossen ist, daher er objektiv sich als Gehirn, also ein Teil des Leibes, welcher die Objektivation des Willens ist, darstellt; weil demnach der Intellekt ursprünglich zum Dienste des Willens bestimmt ist, so ist seine ihm natürliche Thätigkeit die der oben beschriebenen Art, wo er jener natürlichen Form seiner Erkenntnisse, welche der Satz vom Grunde ausdrückt, getreu bleibt und vom Willen, dem Ursprünglichen im Menschen, in Thätigkeit gesetzt und darin erhalten wird. Hingegen ist die Erkenntnis der zweiten Art eine ihm unnatürliche, abusive Thätigkeit: demgemäfs ist sie bedingt durch ein entschieden abnormes, daher eben sehr seltenes, Übergewicht des Intellekts und seiner objektiven Erscheinung, des Gehirns, über den übrigen Organismus und über das Verhältnis, welches die Zwecke des Willens erfordern. Eben weil dies Überwiegen des Intellekts ein abnormes ist, erinnern die daraus entspringenden Phänomene bisweilen an den Wahnsinn.

Die Erkenntnis wird also ihrem Ursprung, dem Willen, hier schon untreu. Der Intellekt, der blofs zum Dienste des Willens entstanden ist und in fast allen Menschen auch darin bleibt, in welchem Gebrauch desselben und in seinem Ertrag ihr Leben aufgeht, — wird *abusive* gebraucht in allen freien Künsten und Wissenschaften: und in diesen Gebrauch setzt man die Fortschritte und die Ehre des Menschengeschlechts. — Auf einem andern Wege kann er sogar sich wider den Willen wenden; indem er, in den Phänomenen der Heiligkeit, ihn aufhebt.

Übrigens ist jene rein objektive Auffassung der Welt und der Dinge, welche als Urerkenntnis jeder künstlerischen, dichterischen und rein philosophischen Konception zum Grunde liegt, sowohl aus objektiven als aus subjektiven Gründen, nur eine vorübergehende, indem teils die dazu erforderte Anspannung nicht anhalten kann, teils der Lauf der

Welt nicht erlaubt, dafs wir durchweg, wie der Philosoph nach der Definition des Pythagoras, ruhige und anteilslose Zuschauer darin bleiben, sondern jeder im grofsen Marionettenspiel des Lebens doch mitagieren mufs und fast immer den Draht fühlt, durch welchen auch er damit zusammenhängt und in Bewegung gesetzt wird.

§. 211.

Was nun aber das Objektive solcher ästhetischen Anschauung, also die (Platonische) Idee betrifft; so läfst diese sich beschreiben als das, was wir vor uns haben würden, wenn die Zeit, diese formale und subjektive Bedingung unsers Erkennens, weggezogen würde, wie das Glas aus dem Kaleidoskop. Wir sehen z. B. die Entwickelung von Knospe, Blume und Frucht, und erstaunen über die treibende Kraft, welche nie ermüdet, diese Reihe von neuem durchzuführen. Dieses Erstaunen würde wegfallen, wenn wir erkennen könnten, dafs wir, bei allem jenem Wechsel, doch nur die eine und unveränderliche Idee der Pflanze vor uns haben, welche aber als eine Einheit von Knospe, Blume und Frucht anzuschauen wir nicht vermögen, sondern sie mittelst der Form der Zeit erkennen müssen, wodurch unserm Intellekt die Idee auseinandergelegt wird, in jene successiven Zustände.

§. 212.

Wenn man betrachtet, wie sowohl die Poesie, als auch die bildenden Künste zu ihrem jedesmaligen Thema ein Individuum nehmen, um solches, mit allen Eigentümlichkeiten seiner Einzelnheit, bis auf die geringfügigsten herab, mit sorgfältigster Genauigkeit, uns darzustellen; und wenn man dann zurücksieht auf die Wissenschaften, die mittelst der Begriffe arbeiten, deren jeder zahllose Individuen vertritt, indem er das Eigentümliche der ganzen Art derselben, ein für allemal, bestimmt und bezeichnet; — so könnte, bei dieser Betrachtung, das Treiben der Kunst uns geringfügig, kleinlich, ja fast kindisch vorkommen. Allein das Wesen der Kunst bringt es mit sich, dafs ihr ein Fall für tausende gilt, indem was sie durch jene sorgfältige und ins einzelne gehende Darstellung des Individuums beabsichtigt, die Offenbarung der Idee seiner Gattung ist; so dafs z. B. ein Vorgang, eine Scene des Menschenlebens, richtig und vollständig, also mit genauer Darstellung der darin verwickelten Individuen, geschildert, die Idee der Menschheit selbst, von

irgend einer Seite aufgefafst, zur deutlichen und tiefen Erkenntnis bringt. Denn, wie der Botaniker aus dem unendlichen Reichtum der Pflanzenwelt eine einzige Blume pflückt, sie dann zerlegt, um uns die Natur der Pflanze überhaupt daran zu demonstrieren; so nimmt der Dichter aus dem endlosen Gewirre des überall in unaufhörlicher Bewegung dahineilenden Menschenlebens eine einzige Scene, ja oft nur eine Stimmung und Empfindung heraus, um uns daran zu zeigen, was das Leben und Wesen des Menschen sei. Dieserhalb sehen wir die gröfsten Geister, Shakespeare und Goethe, Raphael und Rembrandt, es ihrer nicht unwürdig erachten, ein nicht einmal hervorragendes Individuum, in seiner ganzen Eigentümlichkeit bis auf das kleinste herab, mit gröfster Genauigkeit und ernstem Fleifse, uns darzustellen und zu veranschaulichen. Denn nur anschaulich wird das Besondere und Einzelne gefafst; — weshalb ich die Poesie definiert habe als die Kunst, durch Worte die Phantasie ins Spiel zu versetzen.

Will man den Vorzug, welchen die anschauende Erkenntnis, als die primäre und fundamentale, vor der abstrakten hat, unmittelbar empfinden und daraus inne werden, wie die Kunst uns mehr offenbart, als alle Wissenschaft vermag, so betrachte man, sei es in der Natur, oder unter Vermittlung der Kunst, ein schönes und bewegtes menschliches Antlitz voll Ausdruck. Welche tiefere Einsicht in das Wesen des Menschen, ja der Natur überhaupt, giebt nicht dieses, als alle Worte, samt den Abstractis, die sie bezeichnen. — Beiläufig sei hier bemerkt, dafs, was für eine schöne Gegend der aus den Wolken plötzlich hervorbrechende Sonnenblick, für ein schönes Gesicht der Eintritt seines Lachens ist. Daher *ridete, puellae, ridete*!

§. 213.

Was jedoch macht, dafs ein Bild uns leichter zur Auffassung einer (Platonischen) Idee bringt, als ein Wirkliches; also das, wonach das Bild der Idee näher steht, als die Wirklichkeit, ist im allgemeinen dieses, dafs das Kunstwerk das schon durch ein Subjekt hindurchgegangene Objekt ist und daher für den Geist das, was für den Leib die animalische Nahrung, nämlich die schon assimilierte vegetabilische. Näher aber betrachtet, beruht die Sache darauf, dafs das Werk der bildenden Kunst nicht, wie die Wirklichkeit, uns das zeigt,

was nur einmal da ist und nie wieder, nämlich die Verbindung dieser Materie mit dieser Form, welche Verbindung eben das Konkrete, das eigentlich Einzelne, ausmacht; sondern dafs es uns die Form allein zeigt, welche schon, wenn nur vollkommen und allseitig gegeben, die Idee selbst wäre. Das Bild leitet uns mithin sogleich vom Individuo weg, auf die blofse Form. Schon dieses Absondern der Form von der Materie bringt solche der Idee um vieles näher. Eine solche Absonderung aber ist jedes Bild; sei es Gemälde, oder Statue. Darum nun gehört diese Absonderung, diese Trennung der Form von der Materie, zum Charakter des ästhetischen Kunstwerks; eben weil dessen Zweck ist, uns zur Erkenntnis einer (Platonischen) Idee zu bringen. Es ist also dem Kunstwerke wesentlich, die Form allein, ohne die Materie, zu geben, und zwar dies offenbar und augenfällig zu thun. Hier liegt nun eigentlich der Grund, warum Wachsfiguren keinen ästhetischen Eindruck machen und daher keine Kunstwerke (im ästhetischen Sinne) sind; obgleich sie, wenn gut gemacht, hundertmal mehr Täuschung hervorbringen, als das beste Bild, oder Statue, es vermag, und daher, wenn täuschende Nachahmung des Wirklichen der Zweck der Kunst wäre, den ersten Rang einnehmen müfsten. Sie scheinen nämlich nicht die blofse Form, sondern, mit ihr, auch die Materie zu geben; daher sie die Täuschung, dafs man die Sache selbst vor sich habe, zuwege bringen. Statt dafs also das wahre Kunstwerk uns von dem, welches nur einmal und nie wieder da ist, d. i. dem Individuo, hinleitet zu dem, was stets und unendliche Male, in unendlich vielen da ist, der blofsen Form, oder Idee: giebt das Wachsbild uns scheinbar das Individuum selbst, also das, was nur einmal und nie wieder da ist, jedoch ohne das, was einer solchen vorübergehenden Existenz Wert verleiht, ohne das Leben. Darum erregt das Wachsbild Grausen, indem es wirkt, wie ein starrer Leichnam.

Man könnte meinen, dafs allein die Statue es sei, welche die Form ohne die Materie gebe, das Gemälde hingegen auch die Materie, sofern es, mittelst der Farbe, den Stoff und dessen Beschaffenheit nachahmt. Dies hiefse jedoch, die Form im rein geometrischen Sinne verstehen, und ist nicht was hier gemeint war: denn im philosophischen Sinn ist die Form der Gegensatz der Materie, begreift daher auch die

Farbe, Glätte, Textur, kurz, alle Qualität. Allerdings giebt bloſs die Statue die rein geometrische Form allein, sie darstellend an einer derselben augenscheinlich fremden Materie, dem Marmor: hierdurch also isoliert sie handgreiflich die Form. Das Gemälde hingegen giebt gar keine Materie, sondern den bloſsen Schein der Form, — nicht im geometrischen, sondern im philosophischen oben angegebenen Sinne. Diese Form giebt, sage ich, das Gemälde nicht einmal selbst, sondern den bloſsen Schein derselben, nämlich bloſs ihre Wirkung auf einen Sinn, das Gesicht, und auch diese nur von einem Gesichtspunkte aus. Daher bringt auch das Gemälde nicht eigentlich die Täuschung hervor, daſs man die Sache selbst, d. h. Form und Materie vor sich habe; sondern auch die täuschende Wahrheit des Bildes steht immer noch unter gewissen zugestandenen Bedingungen dieser Darstellungsweise: zeigt doch z. B. das Bild, durch das unvermeidliche Wegfallen der Parallaxe unserer zwei Augen, die Dinge stets so, wie nur ein Einäugiger sie sehen würde. Also auch das Gemälde giebt allein die Form; indem es nur die Wirkung derselben, und zwar ganz einseitig, nämlich auf das Auge allein, darstellt. — Die übrigen Gründe, weshalb das Kunstwerk leichter, als die Wirklichkeit, uns zur Auffassung einer (Platonischen) Idee erhebt, findet man im 2. Bande meines Hauptwerkes, Kap. 30, S. 420 (3. Aufl.) dargelegt.

Der obigen Betrachtung verwandt ist folgende, — bei welcher inzwischen die Form wieder im geometrischen Sinne zu verstehen ist. Schwarze Kupferstiche und Tuschbilder entsprechen einem edleren und höheren Geschmack, als kolorierte Kupfer- und Aquarellbilder; während hingegen diese dem weniger gebildeten Sinne mehr zusagen. Dies beruht offenbar darauf, daſs die schwarzen Darstellungen die Form allein, gleichsam in abstracto geben; deren Apprehension (wie wir wissen) intellektual, d. h. Sache des anschauenden Verstandes ist. Die Farbe hingegen ist bloſs Sache des Sinnesorgans und zwar einer ganz besondern Einrichtung in demselben (Qualitative Teilbarkeit der Thätigkeit der Retina). In dieser Hinsicht kann man auch die bunten Kupferstiche den gereimten Versen, die schwarzen den bloſs metrischen vergleichen; infolge des, in meinem Hauptwerke, Bd. 2, Kap. 37, S. 488 (3. Aufl.) angegebenen Verhältnisses zwischen diesen.

§. 214.

Dafs die Eindrücke, welche wir in der Jugend erhalten, so bedeutsam sind und im Morgenrote des Lebens alles so idealisch, so verklärt, sich uns darstellt, entspringt daraus, dafs alsdann noch das Einzelne uns mit seiner Gattung allererst bekannt macht, welche uns noch neu ist, jedes Einzelne also seine Gattung für uns vertritt. Demnach erfassen wir darin die (Platonische) Idee dieser Gattung, welcher als solcher die Schönheit wesentlich ist.

§. 215.

„Schön" ist, ohne Zweifel, verwandt mit dem englischen *to shew* und wäre demnach *shewy,* schaulich, *what shews well,* was sich gut zeigt, sich gut ausnimmt, also das deutlich hervortretende Anschauliche, mithin der deutliche Ausdruck bedeutsamer (Platonischer) Ideen.

„Malerisch" bedeutet im Grunde dasselbe wie schön: denn es wird dem beigelegt, was sich so darstellt, dafs es die Idee seiner Gattung deutlich an den Tag legt; daher es zur Darstellung des Malers taugt, welcher eben auf Darstellung, Hervorhebung der Ideen, die ja das Objektive im Schönen ausmachen, gerichtet ist.

§. 216.

Schönheit und Grazie der Menschengestalt, im Verein, sind die deutlichste Sichtbarkeit des Willens, auf der obersten Stufe seiner Objektivation, und eben deshalb die höchste Leistung der bildenden Kunst. Inzwischen ist allerdings, wie ich (Welt als W. u. V. Bd. 1. § 41) gesagt habe, jedes natürliche Ding schön: also auch jedes Tier. Wenn uns dieses bei einigen Tieren nicht einleuchten will, so liegt es daran, dafs wir nicht im stande sind, sie rein objektiv zu betrachten und dadurch ihre Idee aufzufassen, sondern hiervon abgezogen werden durch irgend eine unvermeidliche Gedankenassociation, meistens infolge einer sich uns aufdringenden Ähnlichkeit, z. B. der des Affen mit dem Menschen, daher wir nicht die Idee dieses Tieres auffassen, sondern nur die Karikatur eines Menschen sehen. Ebenso scheint die Ähnlichkeit der Kröte mit Kot und Schlamm zu wirken: indessen reicht dies hier doch nicht aus, den grenzenlosen Abscheu, ja das Entsetzen und Grausen zu erklären, welches einige Leute beim Anblick dieser Tiere, wie andere bei dem der Spinnen, befällt: vielmehr scheint dieses in einer viel tieferen,

metaphysischen und geheimnisvollen Beziehung seinen Grund zu haben. Dieser Meinung entspricht der Umstand, dafs man zu sympathetischen Kuren (und Malefizien), also zu magischen Zwecken, gerade diese Tiere zu nehmen pflegt, z. B. das Fieber vertreibt, durch eine in einer Nufsschale eingeschlossene Spinne, am Halse des Kranken getragen, bis sie tot ist; oder, bei grofser Todesgefahr, eine Kröte, in den Urin des Kranken gelegt, in einem wohlverschlossenen Topfe, mittags Schlag zwölf Uhr im Keller des Hauses vergräbt. Die langsame Todesmarter solcher Tiere verlangt jedoch von der ewigen Gerechtigkeit eine Abbüfsung: dies nun wieder giebt eine Erläuterung der Annahme, dafs wer Magie treibt, sich dem Teufel verschreibe.

§. 217.

Die unorganische Natur, sofern sie nicht etwa aus Wasser besteht, macht, wenn sie ohne alles Organische sich darstellt, einen sehr traurigen, ja beklemmenden Eindruck auf uns. Beispiele davon sind die blofs nackte Felsen darbietenden Gegenden, namentlich das lange Felsenthal, ohne alle Vegetation, nahe vor Toulon, durch welches der Weg nach Marseille führt: im grofsen aber und viel eindringlicher wird es die afrikanische Wüste leisten. Die Traurigkeit dieses Eindrucks des Unorganischen auf uns entspringt zunächst daraus, dafs die unorganische Masse ausschliefslich dem Gesetze der Schwere gehorcht, nach deren Richtung daher hier alles gelagert ist. — Dagegen nun erfreut uns der Anblick der Vegetation unmittelbar und in hohem Grade; natürlich aber um so mehr, je reicher, mannigfaltiger, ausgebreiteter und dabei sich selber überlassen sie ist. Der nächste Grund hiervon liegt darin, dafs in der Vegetation das Gesetz der Schwere als überwunden erscheint, indem die Pflanzenwelt sich in der seiner Richtung gerade entgegengesetzten erhebt: hierdurch kündigt sich unmittelbar das Phänomen des Lebens an, als eine neue und höhere Ordnung der Dinge. Wir selbst gehören dieser an: sie ist das uns Verwandte, das Element unsers Daseins. Dabei geht uns das Herz auf. Zunächst also ist es jene senkrechte Richtung nach oben, wodurch der Anblick der Pflanzenwelt uns unmittelbar erfreut; daher gewinnt eine schöne Baumgruppe ungemein, wenn aus ihrer Mitte sich ein Paar gerade aufgeschossene, spitze Tannengipfel erheben. Hingegen ein umgehauener

Baum wirkt nicht mehr auf uns; ja ein sehr schräge gewachsener schon weniger, als der gerade stehende: die herabhängenden, also der Schwere nachgebenden Zweige der Trauerweide *(saule pleureur, weeping willow)* haben ihr diese Namen verschafft. — Das Wasser hebt die traurige Wirkung seiner unorganischen Wesenheit durch seine grofse Beweglichkeit, die einen Schein des Lebens giebt, und durch sein beständiges Spiel mit dem Lichte grofsenteils auf: zudem ist es die Urbedingung alles Lebens. — Aufserdem ist, was den Anblick der vegetabilischen Natur uns so erfreulich macht, der Ausdruck von Ruhe, Frieden und Genügen, den sie trägt; während die animalische sich uns meistens im Zustande der Unruhe, der Not, ja des Kampfes darstellt: daher gelingt es jener so leicht, uns in den Zustand des reinen Erkennens zu versetzen, der uns von uns selbst befreit.

Auffallend ist es zu sehen, wie die vegetabilische Natur, selbst die alltäglichste und geringste, sogleich sich schön und malerisch gruppiert und darstellt, sobald sie nur dem Einflufs der Menschenwillkür entzogen ist: so in jedem Fleckchen, welches der Kultur entzogen, oder von ihr noch nicht erreicht ist, und trüge es nur Disteln, Dornen und die gemeinsten Feldblumen. In Korn- und Gemüse-Feldern hingegen sinkt das Ästhetische der Pflanzenwelt auf sein Minimum herab.

§. 218.

Man hat längst erkannt, dafs jedes zu menschlichen Zwecken bestimmte Werk, also jedes Gerät und jedes Gebäude, um schön zu sein, eine gewisse Ähnlichkeit mit den Werken der Natur haben müsse: aber darin hat man geirrt, dafs man meinte, diese müsse eine direkte sein und unmittelbar in den Formen liegen; so dafs z. B. Säulen Bäume, oder gar menschliche Gliedmafsen darstellen, Gefäfse wie Muscheln, oder Schnecken, oder Blumenkelche gestaltet sein und überall vegetabilische, oder tierische Formen erscheinen müfsten. Vielmehr soll jene Ähnlichkeit keine direkte, sondern eine nur mittelbare sein, d. h. nicht in den Formen, sondern im Charakter der Formen liegen, welcher auch bei gänzlicher Verschiedenheit dieser derselbe sein kann. Demnach sollen Gebäude und Geräte nicht der Natur nachgeahmt, sondern im Geiste derselben geschaffen sein. Dieser nun zeigt sich darin, dafs jedes Ding und jeder Teil seinem

Zwecke so unmittelbar entspricht, dafs es ihn sogleich ankündigt; welches dadurch geschieht, dafs es denselben auf dem kürzesten Wege und auf die einfachste Weise erreicht. Diese augenfällige Zweckmäfsigkeit nämlich ist Charakter des Naturprodukts. Obgleich nun zwar in diesem der Wille von innen aus wirkt und sich der Materie ganz bemeistert hat; während er im Menschenwerke, von aufsen wirkend, erst unter Vermittelung der Anschauung und sogar eines Begriffs vom Zwecke des Dinges, dann aber durch Überwältigung einer fremden, d. h. ursprünglich einen andern Willen ausdrückenden Materie seine Absicht erreicht und sich ausspricht; so kann dabei der angegebene Charakter des Naturprodukts doch beibehalten werden. Dies zeigt die antike Baukunst, in der genauen Angemessenheit jedes Teiles, oder Gliedes, zu seinem unmittelbaren Zwecke, den es eben dadurch naiv darlegt, und in der Abwesenheit alles Zwecklosen; im Gegensatz der gotischen Baukunst, welche gerade den vielen zwecklosen Zieraten und Beiwerken, indem wir ihnen einen uns unbekannten Zweck unterschieben, ihr geheimnisvolles, mysteriöses Ansehen verdankt; oder gar jedes völlig entarteten Baustils, welcher, Originalität affektierend, auf allerlei unnötigen Umwegen und in tändelnden Willkürlichkeiten, mit den Mitteln der Kunst spielt, deren Zwecke er nicht versteht. Dasselbe gilt von den antiken Gefäfsen, deren Schönheit daraus entspringt, dafs sie auf so naive Art ausdrücken, was sie zu sein und zu leisten bestimmt sind; und ebenso von allem übrigen Geräte der Alten: man fühlt dabei, dafs wenn die Natur Vasen, Amphoren, Lampen, Tische, Stühle, Helme, Schilde, Panzer u. s. w. hervorbrächte, sie so aussehen würden. Man sehe dagegen die porzellanenen, reich vergoldeten Schandgefäfse, nebst der Weibertracht u. s. w. der jetzigen Zeit, welche dadurch, dafs sie den bereits eingeführten Stil des Altertums gegen den niederträchtigen Rokokostil vertauschte, ihren erbärmlichen Geist an den Tag gelegt und sich auf der Stirn gebrandmarkt hat für alle Zukunft. Denn keineswegs ist so etwas Kleinigkeit: sondern es ist der Stempel des Geistes dieser Zeit. Den Beleg dazu giebt die Litteratur derselben, giebt die Verhunzung der deutschen Sprache durch unwissende Tintenklexer, welche, in frecher Willkür, mit ihr umgehen, wie Vandalen mit Kunstwerken, und es ungestraft dürfen. —

§. 219.

Sehr treffend hat man das Entstehen des Grundgedankens zu einem Kunstwerke die Konception desselben genannt: denn sie ist, wie zum Entstehen des Menschen die Zeugung, das Wesentlichste. Und auch wie diese, erfordert sie nicht sowohl Zeit, als Anlafs und Stimmung. Überhaupt nämlich übt das Objekt, gleichsam als Männliches, einen beständigen Zeugungsakt auf das Subjekt, als Weibliches, aus. Dieser wird jedoch nur in einzelnen glücklichen Augenblicken und bei begünstigten Subjekten fruchtbar: dann aber entspringt aus ihm irgend ein neuer, origineller und daher fortlebender Gedanke. Und eben auch wie bei der physischen Zeugung hängt die Fruchtbarkeit viel mehr vom weiblichen, als vom männlichen Teile ab: ist jener (das Subjekt) in der zum Empfangen geeigneten Stimmung, so wird fast jedes jetzt in seine Apperception fallende Objekt anfangen, zu ihm zu reden, d. h. einen lebhaften, eindringenden und originellen Gedanken in ihm erzeugen; daher bisweilen der Anblick eines unbedeutenden Gegenstandes, oder Vorganges, der Keim eines grofsen und schönen Werkes geworden ist; wie denn auch Jakob Böhme durch den plötzlichen Anblick eines zinnernen Gefäfses in den Zustand der Erleuchtung versetzt und in den innersten Grund der Natur eingeführt wurde. Kommt doch überall zuletzt alles auf die eigene Kraft an: und wie keine Speise, oder Arznei, Lebenskraft erteilen, oder ersetzen kann; so kein Buch, oder Studium, den eigenen Geist.

§. 220.

Ein Improvisatore aber ist ein Mann, der *omnibus horis sapit,* indem er ein vollständiges und wohlassortiertes Magazin von Gemeinplätzen jeder Art bei sich führt, sonach für jedes Begehren, nach Beschaffenheit des Falles und der Gelegenheit, prompte Bedienung verspricht, und *ducentos versus, stans pede in uno* [1]) liefert.

§. 221.

Ein Mann, der von der Gunst der Musen, ich meine von seinen poetischen Gaben, zu leben unternimmt, kommt mir einigermafsen vor, wie ein Mädchen, die von ihren Reizen lebt. Beide profanieren, zum schnöden Erwerb, was die freie

[1]) „Gegen zweihundert Verse, ein Bein in der Schwebe“. (Horaz, Sat. I, 4, 10.) (Vofs.)

Gabe ihres Innersten sein sollte. Beide leiden an Erschöpfung, und beide werden meistens schmählich enden. Also würdigt eure Muse nicht zur Hure herab; sondern

„Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet.
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet," —

sei der Wahlspruch des Dichters. Denn die poetischen Gaben gehören dem Feiertage, nicht dem Werktage des Lebens an. Wenn sie dann auch, durch ein Gewerbe, welches der Dichter daneben treibt, sich etwas beengt und behindert fühlen sollten, so können sie dabei doch gedeihen; weil ja der Dichter nicht grofse Kenntnisse und Wissenschaft zu erwerben braucht, wie dies der Fall des Philosophen ist; ja sie werden dadurch kondensiert, wie durch zu viele Mufse und das Betreiben *ex professo* diluiert. Der Philosoph hingegen kann, aus dem angeführten Grunde, nicht wohl ein anderes Gewerbe daneben treiben; da nun aber das Geldverdienen mit der Philosophie seine anderweitigen und bekannten grofsen Nachteile hat, wegen welcher die Alten dasselbe zum Merkmale des Sophisten, im Gegensatz des Philosophen, machten; so ist Salomo zu loben, wenn er sagt: „Weisheit ist gut mit einem Erbgute, und hilft, dafs einer sich der Sonne freuen kann" (Koheleth 7, 12).

Dafs wir aus dem Altertume Klassiker haben, d. h. Geister, deren Schriften, in unvermindertem Jugendglanz, durch die Jahrtausende gehen, kommt grofsenteils daher, dafs bei den Alten das Bücherschreiben kein Erwerbszweig gewesen ist: ganz allein hieraus aber ist es abzuleiten, dafs von diesen Klassikern, neben ihren guten Schriften, nicht auch noch schlechte vorhanden sind; indem sie nicht, wie selbst die besten unter den neueren, nachdem der Spiritus verflogen war, noch das Phlegma zu Markte trugen, Geld dafür zu lösen.

§. 222.

Die Musik ist die wahre allgemeine Sprache, die man überall versteht: daher wird sie in allen Ländern und durch alle Jahrhunderte, mit grofsem Ernst und Eifer, unaufhörlich geredet, und macht eine bedeutsame, vielsagende Melodie gar bald ihren Weg um das ganze Erdenrund; während eine sinnarme und nichtssagende gleich verhallt und erstirbt;

welches beweist, dafs der Inhalt der Melodie ein sehr wohl verständlicher ist. Jedoch redet sie nicht von Dingen, sondern von lauter Wohl und Wehe, welche die alleinigen Realitäten für den *Willen* sind: darum spricht sie so sehr zum Herzen, während sie dem Kopfe *unmittelbar* nichts zu sagen hat und es ein Mifsbrauch ist, wenn man ihr dies zumutet, wie in aller *malenden* Musik geschieht, welche daher, ein für allemal, verwerflich ist; wenngleich Haydn und Beethoven sich zu ihr verirrt haben: Mozart und Rossini haben es, meines Wissens, nie gethan. Denn ein anderes ist Ausdruck der Leidenschaften, ein anderes Malerei der Dinge.

Auch die Grammatik jener allgemeinen Sprache ist aufs genaueste reguliert worden; wiewohl erst seitdem *Rameau* den Grund dazu gelegt hatte. Hingegen das Lexikon, ich meine die, laut obigem, nicht zu bezweifelnde, wichtige Bedeutung des Inhalts derselben, zu enträtseln, d. h. der Vernunft, wenn auch nur im allgemeinen, fafslich zu machen, was es sei, das die Musik, in Melodie und Harmonie, besagt, und wovon sie rede, dies hat man, bis ich es unternahm, nicht einmal ernstlich versucht; — welches, wie so vieles andere, beweist, wie wenig überhaupt zur Reflexion und zum Nachdenken geneigt die Menschen sind, mit welcher Besinnungslosigkeit vielmehr sie dahinleben. Überall ist ihre Absicht, nur zu geniefsen und zwar mit möglichst geringem Aufwande von Gedanken. Ihre Natur bringt es so mit sich. Daher kommt es so possenhaft heraus, wenn sie vermeinen, die Philosophen spielen zu müssen; wie an unsern Philosophieprofessoren, ihren vortrefflichen Werken und der Aufrichtigkeit ihres Eifers für Philosophie und Wahrheit zu ersehen ist.

§. 223.

Allgemein und zugleich populär redend kann man den Ausspruch wagen: die Musik überhaupt ist die Melodie, zu der die Welt der Text ist. Den eigentlichen Sinn desselben aber erhält man allein durch meine Auslegung der Musik.

Nun aber das Verhältnis der Tonkunst zu dem ihr jedesmal aufgelegten bestimmten Äufserlichen, wie Text, Aktion, Marsch, Tanz, geistliche, oder weltliche Feierlichkeit u. s. w. ist analog dem Verhältnis der Architektur als blofs schöner, d. h. auf rein ästhetische Zwecke gerichteter Kunst

zu den wirklichen Bauwerken, die sie zu errichten hat, mit deren nützlichen, ihr selbst fremden Zwecken sie daher die ihr eigenen zu vereinigen suchen mufs, indem sie diese unter den Bedingungen, die jene stellen, doch durchsetzt, und demnach einen Tempel, Palast, Zeughaus, Schauspielhaus u. s. w. so hervorbringt, dafs es sowohl an sich schön, als auch seinem Zwecke angemessen sei und sogar diesen, durch seinen ästhetischen Charakter selbst ankündige. In analoger also, wiewohl nicht ebenso unvermeidlicher Dienstbarkeit steht die Musik zum Text, oder den sonstigen, ihr aufgelegten Realitäten. Sie mufs zunächst dem Texte sich fügen, obwohl sie seiner keineswegs bedarf, ja, ohne ihn, sich viel freier bewegt: sie mufs aber nicht nur jede Note seiner Wortlänge und seinem Wortsinn anpassen; sondern auch durchweg eine gewisse Homogeneität mit ihm annehmen und ebenso auch den Charakter der übrigen, ihr etwa gesetzten, willkürlichen Zwecke tragen und demnach Kirchen-, Opern-, Militär-, Tanz-Musik u. dgl. m. sein. Das alles aber ist ihrem Wesen so fremd, wie der rein ästhetischen Baukunst die menschlichen Nützlichkeitszwecke, denen also beide sich zu bequemen und ihre selbsteigenen den ihnen fremden Zwecken unterzuordnen haben. Der Baukunst ist dies fast immer unvermeidlich; der Musik nicht also: sie bewegt sich frei im Konzerte, in der Sonate und vor allem in der Symphonie, ihrem schönsten Tummelplatz, auf welchem sie ihre Saturnalien feiert.

Ebenso nun ferner ist der Abweg, auf welchem sich unsere Musik befindet, dem analog, auf welchen die römische Architektur unter den spätern Kaisern geraten war, wo nämlich die Überladung mit Verzierungen die wesentlichen, einfachen Verhältnisse teils versteckte, teils sogar verrückte: sie bietet nämlich vielen Lärm, viele Instrumente, viel Kunst, aber gar wenig deutliche, eindringende und ergreifende Grundgedanken. Zudem findet man in den schalen, nichtssagenden, melodielosen Kompositionen des heutigen Tages denselben Zeitgeschmack wieder, welcher die undeutliche, schwankende, nebelhafte, rätselhafte, ja sinnleere Schreibart sich gefallen läfst, deren Ursprung hauptsächlich in der miserabeln Hegelei und ihrem Charlatanismus zu suchen ist. — In den Kompositionen jetziger Zeit ist es mehr auf die Harmonie, als die Melodie abgesehen: ich bin jedoch entgegengesetzter Ansicht und halte die Melodie für den Kern der Musik,

zu welchem die Harmonie sich verhält, wie zum Braten die Sauce.

§. 224.

Die grofse Oper ist eigentlich kein Erzeugnis des reinen Kunstsinnes, vielmehr des etwas barbarischen Begriffs von Erhöhung des ästhetischen Genusses mittelst Anhäufung der Mittel, Gleichzeitigkeit ganz verschiedenartiger Eindrücke und Verstärkung der Wirkung durch Vermehrung der wirkenden Masse und Kräfte; während doch die Musik, als die mächtigste aller Künste, für sich allein, den für sie empfänglichen Geist vollkommen auszufüllen vermag; ja ihre höchsten Produktionen, um gehörig aufgefafst und genossen zu werden, den ganzen ungeteilten und unzerstreuten Geist verlangen, damit er sich ihnen hingebe und sich in sie versenke, um ihre so unglaublich innige Sprache ganz zu verstehen. Statt dessen dringt man, während einer so höchst komplizierten Opern-Musik, zugleich durch das Auge auf den Geist ein, mittelst des buntesten Gepränges, der phantastischsten Bilder und der lebhaftesten Licht- und Farben-Eindrücke; wobei noch aufserdem die Fabel des Stücks ihn beschäftigt. Durch dies alles wird er abgezogen, zerstreut, betäubt und so am wenigsten für die heilige, geheimnisvolle, innige Sprache der Töne empfänglich gemacht. Also wird, durch dergleichen, dem Erreichen des musikalischen Zweckes gerade entgegengearbeitet. Dazu kommen nun noch die Ballette, ein oft mehr auf die Lüsternheit, als auf ästhetischen Genufs berechnetes Schauspiel, welches überdies, durch den engen Umfang seiner Mittel und hieraus entspringende Monotonie, bald höchst langweilig wird und dadurch beiträgt, die Geduld zu erschöpfen, vorzüglich indem, durch die langwierige, oft Viertelstunden dauernde Wiederholung derselben untergeordneten Tanzmelodie, der musikalische Sinn ermüdet und abgestumpft wird, so dafs ihm für die nachfolgenden musikalischen Eindrücke ernsterer und höherer Art keine Empfänglichkeit mehr bleibt.

Es möchte hingehen, obgleich ein rein musikalischer Geist es nicht verlangt, dafs man der reinen Sprache der Töne, obwohl sie, selbstgenugsam, keiner Beihülfe bedarf, Worte, sogar auch eine anschaulich vorgeführte Handlung, zugesellt und unterlegt, damit unser anschauender und reflektierender Intellekt, der nicht ganz müfsig sein mag,

doch auch eine leichte und analoge Beschäftigung dabei erhalte, wodurch sogar die Aufmerksamkeit der Musik fester anhängt und folgt, auch zugleich dem, was die Töne in ihrer allgemeinen, bilderlosen Sprache des Herzens besagen, ein anschauliches Bild, gleichsam ein Schema, oder wie ein Exempel zu einem allgemeinen Begriff, untergelegt wird: ja, dergleichen wird den Eindruck der Musik erhöhen. Jedoch sollte es in den Schranken der gröfsten Einfachheit gehalten werden; da es sonst dem musikalischen Hauptzwecke gerade entgegenwirkt.

Die grofse Anhäufung vokaler und instrumentaler Stimmen in der Oper wirkt zwar auf musikalische Weise: jedoch steht die Erhöhung der Wirkung, vom blofsen Quartett bis zu jenen hundertstimmigen Orchestern, durchaus nicht im Verhältnis mit der Vermehrung der Mittel; weil eben der Accord doch nicht mehr, als drei, nur in einem Fall vier, Töne haben und der Geist nie mehr zugleich auffassen kann; von wie vielen Stimmen verschiedenster Oktaven auf einmal jene 3 oder 4 Töne auch angegeben werden mögen. — Aus dem allen ist erklärlich, wie eine schöne, nur vierstimmig aufgeführte Musik bisweilen uns tiefer ergreifen kann, als die ganze *opera seria*, deren Auszug sie liefert; — eben wie die Zeichnung bisweilen mehr wirkt, als das Ölgemälde. Was dennoch die Wirkung des Quartetts hauptsächlich niederhält, ist, dafs ihm die Weite der Harmonie, d. h. die Entfernung zweier, oder mehrerer, Oktaven zwischen dem Bafs und der tiefsten der drei obern Stimmen, abgeht, wie sie, von der Tiefe des Kontrabasses aus, dem Orchester zu Gebote steht, dessen Wirkung selbst aber, eben darum, noch unglaublich erhöht wird, wenn eine grofse, bis zur letzten Stufe der Hörbarkeit hinabgehende Orgel fortwährend den Grundbafs dazu spielt, wie dies in der katholischen Kirche zu Dresden geschieht. Denn nur so thut die Harmonie ihre ganze Wirkung. — Überhaupt aber ist aller Kunst, allem Schönen, aller geistigen Darstellung die Einfachheit, welche ja auch der Wahrheit anzuhängen pflegt, ein wesentliches Gesetz: wenigstens ist es immer gefährlich, sich von ihr zu entfernen.

Strenge genommen also könnte man die Oper eine unmusikalische Erfindung zu Gunsten unmusikalischer Geister nennen, bei welchen die Musik erst eingeschwärzt werden mufs durch ein ihr fremdes Medium, also etwa als Begleitung

einer breit ausgesponnenen, faden Liebesgeschichte und ihrer poetischen Wassersuppen: denn eine gedrängte, geist- und gedankenvolle Poesie verträgt der Operntext gar nicht; weil einem solchen die Komposition nicht nachkommen kann. Nun aber die Musik ganz zum Knechte schlechter Poesie machen zu wollen, ist ein Irrweg, den vorzüglich Gluck gewandelt ist, dessen Opernmusik daher, von den Ouvertüren abgesehen, ohne die Worte gar nicht geniefsbar ist. Ja, man kann sagen, die Oper sei zu einem Verderb der Musik geworden. Denn nicht nur, dafs diese sich biegen und schmiegen mufs, um sich dem Gange und den ungeregelten Vorgängen einer abgeschmackten Fabel anzupassen; nicht nur, dafs durch die kindische und barbarische Pracht der Dekorationen und Kostüme, durch die Gaukeleien der Tänzer und die kurzen Röcke der Tänzerinnen der Geist von der Musik abgezogen und zerstreut wird: nein, sogar der Gesang selbst stört oft die Harmonie, sofern die *vox humana,* welche, musikalisch genommen, ein Instrument wie jedes andere ist, sich nicht den übrigen Stimmen koordinieren und einfügen, sondern schlechthin dominieren will. Zwar wo sie Soprano, oder Alto ist, geht dies sehr wohl an; weil ihr, in solcher Eigenschaft, die Melodie wesentlich und von Natur zukommt. Aber in den Bafs- und Tenor-Arien fällt die leitende Melodie meistens den hohen Instrumenten zu; wobei denn der Gesang sich ausnimmt, wie eine vorlaute, an sich blofs harmonische Stimme, welche die Melodie überschreien will. Oder aber die Begleitung wird kontrapunktisch nach oben versetzt, ganz wider die Natur der Musik, um der Tenor- oder Bafsstimme die Melodie zu erteilen: wobei dennoch das Ohr stets den höchsten Tönen, also der Begleitung, folgt. Ich bin wirklich der Meinung, dafs Solo-Arien, mit Orchesterbegleitung, nur dem Alto oder Soprano angemessen sind; und man daher die Männerstimmen nur im Duetto mit jenen, oder in mehrstimmigen Stücken anwenden sollte; es sei denn, dafs sie ohne alle, oder mit einer blofsen Bafs-Begleitung sängen. Die Melodie ist das natürliche Vorrecht der höchsten Stimme und mufs es bleiben. Daher, wann, in der Oper auf eine so erzwungene und erkünstelte Bariton- oder Bafs-Arie eine Sopran-Arie folgt, wir sogleich, mit Befriedigung, das allein Natur- und Kunstgemäfse dieser empfinden. Dafs grofse Meister, wie Mozart und Rossini, den Übelstand

jener ersteren zu mildern, ja zu überwinden wissen, hebt ihn nicht auf.

Einen viel reineren musikalischen Genufs, als die Oper, gewährt die gesungene Messe, deren meistens unvernommene Worte, oder endlos wiederholte Hallelujah, Gloria, Eleison, Amen u. s. w. zu einem blofsen Solfeggio werden, in welchem die Musik, nur den allgemeinen Kirchencharakter bewahrend, sich frei ergeht und nicht, wie beim Operngesange, in ihrem eigenen Gebiete von Miseren aller Art beeinträchtigt wird; so dafs sie hier ungehindert alle ihre Kräfte entwickelt, indem sie auch nicht, mit dem gedrückten puritanischen, oder methodistischen Charakter der protestantischen Kirchenmusik, stets auf dem Boden kreucht, wie die protestantische Moral, sondern sich frei und mit grofsen Flügelschlägen emporschwingt, wie ein Seraph. Messe und Symphonie allein geben ungetrübten, vollen musikalischen Genufs; während in der Oper die Musik sich mit dem schaalen Stück und seiner Afterpoesie elend herumquält und mit der ihr aufgelegten fremden Last durchzukommen sucht, so gut sie kann. Die höhnende Verachtung, mit welcher der grofse Rossini bisweilen den Text behandelt hat, ist, wenn auch nicht gerade zu loben, doch echt musikalisch. — Überhaupt aber ist die grofse Oper, indem sie, schon durch ihre dreistündige Dauer, unsere musikalische Empfänglichkeit immer mehr abstumpft, während dabei der Schneckengang einer meistens sehr faden Handlung unsere Geduld auf die Probe stellt, an sich selbst, wesentlich und essentiell, langweiliger Natur; welcher Fehler nur durch die überschwengliche Vortrefflichkeit der einzelnen Leistung überwunden werden kann: daher sind in dieser Gattung die Meisterwerke allein geniefsbar und alles Mittelmäfsige ist verwerflich. Auch sollte man suchen, die Oper mehr zu konzentrieren und zu kontrahieren, um sie, womöglich, auf einen Akt und eine Stunde zu beschränken. Im tiefen Gefühl der Sache war man in Rom, zu meiner Zeit, auf den schlechten Ausweg geraten, im Teatro della Valle, die Akte einer Oper und einer Komödie mit einander abwechseln zu lassen. Die längste Dauer einer Oper sollte zwei Stunden sein; die eines Dramas hingegen drei Stunden; weil die zu diesem erforderte Aufmerksamkeit und Geistesanspannung länger anhält, indem sie uns viel weniger angreift, als die unausgesetzte Musik, welche am Ende zu einer Nervenqual

wird; daher jetzt der letzte Akt einer Oper, in der Regel, eine Marter der Zuhörer ist, und eine noch gröſsere der Sänger und Musici; demnach man glauben könnte, hier eine zahlreiche Versammlung zu sehen, die, zum Zwecke der Selbstpeinigung vereinigt, diesen mit Ausdauer verfolgt bis zum Schluſs, welchem schon längst jeder im Stillen entgegenseufzte, — mit Ausnahme der Deserteurs.

Die Ouvertüre soll zur Oper vorbereiten, indem sie den Charakter der Musik und auch den Verlauf der Vorgänge ankündigt: jedoch darf dies nicht zu explicit und deutlich geschehen, sondern nur so wie man im Traume das Kommende vorhersieht.

§. 225.

Ein Vaudeville ist einem Menschen zu vergleichen, der in Kleidern paradiert, die er auf dem Trödel zusammengekauft hat; jedes Stück hat schon ein anderer getragen, für den es gemacht und dem es angemessen worden war: auch merkt man, daſs sie nicht zusammengehören. — Dem analog ist eine, aus Fetzen, die man honetten Leuten vom Rocke abgeschnitten, zusammengeflickte Harlekinsjacke der Potpourri, — eine wahre musikalische Schändlichkeit, die von der Polizei verboten sein sollte.

§. 226.

Es verdient bemerkt zu werden, daſs in der Musik der Wert der Komposition den der Ausführung überwiegt; hingegen beim Schauspiel es sich gerade umgekehrt verhält. Nämlich eine vortreffliche Komposition, sehr mittelmäſsig, nur eben rein und richtig ausgeführt, giebt viel mehr Genuſs, als die vortrefflichste Ausführung einer schlechten Komposition. Hingegen leistet ein schlechtes Theaterstück, von ausgezeichneten Schauspielern gegeben, viel mehr, als das vortrefflichste, von Stümpern gespielt.

Die Aufgabe eines Schauspielers ist, die menschliche Natur darzustellen, nach ihren verschiedensten Seiten, in tausend höchst verschiedenen Charakteren, diese alle jedoch auf der gemeinsamen Grundlage seiner, ein für allemal gegebenen und nie ganz auszulöschenden Individualität. Dieserwegen nun muſs er selbst ein tüchtiges und ganz komplettes Exemplar der menschlichen Natur sein, am wenigsten aber ein so defektes, oder verkümmertes, daſs es, nach Hamlets Ausdruck, nicht von der Natur selbst, sondern von einigen

ihrer Handlanger verfertigt zu sein scheint. Dennoch wird ein Schauspieler jeden Charakter um so besser darstellen, je näher derselbe seiner eigenen Individualität steht, und am besten den, der mit dieser zusammentrifft; daher auch der schlechteste Schauspieler eine Rolle hat, die er vortrefflich spielt: denn da ist er wie ein lebendiges Gesicht unter Masken.

Zu einem **guten Schauspieler** gehört 1. dafs einer ein Mensch sei, der die Gabe hat, sein Inneres nach aufsen kehren zu können; 2. dafs er hinreichende Phantasie habe, um fingierte Umstände und Begebenheiten so lebhaft zu imaginieren, dafs sie sein Inneres erregen; 3. dafs er Verstand, Erfahrung und Bildung in dem Mafse habe, um menschliche Charaktere und Verhältnisse gehörig verstehen zu können.

§. 227.

Der „Kampf des Menschen mit dem Schicksal", welchen unsere faden, hohlen, verblasenen und ekelhaft süfslichen modernen Ästhetiker, seit etwa 50 Jahren, wohl einstimmig, als das allgemeine Thema des Trauerspiels aufstellen, hat zu seiner Voraussetzung die Freiheit des Willens, diese Marotte aller Ignoranten, und dazu wohl auch noch den kategorischen Imperativ, dessen moralische Zwecke, oder Befehle, dem Schicksale zum Trotz, nun durchgesetzt werden sollen; woran denn die besagten Herren ihre Erbauung finden. Zudem aber ist jenes vorgebliche Thema des Trauerspiels schon darum ein lächerlicher Begriff, weil es der Kampf mit einem unsichtbaren Gegner, einem Kämpen in der Nebelkappe, wäre, gegen den daher jeder Schlag ins Leere geführt würde und dem man sich in die Arme würfe, indem man ihm ausweichen wollte, wie ja dies dem Lajus und dem Ödipus begegnet ist. Dazu kommt, dafs das Schicksal allgewaltig ist, daher mit ihm zu kämpfen die lächerlichste aller Vermessenheiten wäre, so dafs Byron vollkommen Recht hat zu sagen:

To strive, too, with our fate were such a strife
As if the corn-sheaf should oppose the sickle.

(Zudem wäre, gegen unser Schicksal anzukämpfen, ein Kampf, wie wenn die Garbe sich der Sichel widersetzen wollte.)

Don Juan, V, 17.

So versteht die Sache auch Shakespeare:

Fate, show thy force: ourselves we do not owe;
What is decreed must be, and be this so!
Twelfth night, Act. I, the close.

Welcher Vers (beiläufig gesagt) zu den höchst seltenen gehört, die in der Übersetzung gewinnen:

„Jetzt kannst du deine Macht, o Schicksal, zeigen:
Was sein soll, mufs geschehn, und keiner ist sein eigen.“

Bei den Alten ist der Begriff des Schicksals der einer im Ganzen der Dinge verborgenen Notwendigkeit, welche, ohne alle Rücksicht, weder auf unsere Wünsche und Bitten, noch auf Schuld oder Verdienst, die menschlichen Angelegenheiten leitet und an ihrem geheimen Bande auch die äufserlich von einander unabhängigsten Dinge zieht, um sie zu bringen, wohin sie will; so dafs deren offenbar zufälliges Zusammentreffen ein im höheren Sinne notwendiges ist. Wie nun, vermöge dieser Notwendigkeit, alles vorherbestimmt ist (fatum), so ist auch ein Vorherwissen desselben möglich, durch Orakel, Seher, Träume u. s. w.

Die Vorsehung ist das christianisierte Schicksal, also das in die auf das Beste der Welt gerichtete Absicht eines Gottes verwandelte.

§. 228.

Als den ästhetischen Zweck des Chors im Trauerspiel betrachte ich: erstlich, dafs neben der Ansicht, welche die vom Sturme der Leidenschaften erschütterten Hauptpersonen von den Sachen haben, auch die der ruhigen, anteilslosen Besonnenheit zur Sprache komme; und zweitens, dafs die wesentliche Moral des Stücks, welche *in concreto* die Handlung desselben successive darlegt, zugleich auch als Reflexion über diese, *in abstracto,* folglich kurz, ausgesprochen werde. So wirkend gleicht der Chor dem Bafs in der Musik, welcher als stete Begleitung, den Grundton jedes einzelnen Accordes der Fortschreitung vernehmen läfst.

§. 229.

Wie Steinschichten der Erde uns die Gestalten der Lebendigen einer fernen Vorwelt in den Abdrücken zeigen, welche die Spur eines kurzen Daseins ungezählte Jahrtausende hindurch aufbewahren; so haben die Alten in ihren Komödien uns einen treuen und bleibenden Abdruck ihres heitern Lebens und Treibens hinterlassen, so deutlich und genau,

dafs es den Schein erhält, als hätten sie es in der Absicht gethan, von der schönen und edlen Existenz, deren Flüchtigkeit sie bedauerten, wenigstens ein bleibendes Abbild auf die späteste Nachwelt zu vererben. Füllen wir nun diese uns überlieferten Hüllen und Formen wieder mit Fleisch und Bein aus, durch Darstellung des Plautus und Terenz auf der Bühne; so tritt jenes längst vergangene, rege Leben wieder frisch und froh vor uns hin, — wie die antiken Mosaikfufsböden, wenn benetzt, wieder im Glanze ihrer alten Farben dastehen.

§. 230.

Die allein echte deutsche Komödie, aus dem Wesen und Geiste der Nation hervorgegangen und ihn darstellend, ist, neben der einzig dastehenden Minna von Barnhelm, das Ifflandische Schauspiel. Die Vorzüge dieser Stücke sind, eben wie die der Nation, die sie treu abbilden, mehr moralisch, als intellektuell: wovon das Umgekehrte von der französischen und englischen Komödie behauptet werden könnte. Die Deutschen sind so selten originell, dafs man nicht, sobald es einmal dazu gekommen ist, gleich mit Knitteln drein schlagen sollte, (wie dies Schiller und die Schlegel gethan haben, welche gegen Iffland ungerecht gewesen und selbst gegen Kotzebue zu weit gegangen sind.) Ebenso ist man heutzutage wieder ungerecht gegen Raupach, zollt hingegen den Fratzen armseliger Pfuscher seinen Beifall.

§. 231.

Das Drama überhaupt, als die vollkommenste Abspiegelung des menschlichen Daseins, hat einen dreifachen Klimax seiner Auffassungsweise desselben und mithin seiner Absicht und Prätension. Auf der ersten und frequentesten Stufe bleibt es beim blofs Interessanten: die Personen erlangen unsere Teilnahme, indem sie ihre eigenen, den unsern ähnlichen, Zwecke verfolgen; die Handlung schreitet, mittelst der Intrigue, der Charaktere und des Zufalls, vorwärts: Witz und Scherz sind die Würze des Ganzen. — Auf der zweiten Stufe wird das Drama sentimental: Mitleid mit den Helden, und mittelbar mit uns selbst, wird erregt: die Handlung wird pathetisch: doch kehrt sie zur Ruhe und Befriedigung zurück, im Schlufs. — Auf der höchsten und schwierigsten Stufe wird das Tragische beabsichtigt: das schwere Leiden, die Not des Daseins, wird uns vorgeführt,

und die Nichtigkeit alles menschlichen Strebens ist hier das letzte Ergebnis. Wir werden tief erschüttert und die Abwendung des Willens vom Leben wird in uns angeregt, entweder direkt, oder als mitklingender harmonischer Ton. —

Das Drama von politischer, mit den momentanen Grillen des süfsen Pöbels liebäugelnder Tendenz, dieses beliebte Fabrikat unserer heutigen Litteraten, habe ich natürlich nicht in Betracht gezogen: dergleichen Piecen liegen bald, oft schon im nächsten Jahre, da, wie alte Kalender. Das kümmert jedoch den Litteraten nicht: denn der Anruf an seine Muse enthält nur eine Bitte: „unser täglich Brot gieb uns heute.“ —

§. 232.

Aller Anfang ist schwer, heifst es. In der Dramaturgie gilt jedoch das Umgekehrte: alles Ende ist schwer. Dies belegen die unzähligen Dramen, deren erste Hälfte sich recht gut anläfst, die aber sodann sich trüben, stocken, schwanken, zumal im verrufenen vierten Akt, und zuletzt in ein bald erzwungenes, bald unbefriedigendes, bald von jedem längst vorhergesehenes Ende auslaufen, mitunter gar, wie Emilia Galotti, in ein empörendes, welches den Zuschauer völlig verstimmt nach Hause schickt. Diese Schwierigkeit des Ausganges beruht teils darauf, dafs es überall leichter ist, die Sachen zu verwirren, als zu entwirren; teils aber auch darauf, dafs wir beim Anfange dem Dichter *carte blanche* lassen, hingegen an das Ende bestimmte Anforderungen stellen: es soll nämlich entweder ganz glücklich, oder aber ganz tragisch sein; während die menschlichen Dinge nicht leicht eine so entschiedene Wendung nehmen: sodann soll es natürlich, richtig und ungezwungen herauskommen; dabei aber doch von niemanden vorhergesehen sein. — Vom Epos und Romane gilt dasselbe: beim Drama macht nur dessen kompaktere Natur es sichtbarer, indem sie die Schwierigkeit vermehrt.

Das *e nihilo nihil fit* gilt auch in den schönen Künsten. Gute Maler lassen zu ihren historischen Bildern wirkliche Menschen Modell stehen und nehmen zu ihren Köpfen wirkliche, aus dem Leben gegriffene Gesichter, die sie sodann, sei es der Schönheit, oder dem Charakter nach, idealisieren. Ebenso, glaube ich, machen es gute Romanschreiber: sie legen den Personen ihrer Fiktionen wirkliche Menschen aus ihrer

Bekanntschaft schematisch unter, welche sie nun, ihren Absichten gemäfs, idealisieren und komplettieren.

Ein Roman wird desto höherer und edlerer Art sein, je mehr inneres und je weniger äufseres Leben er darstellt; und dies Verhältnis wird, als charakteristisches Zeichen, alle Abstufungen des Romans begleiten, vom Tristram Shandy an bis zum rohesten und thatenreichsten Ritter- oder Räuberroman herab. Tristram Shandy freilich hat so gut wie gar keine Handlung; aber wie sehr wenig hat die neue Heloise und der Wilhelm Meister! Sogar Don Quixote hat verhältnismäfsig wenig, besonders aber sehr unbedeutende, auf Scherz hinauslaufende Handlung: und diese vier Romane sind die Krone der Gattung. Ferner betrachte man die wundervollen Romane Jean Pauls und sehe, wie so sehr viel inneres Leben sie auf der schmalsten Grundlage von äufserem sich bewegen lassen. Selbst die Romane Walter Scotts haben noch ein bedeutendes Übergewicht des Innern über das äufsere Leben und zwar tritt letzteres stets nur in der Absicht auf, das erstere in Bewegung zu setzen; während in schlechten Romanen es seiner selbst wegen da ist. Die Kunst besteht darin, dafs man mit dem möglichst geringsten Aufwand von äufserem Leben das innere in die stärkste Bewegung bringe: denn das innere ist eigentlich der Gegenstand unsers Interesses. — Die Aufgabe des Romanschreibers ist nicht, grofse Vorfälle zu erzählen, sondern kleine interessant zu machen.

§. 233.

Ich gestehe aufrichtig, dafs der hohe Ruhm der *divina commedia* mir übertrieben scheint. Grofsen Anteil an demselben hat gewifs die überschwengliche Absurdität des Grundgedankens, infolgedessen, sogleich im *Inferno,* die empörendste Seite der christlichen Mythologie uns grell vor die Augen gebracht wird; sodann trägt das ihrige auch die Dunkelheit des Stils und der Anspielungen bei:

Omnia enim stolidi magis admirantur, amantque,
Inversis quae sub verbis latitantia cernunt.[1])

Indessen ist allerdings die oft bis zum lakonischen gehende Kürze und Energie des Ausdrucks, noch mehr aber die unvergleichliche Stärke der Einbildungskraft des Dante höchst

[1]) Jedoch die Dummen bewundern und lieben alles mehr, was sie aus verschrobenen Worten herauslesen.

bewunderungswürdig. Vermöge derselben erteilt er der Schilderung unmöglicher Dinge eine augenfällige Wahrheit, welche sonach der des Traumes verwandt ist: denn da er von diesen Dingen keine Erfahrung haben kann, so scheint es, als müfsten sie ihm geträumt haben, um so lebendig genau und anschaulich ausgemalt werden zu können. — Was soll man hingegen sagen, wenn am Schlusse des 11. Gesanges des *Inferno* Virgil das Anbrechen des Tages und den Untergang der Sterne beschreibt, also vergifst, dafs er in der Hölle, unter der Erde ist und erst am Schlusse dieses Hauptteils *quindi uscire* wird, *a riveder le stelle*. Denselben Verstofs findet man nochmals, am Ende des 20. Gesanges. Soll man etwa annehmen, Virgil führe eine Taschenuhr und wisse daher, was jetzt am Himmel vorgeht? Mir scheint dies eine ärgere Vergefslichkeit, als die bekannte, Sancho Pansa's Esel betreffende, welche Cervantes sich hat zu Schulden kommen lassen.

Der Titel des Dante'schen Werkes ist gar originell und treffend, und kaum läfst sich zweifeln, dafs er ironisch sei. Eine Komödie! Fürwahr, das wäre die Welt, eine Komödie für einen Gott, dessen unersättliche Rachgier und studierte Grausamkeit, im letzten Akte derselben, an der end- und zwecklosen Qual der Wesen, welche er müfsigerweise ins Dasein gerufen hat, sich weidete, weil sie nämlich nicht nach seinem Sinne ausgefallen wären und daher, in ihrem kurzen Leben, anders gethan, oder geglaubt hätten, als es ihm recht war. Gegen seine unerhörte Grausamkeit gehalten, wären übrigens alle im Inferno so hart bestraften Verbrechen gar nicht der Rede wert; ja er selbst wäre bei weitem ärger, als alle die Teufel, denen wir im Inferno begegnen; da ja diese doch nur in seinem Auftrage und kraft seiner Vollmacht handeln. Daher wird denn wohl Vater Zeus sich für die Ehre bedanken, mit ihm so ohne Umstände identifiziert zu werden; wie dies an einigen Stellen (z. B. C. 14., v. 70. — C. 31., v. 92) seltsamerweise geschieht, ja bis ins lächerliche getrieben wird, im Purgatorio C. 6., v. 118: *o sommo Giove, che fosti in terra per noi crocifisso*. Was würde wohl Zeus dazu sagen? — Ὦ ποποι! Äufserst widerlich wirkt auch die russisch-sklavische Art der Unterwürfigkeit des Virgil, des Dante und eines jeden unter die Befehle desselben und der zitternde Gehorsam, mit dem seine Ukasen überall vernommen

werden. Dieser Sklavensinn wird nun aber gar, C. 33, v. 109—150, von Danten selbst, in eigener Person, so weit getrieben, dafs er sich völliger Ehr- und Gewissenlosigkeit schuldig macht, in einem Fall, den er, sich dessen rühmend, selbst erzählt. Ehre und Gewissen nämlich gelten ihm nichts mehr, sobald sie mit den grausamen Beschlüssen des Domeneddio irgend interferieren: daher denn hier das, zur Erlangung einer Aussage, fest und feierlich von ihm gegebene Versprechen, ein Tröpflein Linderung in die Pein einer von jenem ersonnenen und grausam vollführten Marter zu giefsen, nachdem der Gemarterte die ihm aufgelegte Bedingung erfüllt hat, von Danten, ehr- und gewissenloser Weise, frank und frech gebrochen wird, *in majorem Dei gloriam*; weil nämlich er eine von diesem aufgelegte Pein, auch nur, wie hier, durch das Wegwischen einer gefrorenen Thräne, im mindesten zu lindern, obwohl es ihm nicht etwa ausdrücklich verboten war, für durchaus unerlaubt hält und also es unterläfst, so feierlich er es auch, den Augenblick vorher, versprochen und gelobt hatte. Im Himmel mag dergleichen der Brauch und lobenswert sein; ich weifs es nicht: aber auf Erden heifst wer so handelt ein Schuft. — Hieran wird, beiläufig gesagt, ersichtlich, wie mifslich es um jede Moral steht, die keine andere Basis hat, als den Willen Gottes; indem alsdann, so schnell wie die Pole eines Elektromagneten umgekehrt werden, aus schlecht gut und aus gut schlecht werden kann. — Das ganze *Inferno* des Dante ist recht eigentlich eine Apotheose der Grausamkeit, und hier, im vorletzten Gesange, wird besagterweise noch die Ehr- und Gewissenlosigkeit dazu verherrlicht.

„Was eben wahr ist aller Orten,
Das sag' ich mit ungescheuten Worten.“ G.

Übrigens wäre für die Geschaffenen die Sache eine *divina tragedia* und zwar ohne alles Ende. Wenn auch das derselben vorhergehende Vorspiel hin und wieder lustig ausfallen mag, so ist es doch von völlig verschwindender Kürze gegen die endlose Dauer des tragischen Teils. Man kann kaum umhin, zu denken, dafs bei Danten selbst eine geheime Satire über solche saubere Weltordnung dahinterstecke; sonst würde ein ganz eigener Geschmack dazu gehören, sich an der Ausmalung empörender Absurditäten und fortwährender Henkerscenen zu vergnügen.

Mir geht allen andern italienischen Dichtern mein vielgeliebter Petrarca vor. An Tiefe und Innigkeit des Gefühls und dem unmittelbaren Ausdruck desselben, der gerade zum Herzen geht, hat kein Dichter der Welt ihn je übertroffen. Daher sind seine Sonette, Triumphe und Canzonen mir ungleich lieber, als die phantastischen Possen des Ariosto und die gräfslichen Fratzen des Dante. Auch spricht der natürliche, gerade aus dem Herzen kommende Flufs seiner Rede mich ganz anders an, als die studierte, ja affektierte Wortkargheit des Dante. Er ist stets der Dichter meines Herzens gewesen und wird es bleiben. Dafs die allervortrefflichste „Jetztzeit" sich unterfängt, vom Petrarca geringschätzend zu reden, bestärkt mich in meinem Urteil. Zum überflüssigen Belege desselben kann man auch noch den Dante und den Petrarca gleichsam im Hauskleide, d. h. in der Prosa, vergleichen, indem man die schönen, gedanken- und wahrheitsreichen Bücher des Petrarca *de vita solitaria, de contemtu mundi, consolatio utriusque fortunae* etc., nebst seinen Briefen, mit der unfruchtbaren und langweiligen Scholastik des Dante zusammenhält. — Der Tasso endlich scheint mir nicht würdig, neben den drei grofsen Dichtern Italiens als der vierte seinen Platz einzunehmen. Lafst uns suchen, als Nachwelt gerecht zu sein; sollten wir auch als Mitwelt es nicht vermögen.

§. 234.

Dafs beim Homer die Dinge immer solche Prädikate erhalten, die ihnen überhaupt und schlechthin zukommen, nicht aber solche, die zu dem, was eben vorgeht, in Beziehung oder Analogie stehen, dafs z. B. die Achäer immer die wohlbeschienten, die Erde immer die lebennährende, der Himmel der weite, das Meer das weindunkele heifst, dies ist ein Zug der im Homer sich so einzig aussprechenden Objektivität. Er läfst, eben wie die Natur selbst, die Gegenstände unangetastet von den menschlichen Vorgängen und Stimmungen. Ob seine Helden jubeln, oder trauern; die Natur geht unbekümmert ihren Gang. Subjektiven Menschen hingegen scheint, wann sie traurig sind, die ganze Natur düster, u. s. w. Nicht so aber hält es Homer.

Unter den Dichtern unserer Zeit ist Goethe der objektiveste, Byron der subjektiveste. Dieser redet immer nur von sich selbst, und sogar in den objektivesten Dichtungsarten, dem Drama und Epos, schildert er im Helden sich.

Zum Jean Paul aber verhält sich Goethe, wie der positive Pol zum negativen.

§. 235.

Goethe's Egmont ist ein Mensch, der das Leben leicht nimmt und diesen Irrtum büfsen mufs. Dafür aber läfst dieselbe Gemütsbeschaffenheit ihn auch den Tod leicht nehmen. Die Volksscenen im Egmont sind der Chor.

§. 236.

Sei hier einer das Meisterstück der Shakespeare betreffenden Konjektur eine Stelle gegönnt, welche zwar sehr kühn ist, die ich jedoch dem Urteil der wirklichen Kenner vorlegen möchte. In dem berühmten Monolog *„to be, or not to be"* ist der Ausdruck: *„when we have shuffled off this mortal coil"*, stets dunkel und sogar rätselhaft befunden und nie ganz aufs reine gebracht worden. Sollte nicht ursprünglich gestanden haben: *shuttled off?* Dies Verbum selbst existiert nicht mehr: aber *shuttle* heifst das Weberschiffchen und *coil* ein Knäuel: wonach der Sinn wäre: „wenn wir diesen Knäuel der Sterblichkeit abgewickelt, abgearbeitet haben." Der Schreibfehler konnte leicht entstehen.

§. 237.

Zu Venedig, in der Akademie der Künste, ist, unter den auf Leinwand übertragenen Fresken, ein Bild, welches ganz eigentlich darstellt die Götter, wie sie auf Wolken, an goldenen Tischen, auf goldenen Sitzen thronen, und unten die gestürzten Gäste, geschmäht und geschändet in nächtlichen Tiefen. Ganz gewifs hat Goethe das Bild gesehen, als er, auf seiner ersten italienischen Reise, die Iphigenia schrieb.

§. 238.

Die Geschichte, deren ich gern neben der Poesie, als ihrem Gegensatze (*ἱστορουμενον — πεποιημενον*)[1]) gedenke,

[1]) Das „Erfragte" — das „Gemachte, Ersonnene": so drückt Schopenhauer selbst (Welt a. W. u. V. II, Kap. 38 Fufsnote) diesen Gegensatz aus. — Die Wissenschaft, heifst es in diesem Kapitel, „sondert das unzählbar Viele aus, sammelt es unter Artbegriffe, und diese wieder unter Gattungsbegriffe, wodurch sie den Weg zu einer Erkenntnis des Allgemeinen und des Besonderen eröffnet, welche auch das unzählbare Einzelne befafst, indem sie von allem gilt, ohne dafs man jegliches für sich zu betrachten habe. Dadurch verspricht sie dem forschenden Geiste Beruhigung. Dann stellen alle Wissenschaften sich

ist für die Zeit, was die Geographie für den Raum. Daher ist diese, so wenig wie jene, eine Wissenschaft, im eigentlichen Sinne; weil auch sie nicht allgemeine Wahrheiten, sondern nur einzelne Dinge zum Gegenstande — hat; worüber ich verweise auf mein Hauptwerk Bd. 2, Kap. 38. Sie ist stets ein Lieblingsstudium derer gewesen, die gern etwas lernen wollten, ohne die Anstrengung zu übernehmen, welche die eigentlichen, den Verstand in Anspruch nehmenden Wissenschaften erfordern. Mehr als jemals aber ist sie zu unserer Zeit beliebt; wie die zahllosen, jährlich erscheinenden Geschichtsbücher beweisen. Wer, wie ich, nicht umhin kann, in aller Geschichte stets dasselbe zu erblicken, wie im Kaleidoskop, bei jeder Drehung, stets dieselben Dinge unter andern Konfigurationen, der kann jenen leidenschaftlichen Anteil nicht hegen, wird ihn jedoch nicht tadeln. Blofs dafs manche die Geschichte zu einem Teil der Philosophie, ja zu dieser

neben einander und über die reale Welt der einzelnen Dinge, welche sie unter sich verteilt haben. Über ihnen allen aber schwebt die Philosophie, als das allgemeinste und deshalb wichtigste Wissen, welches die Aufschlüsse verheifst, zu denen die andern vorbereiten. Blofs die Geschichte darf eigentlich nicht in jene Reihe treten; da sie sich nicht desselben Vorteils wie die andern rühmen kann: denn ihr fehlt der Grundcharakter der Wissenschaft, die Subordination des Gewufsten, statt deren sie blofse Koordination desselben aufzuweisen hat. Daher giebt es kein System der Geschichte wie doch jeder anderen Wissenschaft. Sie ist dennoch zwar ein Wissen, jedoch keine Wissenschaft. Denn nirgends erkennt sie das Einzelne mittelst des Allgemeinen, sondern mufs das Einzelne unmittelbar fassen und so gleichsam auf dem Boden der Erfahrung fortkriechen.“ Insofern ist die Geschichte „das gerade Gegenteil und Widerspiel der Philosophie, welche die Dinge vom allgemeinsten Gesichtspunkt aus betrachtet und ausdrücklich das Allgemeine zum Gegenstande hat, welches in allem Einzelnen identisch bleibt.“ Daher soll eine wirkliche Philosophie der Geschichte nicht das betrachten, was immer wird und nie ist, und dieses für das eigentliche Wesen der Dinge halten; sondern nur das, was immer ist und nie wird, noch vergeht. Die Philosophie der Geschichte besteht in der Einsicht, dafs man, bei allen endlosen Veränderungen im Leben der Menschheit, „doch stets nur dasselbe, gleiche und unwandelbare Wesen vor sich hat, welches heute dasselbe treibt, wie gestern und immerdar.“ Vgl. Parerga I, S. 26, Anm. 1.

selbst machen wollen, indem sie wähnen, sie könne die Stelle derselben einnehmen, ist lächerlich und abgeschmackt. Als Erläuterung der dem gröfsern Publikum aller Zeiten eigenen Vorliebe für Geschichte kann man die gesellschaftliche Konversation, wie sie so in der Welt gäng und gäbe ist, betrachten: sie besteht nämlich, in der Regel, daraus, dafs einer etwas erzählt, und darauf ein anderer etwas anderes, unter welcher Bedingung jeder der Aufmerksamkeit der übrigen gewifs ist. Wie hier, sehen wir auch in der Geschichte den Geist mit dem ganz Einzelnen, als solchem, beschäftigt. Wie in der Wissenschaft, erhebt er sich auch in jedem edleren Gespräch zum Allgemeinen. Dies nimmt jedoch der Geschichte nicht ihren Wert. Das Menschenleben ist so kurz und flüchtig und auf so zahllose Millionen von Individuen verteilt, welche scharenweise in den stets weit geöffneten Rachen des sie erwartenden Ungeheuers, der Vergessenheit, stürzen, dafs es ein sehr dankenswertes Bestreben ist, doch etwas davon, das Andenken des Wichtigsten und Interessantesten, die Hauptbegebenheiten und Hauptpersonen aus dem allgemeinen Schiffbruch der Welt zu retten.

Andererseits könnte man die Geschichte auch ansehen als eine Fortsetzung der Zoologie; insofern bei den sämtlichen Tieren die Betrachtung der Species ausreicht, beim Menschen jedoch, weil er Individualcharakter hat, auch die Individuen, nebst den individuellen Begebenheiten, als Bedingung dazu, kennen zu lernen sind. Hieraus folgt sogleich die wesentliche Unvollkommenheit der Geschichte; da die Individuen und Begebenheiten zahl- und endlos sind. Beim Studium derselben ist durch alles, was man davon erlernt hat, die Summe des noch zu Erlernenden durchaus nicht vermindert. Bei allen eigentlichen Wissenschaften ist eine Vollständigkeit des Wissens doch wenigstens abzusehen. — Wenn die Geschichte Chinas und Indiens uns offen stehen wird, wird die Unendlichkeit des Stoffs das Verfehlte des Weges offenbaren und die Wifsbegierigen zwingen, einzusehen, dafs man in Einem das Viele, im Fall die Regel, in der Kenntnis der Menschheit das Treiben der Völker erkennen mufs, nicht aber Thatsachen aufzählen ins Unendliche.

Die Geschichte, von einem Ende zum andern, erzählt von lauter Kriegen, und dasselbe Thema ist der Gegenstand aller ältesten Bildwerke, wie auch der neuesten. Der Ursprung

alles Krieges aber ist Diebsgelüst; daher Voltaire mit Recht sagt: *dans toutes les guerres il ne s'agit que de voler.* Sobald nämlich ein Volk einen Überschufs von Kräften spürt, fällt es über die Nachbarn her, um statt von seiner eigenen Arbeit zu leben, den Ertrag der ihrigen, sei es blofs den jetzt vorhandenen, oder auch dazu noch den künftigen, indem es sie unterjocht, sich anzueignen. Das giebt den Stoff zur Weltgeschichte und ihren Heldenthaten. Besonders sollte in französischen Diktionären unter *gloire* zuerst der artistische und litterarische Ruhm abgehandelt werden, und dann bei *gloire militaire* blofs stehen: *voyez butin.*

Inzwischen scheint es, dafs zwei sehr religiöse Völker, Hindu und Ägypter, wenn sie Überschufs von Kräften fühlten, solche meistens nicht auf Raubzüge, oder Heldenthaten, sondern auf Bauten verwendet haben, welche den Jahrtausenden trotzen und ihr Andenken ehrwürdig machen. —

Zu den oben angegebenen, wesentlichen Unvollkommenheiten der Geschichte kommt noch, dafs die Geschichtsmuse Klio mit der Lüge so durch und durch inficiert ist, wie eine Gassenhure mit der Syphilis. Die neue, kritische Geschichtsforschung müht sich zwar ab, sie zu kurieren, bewältigt aber mit ihren lokalen Mitteln blofs einzelne, hie und da ausbrechende Symptome; wobei noch dazu manche Quacksalberei mit unterläuft, die das Übel verschlimmert. Mehr oder weniger verhält es sich so mit aller Geschichte, — die heilige ausgenommen, wie sich dies von selbst versteht. Ich glaube, dafs die Begebenheiten und Personen in der Geschichte den wirklich dagewesenen ungefähr so gleichen, wie meistens die Porträts der Schriftsteller auf dem Titelkupfer diesen selbst: also eben nur so etwas im Umrifs, so dafs sie eine schwache, oft durch einen falschen Zug ganz entstellte Ähnlichkeit, bisweilen aber gar keine haben.

Die Zeitungen sind der Sekundenzeiger der Geschichte. Derselbe aber ist meistens nicht nur von unedlerem Metalle, als die beiden andern, sondern geht auch selten richtig. — Die sogenannten „leitenden Artikel“ darin sind der Chorus zu dem Drama der jeweiligen Begebenheiten. — Übertreibung in jeder Art ist der Zeitungsschreiberei ebenso wesentlich, wie der dramatischen Kunst: denn es gilt, aus jedem Vorfall möglichst viel zu machen. Daher auch sind alle Zeitungsschreiber, von Handwerks wegen, Alarmisten: dies ist ihre

Art sich interessant zu machen. Sie gleichen aber dadurch den kleinen Hunden, die bei allem, was sich irgend regt, sogleich ein lautes Gebell erheben. Hiernach hat man seine Beachtung ihrer Alarmtrompete abzumessen, damit sie keinem die Verdauung verderbe, und soll überhaupt wissen, dafs die Zeitung ein Vergröfserungsglas ist, und dies noch im besten Fall: denn gar oft ist sie ein blofses Schattenspiel an der Wand.

In Europa wird die Weltgeschichte auch noch von einem ganz eigentümlichen chronologischen Tageszeiger begleitet, welcher, bei anschaulichen Darstellungen der Begebenheiten, jedes Decennium auf den ersten Blick erkennen läfst: derselbe steht unter der Leitung der Schneider. (Z. B. ein in Frankfurt 1856 ausgestelltes angebliches Porträt Mozarts, in seinem Jünglingsalter, erkannte ich sogleich als unecht; weil die Kleidung einer zwanzig Jahre früheren Zeit angehört.) Blofs im gegenwärtigen Decennio ist er in Unordnung geraten; weil solches nicht einmal Originalität genug besitzt, um, wie jedes andere, eine ihm eigene Kleidermode zu erfinden, sondern nur eine Maskerade darstellt, auf der man in allerlei längst abgelegten Trachten aus vergangenen Zeiten herumläuft, als ein lebendiger Anachronismus. Selbst die ihm vorhergegangene Periode hatte doch noch so viel eigenen Geist, wie nötig ist, den Frack zu erfinden.

Näher betrachtet, verhält es sich mit der Sache so. Wie jeder Mensch eine Physiognomie hat, nach der man ihn vorläufig beurteilt, so hat auch jedes Zeitalter eine, die nicht minder charakteristisch ist. Denn der jedesmalige Zeitgeist gleicht einem scharfen Ostwinde, der durch alles hindurchbläst. Daher findet man seine Spur in allem Thun, Denken, Schreiben, in Musik und Malerei, im Florieren dieser oder jener Kunst: allem und jedem drückt er seinen Stempel auf: daher z. B. das Zeitalter der Phrasen ohne Sinn auch das der Musiken ohne Melodie und der Formen ohne Zweck und Absicht sein mufste. Höchstens können die dicken Mauern eines Klosters jenem Ostwinde den Zugang versperren; wenn er sie alsdann nicht gar umreifst. Darum also erteilt der Geist einer Zeit ihr auch die äufsere Physiognomie. Den Grundbafs zu dieser spielt stets die jedesmalige Bauart: nach ihr richten sich zunächst alle Ornamente, Gefäfse, Möbeln, Geräte aller Art, und endlich selbst die Kleidung,

nebst der Art, Haar und Bart zu stutzen [1]). Die jetzige Zeit trägt, wie gesagt, durch Mangel an Originalität in allen diesen Dingen, den Stempel der Charakterlosigkeit: das Beklagenswerteste aber ist, dafs sie hauptsächlich das rohe, dumme und unwissende Mittelalter zu ihrem Vorbilde ausersehen hat, von welchem aus sie gelegentlich herüberspielt in die Zeit Franz' I. von Frankreich und sogar Ludwigs XIV.

Wie wird ihre Aufsenseite, in Bildern und Bauwerken erhalten, einst der Nachwelt imponieren! Ihre feilen Demokolaken benennen sie mit dem charakteristisch wohlklingenden Namen „Jetztzeit", nämlich als wäre sie die Gegenwart κατ' εξοχην, die von aller Vergangenheit vorbereitete und endlich erzielte Gegenwart. Mit welcher Ehrfurcht wird die Nachwelt unsere, im elendesten Rokokostil der Zeit Ludwigs XIV. aufgeführten Paläste und Landhäuser betrachten! — Aber schwerlich wird sie wissen, was sie, auf Konterfeien und Daguerreotypen, aus den Schuhputzerphysiognomien mit Sokratischen Bärten und aus den Stutzern im Kostüme der Schacherjuden meiner Jugend machen soll. —

Zur durchgängigen Geschmacklosigkeit dieses Zeitalters gehört auch, dafs auf den Monumenten, welche man grofsen Männern errichtet, diese im modernen Kostüme dargestellt werden. Denn das Monument wird der idealen Person errichtet, nicht der realen, dem Heros als solchem, dem Träger dieser oder jener Eigenschaft, Urheber solcher Werke oder Thaten, nicht dem Menschen, wie er einst sich in der Welt herumstiefs, behaftet mit allen den Schwächen und Fehlern, die unserer Natur anhängen: und wie diese nicht mit verherrlicht werden sollen, so auch nicht sein Rock und seine Hosen, wie er sie getragen. Als idealer Mensch nun aber stehe er da in Menschengestalt, blofs nach Weise der Alten

[1]) Der Bart sollte, als halbe Maske, polizeilich verboten sein. Zudem ist er, als Geschlechtsabzeichen mitten im Gesicht, obscön: daher gefällt er den Weibern. Er ist stets das Barometer der geistigen Kultur gewesen, bei Griechen und bei Römern: unter den letzteren war Scipio Africanus der erste, welcher sich rasierte (Plin. N. Hist. L. VII, c. 59), und unter den Antoninen wagte sich der Bart wieder hervor. Karl der Grofse litt ihn nicht: aber im Mittelter kulminierte er bis Heinrich IV. inclus. — Ludwig XIV. schaffte ihn ab. (Anm. Schopenhauers.)

bekleidet, also halb nackt. Und so allein ist es auch der Skulptur gemäfs, welche, auf die blofse Form angewiesen, die ganze und unverkümmerte Menschenform verlangt.

Und da ich bei den Monumenten bin, will ich noch bemerken, dafs es eine augenfällige Abgeschmacktheit, ja eigentlich Absurdität ist, die Statue auf ein zehn bis zwanzig Fufs hohes Postament zu stellen, wo niemand dieselbe jemals deutlich sehen kann, zumal sie in der Regel von Bronce, also schwärzlich ist: denn aus der Ferne gesehen, wird sie nicht deutlich: tritt man aber näher, so steigt sie so hoch auf, dafs sie den hellen Himmel zum Hintergrund hat, der das Auge blendet. In den italienischen Städten, zumal in Florenz und Rom, stehen Statuen in Menge auf Plätzen und Strafsen, aber alle auf ganz niedrigem Postament, damit man sie deutlich sehen könne: sogar die Kolosse auf *monte caballo* stehen auf niedrigem Postament. Also auch hier bewährt sich der gute Geschmack der Italiener. Die Deutschen hingegen lieben einen hohen Konditor-Aufsatz, mit Reliefs zur Illustration des dargestellten Helden.

§. 239.

Am Schlusse dieses ästhetischen Kapitels mag denn auch meine Meinung über die Boisserée'sche jetzt in München befindliche Sammlung von Gemälden aus der alten niederrheinischen Schule eine Stelle finden.

Ein echtes Kunstwerk darf eigentlich nicht, um geniefsbar zu sein, den Präambel einer Kunstgeschichte nötig haben. Dies ist jedoch bei keiner Art von Gemälden so sehr der Fall, wie bei den hier in Rede stehenden. Wenigstens wird man ihren Wert erst dann richtig ermessen, wenn man gesehen hat, wie vor dem Johann van Eyck gemalt wurde, nämlich in dem von Byzanz ausgegangenen Geschmack, also auf Goldgrund, in Tempra, mit Figuren ohne Leben und Bewegung, steif und starr, dazu massive Heiligenscheine, die auch noch den Namen des Heiligen enthalten. Van Eyck, als ein echtes Genie, kehrte zur Natur zurück, gab den Gemälden Hintergrund, den Figuren lebendige Stellung, Gebärde und Gruppierung, den Physiognomien Ausdruck und Wahrheit, und den Falten Richtigkeit: dazu führte er die Perspektive ein und erreichte überhaupt in der technischen Ausführung die allerhöchste Vollkommenheit. Seine Nachfolger blieben teils auf dieser Bahn, wie Schoreel und Hemling (oder

Memling); teils kehrten sie zu den alten Absurditäten zurück. Sogar er selbst hatte von diesen Absurditäten immer noch so viel beibehalten müssen, als, nach kirchlicher Ansicht, obligat war: er mufste z. B. noch Heiligenscheine und massive Lichtstrahlen machen. Aber man sieht, er hat abgedungen so viel er konnte. Er verhält sich demnach stets kämpfend gegen den Geist seiner Zeit: ebenso Schoreel und Hemling. Folglich sind sie mit Berücksichtigung ihrer Zeit zu beurteilen. Dieser ist es zur Last zu legen, dafs ihre Vorwürfe die meistens nichtssagenden, oft abgeschmackten, immer abgedroschenen, kirchlichen sind, z. B. die drei Könige, sterbende Maria, St. Christoph, St. Lukas, welcher die Maria malt u. dgl. m. Ebenso ist es Schuld ihrer Zeit, dafs ihre Figuren fast nie eine freie, rein menschliche Stellung und Miene haben, sondern durchgängig die kirchliche Gebärde machen, d. h. eine gezwungene, andressierte, demütige, schleichende Bettlergebärde. — Hierzu kommt, dafs jene Maler die Antike nicht kannten: daher haben ihre Figuren selten schöne Gesichter, meistens häfsliche, und nie schöne Glieder. — Die Luftperspektive fehlt: die Linearperspektive ist meistens richtig. Sie haben alles aus der Natur, wie sie ihnen bekannt war, geschöpft: demnach ist der Ausdruck der Gesichter wahr und redlich, jedoch nirgends vielsagend, und keiner ihrer Heiligen hat eine Spur jenes erhabenen und überirdischen Ausdrucks wahrer Heiligkeit im Antlitz, den allein die Italiener geben, vor allen Raphael, und Correggio in seinen älteren Bildern.

Objektiv könnte man demnach die in Rede stehenden Gemälde so beurteilen: sie haben grofsenteils in der Darstellung des Wirklichen, sowohl der Köpfe, als Gewänder und Stoffe, die höchste technische Vollkommenheit; fast so, wie lange nachher, im 17. Jahrhundert, die eigentlichen Niederländer sie erreichten. Hingegen der edelste Ausdruck, die höchste Schönheit und die wahre Grazie sind ihnen fremd geblieben. Da nun aber diese der Zweck sind, zu welchem die technische Vollkommenheit sich als Mittel verhält, so sind sie nicht Kunstwerke vom ersten Range; ja sie sind nicht unbedingt geniefsbar: denn die angeführten Mängel, nebst den nichtssagenden Gegenständen und der durchgängigen kirchlichen Gebärde, müssen immer erst abgezogen und auf Rechnung der Zeit geschrieben werden.

Ihr Hauptverdienst, jedoch nur bei van Eyck und seinen besten Schülern, besteht in der täuschendsten Nachahmung der Wirklichkeit, erlangt durch klaren Blick in die Natur und eisernen Fleifs im Ausmalen; sodann in der Lebhaftigkeit der Farben, — ein ihnen ausschliefslich eigenes Verdienst. Mit solchen Farben ist weder vor, noch nach ihnen gemalt worden: sie sind brennend und bringen die höchste Energie der Farbe zu Tage. Daher sehen diese Bilder, nach bald vierhundert Jahren, aus, als wären sie von gestern. Hätten doch Raphael und Correggio diese Farben gekannt! Aber sie blieben ein Geheimnis der Schule und sind daher verloren gegangen. Man sollte sie chemisch untersuchen.

Kapitel XX.

Über Urteil, Kritik, Beifall und Ruhm.

§. 240.

Kant hat seine Ästhetik in der Kritik der Urteilskraft vorgetragen: dem entsprechend werde ich, in diesem Kapitel, meinen obigen, ästhetischen Betrachtungen auch eine kleine Kritik der Urteilskraft, aber nur der empirisch gegebenen, hinzufügen, hauptsächlich um zu sagen, dafs es meistenteils keine giebt, indem sie eine beinahe so *rara avis* ist, wie der Vogel Phönix, auf dessen Erscheinen man fünf hundert Jahre zu warten hat.

§. 241.

Mit dem nicht geschmackvoll gewählten Ausdruck Geschmack bezeichnet man diejenige Auffindung, oder auch blofse Anerkennung, des ästhetisch Richtigen, welche ohne Anleitung einer Regel geschieht, indem entweder keine Regel sich bis dahin erstreckt, oder auch dieselbe dem Ausübenden, respektive blofs Urteilenden, nicht bekannt war. Statt Geschmack würde man ästhetisches Gefühl sagen können; wenn dies nicht eine Tautologie enthielte.

Der auffassende, urteilende Geschmack ist gleichsam das Weibliche zum Männlichen des produktiven Talents, oder Genies. Nicht fähig zu erzeugen, besteht er in der Fähigkeit zu empfangen, d. h. das Rechte, das Schöne, das

Passende, als solches zu erkennen, — wie auch dessen Gegenteil; also das Gute vom Schlechten zu unterscheiden, jenes herauszufinden und zu würdigen, dieses zu verwerfen.

§. 242.

Die Schriftsteller kann man einteilen in Sternschnuppen, Planeten und Fixsterne. — Die ersteren liefern die momentanen Knalleffekte: man schauet auf, ruft „siehe da!“ und auf immer sind sie verschwunden. — Die zweiten, also die Irr- und Wandelsterne, haben viel mehr Bestand. Sie glänzen, wiewohl blofs vermöge ihrer Nähe, oft heller, als die Fixsterne, und werden von Nichtkennern mit diesen verwechselt. Inzwischen müssen auch sie ihren Platz bald räumen, haben zudem nur geborgtes Licht und eine auf ihre Bahngenossen (Zeitgenossen) beschränkte Wirkungssphäre. Sie wandeln und wechseln: ein Umlauf von einigen Jahren Dauer ist ihre Sache. — Die dritten allein sind unwandelbar, stehen fest am Firmament, haben eigenes Licht, wirken zu einer Zeit, wie zur andern, indem sie ihr Ansehen nicht durch die Veränderung unsers Standpunkts ändern, da sie keine Parallaxe haben. Sie gehören nicht, wie jene andern, einem Systeme (Nation) allein an; sondern der Welt. Aber eben wegen der Höhe ihrer Stelle, braucht ihr Licht meistens viele Jahre, ehe es dem Erdbewohner sichtbar wird.

§. 243.

Zum Mafsstab eines Genies soll man nicht die Fehler in seinen Produktionen, oder die schwächeren seiner Werke nehmen, um es dann danach tief zu stellen; sondern blofs sein Vortrefflichstes. Denn auch im Intellektuellen klebt Schwäche und Verkehrtheit der menschlichen Natur so fest an, dafs selbst der glänzendste Geist nicht durchweg und jederzeit von ihnen frei ist. Daher die grofsen Fehler, welche sogar in den Werken der gröfsten Männer sich nachweisen lassen, und Horazens *quandoque bonus dormitat Homerus*[1]). Was hingegen das Genie auszeichnet und daher sein Mafsstab sein sollte, ist die Höhe, zu der es sich, als Zeit und Stimmung günstig waren, hat aufschwingen können, und welche den gewöhnlichen Talenten ewig unerreichbar bleibt.

[1]) Ja zuweilen schlummert (= macht Fehler, ist im Ausdruck nachlässig) selbst der vortreffliche Homer. (Horaz, Ars. poet. 359).

Imgleichen ist es sehr mifslich, grofse Männer in derselben Gattung, also etwa grofse Dichter, grofse Musiker, Philosophen, Künstler mit einander zu vergleichen; weil man dabei, fast unvermeidlich, wenigstens für den Augenblick, ungerecht wird. Alsdann nämlich fafst man den eigentümlichen Vorzug des einen ins Auge und findet sofort, dafs er dem andern abgeht; wodurch dieser herabgesetzt wird. Aber geht man wiederum von dem diesem andern eigentümlichen, ganz anderartigen Vorzug aus, so wird man vergeblich nach ihm bei jenem ersteren suchen; so dafs demnach jetzt dieser ebenfalls unverdiente Herabsetzung erleidet.

§. 244.

Kritiker giebt es, deren jeder vermeint, bei ihm stände es, was gut und was schlecht sein solle; indem er seine Kindertrompete für die Posaune der Fama hält. —

Wie eine Arznei nicht ihren Zweck erwirkt, wann die Dosis zu stark gewesen; ebenso ist es mit Strafreden und Kritiken, wenn sie das Mafs der Gerechtigkeit überschreiten.

§. 245.

Der Unstern für geistige Verdienste ist, dafs sie zu warten haben, bis die das Gute loben, welche selbst nur das Schlechte hervorbringen; ja überhaupt schon, dafs sie ihre Kronen aus den Händen der menschlichen Urteilskraft zu empfangen haben, einer Eigenschaft, von der den meisten so viel einwohnt, wie dem Kastraten Zeugungskraft; will sagen, ein schwaches, unfruchtbares Analogon; so dafs schon sie selbst den seltenen Naturgaben beizuzählen ist. Daher ist es leider so wahr, wie artig gewendet, was Labruyère sagt: *après l'esprit de discernement, ce qu'il y a au monde de plus rare, ce sont les diamants et les perles.* Unterscheidungsvermögen, *esprit de discernement,* und demnach Urteilskraft, daran gebricht es. Sie wissen nicht das Echte vom Unechten, nicht den Hafer von der Spreu, nicht das Gold vom Kupfer zu unterscheiden und nehmen nicht den weiten Abstand wahr, zwischen dem gewöhnlichen Kopf und dem seltensten. Das Resultat hiervon ist der Übelstand, den ein altmodisches Verschen so ausdrückt:

„Es ist nun das Geschick der Grofsen hier auf Erden,
Erst wann sie nicht mehr sind, von uns erkannt zu werden.“

Dem Echten und Vortrefflichen steht, bei seinem Auf-

treten, zunächst das Schlechte im Wege, von welchem es seinen Platz bereits eingenommen findet, und das eben für jenes gilt. Wenn es nun auch, nach langer Zeit und hartem Kampfe, ihm wirklich gelingt, den Platz für sich zu vindicieren und sich in Ansehen zu bringen, so wird es wieder nicht lange dauern, bis sie mit irgend einem manierierten, geistlosen, plumpen Nachahmer herangeschleppt kommen, um, ganz gelassen, ihn neben das Genie, auf den Altar zu setzen: denn sie sehen den Unterschied nicht; sondern meinen ganz ernstlich, das wäre nun wieder auch so einer. Darum eben hebt Yriarte die 28ste seiner Litteratur-Fabeln an mit:

Siempre acostumbra hacer el vulgo necio
De lo bueno y lo malo igual aprecio.
(An Gutem und Schlechtem gleich viel Geschmack
Fand zu allen Zeiten das dumme Pack.)

So mufsten auch Shakespeare's Dramen, gleich nach seinem Tode, denen von Ben Johnson, Massinger, Beaumont und Fletcher Platz machen und diesen auf 100 Jahre räumen. So wurde Kant's ernste Philosophie durch Fichte's offenbare Windbeutelei, Schelling's Eklektismus und Jakobi's widrigsüfsliches und gottseliges Gefasel verdrängt, bis es zuletzt dahin kam, dafs ein ganz erbärmlicher Charlatan, Hegel, Kanten gleich, ja hoch über ihn gestellt wurde. Selbst in einer allen zugänglichen Sphäre sehen wir den unvergleichlichen Walter Scott bald durch unwürdige Nachahmer aus der Aufmerksamkeit des grofsen Publikums verdrängt werden. Denn dieses hat überall für das Vortreffliche im Grunde doch keinen Sinn und daher keine Ahnung davon, wie unendlich selten die Menschen sind, welche in Poesie, Kunst, oder Philosophie wirklich etwas zu leisten vermögen, und dafs dennoch ihre Werke ganz allein und ausschliefslich unsrer Aufmerksamkeit wert sind, weshalb man das

mediocribus esse poëtis
Non homines, non Dî, non concessere columnae[1])

[1]) „Den mittelmäfsigen Dichtern
Sperret der Mensch, und der Gott, und des Kaufmanns
(d. h. Buchhändlers) Säule den Zugang.“
(Horaz, Ars p. 372. Vofs.)

Die Buchhändler nämlich pflegten an einer Säule vor ihrem Laden das Verzeichnis der verkäuflichen und empfehlenswerten Schriften oder auch diese selbst auszuhängen.

den Pfuschern in der Poesie und ebenso in allen andern hohen Fächern, ohne Nachsicht, alle Tage unter die Nase reiben sollte. Sind doch diese das Unkraut, welches den Weizen nicht aufkommen läfst, um alles selbst zu überziehen; weshalb es denn eben geht, wie der so früh dahingeschiedene Feuchtersleben es originell und schön schildert:

„Ist doch — rufen sie vermessen —
Nichts im Werke, nichts gethan!“
Und das Grofse reift indessen
Still heran.
Es erscheint nun: niemand sieht es,
Niemand hört es im Geschrei.
Mit bescheid'ner Trauer zieht es
Still vorbei.

Nicht weniger zeigt jener beklagenswerte Mangel an Urteilskraft sich in den Wissenschaften, nämlich am zähen Leben falscher und widerlegter Theorien. Einmal in Kredit gekommen, trotzen diese der Wahrheit halbe, ja ganze Jahrhunderte lang, wie ein steinerner Molo den Meereswogen. Nach hundert Jahren hatte Kopernikus noch nicht den Ptolemäus verdrängt. Baco von Verulam, Cartesius, Locke, sind äufserst langsam und spät durchgedrungen. (Man lese nur d'Alembert's berühmte Vorrede zur Encyklopädie.) Nicht weniger Newton: man sehe nur die Erbitterung und den Hohn, womit Leibnitz das Newtonische Gravitationssystem bekämpft, in seiner Kontroverse mit Clarke, besonders §§ 35, 113, 118, 120, 122, 128. Obgleich Newton das Erscheinen seiner Principia beinahe 40 Jahre überlebt hat, war, als er starb, seine Lehre doch nur in England, teilweise und einigermafsen zur Anerkennung gelangt; während er aufserhalb seines Vaterlandes nicht zwanzig Anhänger zählte; laut dem Vorbericht zu Voltaire's Darstellung seiner Lehre. Eben diese hat zum Bekanntwerden seines Systems in Frankreich, beinahe zwanzig Jahre nach seinem Tode, das meiste beigetragen. Bis dahin nämlich hielt man daselbst fest, standhaft und patriotisch an den Cartesianischen Wirbeln; während erst 40 Jahre vorher dieselbe Cartesianische Philosophie in den französischen Schulen noch verboten gewesen war. Jetzt nun wieder verweigerte der Kanzler d'Aguesseau dem Voltaire das Imprimatur zu seiner Darstellung des Newtonianismus. Dagegen behauptet in unsern Tagen Newton's absurde Farbenlehre noch vollkommen den Kampfplatz,

40 Jahre nach dem Erscheinen der Goethe'schen. Hume, obschon er sehr früh aufgetreten war und durchaus populär schrieb, ist bis zu seinem 50. Jahre unbeachtet geblieben. Kant, wiewohl er sein ganzes Leben hindurch geschrieben und gelehrt hatte, wurde erst nach seinem 60. Jahre berühmt. — Künstler und Dichter haben freilich besseres Spiel, als die Denker; weil ihr Publikum wenigstens 100 Mal gröſser ist. Dennoch, was galten Mozart und Beethoven bei ihren Lebzeiten? was Dante? was selbst Shakespeare? Hätten die Zeitgenossen dieses letzteren Wert irgend gekannt, so würden wir, aus jener Zeit des Flors der Malerkunst, doch wenigstens ein gutes und sicher beglaubigtes Bildnis desselben haben, während jetzt nur durchaus zweifelhafte Gemälde, ein sehr schlechter Kupferstich und eine noch schlechtere Grabsteinsbüste vorhanden sind. (A. Wivell, an inquiry into the history, authenticity and characteristics of Shakespeare's portraits; with 21 engravings. Lond. 1836.) Imgleichen würden alsdann die von ihm übrig gebliebenen Handschriften zu Hunderten da sein; statt, wie jetzt, sich auf ein Paar gerichtliche Unterzeichnungen zu beschränken. — Alle Portugiesen sind noch stolz auf den Camoëns, ihren einzigen Dichter: er lebte aber von Almosen, die ein aus Indien mitgebrachter Negerknabe abends auf der Straſse für ihn einsammelte. — Allerdings wird, mit der Zeit, jedem volle Gerechtigkeit (*tempo è galant-uomo*), allein so spät und langsam, wie weiland vom Reichskammergericht, und die stillschweigende Bedingung ist, daſs er nicht mehr lebe. Denn die Vorschrift des Jesus Sirach (Cap. 11, 28): *ante mortem ne laudes hominem quemquam* wird treulich befolgt. Da muſs denn, wer unsterbliche Werke geschaffen hat, zu seinem Trost, den indischen Mythos auf sie anwenden, daſs die Minuten des Lebens der Unsterblichen, auf Erden, als Jahre erscheinen und ebenso die Erdenjahre nur Minuten der Unsterblichen sind.

Der hier beklagte Mangel an Urteilskraft zeigt sich denn auch darin, daſs in jedem Jahrhundert zwar das Vortreffliche der früheren Zeit verehrt, das der eigenen aber verkannt und die diesem gebührende Aufmerksamkeit schlechten Machwerken geschenkt wird, mit denen jedes Jahrzehnt sich herumträgt, um vom folgenden dafür ausgelacht zu werden. Daſs nun also die Menschen das echte Verdienst, wenn es in ihrer eigenen Zeit auftritt, so schwer erkennen, beweist

aber, dafs sie auch die längst anerkannten Werke des Genies, welche sie auf Autorität verehren, weder verstehen, noch genießsen, noch eigentlich schätzen. Und die Rechnungsprobe zu diesem Beweise ist, dafs das Schlechte, z. B. Fichte'sche Philosophie, wenn es nur einmal in Kredit steht, eben auch seine Geltung noch ein Paar Menschenalter hindurch behält. Nur wenn sein Publikum ein sehr grofses ist, erfolgt sein Fall schneller.

§. 246.

Wie nun aber doch die Sonne eines Auges bedarf, um zu leuchten, die Musik eines Ohres, um zu tönen; so ist auch der Wert aller Meisterwerke, in Kunst und Wissenschaft, bedingt durch den verwandten, ihnen gewachsenen Geist, zu dem sie reden. Nur er besitzt das Zauberwort, wodurch die in solche Werke gebannten Geister rege werden und sich zeigen. Der gemeine Kopf steht vor ihnen, wie vor einem verschlossenen Zauberschrank, oder vor einem Instrumente, das er nicht zu spielen versteht, dem er daher nur ungeregelte Töne entlockt; wie gern er auch hierüber sich selber täuscht. Und wie dasselbe Ölgemälde, gesehen in einem finstern Winkel, oder aber wann die Sonne darauf scheint, — so verschieden ist der Eindruck desselben Meisterwerks, nach Mafsgabe des Kopfes, der es auffafst. Demnach bedarf ein schönes Werk eines empfindenden Geistes, ein gedachtes Werk eines denkenden Geistes, um wirklich da zu sein und zu leben. Allein, nur gar zu oft kann dem, der ein solches Werk in die Welt schickt, nachher zu Mute werden, wie einem Feuerwerker, der sein lange und mühsam vorbereitetes Erzeugnis endlich mit Enthusiasmus abgebrannt hat und dann erfährt, dafs er damit an den unrechten Ort gekommen, und sämtliche Zuschauer die Zöglinge der Blindenanstalt gewesen seien. Und doch ist er so immer noch besser daran, als wenn er ein Publikum von lauter Feuerwerkern gehabt hätte; da in diesem Fall, wenn seine Leistung aufserordentlich gewesen, sie ihm den Hals hätte kosten können.

§. 247.

Die Quelle alles Wohlgefallens ist die Homogeneität. Schon dem Schönheitssinn ist die eigene Species und in dieser wieder die eigene Rasse, unbedenklich die schönste. Auch im Umgang zieht jeder den ihm ähnlichen entschieden vor; so dafs einem Dummkopf die Gesellschaft eines andern

Dummkopfs ungleich lieber ist, als die aller grofsen Geister zusammengenommen. Jedem müssen sonach zuvörderst seine eigenen Werke am besten gefallen; weil sie eben nur der Spiegelreflex seines eigenen Geistes und das Echo seiner Gedanken sind. Demnächst aber werden jedem die Werke der ihm Homogenen zusagen, also wird der Platte, Seichte, Verschrobene, in blofsen Worten Kramende nur dem Platten, Seichten, Verschrobenen und dem blofsen Wortkram seinen aufrichtigen, wirklich gefühlten Beifall zollen; die Werke der grofsen Geister hingegen wird er allein auf Autorität, d. h. durch Scheu gezwungen, gelten lassen; während sie ihm, im Herzen, mifsfallen. „Sie sprechen ihn nicht an", ja sie widerstehen ihm: dies wird er jedoch nicht einmal sich selber eingestehen. Nur schon bevorzugte Köpfe können die Werke des Genies wirklich geniefsen: zum ersten Erkennen derselben aber, wann sie noch ohne Autorität dastehen, ist bedeutende Überlegenheit des Geistes erfordert. Demnach hat man, dies alles wohl erwogen, sich nicht zu wundern, dafs sie so spät, vielmehr dafs sie jemals Beifall und Ruhm erlangen. Dies geschieht nur auch eben durch einen langsamen und komplizierten Prozefs, indem nämlich jeder schlechte Kopf allmählich, gezwungen und gleichsam gebändigt, das Übergewicht des zunächst über ihm stehenden anerkennt und so aufwärts, wodurch es nach und nach dahin kommt, dafs das blofse Resultat des Gewichtes der Stimmen das der Zahl derselben überwältigt; welches eben die Bedingung alles echten, d. h. verdienten Ruhmes ist. Bis dahin aber kann das gröfste Genie, auch nachdem es seine Proben abgelegt hat, so dastehen, wie ein König stände unter einer Schar seines eigenen Volkes, die ihn aber nicht persönlich kennt und daher ihm nicht Folge leisten wird, wann seine obersten Staatsdiener ihn nicht begleiten. Denn kein subalterner Beamter ist fähig, seinen Befehl direkt zu empfangen. Ein solcher kennt nämlich nur die Unterschrift seines Vorgesetzten, wie dieser die des seinigen, und so aufwärts, bis ganz oben, wo der Kabinetssekretär die Unterschrift des Ministers und dieser die des Königs attestiert. Durch analoge Zwischenstufen ist der Ruhm des Genies bei der Menge bedingt. Daher auch stockt der Fortgang desselben am leichtesten im Anfang; weil die obern Behörden, deren nur wenige sein können, am häufigsten fehlen: je weiter hingegen abwärts an

desto mehrere zugleich ist der Befehl gerichtet; daher er nun nicht mehr ins Stocken gerät.

Über diesen Hergang müssen wir uns damit trösten, dafs es noch für ein Glück zu erachten ist, wenn die allermeisten Menschen nicht aus eigenen Mitteln, sondern blofs auf fremde Autorität urteilen. Denn was für Urteile würden über Platon und Kant, über Homer, Shakespeare und Goethe ergehen, wenn jeder nach dem urteilte, was er wirklich an ihnen hat und geniefst, und nicht vielmehr die zwingende Autorität ihn sagen liefse, was sich ziemt, so wenig es ihm auch vom Herzen gehen mag. Ohne solche Bewandtnis der Sache wäre für wahres Verdienst, in hoher Gattung, gar kein Ruhm zu erlangen möglich. Dabei ist ein zweites Glück, dafs jeder doch noch so viel eigenes Urteil hat, als nötig ist, um die Superiorität des zunächst über ihm Stehenden zu erkennen und dessen Autorität zu befolgen; wodurch denn zuletzt die vielen sich der Autorität der wenigen unterwerfen und jene Hierarchie der Urteile zustande kommt, auf der die Möglichkeit des festen und endlich weit reichenden Ruhmes beruht. Für die unterste Klasse, der die Verdienste eines grofsen Geistes ganz unzugänglich sind, ist am Ende blofs das Monument, welches in ihr, durch einen sinnlichen Eindruck, eine dumpfe Ahnung davon erregt.

§. 248.

Nicht weniger jedoch, als die Urteilslosigkeit, steht dem Ruhme des Verdienstes in hoher Gattung der Neid entgegen; er, der ja selbst in den niedrigsten demselben schon beim ersten Schritte sich entgegenstellt und bis zum letzten nicht von ihm weicht; daher denn eben er zur Schlechtigkeit des Laufes der Welt ein grofses beiträgt und Ariosto Recht erhält, sie zu bezeichnen als

questa assai più oscura, che serena
Vita mortal, tutta d'invidia piéna.

Der Neid nämlich ist die Seele des überall florierenden, stillschweigend und ohne Verabredung zusammenkommenden Bundes aller Mittelmäfsigen, gegen den einzelnen Ausgezeichneten, in jeder Gattung. Einen solchen nämlich will keiner in seinem Wirkungskreise wissen, in seinem Bereiche dulden: sondern *si quelqu'un excelle parmi nous, qu'il aille exceller ailleurs,* ist die einmütige Losung der Mittelmäfsigkeit allüberall. Zur Seltenheit des Vortrefflichen und zur Schwie-

rigkeit, die es findet, verstanden und erkannt zu werden, kommt also noch jenes übereinstimmende Wirken des Neides unzähliger, es zu unterdrücken, ja womöglich, es ganz zu ersticken.[1])

Sobald daher, in irgend einem Fache, ein eminentes Talent sich spüren läfst, sind alle Mediokren des Faches einhellig bemüht, es zuzudecken, ihm die Gelegenheit zu benehmen und auf alle Weise zu verhindern, dafs es bekannt werde, sich zeige und an den Tag komme; nicht anders, als wäre es ein Hochverrat, begangen an ihrer Unfähigkeit, Plattheit und Stümperhaftigkeit. Meistens hat ihr Unterdrückungssystem, geraume Zeit hindurch, guten Erfolg; weil gerade das Genie, welches seine Sache, mit kindlichem Zutrauen, ihnen darreicht, damit sie Freude daran haben möchten, den Schlichen und Ränken niederträchtiger Seelen, die nur im Gemeinen, dort aber vollkommen zu Hause sind, am wenigsten gewachsen ist, ja sie nicht einmal ahnet, noch versteht, und daher alsdann, über den Empfang betreten, vielleicht an seiner Sache zu zweifeln anfängt, dadurch aber an sich selber irre werden und seine Bestrebungen aufgeben kann, wenn ihm nicht noch zu rechter Zeit die Augen aufgehen, über jene Nichtswürdigen und ihr Treiben. Man sehe, — um die Beispiele nicht zu sehr in der Nähe, noch auch in schon fabelhafter Ferne zu suchen, — wie der Neid deutscher Musiker, ein Menschenalter hindurch, sich gesträubt hat, das Verdienst des grofsen Rossini anzuerkennen; bin ich doch einmal Zeuge gewesen, dafs man, an einer grofsen, konstituierten Liedertafel, nach der Melodie seines unsterblichen *di tanti palpiti*, zum Hohn, die Speisekarte absang. Ohnmächtiger Neid! Die Melodie überwand und verschlang die gemeinen Worte. Und so haben, allem Neid zum Trotz, Rossini's wundervolle Melodien sich über den ganzen Erdball verbreitet und jedes Herz erquickt, wie damals, so noch

[1]) Keiner gilt für das, was er ist, sondern für das, was andere aus ihm machen. Dies ist die Handhabe zur Unterdrückung ausgezeichneter Geister durch die Mediokren: sie lassen jene (so lange wie möglich) nicht aufkommen. Gegen Verdienste giebt es zwei Verhaltungsweisen: entweder welche zu haben, oder keine gelten zu lassen. Die letztere wird, wegen gröfserer Bequemlichkeit, meistens vorgezogen. (Anm. Schopenhauers.)

heute und in *secula seculorum.* Ferner sehe man, wie den deutschen Medizinern, namentlich den recensierenden, vor Zorn der Kamm steigt, wenn ein Mann wie Marshal Hall einmal merken läfst, er wisse, dafs er etwas geleistet habe. —Neid ist das sichere Zeichen des Mangels, also, wenn auf Verdienste gerichtet, des Mangels an Verdiensten. Das Verhalten des Neides gegen die Ausgezeichneten hat mein trefflicher Balthazar Gracian in einer ausführlichen Fabel überaus schön dargestellt: sie steht in seinem *Discreto,* unter der Überschrift *hombre de ostentacion.* Da sind sämtliche Vögel aufgebracht und verschworen gegen den Pfau, mit seinem Federrade. „Wenn wir nur erlangen," sagt die Elster, „dafs er die vermaledeite Parade mit seinem Federschweife nicht mehr machen kann; da wird seine Schönheit bald ganz verfinstert sein: denn was keiner sieht, ist als ob es nicht existierte," u. s. f. — Demgemäfs ist denn auch die Tugend der Bescheidenheit blofs zur Schutzwehr gegen den Neid erfunden worden. Dafs es allemal Lumpe sind, die auf Bescheidenheit dringen und sich so herzinniglich über die Bescheidenheit eines Mannes von Verdienst freuen, habe ich auseinandergesetzt in meinem Hauptwerke, Bd. 2, Kap. 37, S. 487 (3. Aufl.). In Lichtenberg's „Vermischten Schriften" (Neue Ausg., Göttingen 1844, Bd. 3, S. 19) findet man den Satz angeführt: *„La modestie devrait être la vertu de ceux, à qui les autres manquent."* Goethe's bekannter und vielen ärgerlicher Ausspruch „nur die Lumpe sind bescheiden" hat schon einen alten Vorgänger, beim Cervantes, welcher, unter den seiner „Reise auf den Parnafs" angehängten Verhaltungsregeln für Dichter, auch diese giebt: *que todo poeta, á quien sus versos hubieren dado á entender que lo es, se estime y tenga en mucho, ateniendose á aquel refran: ruin sea el que por ruin se tiene* (Jeder Dichter, dem seine Verse zu verstehen gegeben haben, dafs er einer ist, achte und schätze sich hoch, sich an das Sprichwort haltend: ein Lump sei wer sich für einen Lump hält). — Shakespeare deklariert, in vielen seiner Sonette, wo allein er von sich sprechen konnte, mit ebenso viel Sicherheit, wie Unbefangenheit, was er schreibt für unsterblich. Sein neuer kritischer Herausgeber Collier sagt darüber, in seiner Einleitung zu den Sonetten, S. 473: „In vielen derselben finden sich bemerkenswerte Anzeichen von Selbstgefühl und Zuversicht auf die Un-

sterblichkeit seiner Verse, und bleibt, in dieser Hinsicht, unsers Autors Meinung fest und beständig. Nie nimmt er Anstand, sie auszusprechen, und vielleicht giebt es, weder im Altertum, noch in der neuen Zeit, einen Schriftsteller, welcher, im Verhältnis zu seinen hinterlassenen Schriften solcher Art, seinen festen Glauben, daſs die Welt das, was er in dieser Dichtungsart geschrieben, nicht werde willig untergehen lassen, so oft und so entschieden ausgedrückt hat.“

Ein vom Neide häufig gebrauchtes Mittel zur Herabsetzung des Guten, im Grunde sogar die bloſse Kehrseite derselben, ist das ehr- und gewissenlose Lobpreisen des Schlechten: denn sobald das Schlechte Geltung erhält, ist das Gute verloren. So wirksam daher dieses Mittel, besonders wenn ins Groſse getrieben, auf eine Weile ist, so kommt am Ende doch die Zeit der Abrechnung, und der vorübergehende Kredit, in den es die schlechten Produktionen gesetzt hatte, wird durch den bleibenden Diskredit der niederträchtigen Lober desselben bezahlt; weshalb sie gern sich anonym halten.

Da dieselbe Gefahr auch dem direkten Herabsetzen und Tadeln des Guten, wenngleich schon aus gröſserer Entfernung, droht, so sind viele zu klug, als daſs sie zu diesem sich entschlössen. Daher ist die nächste Folge des Auftretens eines eminenten Verdienstes oft nur, daſs sämtliche dadurch so tief, wie die Vögel durch den Pfauenschweif, gekränkte Mitbewerber in ein tiefes Stillschweigen versetzt werden, so einmütig, wie auf Verabredung: ihrer aller Zungen sind gelähmt: es ist das *silentium livoris* des Seneca. Bei diesem hämischen und tückischen Schweigen, dessen *terminus technicus* Ignorieren heiſst, kann es lange sein Bewenden haben, wann, wie dies in höheren Wissenschaften der Fall ist, das nächste Publikum solcher Leistung aus lauter Mitbewerbern (Leuten vom Fach) besteht und folglich das gröſsere Publikum sein Stimmrecht nur mittelbar, durch diese ausübt, nicht selbst untersucht. Wird nun aber dennoch jenes *silentium livoris* endlich einmal vom Lobe unterbrochen, so wird auch dieses nur selten ohne alle Nebenabsichten der hier die Gerechtigkeit Handhabenden geschehen:

„Denn es ist kein Anerkennen,
Weder vieler, noch des einen,
Wenn es nicht am Tage fördert,
Wo man selbst was möchte scheinen.“
Westöstlicher Divan.

Jeder nämlich mufs den Ruhm, welchen er einem andern seines, oder eines verwandten Faches erteilt, im Grunde sich selber entziehen: er kann nur auf Kosten seiner eigenen Geltung rühmen. Demzufolge sind schon an und für sich die Menschen zum loben und rühmen gar nicht geneigt und aufgelegt, wohl aber zum tadeln und lästern, durch welches sie indirekt sich selbst loben. Soll es nun dennoch zu jenem ersteren kommen, so müssen andere Rücksichten und Motive obwalten. Da nun hier nicht der Schandweg der Kamaraderie gemeint sein kann, so ist die alsdann wirksame Rücksicht diese, dafs was dem Verdienste eigener Leistungen am nächsten steht, die richtige Würdigung und Anerkennung der fremden ist; gemäfs der von Hesiodus und Macchiavelli aufgestellten dreifachen Rangordnung der Köpfe. (Siehe „Vierfache Wurzel des Satzes vom Grunde", 3. Aufl., S. 51 [1]).) Wer nun, seinen Anspruch auf die erste Klasse durchzusetzen, die Hoffnung aufgiebt, wird gern die Gelegenheit ergreifen, eine Stelle in der zweiten einzunehmen. Fast allein hierauf beruht die Sicherheit, mit der jedes Verdienst seiner endlichen Anerkennung entgegensehen kann. Hieraus entspringt es auch, dafs, nachdem der hohe Wert eines Werkes einmal anerkannt und nicht mehr zu verhehlen, noch abzuleugnen ist, alsdann alle sich um die Wette beeifern, es zu loben und zu ehren; weil sie nämlich, im Bewufstsein des Xenophanischen σοφον ειναι δει τον επιγνωσομενον τον σοφον [2]), dadurch sich selbst zu Ehren bringen; weshalb sie eilen, für sich zu ergreifen, was dem ihnen nun einmal unerreichbaren Preis des ursprünglichen Verdienstes zunächst liegt: die richtige Schätzung desselben. Daher geht es alsdann, wie bei einem zum Weichen gebrachten Heere, wo, wie vorhin beim Kämpfen, jetzt beim Laufen jeder der Vorderste sein will. Nunmehr nämlich eilt jeder, seinen Beifall dem anerkannt Preiswürdigen darzubringen, ebenfalls vermöge einer meistens ihm selbst ver-

[1]) In seinem Buch „Il principe" (c. 22) sagt Macchiavelli: „es giebt dreierlei Köpfe: erstlich solche, welche aus eigenen Mitteln Einsicht und Verstand von den Sachen erlangen; dann solche, die das Rechte erkennen, wenn andere es ihnen darlegen; endlich solche, welche weder zum einen noch zum anderen fähig sind."

[2]) Um den Weisen zu erkennen, mufs man selbst ein Weiser sein.

borgenen Anerkennung des oben, § 247, erörterten Gesetzes der Homogeneität, damit es nämlich scheine, als sei seine Art zu denken und zu schauen der des Gerühmten gleichartig, und um wenigstens die Ehre seines Geschmacks zu retten, da ihm nichts weiter übrig gelassen ist.

Von hier aus ist leicht abzusehen, dafs der Ruhm zwar sehr schwer zu erlangen, einmal erlangt aber leicht zu bewahren ist; imgleichen, dafs ein Ruhm, der schnell erfolgt, auch früh erlischt und es auch hier heifst *quod cito fit, cito perit;* indem begreiflicherweise Leistungen, deren Wert der gewöhnliche Menschenschlag so leicht erkennen und die Mitbewerber so willig gelten lassen konnten, auch nicht sehr hoch über dem Hervorbringungs-Vermögen beider stehen werden. Denn *tantum quisque laudat, quantum se posse sperat imitari.* Zudem ist, schon wegen des öfter erwähnten Gesetzes der Homogeneität, ein schnell eintretender Ruhm ein verdächtiges Zeichen: er ist nämlich der direkte Beifall der Menge. Was aber dieser auf sich habe, wufste Phokion, als er, bei dem über seine Rede laut gewordenen Volksbeifall, seine nahe stehenden Freunde fragte: „habe ich etwa unversehens etwas Schlechtes gesagt?“ (Plut. apophth.) Aus umgekehrten Gründen wird ein Ruhm, der von langem Bestande sein soll, sehr spät reifen, und die Jahrhunderte seiner Dauer müssen meistens mit dem Beifall der Zeitgenossen erkauft werden. Denn was so anhaltend in Geltung bleiben soll, mufs eine schwer zu erlangende Trefflichkeit haben, welche auch nur zu erkennen schon Köpfe erfordert, die nicht jederzeit da sind, am wenigsten in hinreichender Anzahl, um sich vernehmbar machen zu können, während der stets wache Neid alles thun wird, ihre Stimme zu ersticken. Mäfsige Verdienste hingegen, die bald anerkannt werden, laufen dafür Gefahr, dafs ihr Besitzer sie und sich überlebt, so dafs für den Ruhm in der Jugend ihm Obskurität im Alter zu teil wird; während, bei grofsen Verdiensten, man umgekehrt lange obskur bleiben, dafür aber im Alter glänzenden Ruhm erlangen wird. Sollte dieser jedoch sich sogar erst nach dem Tode einstellen; nun, so ist man denen beizuzählen, von welchen Jean Paul sagt, dafs die letzte Ölung ihre Taufe sei, und hat sich mit den Heiligen zu trösten, die ja auch erst nach ihrem Tode kanonisiert werden. — So bewährt sich demnach, was Mahlmann, im Herodes, sehr gut gesagt hat:

„Ich denke, das wahre Grofse in der Welt
Ist immer nur das, was nicht gleich gefällt.
Und wen der Pöbel zum Gotte weiht,
Der steht auf dem Altar nur kurze Zeit.“

Beachtenswert ist es, dafs diese Regel eine ganz unmittelbare Bestätigung an Gemälden hat, indem, wie die Kenner wissen, die gröfsten Meisterwerke nicht sogleich die Augen auf sich ziehen, noch das erste Mal bedeutenden Eindruck machen, sondern erst bei wiederholtem Besuch, dann aber immer mehr.

Übrigens hängt die Möglichkeit einer zeitigen und richtigen Würdigung gegebener Leistungen zunächst von der Art und Gattung derselben ab, je nachdem nämlich diese hoch oder niedrig, mithin schwer oder leicht zu verstehen und zu beurteilen ist, und je nachdem sie ein gröfseres, oder kleineres Publikum hat. Diese letztere Bedingung hängt zwar gröfstenteils von der ersteren, zum Teil jedoch auch davon ab, ob die gegebenen Werke der Vervielfältigung fähig sind, wie Bücher und musikalische Kompositionen. Durch die Komplikation dieser beiden Bedingungen also werden die keinem Nutzen fröhnenden Leistungen, von welchen allein hier die Rede ist, in Hinsicht auf die Möglichkeit baldiger Anerkennung und Schätzung ihres Wertes, etwa folgende Reihe bilden, in welcher, was am schnellsten seine richtige Würdigung zu hoffen hat, voransteht: Seiltänzer, Kunstreiter, Balletttänzer, Taschenspieler, Schauspieler, Sänger, Virtuosen, Komponisten, Dichter (beide wegen der Vervielfältigung ihrer Werke), Architekten, Maler, Bildhauer, Philosophen: diese letzteren nehmen ohne Vergleich die letzte Stelle ein; weil ihre Werke nicht Unterhaltung, sondern blofs Belehrung verheifsen, dabei Kenntnisse voraussetzen und viel eigene Anstrengung des Lesers verlangen; wodurch ihr Publikum äufserst klein wird und ihr Ruhm viel mehr Ausdehnung in der Länge, als in der Breite erhält. Überhaupt verhält der Ruhm sich in Hinsicht auf die Möglichkeit seiner Dauer ungefähr umgekehrt wie hinsichtlich der seines baldigen Eintritts, so dafs danach obige Reihe in umgekehrter Ordnung gälte; nur dafs alsdann Dichter und Komponisten, wegen der Möglichkeit ewiger Erhaltung aller schriftlichen Werke, dem Philosophen zunächst zu stehen kommen, dem jedoch nunmehr der erste Platz gebührt, wegen der viel gröfsern Seltenheit der Leistungen in diesem Fache, der hohen Wich-

tigkeit derselben und der Möglichkeit ihrer fast vollkommenen Übersetzung in alle Sprachen. Sogar überlebt bisweilen der Ruhm der Philosophen ihre Werke selbst; wie dies dem Thales, Empedokles, Herakleitos, Demokritos, Parmenides, Epikuros u. a. m. begegnet ist.

Nun aber andrerseits, bei Werken, welche dem Nutzen, oder gar unmittelbar dem sinnlichen Genusse dienen, findet die richtige Würdigung keine Schwierigkeit, und ein ausgezeichneter Pastetenbäcker wird in keiner Stadt lange obskur bleiben, geschweige nötig haben, an die Nachwelt zu appellieren. —

Dem schnell eintretenden Ruhm ist auch der falsche beizuzählen, nämlich der künstliche, durch ungerechtes Lob, gute Freunde, bestochene Kritiker, Winke von oben und Verabredungen von unten, bei richtig vorausgesetzter Urteilslosigkeit der Menge, auf die Beine gebrachte Ruhm eines Werkes. Er gleicht den Ochsenblasen, durch die man einen schweren Körper zum Schwimmen bringt. Sie tragen ihn, längere oder kürzere Zeit, je nachdem sie wohl aufgebläht und fest zugeschnürt sind: aber die Luft transsudiert allmählich doch, und er sinkt. Dies ist das unvermeidliche Los der Werke, welche die Quelle ihres Ruhmes nicht *in sich* haben: das falsche Lob verhallt, die Verabredungen sterben aus, der Kenner findet den Ruhm nicht bestätigt, dieser erlischt, und eine desto gröſsere Geringschätzung tritt an seine Stelle. Hingegen die echten Werke, welche die Quelle ihres Ruhmes *in sich* haben und daher zu jeder Zeit die Bewunderung von neuem zu entzünden vermögen, gleichen den spezifisch leichteren Körpern, die aus eigenen Mitteln sich stets oben erhalten, und so gehen sie den Strom der Zeit hinab.

Die ganze Litteraturgeschichte, alter und neuer Zeit, hat kein Beispiel von falschem Ruhme aufzuweisen, welches dem der Hegelschen Philosophie an die Seite zu stellen wäre. Nie und nirgends ist das ganz Schlechte, das handgreiflich Falsche, Absurde, ja offenbar Unsinnige und dazu noch, dem Vortrage nach, im höchsten Grade Widerwärtige und Ekelhafte mit solcher empörenden Frechheit, solcher eisernen Stirn, als die höchste Weisheit und das Herrlichste, was je die Welt gesehen, gepriesen worden, wie jene durchaus wertlose Afterphilosophie. Daſs die Sonne dazu von oben schien,

brauche ich nicht zu sagen. Aber, wohl zu merken, es ist mit dem vollständigsten Erfolg, beim deutschen Publiko, geschehen: darin besteht die Schande. Über ein Viertel-Jahrhundert lang hat jener frech zusammengelogene Ruhm für echt gegolten und hat die *bestia trionfante* in der deutschen Gelehrtenrepublik floriert und regiert, so sehr, dafs selbst die wenigen Gegner dieser Narrheit es doch nicht wagten, von dem miserabeln Urheber derselben anders, als von einem seltenen Genie und grofsen Geiste, und mit den tiefsten Reverenzen zu reden. Aber was hieraus folgt, wird man zu schliefsen nicht unterlassen; daher denn allezeit, in der Litterargeschichte, diese Periode als ein bleibender Schandfleck der Nation und des Zeitalters figurieren und der Spott der Jahrhunderte sein wird: mit Recht! Allerdings steht es Zeitaltern, wie Individuen, frei, das Schlechte zu preisen und das Gute zu verachten: aber die Nemesis erreicht die einen, wie die andern, und die Schandglocke bleibt nicht aus. Zu jener Zeit, da der Chor feiler Gesellen planmäfsig den Ruhm jenes kopfverderbenden Philosophasters und seiner heillosen Unsinnsschmiererei verbreitete, da hätte man, wenn man in Deutschland einigermafsen fein wäre, schon der ganzen Art und Weise jenes Lobes sogleich ansehen müssen, dafs dasselbe allein von der Absicht, und durchaus nicht von der Einsicht ausging. Denn es ergofs sich ungemessen und in überreicher Fülle, nach allen vier Weltgegenden hin, sprudelte überall aus weitem Munde, ohne Rückhalt, ohne Bedingung, ohne Abzug, ohne Mafs, bis ihnen die Worte ausgingen. Und mit ihrem eigenen vielstimmigen Päan noch nicht zufrieden, späheten jene in Reihe und Glied stehenden Claqueurs noch immer ängstlich nach jedem Körnchen fremden, unbestochenen Lobes, um es aufzulesen und hoch empor zu halten; wo nämlich irgend ein berühmter Mann ein Beifallswörtchen sich hatte abnötigen, abkomplimentieren, ablisten lassen, oder es ihm zufällig entfallen war, oder wo sogar ein Gegner mit einem solchen seinen Tadel, furchtsam oder mitleidig, versüfst hatte, — da sprangen sie alle zu, es aufzulesen, um es triumphierend herumzuzeigen. So treibt es nur die Absicht, und so loben auf Lohn hoffende Söldner, bezahlte Claqueurs und verschworene litterarische Rottierer. Hingegen das aufrichtige Lob, welches blofs von der Einsicht ausgeht, trägt einen ganz anderen

Charakter. Ihm geht vorher, was Feuchtersleben schön ausgedrückt hat:

„Wie doch die Menschen sich winden und wehren, —
Um nur das Gute nicht zu verehren!“

Es kommt nämlich sehr langsam und spät, vereinzelt und karg gemessen, wird quentchenweise zugewogen und stets noch mit Restriktionen versetzt, so dafs der Empfänger wohl sagen kann:

Χείλεα μέν τ' ἐδίην', ὑπερῴην δ' οὐκ ἐδίηνεν [1]).
Il. XXII, 495.

und dennoch trennt sich von ihm der Erteiler desselben nur mit Widerstreben. Denn es ist ein, der stumpfen, spröden, zähen und dabei neidischen Mittelmäfsigkeit, durch die nicht länger zu verhehlende Gröfse echter Verdienste endlich abgedrungener und wider Willen abgezwungener Lohn: es ist der Lorbeer, welcher, wie Klopstock singt, des Schweifses der Edlen wert war: es ist, wie Goethe sagt, die Frucht

„Von jenem Mut, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt.“

Demgemäfs verhält es sich zu jenem frechen Lobgehudel der Absichtsvollen, wie die schwer gewonnene, edele und aufrichtige Geliebte zur bezahlten Gassenhure, deren dick aufgetragenes Bleiweifs und Zinnober man am Hegel'schen Ruhme sogleich erkannt haben müfste, wenn man, wie gesagt, in Deutschland nur irgend fein wäre. Dann wäre nicht, zur nationalen Schande, auf so schreiende Art realisiert worden, was schon Schiller gesungen hatte:

„Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der gemeinen Stirn entweiht.“

Die hier zum Beispiele falschen Ruhmes gewählte Hegel'sche Gloria ist allerdings ein Faktum ohnegleichen, — selbst in Deutschland ohnegleichen; daher ich die öffentlichen Bibliotheken auffordere, alle Dokumente derselben, sowohl die *opera omnia* des Philosophasters selbst, als auch die seiner Anbeter, sorgfältig mumisiert aufzubewahren, zur Belehrung, Warnung und Belustigung der Nachwelt, und als ein Denkmal dieses Zeitalters und dieses Landes.

Jedoch auch, wenn man seinen Blick weiter ausdehnt und das Lob der Zeitgenossen aller Zeiten überhaupt

[1]) Dafs er die Lippen ihm netz' und nicht den Gaumen ihm netze.

ins Auge faſst, wird man finden, daſs dasselbe eigentlich immer eine Hure ist, prostituiert und besudelt durch tausend Unwürdige, denen es zu teil geworden. Wer könnte einer solchen Metze noch begehren? wer möchte auf ihre Gunst stolz sein? wer wird sie nicht verschmähen? — Hingegen ist der Ruhm bei der Nachwelt eine stolze, spröde Schöne, die sich nur dem Würdigen, dem Sieger, dem seltenen Helden hingiebt. — So ist's. Und ist nebenbei daraus zu schlieſsen, wie es um dieses bipedische Geschlecht bestellt sein muſs; da Menschenalter, ja Jahrhunderte erfordert sind, ehe aus seinen Hunderten von Millionen eine Handvoll Köpfe zusammenkommt, die Gutes von Schlechtem, Echtes von Unechtem, Gold von Kupfer zu unterscheiden fähig sind und die man demnach den Richterstuhl der Nachwelt nennt; welchem zudem noch der Umstand günstig ist, daſs alsdann der unversöhnliche Neid der Unfähigkeit und die absichtsvolle Schmeichelei der Niederträchtigkeit verstummt sind, wodurch die Einsicht zum Worte gelangt.

Und sehen wir denn nicht, der besagten elenden Beschaffenheit des Menschengeschlechts entsprechend, zu allen Zeiten, die groſsen Genien, sei es in der Poesie, oder der Philosophie, oder den Künsten, dastehen, wie vereinzelte Helden, welche allein gegen den Andrang eines Heereshaufens den verzweifelten Kampf aufrecht erhalten? Denn die Stumpfheit, Roheit, Verkehrtheit, Albernheit und Brutalität der groſsen, groſsen Mehrheit des Geschlechts steht, in jeder Art und Kunst, ihrem Wirken ewig entgegen und bildet dadurch jenen feindlichen Heereshaufen, dem sie zuletzt doch unterliegen. Was auch solche einzelne Helden leisten mögen; es wird schwer erkannt, spät und nur auf Autorität geschätzt und leicht, wenigstens auf eine Weile, wieder verdrängt. Denn immer von neuem wird gegen dasselbe das Falsche, das Platte, das Abgeschmackte zu Markte gebracht, und alles dieses sagt jener groſsen Mehrheit besser zu, behauptet also meistenteils den Kampfplatz. Mag auch vor derselben der Kritiker stehen und schreien, wie Hamlet, wann er seiner nichtswürdigen Mutter die zwei Bildnisse vorhält: „habt ihr Augen? habt ihr Augen?“ — ach, sie haben keine! Wenn ich die Menschen beim Genusse der Werke groſser Meister beobachte und die Art ihres Beifalls sehe, so fallen mir dabei oft die zur sogenannten Komödie abgerichteten

Affen ein, die sich wohl ziemlich menschlich gebärden, dazwischen aber immer verraten, dafs das eigentliche innere Prinzip jener Gebärden ihnen dennoch abgeht, indem sie die unvernünftige Natur durchblicken lassen.

Dem allen zufolge ist die oft gebrauchte Redensart, dafs einer „über seinem Jahrhundert stehe", dahin auszulegen, dafs er über dem Menschengeschlechte überhaupt steht, weshalb eben er nur von solchen unmittelbar erkannt wird, welche schon selbst sich bedeutend über das Mafs der gewöhnlichen Fähigkeiten erheben: diese aber sind zu selten, als dafs deren zu jeder Zeit eine Anzahl vorhanden sein könnte. Ist also jener in diesem Stücke nicht besonders vom Schicksale begünstigt, so wird er „von seinem Jahrhundert verkannt", d. h. so lange ohne Geltung bleiben, bis die Zeit allmählich die Stimmen der seltenen, ein Werk hoher Gattung zu beurteilen fähigen Köpfe zusammengebracht hat. Danach heifst es dann bei der Nachwelt: „der Mann stand über seinem Jahrhundert", statt über der „Menschheit": diese nämlich wird gern ihre Schuld einem einzigen Jahrhundert aufbürden. Hieraus folgt, dafs wer über seinem Jahrhunderte gestanden hat, wohl auch über jedem andern gestanden haben würde; es sei denn, dafs in irgend einem, durch einen seltenen Glücksfall, einige fähige und gerechte Beurteiler, in der Gattung seiner Leistungen, zugleich mit ihm geboren worden wären; wie, einem schönen indischen Mythos zufolge, wann Wischnu sich als Held inkarniert, dann zu gleicher Zeit Brahma als Sänger seiner Thaten auf die Welt kommt; daher eben Valmiki, Vyasa und Kalidasa Inkarnationen des Brahma sind. (Polier, mythol. d. Indous, Vol. 1 pp. 172—190). — In diesem Sinne nun kann man sagen, dafs jedes unsterbliche Werk sein Zeitalter auf die Probe stellt, ob nämlich es im stande sein werde, dasselbe zu erkennen: meistens besteht es die Probe nicht besser, als die Nachbarn des Philemon und Baukis, welche den unerkannten Göttern die Thüre wiesen. Demnach geben den richtigen Mafsstab für den intellektuellen Wert eines Zeitalters nicht die grofsen Geister, die in demselben auftraten; da ihre Fähigkeiten das Werk der Natur sind und die Möglichkeit der Ausbildung derselben zufälligen Umständen anheim gestellt war: sondern ihn giebt die Aufnahme, welche ihre Werke bei ihren Zeitgenossen gefunden

haben: ob nämlich ihnen ein baldiger und lebhafter Beifall ward, oder ein später und zäher, oder ob er ganz der Nachwelt überlassen blieb. Dies wird besonders dann der Fall sein, wenn es Werke hoher Gattung sind. Denn der oben erwähnte Glücksfall wird um so gewisser ausbleiben, je wenigeren überhaupt zugänglich die Gattung ist, in der ein grofser Geist arbeitet. Hier liegt der unermefsliche Vorteil, in welchem, hinsichtlich ihres Ruhmes, die Dichter stehen, indem sie beinahe allen zugänglich sind. Hätte Walter Scott nur von etwa hundert Personen gelesen und beurteilt werden können, so wäre vielleicht irgend ein gemeiner Skribler ihm vorgezogen worden, und wann nachher die Sache sich aufgeklärt hätte, würde auch ihm die Ehre zu teil geworden sein, „über seinem Jahrhundert gestanden zu haben." — Wenn nun aber gar noch zur Unfähigkeit jener hundert Köpfe, die im Namen eines Zeitalters ein Werk zu beurteilen haben, bei ihnen sich Neid, Unredlichkeit und Zielen nach persönlichen Zwecken gesellt; — dann hat ein solches Werk das traurige Schicksal dessen, der vor einem Tribunal plaidiert, dessen sämtliche Beisitzer bestochen sind.

Dem entsprechend zeigt die Litterargeschichte durchgängig, dafs die, welche die Einsichten und Erkenntnisse selbst sich zu ihrem Zwecke machten, verkannt und verlassen sitzen geblieben sind; während die, welche mit dem blofsen Scheine derselben paradierten, die Bewunderung ihrer Zeitgenossen, nebst den Emolumenten, gehabt haben.

Denn zunächst ist die Wirksamkeit eines Schriftstellers dadurch bedingt, dafs er den Ruf erlange, man müsse ihn lesen. Diesen Ruf nun aber werden, durch Künste, Zufall und Wahlverwandtschaft, hundert Unwürdige schnell erlangen, während ein Würdiger langsam und spät dazu kommt. Jene nämlich haben Freunde; weil das Pack stets in Menge vorhanden ist und eng zusammenhält: er aber hat nur Feinde; weil geistige Überlegenheit, überall und in allen Verhältnissen, das verhafsteste auf der Welt ist: und nun gar bei den Stümpern im selben Fache, die selbst für etwas gelten möchten[1]). — Sollten die Philosophieprofessoren etwa

[1]) In der Regel werden Quantität und Qualität des Publikums eines Werkes in umgekehrtem Verhältnis stehen; daher z. B. aus den zahlreichen Auflagen eines Dichterwerkes keineswegs auf dessen Wert zu schliefsen ist. (Anm. Schopenhauers.)

meinen, dafs hier auf sie und auf ihre mehr als 30 Jahre lang eingehaltene Taktik gegen meine Werke angespielt werde, so haben sie es getroffen.|

Weil nun dies alles sich so verhält, so ist, um etwas Grofses zu leisten, etwas, das seine Generation und sein Jahrhundert überlebt, hervorzubringen, eine Hauptbedingung, dafs man seine Zeitgenossen, nebst ihren Meinungen, Ansichten und daraus entspringendem Tadel und Lobe, für gar nichts achte. Diese Bedingung findet jedoch sich immer von selbst ein, sobald die übrigen beisammen sind: und das ist ein Glück. Denn wollte einer, beim Hervorbringen solcher Werke, die allgemeine Meinung, oder das Urteil der Fachgenossen berücksichtigen, so würden sie, bei jedem Schritte, ihn vom rechten Wege abführen. Daher mufs wer auf die Nachwelt kommen will, sich dem Einflusse seiner Zeit entziehen, dafür aber freilich auch meistens dem Einflufs auf seine Zeit entsagen und bereit sein, den Ruhm der Jahrhunderte mit dem Beifall der Zeitgenossen zu erkaufen.

Wann nämlich irgend eine neue und daher paradoxe Grundwahrheit in die Welt kommt, so wird man allgemein sich ihr hartnäckig und möglichst lange widersetzen, ja, sie noch dann leugnen, wann man schon wankt und fast überführt ist. Inzwischen wirkt sie im Stillen fort und frifst, wie eine Säure, um sich, bis alles unterminiert ist: dann wird hin und wieder ein Krachen vernehmbar, der alte Irrtum stürzt ein, und nun steht plötzlich, wie ein aufgedecktes Monument, das neue Gedankengebäude da, allgemein anerkannt und bewundert. Freilich pflegt das alles sehr langsam zu gehen. Denn auf wen zu hören sei, merken die Leute in der Regel erst, wann er nicht mehr da ist, so dafs das *hear, hear!* erschallt, nachdem der Redner abgetreten.

Ein besseres Schicksal hingegen erwartet die Werke gewöhnlichen Schlages. Sie entstehen im Fortgang und Zusammenhang der Gesamtbildung ihres Zeitalters, sind daher mit dem Geiste der Zeit, d. h. den gerade herrschenden Ansichten, genau verbunden und auf das Bedürfnis des Augenblicks berechnet. Wenn sie daher nur irgend einiges Verdienst haben, so wird dasselbe sehr bald anerkannt, und sie werden, als eingreifend in die Bildungsepoche ihrer Zeitgenossen, bald Anteil finden: ihnen wird Gerechtigkeit widerfahren, ja oft mehr als solche, und dem Neide geben

sie doch nur wenig Stoff; da, wie gesagt, *tantum quisque laudat, quantum se posse sperat imitari.* Aber jene aufserordentlichen Werke, welche bestimmt sind, der ganzen Menschheit anzugehören und Jahrhunderte zu leben, sind, bei ihrem Entstehen, zu weit im Vorsprung, eben deshalb aber der Bildungsepoche und dem Geiste ihrer eigenen Zeit fremd. Sie gehören diesen nicht an, sie greifen in ihren Zusammenhang nicht ein, gewinnen also den darin Begriffenen kein Interesse ab. Sie gehören eben einer anderen, einer höheren Bildungsstufe und einer noch fern liegenden Zeit an. Ihre Laufbahn verhält sich zu der jener anderen, wie die des Uranus zu der des Merkur. Ihnen widerfährt daher, vor der Hand, keine Gerechtigkeit: man weifs nicht, was man damit soll, läfst sie also liegen, um seinen kleinen Schneckengang fortzusetzen. Sieht doch auch das Gewürm nicht den Vogel in der Luft.

Die Zahl der Bücher, welche in einer Sprache geschrieben werden, mag sich zur Zahl derjenigen, welche ein Teil ihrer eigentlichen und bleibenden Litteratur werden, verhalten ungefähr wie 100,000 zu eins. — Und welche Schicksale haben diese letzteren meistens zu überstehen, ehe sie, jene 100,000 vorbeisegelnd, auf dem ihnen gebührenden Ehrenplatz anlangen! Sie sind sämtlich die Werke ungewöhnlicher und entschieden überlegener Köpfe, und eben deshalb von den andern spezifisch verschieden: was denn auch früher oder später zu Tage kommt.

Man denke nicht, dafs es mit diesem Gange der Dinge sich jemals bessern werde. Die elende Beschaffenheit des Menschengeschlechts nimmt zwar in jeder Generation eine etwas veränderte Gestalt an, ist aber zu allen Zeiten dieselbe. Die ausgezeichneten Geister dringen selten bei Lebzeiten durch; weil sie im Grunde doch blofs von den ihnen schon verwandten ganz und recht eigentlich verstanden werden.

Da nun den Weg zur Unsterblichkeit, aus so vielen Millionen, selten auch nur einer geht, so mufs er notwendig sehr einsam sein, und wird die Reise zur Nachwelt durch eine entsetzlich öde Gegend zurückgelegt, die der Lybischen Wüste gleicht, von deren Eindruck bekanntlich keiner einen Begriff hat, als wer sie gesehen. Inzwischen empfehle ich zu dieser Reise vor allem leichte Bagage; weil man sonst zu vieles unterwegs abwerfen mufs. Man sei daher stets

des Ausspruchs Balthazar Gracians eingedenk; *lo bueno, si breve, dos vezes bueno* (das Gute, wenn kurz, ist doppelt gut), welcher überhaupt den Deutschen ganz besonders zu empfehlen ist.

Zu der kurzen Spanne Zeit, in der sie leben, verhalten sich die grofsen Geister, wie grofse Gebäude zu einem engen Platze, auf dem sie stehen. Man sieht nämlich diese nicht in ihrer Gröfse, weil man zu nahe davor steht; und aus der analogen Ursache wird man jene nicht gewahr; aber wann ein Jahrhundert dazwischen liegt, werden sie anerkannt und zurückgewünscht.

Ja, selbst der eigene Lebenslauf des vergänglichen Sohnes der Zeit, der ein unvergängliches Werk hervorgebracht hat, zeigt zu diesem ein grofses Mifsverhältnis, — analog dem der sterblichen Mutter, wie Semele, oder Maja, die einen unsterblichen Gott geboren hat, oder dem entgegengesetzten der Thetis zum Achill. Denn Vergängliches und Unvergängliches stehen in zu grofsem Widerspruch. Seine kurze Spanne Zeit, sein bedürftiges, bedrängtes, unstetes Leben wird selten erlauben, dafs er auch nur den Anfang der glänzenden Bahn seines unsterblichen Kindes sehe, oder irgend für das gelte, was er ist. Sondern ein Mann von Nachruhm bleibt das Widerspiel eines Edelmannes, welcher ein Mann von Vorruhm ist.

Inzwischen läuft, für den Berühmten, der Unterschied zwischen dem Ruhme bei der Mitwelt und dem bei der Nachwelt, am Ende blofs darauf hinaus, dafs beim ersteren seine Verehrer von ihm durch den Raum, beim andern durch die Zeit getrennt sind. Denn unter den Augen hat er sie, auch beim Ruhm der Mitwelt, in der Regel nicht. Die Verehrung verträgt nämlich nicht die Nähe; sondern hält sich fast immer in der Ferne auf; weil sie, bei persönlicher Gegenwart des Verehrten, wie Butter an der Sonne schmilzt. Demnach werden selbst den schon bei der Mitwelt Berühmten neun Zehntel der in seiner Nähe Lebenden blofs nach Mafsgabe seines Standes und Vermögens estimieren, und allenfalls wird beim übrigen Zehntel, infolge einer aus der Ferne gekommenen Kunde, ein dumpfes Bewufstsein seiner Vorzüge stattfinden. Über diese Inkompatibilität der Verehrung mit der persönlichen Anwesenheit und des Ruhmes mit dem Leben haben wir einen gar schönen lateinischen Brief des Petrarca: in

der mir vorliegenden Venezianischen Ausgabe, von 1492, seiner *epistolae familiares* ist es der zweite und an den Thomas Messanensis gerichtet. Er sagt, unter anderm, dafs sämtliche Gelehrte seiner Zeit die Maxime hätten, alle Schriften geringzuschätzen, deren Verfasser ihnen auch nur ein einziges Mal zu Gesichte gekommen wäre. — Sind demnach die Hochberühmten, hinsichtlich der Anerkennung und Verehrung, immer auf die Ferne gewiesen, so kann es ja so gut die zeitliche, wie die räumliche sein. Freilich erhalten sie bisweilen aus dieser, aber nie aus jener, Kunde davon: dafür jedoch ist das echte, grofse Verdienst im stande, seinen Ruhm bei der Nachwelt mit Sicherheit zu anticipieren. Ja, wer einen wirklich grofsen Gedanken erzeugt, wird, schon im Augenblicke der Konception desselben, seines Zusammenhanges mit den kommenden Geschlechtern inne; so dafs er dabei die Ausdehnung seines Daseins durch Jahrhunderte fühlt und auf diese Weise, wie für die Nachkommen, so auch mit ihnen lebt. Wenn nun andrerseits wir, von der Bewunderung eines grofsen Geistes, dessen Werke uns eben beschäftigt haben, ergriffen, ihn zu uns heranwünschen, ihn sehen, sprechen, und unter uns besitzen möchten, so bleibt auch diese Sehnsucht nicht unerwidert: denn auch er hat sich gesehnt nach einer anerkennenden Nachwelt, welche ihm die Ehre, Dank und Liebe zollen würde, die eine neiderfüllte Mitwelt ihm verweigerte.

§. 249.

Wenn nun also die Geisteswerke der höchsten Art meistens erst vor dem Richterstuhle der Nachwelt Anerkennung finden; so ist ein umgekehrtes Schicksal gewissen glänzenden Irrtümern bereitet, welche, von talentvollen Leuten ausgehend, so scheinbar begründet auftreten und mit so viel Verstand und Kenntnis verteidigt werden, dafs sie, bei ihren Zeitgenossen, Ruhm und Ansehen erlangen und, wenigstens so lange ihre Urheber leben, sich auch darin erhalten. Dieser Art sind manche falsche Theorien, falsche Kriticismen, auch Gedichte und Kunstwerke in einem vom Vorurteile der Zeit geleiteten, falschen Geschmack, oder Manier. Das Ansehen und die Geltung aller solcher Dinge beruht darauf, dafs die noch nicht da sind, welche sie zu widerlegen, oder sonst das Falsche derselben nachzuweisen verstehen. Meistens jedoch bringt diese schon die nächste Generation heran; und dann hat die Herr-

lichkeit ein Ende. Nur in einzelnen Fällen dauert es lange damit, wie z. B. mit Newtons Farbenlehre der Fall gewesen, ja noch ist: andere Beispiele dieser Art sind das Ptolemäische Weltsystem, Stahl's Chemie, F. A. Wolf's Abstreiten der Persönlichkeit und Identität Homer's, vielleicht auch Niebuhr's destruktive Kritik der Römischen Königsgeschichte u. s. w. So ist denn der Richterstuhl der Nachwelt, wie im günstigen, so auch im ungünstigen Fall, der gerechte Kassationshof der Urteile der Mitwelt. Darum ist es so schwer und so selten, der Mitwelt und der Nachwelt gleichmäfsig Genüge zu leisten.

Diese unausbleibliche Wirkung der Zeit auf die Berichtigung der Erkenntnis und des Urteils sollte man überhaupt im Auge behalten, um sich damit zu beruhigen, so oft, sei es in Kunst und Wissenschaft, oder im praktischen Leben, starke Irrtümer auftreten und um sich greifen, oder ein falsches, ja grundverkehrtes Beginnen und Treiben sich geltend macht und die Menschen ihren Beifall dazu geben. Da soll man nämlich sich nicht ereifern, noch weniger verzagen, sondern denken, dafs sie schon davon zurückkommen werden und nur der Zeit und Erfahrung bedürfen, um selbst, aus eigenen Mitteln, das zu erkennen, was der schärfer Sehende auf den ersten Blick sah. — Wenn die Wahrheit aus dem Thatbestande der Dinge spricht, braucht man nicht ihr mit Worten gleich zu Hülfe zu kommen: die Zeit wird ihr zu tausend Zungen verhelfen. — Die Länge dieser Zeit wird freilich der Schwierigkeit des Gegenstandes und der Scheinbarkeit des Falschen angemessen sein; aber auch sie wird ablaufen, und in vielen Fällen würde es fruchtlos sein, ihr vorgreifen zu wollen. Im schlimmsten Falle wird es zuletzt im Theoretischen gehen, wie im Praktischen, wo Täuschung und Betrug, durch den günstigen Erfolg dreist gemacht, immer weiter und weiter getrieben werden, bis die Entdeckung fast unvermeidlich eintritt. So nämlich wächst auch im Theoretischen, mittelst der blinden Zuversicht der Dummköpfe, das Absurde immer höher, bis es endlich so grofs geworden, dafs auch das blödeste Auge es erkennt. Daher soll man zu dergleichen sagen: je toller, je besser! Auch kann man sich stärken durch den Rückblick auf alle die Flausen und Marotten, die schon ihre Zeit gehabt haben und dann gänzlich beseitigt wurden. Im Stil, in der Grammatik und

Orthographie giebt es solche, denen nur eine Lebenszeit von drei bis vier Jahren beschieden ist. Bei den großsartigeren wird man freilich die Kürze des menschlichen Lebens zu beklagen haben, allemal aber wohl thun, hinter seiner Zeit zurückzubleiben, wann man sieht, daſs sie selbst im Zurückschreiten begriffen ist. Denn es giebt zweierlei Art nicht *au niveau de son temps* zu stehen: darunter, oder darüber.

Kapitel XXI.

Über Gelehrsamkeit und Gelehrte.

§. 250.

Wenn man die vielen und mannigfaltigen Anstalten zum Lehren und Lernen und das so groſse Gedränge von Schülern und Meistern sieht, könnte man glauben, daſs es dem Menschengeschlechte gar sehr um Einsicht und Wahrheit zu thun sei. Aber auch hier trügt der Schein. Jene lehren, um Geld zu verdienen und streben nicht nach Weisheit, sondern nach dem Schein und Kredit derselben: und diese lernen nicht, um Kenntnis und Einsicht zu erlangen, sondern um schwätzen zu können und sich ein Ansehen zu geben. Alle dreiſsig Jahre nämlich tritt so ein neues Geschlecht auf, ein Kuck in die Welt, der von nichts weiſs und nun die Resultate des durch die Jahrtausende angesammelten menschlichen Wissens, summarisch, in aller Geschwindigkeit in sich fressen und dann klüger als alle Vergangenheit sein will. Zu diesem Zweck bezieht er Universitäten und greift nach den Büchern, und zwar nach den neuesten, als seinen Zeit- und Altersgenossen. Nur alles kurz und neu! wie er selbst neu ist. Dann urteilt er darauflos. — Die eigentlichen Brotstudien habe ich hier nicht einmal in Rechnung gebracht.

§. 251.

Studierende und Studierte aller Art und jedes Alters gehen in der Regel nur auf Kunde aus; nicht auf Einsicht. Sie setzen ihre Ehre darin, von allem Kunde zu haben, von allen Steinen, oder Pflanzen, oder Bataillen, oder Experimenten und samt und sonders von allen Büchern. Daſs die Kunde ein bloſses Mittel zur Einsicht sei, an sich aber wenig, oder keinen Wert habe, fällt ihnen nicht ein, ist hingegen

die Denkungsart, welche den philosophischen Kopf charakterisiert. Bei der imposanten Gelehrsamkeit jener Vielwisser sage ich mir bisweilen: o, wie wenig mufs doch einer zu denken gehabt haben, damit er so viel hat lesen können! Sogar wenn vom ältern Plinius berichtet wird, dafs er beständig las, oder sich vorlesen liefs, bei Tische, auf Reisen, im Bade, so dringt sich mir die Frage auf, ob denn der Mann so grofsen Mangel an eigenen Gedanken gehabt habe, dafs ihm ohne Unterlafs fremde eingeflöfst werden mufsten, wie dem an der Auszehrung Leidenden ein *consommé*, ihn am Leben zu erhalten. Und von seinem Selbstdenken mir hohe Begriffe zu geben, ist weder seine urteilslose Leichtgläubigkeit, noch sein unaussprechlich widerwärtiger, schwer verständlicher, papiersparender Kollektaneenstil geeignet.

§. 252.

Wie nun das viele Lesen und Lernen dem eigenen Denken Abbruch thut, so entwöhnt das viele Schreiben und Lehren den Menschen von der Deutlichkeit und *eo ipso* Gründlichkeit des Wissens und Verstehens; weil es ihm nicht die Zeit läfst, diese zu erlangen. Da mufs er dann, in seinem Vortrage, die Lücken seines deutlichen Erkennens mit Worten und Phrasen ausfüllen. Dies ist es, was die meisten Bücher so langweilig macht, und nicht die Trockenheit des Gegenstandes. Denn wie behauptet wird, ein guter Koch könne sogar eine alte Schuhsohle geniefsbar herrichten, so kann ein guter Schriftsteller den trockensten Gegenstand unterhaltend machen.

§. 253.

Den bei weitem allermeisten Gelehrten ist ihre Wissenschaft Mittel, nicht Zweck. Darum werden sie nie etwas Grofses darin leisten; weil hierzu erfordert ist, dafs sie dem, der sie treibt, Zweck sei, und alles andere, ja sein Dasein selbst, nur Mittel. Denn alles, was man nicht seiner selbst wegen treibt, treibt man nur halb, und die wahre Vortrefflichkeit kann, bei Werken jeder Art, nur das erlangen, was seiner selbst wegen hervorgebracht wurde und nicht als Mittel zu ferneren Zwecken. Ebenso wird zu neuen und grofsen Grundeinsichten nur der es bringen, der zum unmittelbaren Zweck seiner Studien Erlangung eigener Erkenntnis hat, unbekümmert um fremde. Die Gelehrten aber, wie sie in der Regel sind, studieren zu dem Zweck, lehren und

schreiben zu können. Daher gleicht ihr Kopf einem Magen und Gedärmen, daraus die Speisen unverdaut wieder abgehen. Eben deshalb wird auch ihr Lehren und Schreiben wenig nützen. Denn andere nähren kann man nicht mit unverdauten Abgängen, sondern nur mit der Milch, die aus dem eigenen Blute sich abgesondert hat.

§. 254.

Die Perücke ist doch das wohlgewählte Symbol des reinen Gelehrten als solchen. Sie ziert den Kopf mit einem reichlichen Mafse fremden Haares, bei Ermangelung des eigenen; wie die Gelehrsamkeit in seiner Ausstattung mit einer grofsen Menge fremder Gedanken besteht, welche denn freilich ihn nicht so wohl und natürlich kleiden, noch so brauchbar in allen Fällen und allen Zwecken angepafst sind, noch so fest wurzeln, noch, wenn verbraucht, sogleich durch andere aus derselben Quelle ersetzt werden, wie die dem selbsteigenen Grund und Boden entsprossenen; weshalb eben Sterne, im Tristram Shandy, so unverschämt ist, zu behaupten: *an ounce of a man's own wit is worth a tun of other people's.* (Eine Unze eigenen Geistes ist so viel wert, wie zweitausend Pfund von anderer Leute ihrem.) — Wirklich verhält auch die vollendetste Gelehrsamkeit sich zum Genie, wie ein Herbarium zur stets sich neu erzeugenden, ewig frischen, ewig jungen, ewig wechselnden Pflanzenwelt, und keinen gröfseren Kontrast giebt es, als den zwischen der Gelehrsamkeit des Kommentators und der kindlichen Naivetät des Alten.

§. 255.

Dilettanten, Dilettanten! — so werden die, welche eine Wissenschaft, oder Kunst, aus Liebe zu ihr und Freude an ihr, *per il loro diletto,* treiben, mit Geringschätzung genannt von denen, die sich des Gewinnes halber darauf gelegt haben; weil sie nur das Geld delektiert, das damit zu verdienen ist. Diese Geringschätzung beruht auf ihrer niederträchtigen Überzeugung, dafs keiner eine Sache ernstlich angreifen werde, wenn ihn nicht Not, Hunger, oder sonst welche Gier dazu anspornt. Das Publikum ist desselben Geistes und daher derselben Meinung: hieraus entspringt sein durchgängiger Respekt vor den „Leuten vom Fach" und sein Mifstrauen gegen Dilettanten. In Wahrheit hingegen ist dem Dilettanten die Sache Zweck, dem Manne

vom Fach, als solchem, blofs Mittel: nur der aber wird eine Sache mit ganzem Ernste treiben, dem unmittelbar an ihr gelegen ist und der sich aus Liebe zu ihr damit beschäftigt, sie *con amore* treibt. Von solchen, und nicht von den Lohndienern, ist stets das Gröfste ausgegangen.

§. 256.

So war denn auch Goethe ein Dilettant in der Farbenlehre. Darüber hier ein Wörtchen!

Dummsein und Schlechtsein ist erlaubt: *ineptire est juris gentium.* Hingegen von Dummheit und Schlechtigkeit reden ist ein Verbrechen, ein empörender Bruch der guten Sitten und alles Anstandes. — Eine weise Vorkehrung! Jedoch mufs ich sie jetzt einmal aufser acht lassen, um mit den Deutschen deutsch zu reden. Denn ich habe zu sagen, dafs das Schicksal der Goethe'schen Farbenlehre ein schreiender Beweis entweder der Unredlichkeit, oder aber der völligen Urteilslosigkeit der deutschen Gelehrtenwelt ist: wahrscheinlich haben beide edele Eigenschaften dabei einander in die Hände gearbeitet. Das grofse gebildete Publikum sucht Wohlleben und Zeitvertreib, legt daher beiseite was nicht Roman, Komödie oder Gedicht ist. Um ausnahmsweise einmal zur Belehrung zu lesen, wartet es zuvörderst auf Brief und Siegel von denen, die es besser verstehen, darüber, dafs hier wirklich Belehrung zu finden sei. Und die es besser verstehen, meint es, das wären die Leute vom Fach. Es verwechselt nämlich die, welche von einer Sache leben, mit denen, die für die Sache leben; wiewohl dies selten dieselben sind. Schon Diderot hat es, im Rameau's Neffen, gesagt, dafs die, welche eine Wissenschaft lehren, nicht die sind, welche sie verstehen und ernstlich treiben, welchen keine Zeit zum Lehren derselben bleibt. Jene anderen leben blofs von der Wissenschaft: sie ist ihnen „eine tüchtige Kuh, die sie mit Butter versorgt.“ — Wenn der gröfste Geist einer Nation eine Sache zum Hauptstudium seines Lebens gemacht hat, wie Goethe die Farbenlehre und sie findet keinen Eingang, so ist es Pflicht der Regierungen, welche Akademien bezahlen, diesen aufzutragen, die Sache durch eine Kommission untersuchen zu lassen; wie dies in Frankreich mit viel unbedeutenderen Dingen geschieht. Wozu sonst sind diese Akademien, die sich so breit machen und in denen doch so mancher Dummkopf sitzt und sich bläht,

da? Neue Wahrheiten von Belang gehen selten von ihnen aus: daher sollten sie wenigstens wichtige Leistungen zu beurteilen fähig sein und genötigt werden, *ex officio* zu reden. Vorläufig jedoch hat uns Herr Link, Mitglied der Berliner Akademie, eine Probe seiner akademischen Urteilskraft geliefert, in seinen „Propyläen der Naturkunde" Bd. I. 1836. A priori überzeugt, dafs sein Universitätskollege Hegel ein grofser Philosoph und Goethe's Farbenlehre eine Stümperei sei, bringt er, daselbst S. 47, beide so zusammen: „Hegel erschöpft sich in den ungemessensten Ausfällen, wenn es Newton gilt, vielleicht aus Kondescendenz — eine schlechte Sache verdient ein schlechtes Wort — für Goethe." Also von der Kondescendenz eines elenden Charlatans gegen den gröfsten Geist der Nation erdreistet sich dieser Herr Link zu reden. Ich füge als Proben seiner Urteilskraft und lächerlichen Vermessenheit noch folgende, die obige erläuternden Stellen aus demselben Buche bei. „An Tiefsinn übertrifft Hegel alle seine Vorgänger: man kann sagen, ihre Philosophie verschwindet vor der seinigen." S. 32. Und seine Darstellung jener jämmerlichen Hegel'schen Kathederhanswurstiade beschliefst er, S. 44, mit: „dieses ist das tiefgegründete, erhabene Gebäude des höchsten metaphysischen Scharfsinnes, welches die Wissenschaft kennt. Worte wie diese: „„das Denken der Notwendigkeit ist die Freiheit; der Geist schafft sich eine Welt der Sittlichkeit, wo die Freiheit wiederum Notwendigkeit wird,"" erfüllen mit Ehrfurcht den nahenden Geist, und einmal gehörig erkannt, sichern sie dem, welcher sie sprach, die Unsterblichkeit." — Da dieser Herr Link nicht blofs Mitglied der Berliner Akademie ist, sondern auch zu den Notabilitäten, vielleicht gar Celebritäten, der deutschen Gelehrtenrepublik gehört, so können diese Aussprüche, zumal da sie nirgends gerügt worden, auch als eine Probe deutscher Urteilskraft und deutscher Gerechtigkeit gelten. Man wird danach besser verstehen, wie es geschehen konnte, dafs meine Schriften, mehr als 30 Jahre hindurch, nicht des Hinsehens wert geachtet worden sind.

§. 257.

Der deutsche Gelehrte ist aber auch zu arm, um redlich und ehrenhaft sein zu können. Daher ist drehen, winden, sich accommodieren und seine Überzeugung verleugnen,

lehren und schreiben was er nicht glaubt, kriechen, schmeicheln, Partei machen und Kameradschaft schliefsen, Minister, Grofse, Kollegen, Studenten, Buchhändler, Recensenten, kurz, alles eher, als die Wahrheit und fremdes Verdienst berücksichtigen, — sein Gang und seine Methode. Er wird dadurch meistens ein rücksichtsvoller Lump. Infolge davon hat denn auch, in der deutschen Litteratur überhaupt und der Philosophie insbesondere, die Unredlichkeit so sehr die Oberhand gewonnen, dafs zu hoffen steht, es werde damit den Punkt erreichen, wo sie, als unfähig, noch irgend jemanden zu täuschen, unwirksam wird.

§. 258.

Übrigens ist es in der Gelehrtenrepublik, wie in anderen Republiken: man liebt einen schlichten Mann, der still vor sich hin geht und nicht klüger sein will, als die anderen. Gegen die excentrischen Köpfe, welche Gefahr drohen, vereinigt man sich und hat, o welche! Majorität auf seiner Seite.

In der Gelehrtenrepublik geht es, im ganzen genommen, so her, wie in der Republik Mexiko, in welcher jeder blofs auf seinen Vorteil bedacht ist, Ansehen und Macht für sich suchend, ganz unbekümmert um das Ganze, welches darüber zu Grunde geht. Ebenso sucht in der Gelehrtenrepublik jeder nur sich geltend zu machen, um Ansehen zu gewinnen: das einzige, worin sie alle übereinstimmen, ist, einen wirklich eminenten Kopf, wenn er sich zeigen sollte, nicht aufkommen zu lassen; da er allen zugleich gefährlich wird. Wie das Ganze der Wissenschaften dabei fährt, ist leicht abzusehen.

§. 259.

Zwischen Professoren und unabhängigen Gelehrten besteht, von alters her, ein gewisser Antagonismus, der vielleicht in etwas durch den zwischen Hunden und Wölfen erläutert werden könnte.

Professoren haben, durch ihre Lage, grofse Vorteile, um zur Kunde ihrer Zeitgenossen zu gelangen. Dagegen haben unabhängige Gelehrte, durch ihre Lage, grofse Vorteile, um zur Kunde der Nachwelt zu gelangen; weil es dazu, unter anderen und viel selteneren Dingen, auch einer gewissen Mufse und Unabhängigkeit bedarf.

Da es lange dauert, ehe die Menschheit herausfindet,

wem sie ihre Aufmerksamkeit zu schenken hat, so können beide neben einander wirken.

Im ganzen genommen, ist die Stallfütterung der Professuren am geeignetsten für die Wiederkäuer. Hingegen die, welche aus den Händen der Natur die eigene Beute empfangen, befinden sich besser im Freien.

§. 260.

Von dem menschlichen Wissen überhaupt, in jeder Art, existiert der allergröfste Teil stets nur auf dem Papier, in den Büchern, diesem papiernen Gedächtnis der Menschheit. Nur ein kleiner Teil desselben ist, in jedem gegebenen Zeitpunkt, in irgendwelchen Köpfen wirklich lebendig. Dies entspringt besonders aus der Kürze und Ungewifsheit des Lebens, zudem aus der Trägheit und Genufssucht der Menschen. Das jedesmalige schnell vorübereilende Geschlecht erreicht vom menschlichen Wissen was es gerade braucht. Es stirbt bald aus. Die meisten Gelehrten sind sehr oberflächlich. Nun folgt ein neues hoffnungsvolles Geschlecht, welches von nichts weifs, sondern alles von Anfang an zu lernen hat; davon nimmt es wieder, so viel es auffassen oder auf seiner kurzen Reise gebrauchen kann, und geht ebenfalls ab. Wie schlecht würde es also um das menschliche Wissen stehen, wenn Schrift und Druck nicht wären. Daher sind die Bibliotheken allein das sichere und bleibende Gedächtnis des menschlichen Geschlechts, dessen einzelne Mitglieder alle nur ein sehr beschränktes und unvollkommenes haben. Daher lassen die meisten Gelehrten so ungern ihre Kenntnisse examinieien, wie die Kaufleute ihre Handlungsbücher.

Das menscliche Wissen ist nach allen Seiten unabsehbar und von dem, was überhaupt wissenswert wäre, kann kein einzelner auch nur den tausendsten Teil wissen.

Demgemäfs haben die Wissenschaften eine solche Breite der Ausdehnung erlangt, dafs wer etwas „darin leisten“ will nur ein ganz spezielles Fach betreiben darf, unbekümmert um alles andere. Alsdann wird er zwar in seinem Fache über dem Vulgus stehen, in allem übrigen jedoch zu demselben gehören. Kommt nun noch, wie heutzutage immer häufiger wird, die Vernachlässigung der alten Sprachen, welche halb zu lernen nichts hilft, hinzu, wodurch die allgemeine Humanitätsbildung wegfällt; so werden wir Gelehrte sehen, die aufserhalb ihres speziellen Faches wahre Ochsen sind.

— Überhaupt ist so ein exklusiver Fachgelehrter dem Fabrikarbeiter analog, der, sein Leben lang, nichts anderes macht, als eine bestimmte Schraube, oder Haken, oder Handhabe, zu einem bestimmten Werkzeuge, oder Maschine, worin er dann freilich eine unglaubliche Virtuosität erlangt. Auch kann man den Fachgelehrten mit einem Manne vergleichen, der in seinem eigenen Hause wohnt, jedoch nie herauskommt. In dem Hause kennt er alles genau, jedes Treppchen, jeden Winkel und jeden Balken; etwa wie Victor Hugo's Quasimodo die Notredame-Kirche kennt: aber aufserhalb desselben ist ihm alles fremd und unbekannt. — Wahre Bildung zur Humanität hingegen erfordert durchaus Vielseitigkeit und Überblick, also, für einen Gelehrten im höheren Sinne, allerdings etwas Polyhistoria. Wer aber vollends ein Philosoph sein will, mufs in seinem Kopfe die entferntesten Enden des menschlichen Wissens zusammenbringen: denn wo anders könnten sie jemals zusammenkommen? — Geister ersten Ranges nun gar werden niemals Fachgelehrte sein. Ihnen, als solchen, ist das Ganze des Daseins zum Problem gegeben und über dasselbe wird jeder von ihnen, in irgend einer Form und Weise, der Menschheit neue Aufschlüsse erteilen. Denn den Namen eines Genies kann nur der verdienen, welcher das Ganze und Grofse, das Wesentliche und Allgemeine der Dinge zum Thema seiner Leistungen nimmt, nicht aber wer irgend ein spezielles Verhältnis von Dingen zu einander zurechtzulegen sein Leben lang bemüht ist.

§. 261.

Die Abschaffung des Lateinischen als allgemeiner Gelehrtensprache und die dagegen eingeführte Kleinbürgerei der Nationallitteraturen ist für die Wissenschaften in Europa ein wahres Unglück gewesen. Zunächst, weil es nur mittelst der lateinischen Sprache ein allgemeines europäisches Gelehrtenpublikum gab, an dessen Gesamtheit jedes erscheinende Buch sich direkt wandte. Nun ist aber die Zahl der eigentlich denkenden und urteilsfähigen Köpfe in ganz Europa ohnehin schon so klein, dafs, wenn man ihr Forum noch durch Sprachgrenzen zerstückelt und auseinander reifst, man ihre wohlthätige Wirksamkeit unendlich schwächt. Und die, nach beliebiger Auswahl der Verleger, von litterarischen Handwerksburschen fabrizierten Verdolmetschungen sind ein schlechtes Surrogat für eine allgemeine Gelehrtensprache.

Darum ist Kants Philosophie, nach kurzem Aufleuchten, im Sumpfe deutscher Urteilskraft stecken geblieben, während über demselben die Irrlichter Fichte'scher, Schellingischer und endlich gar Hegel'scher Scheinwissenschaft ihr Flackerleben genossen. Darum hat Goethe's Farbenlehre keine Gerechtigkeit gefunden. Darum bin ich unbeachtet geblieben. Darum ist die so intellektuelle und urteilskräftige englische Nation noch jetzt durch die schimpflichste Bigotterie und Pfaffenbevormundung degradiert. Darum ermangelt Frankreichs ruhmvolle Physik und Zoologie der Stütze und Kontrolle einer ausreichenden und würdigen Metaphysik. Und noch mehr liefse sich anführen. Zudem aber wird an diesen grofsen Nachteil gar bald ein zweiter, noch gröfserer sich knüpfen: das Aufhören der Erlernung der alten Sprachen. Nimmt doch schon jetzt in Frankreich und selbst in Deutschland die Vernachlässigung derselben überhand. Schon dafs in den 1830 er Jahren das *Corpus juris* ins Deutsche übersetzt wurde, war ein unverkennbares Zeichen des Eintritts der Ignoranz in der Grundlage aller Gelehrsamkeit, der lateinischen Sprache, also der Barbarei. Jetzt ist es so weit gekommen, dafs griechische, ja lateinische Autoren mit deutschen Noten herausgegeben werden, welches eine Schweinerei und eine Infamie ist. Der wahre Grund davon (wie auch die Herren sich gebärden mögen) ist, dafs die Herausgeber nicht mehr latein zu schreiben verstehen, und die liebe Jugend wandert gern an ihrer Hand den Weg der Faulheit, Ignoranz und Barbarei. Ich hatte erwartet, dies Verfahren in den Litteraturzeitungen nach Verdienst gegeifselt zu sehen: aber, wie mufste ich erstaunen, als ich sah, dafs es ohne allen Tadel davon kam, als ganz in der Ordnung. Das macht, die Recensenten sind eben solche unwissende Patrone, oder auch Gevatter der Herausgeber, oder des Verlegers. Und die rücksichtsvollste Niederträchtigkeit ist in der deutschen Litteratur jeder Art völlig zu Hause.

Als spezielle Gemeinheit, die jetzt alle Tage dreister hervorkriecht, mufs ich noch rügen, dafs in wissenschaftlichen Büchern und in ganz eigentlich gelehrten, sogar von Akademien herausgegebenen Zeitschriften Stellen aus griechischen, ja (*proh pudor*) aus lateinischen Autoren in deutscher Übersetzung angeführt werden. Pfui Teufel! Schreibt ihr für Schuster und Schneider? — Ich glaub's: um nur

recht viel „abzusetzen." Dann erlaubt mir, gehorsamst zu bemerken, dafs ihr in jedem Sinn gemeine Kerle seid. — Habt mehr Ehr' im Leib und weniger Geld in der Tasche und lafst den Ungelehrten seine Inferiorität fühlen, statt Bücklinge vor seiner Geldkatze zu machen. — Für griechische und lateinische Autoren sind deutsche Übersetzungen gerade so ein Surrogat, wie Cichorien für Kaffee, und zudem darf man auf ihre Richtigkeit sich durchaus nicht verlassen. —

Kommt es also dahin, dann Lebewohl, Humanität, edler Geschmack und hoher Sinn! Die Barbarei kommt wieder, trotz Eisenbahnen, elektrischen Drähten und Luftballons. Endlich gehen wir dadurch noch eines Vorteils verlustig, den alle unsere Vorfahren genossen haben. Nämlich nicht blofs das römische Altertum schliefst das Lateinische uns auf, sondern ebenso unmittelbar das ganze Mittelalter aller europäischen Länder und die neuere Zeit, bis auf die Mitte des vorigen Jahrhunderts herab. Daher reden z. B. Scotus Erigena aus dem 9. Jahrhundert, Johannes von Salisbury aus dem 12., Raimund Lullus aus dem 13., nebst hundert andern, zu mir unmittelbar in der Sprache, die ihnen, sobald sie an wissenschaftliche Gegenstände dachten, natürlich und eigen war. Daher treten sie noch jetzt ganz nahe an mich heran: ich bin in unmittelbarer Berührung mit ihnen und lerne sie wahrhaft kennen. Was würde es sein, wenn jeder von ihnen in seiner Landessprache, wie sie zu seiner Zeit war, geschrieben hätte?! Nicht die Hälfte würde ich auch nur verstehen und eine eigentliche geistige Berührung mit ihnen wäre unmöglich: ich sähe sie wie Schattenbilder am fernen Horizont, oder gar durch das Teleskop einer Übersetzung. Dies zu verhüten, hat Baco von Verulam, wie er ausdrücklich sagt, seine *essays* nachmals selbst ins Lateinische übersetzt u. d. T. *sermones fideles*; — wobei ihm jedoch Hobbes geholfen hat. (Siehe Thomae Hobbes vita. Carolopoli 1681, p. 22.)

Hier sei beiläufig erwähnt, dafs der Patriotismus, wenn er im Reiche der Wissenschaften sich geltend machen will, ein schmutziger Geselle ist, den man hinauswerfen soll. Denn was kann impertinenter sein, als da, wo das rein und allgemein Menschliche betrieben wird und wo Wahrheit, Klarheit und Schönheit allein gelten sollen, seine Vorliebe für die Nation, welcher die eigene werte Person gerade angehört, in die Wagschale legen zu wollen und nun, aus solcher Rück-

sicht, bald der Wahrheit Gewalt anzuthun, bald gegen die grofsen Geister fremder Nationen ungerecht zu sein, um die geringeren der eigenen herauszustreichen. Beispielen dieser Gemeinheit begegnet man aber täglich bei den Schriftstellern aller Nationen Europas; daher sie auch schon von Yriarte in der 33sten seiner allerliebsten litterarischen Fabeln verspottet worden ist.[1])

§. 262.

Zur Verbesserung der Qualität der Studierenden, auf Kosten ihrer schon sehr überzähligen Quantität, sollte gesetzlich bestimmt sein: 1) dafs keiner vor seinem 20. Jahre die Universität beziehen dürfte, daselbst aber erst ein *examen rigorosum* in beiden alten Sprachen zu überstehen hätte, ehe ihm die Matrikel erteilt würde. Durch diese jedoch müfste er vom Militärdienst befreit sein, und hätte somit an ihr seine ersten *doctarum praemia frontium.* Ein Student hat viel zu viel zu lernen, als dafs er unverkümmert ein Jahr, oder gar noch mehr, mit dem seinem Beruf so heterogenen Waffenhandwerk verderben könnte; — nicht zu gedenken, dafs sein Einexerziertwerden den Respekt untergräbt, den

[1]) Dieselbe lautet nach Bertuch's Übersetzung (Leipzig 1788): „Der Straufs, der Dromedar und der Fuchs."

„Zum Zeitvertreib hielten einmal die Tiere Picknick — denn auch unter Tieren giebt's Picknicks. — Die Assemblee war sehr gemischt, und es wurde dabei von tausenderlei verschiedenen Dingen gesprochen. Unter andern fiel die Rede auf die verschiedenen Vorzüge und Gaben, womit ein Tier vor dem andern ausgestattet ist. Dieses lobte die Ameise, jenes den Hund; eines gab der Biene, ein anderes dem Papagei den Vorzug. — Nein, sagte der Straufs; meines Dafürhaltens giebt es gewifs kein trefflicheres Tier, als den Dromedar; und mir, ich mufs es gestehen, versetzte der Dromedar, gefällt kein Tier so wohl, als der Straufs. Lange riet man hin und her, warum beide doch einen so sonderbaren Geschmack hätten. Vielleicht weil beide grofse Lümmel sind? — Oder weil beide lange Hälse haben? — Oder weil der Straufs ein bifschen einfältig, und der Herr Dromedar eben auch kein Genie ist? — Oder weil beide so häfslich wie möglich sind? — Oder weil beide einen Höcker haben? — Oder auch — keins von alle dem, unterbrach sie der Fuchs. Wifst ihr, warum sie sich einander loben? — Weil sie Landsleute sind. — Der Fuchs hatte nicht Unrecht. Beide waren Ausländer. Könnte man von manchen Gelehrten nicht eben das sagen?"

jeder Ungelehrte, wer er auch sei, vom ersten bis zum letzten, dem Gelehrten schuldig ist; ja geradezu dieselbe Barbarei ist, welche Raupach dargestellt hat in der Komödie „Vor hundert Jahren“ an der hinterlistigen Brutalität des „alten Dessauers“ gegen einen Kandidaten. Durch die so natürliche Exemtion des Gelehrtenstandes vom Militärdienst werden die Armeen nicht zusammenschmelzen; wohl aber wird dadurch die Zahl schlechter Ärzte, schlechter Advokaten und Richter, unwissender Schulmänner und Charlatane jeder Art vermindert werden; — um so gewisser, als jedes Stück Soldatenleben demoralisierend auf den künftigen Gelehrten wirkt; — 2) sollte gesetzlich bestimmt sein, daſs jeder auf der Universität im ersten Jahre ausschlieſslich Kollegia der philosophischen Fakultät hören müſste und vor dem zweiten Jahre zu denen der drei obern Fakultäten gar nicht zugelassen würde, diesen aber alsdann die Theologen 2, die Juristen 3, die Mediziner 4 Jahre widmen müſsten. Dagegen könnte auf den Gymnasien der Unterricht auf alte Sprachen, Geschichte, Mathematik und deutschen Stil beschränkt bleiben und besonders in ersteren desto gründlicher sein. Weil jedoch die Anlage zur Mathematik eine ganz spezielle und eigene ist, die mit den übrigen Fähigkeiten eines Kopfes gar nicht parallel geht, ja nichts mit ihnen gemein hat [1]; so sollte für den mathematischen Unterricht eine ganz gesonderte Klassifikation der Schüler gelten; so daſs wer im übrigen in Selekta säſse, hier in Tertia sitzen könnte, seiner Ehre unbeschadet und ebenso *vice versa.* Nur so kann jeder, nach Maſsgabe seiner Kräfte dieser besondern Art, etwas davon lernen.

Die Professoren freilich werden, da ihnen an der Quantität der Studenten mehr, als an deren Qualität liegt, obige Vorschläge nicht unterstützen; wie auch nicht den folgenden. Die Promotionen sollten durchaus unentgeltlich geschehen; damit die durch die Gewinnsucht der Professoren diskreditierte Doktorwürde wieder zu Ehren käme. Dafür sollten die nachherigen Staatsexamina, bei Doktoren, wegfallen.

[1] Man sehe hierüber W. Hamilton's schöne Abhandlung in Form einer Recension eines Buches von Whewell, in der Edinburgh Review vom Januar 1836, auch später unter seinem Namen mit einigen andern Abhandlungen herausgegeben, auch deutsch übersetzt u. d. T. „über den Wert und Unwert der Mathematik“. 1836. (Anm. Schopenhauers.)

Kapitel XXII.

Selbstdenken.

§. 263.

Wie die zahlreichste Bibliothek, wenn ungeordnet, nicht so viel Nutzen schafft, als eine sehr mäfsige, aber wohlgeordnete; ebenso ist die gröfste Menge von Kenntnissen, wenn nicht eigenes Denken sie durchgearbeitet hat, viel weniger wert, als eine weit geringere, die aber vielfältig durchdacht worden. Denn erst durch das allseitige Kombinieren dessen, was man weifs, durch das Vergleichen jeder Wahrheit mit jeder andern, eignet man sein eigenes Wissen sich vollständig an und bekommt es in seine Gewalt. Durchdenken kann man nur, was man weifs; daher man etwas lernen soll: aber man weifs auch nur was man durchdacht hat.

Nun aber kann man sich zwar willkürlich applicieren auf Lesen und Lernen; auf das Denken hingegen eigentlich nicht. Dieses nämlich mufs, wie das Feuer durch einen Luftzug, angefacht und unterhalten werden durch irgend ein Interesse am Gegenstande desselben; welches entweder ein rein objektives, oder aber blofs ein subjektives sein mag. Das letztere ist allein bei unsern persönlichen Angelegenheiten vorhanden; das erstere aber nur für die von Natur denkenden Köpfe, denen das Denken so natürlich ist, wie das Atmen, welche aber sehr selten sind. Daher ist es mit den meisten Gelehrten so wenig.

§. 264.

Die Verschiedenheit zwischen der Wirkung, welche das Selbstdenken, und der, welche das Lesen auf den Geist hat, ist unglaublich grofs; daher sie die ursprüngliche Verschiedenheit der Köpfe, vermöge welcher man zum einem, oder zum andern getrieben wird, noch immerfort vergröfsert. Das Lesen nämlich zwingt dem Geiste Gedanken auf, die der Richtung und Stimmung, welche er für den Augenblick hat, so fremd und heterogen sind, wie das Petschaft dem Lack, welchem es sein Siegel aufdrückt. Der Geist erleidet dabei totalen Zwang von aufsen, jetzt dies, oder jenes zu denken, wozu er soeben gar keinen Trieb, noch Stimmung hat. — Hingegen beim Selbstdenken folgt er seinem selbsteigenen Triebe, wie diesen für den Augenblick entweder die äufsere Umgebung,

oder irgend eine Erinnerung näher bestimmt hat. Die anschauliche Umgebung nämlich dringt dem Geiste nicht einen bestimmten Gedanken auf, wie das Lesen; sondern giebt ihm blofs Stoff und Anlafs zu denken, was seiner Natur und gegenwärtigen Stimmung gemäfs ist. — Daher nun nimmt das viele Lesen dem Geiste alle Elasticität; wie ein fortdauernd drückendes Gewicht sie einer Springfeder nimmt; und ist, um keine eigenen Gedanken zu haben, das sicherste Mittel, dafs man in jeder freien Minute sogleich ein Buch zur Hand nehme. Diese Praxis ist der Grund, warum die Gelehrsamkeit die meisten Menschen noch geistloser und einfältiger macht, als sie schon von Natur sind, und auch ihrer Schriftstellerei allen Erfolg benimmt: sie bleiben, wie schon Pope sagt:

For ever reading, never to be read.

Pope, Dunciad. III, 194.

Die Gelehrten sind die, welche in den Büchern gelesen haben; die Denker, die Genies, die Welterleuchter und Förderer des Menschengeschlechts sind aber die, welche unmittelbar im Buche der Welt gelesen haben.

§. 265.

Im Grunde haben nur die eigenen Grundgedanken Wahrheit und Leben: denn nur sie versteht man recht eigentlich und ganz. Fremde, gelesene Gedanken sind die Überbleibsel eines fremden Mahles, die abgelegten Kleider eines fremden Gastes.

Zum eigenen, in uns aufsteigenden Gedanken verhält der fremde, gelesene, sich wie der Abdruck einer Pflanze der Vorwelt im Stein zur blühenden Pflanze des Frühlings.

§. 266.

Lesen ist ein blofses Surrogat des eigenen Denkens. Man läfst dabei seine Gedanken von einem andern am Gängelbande führen. Zudem taugen viele Bücher blofs, zu zeigen, wie viele Irrwege es giebt und wie arg man sich verlaufen könnte, wenn man von ihnen sich leiten liefse. Den aber der Genius leitet, d. h. der selbst denkt, freiwillig denkt, richtig denkt, — der hat die Boussole, den rechten Weg zu finden. — Lesen soll man also nur dann, wann die Quelle der eigenen Gedanken stockt; was auch beim besten Kopfe oft genug der Fall sein wird. Hingegen die eigenen, urkräftigen Gedanken verscheuchen, um ein Buch zur Hand

zu nehmen, ist Sünde wider den heiligen Geist. Man gleicht alsdann dem, der aus der freien Natur flieht, um ein Herbarium zu besehen, oder um schöne Gegenden im Kupferstiche zu betrachten.

Wenn man auch bisweilen eine Wahrheit, eine Einsicht, die man mit vieler Mühe und langsam durch eigenes Denken und Kombinieren herausgebracht hat, hätte mit Bequemlichkeit in einem Buche ganz fertig vorfinden können, so ist sie doch hundertmal mehr wert, wenn man sie durch eigenes Denken erlangt hat. Denn nur alsdann tritt sie als integrierender Teil, als lebendiges Glied, ein in das ganze System unserer Gedanken, steht mit demselben in vollkommenem und festem Zusammenhange, wird mit allen ihren Gründen und Folgen verstanden, trägt die Farbe, den Farbenton, das Gepräge unsrer ganzen Denkweise, ist eben zur rechten Zeit, als das Bedürfnis derselben rege war, gekommen, sitzt daher fest und kann nicht wieder verschwinden. Demnach findet hier Goethe's Vers,

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen,“

seine vollkommenste Anwendung, ja Erklärung. Der Selbstdenker nämlich lernt die Autoritäten für seine Meinungen erst hinterher kennen, wo sie ihm dann blofs zur Bekräftigung derselben und zu eigener Stärkung dienen; während der Bücherphilosoph von ihnen ausgeht, indem er aus fremden zusammengelesenen Meinungen sich ein Ganzes konstruiert, welches alsdann einem aus fremdem Stoff zusammengesetzten Automaten gleicht, jenes andere hingegen einem lebenden erzeugten Menschen. Denn gleich diesem ist es entstanden, indem die Aufsenwelt den denkenden Geist befruchtete, der danach es austrug und gebar.

Die blofs erlernte Wahrheit klebt uns nur an, wie ein angesetztes Glied, ein falscher Zahn, eine wächserne Nase, oder höchstens wie eine rhinoplastische aus fremdem Fleische; die durch eigenes Denken erworbene aber gleicht dem natürlichen Gliede: sie allein gehört uns wirklich an. Darauf beruht der Unterschied zwischen dem Denker und dem blofsen Gelehrten. Daher sieht der geistige Erwerb des Selbstdenkers aus, wie ein schönes Gemälde, das lebendig hervortritt, mit richtigem Lichte und Schatten, gehaltenem Ton, vollkommener Harmonie der Farben. Hingegen gleicht der

geistige Erwerb des bloſsen Gelehrten einer groſsen Palette, voll bunter Farben, allenfalls systematisch geordnet, aber ohne Harmonie, Zusammenhang und Bedeutung.

§. 267.

Lesen heiſst mit einem fremden Kopfe, statt des eigenen, denken. Nun ist aber dem eigenen Denken, aus welchem allemal ein zusammenhängendes Ganzes, ein, wenn auch nicht streng abgeschlossenes, System sich zu entwickeln trachtet, nichts nachteiliger, als ein, vermöge beständigen Lesens, zu starker Zufluſs fremder Gedanken; weil diese, jeder einem andern Geiste entsprossen, einem andern Systeme angehörend, eine andere Farbe tragend, nie von selbst zu einem Ganzen des Denkens, des Wissens, der Einsicht und Überzeugung zusammenflieſsen, vielmehr eine leise babylonische Sprachverwirrung im Kopfe anrichten und dem Geiste, der sich mit ihnen überfüllt hat, nunmehr alle klare Einsicht benehmen und so ihn beinahe desorganisieren. Dieser Zustand ist an vielen Gelehrten wahrzunehmen und macht, daſs sie an gesundem Verstande, richtigem Urteil und praktischem Takte vielen Ungelehrten nachstehen, welche die von auſsen, durch Erfahrung, Gespräch und wenige Lektüre ihnen zugekommene geringe Kenntnis stets dem eigenen Denken untergeordnet und einverleibt haben. Eben dieses nun thut, nach einem gröſsern Maſsstabe, auch der wissenschaftliche *Denker*. Obgleich er nämlich viele Kenntnisse nötig hat und daher viel lesen muſs, so ist doch sein Geist stark genug, dies alles zu bewältigen, es zu assimilieren, dem Systeme seiner Gedanken einzuverleiben und es so dem organisch zusammenhängenden Ganzen seiner immer wachsenden, groſsartigen Einsicht unterzuordnen; wobei sein eigenes Denken, wie der Grundbaſs der Orgel, stets alles beherrscht und nie von fremden Tönen übertäubt wird, wie dies hingegen der Fall ist in den bloſs polyhistorischen Köpfen, in welchen gleichsam Musikfetzen aus allen Tonarten durcheinanderlaufen und der Grundton gar nicht mehr zu finden ist.

§. 268.

Die Leute, welche ihr Leben mit Lesen zugebracht und ihre Weisheit aus Büchern geschöpft haben, gleichen denen, welche aus vielen Reisebeschreibungen sich genaue Kunde von einem Lande erworben haben. Diese können über vieles Auskunft erteilen: aber im Grunde haben sie doch keine

zusammenhängende, deutliche, gründliche Kenntnis von der Beschaffenheit des Landes. Hingegen die, welche ihr Leben mit Denken zugebracht haben, gleichen solchen, die selbst in jenem Lande gewesen sind: sie allein wissen eigentlich wovon die Rede ist, kennen die Dinge dort im Zusammenhang und sind wahrhaft darin zu Hause.

§. 269.

Zu einem Selbstdenker verhält sich der gewöhnliche Bücherphilosoph, wie zu einem Augenzeugen ein Geschichtsforscher: jener redet aus eigener, unmittelbarer Auffassung der Sache. Daher stimmen alle Selbstdenker im Grunde doch überein, und ihre Verschiedenheit entspringt nur aus der des Standpunktes: wo aber dieser nichts ändert, sagen sie alle dasselbe. Denn sie sagen blofs aus, was sie objektiv aufgefafst haben. Oft habe ich Sätze, die ich, ihrer Paradoxie wegen, nur zaudernd vor das Publikum brachte, nachmals, zu meinem freudigen Erstaunen, in alten Werken grofser Männer ausgesprochen gefunden. — Der Bücherphilosoph hingegen berichtet, was dieser gesagt und jener gemeint und was dann wieder ein anderer eingewandt hat u. s. w., das vergleicht er, wägt es ab, kritisiert es und sucht so hinter die Wahrheit der Sachen zu kommen; wobei er dem kritischen Geschichtsschreiber ganz ähnlich wird. So wird er z. B. Untersuchungen anstellen, ob Leibnitz wohl, zu irgend einer Zeit, auf eine Weile, ein Spinozist gewesen sei u. dgl. m. Recht deutliche Beispiele zu dem hier Gesagten liefern dem kuriosen Liebhaber Herbarts „Analytische Beleuchtung der Moral und des Naturrechts", imgleichen dessen „Briefe über die Freiheit". — Man könnte sich wundern über die viele Mühe, die so einer sich giebt; da es scheint, dafs, wenn er nur die Sache selbst ins Auge fassen wollte, er durch ein wenig Selbstdenken bald zum Ziele gelangen würde. Allein damit hat es einen kleinen Anstand; indem solches nicht von unserm Willen abhängt: man kann jederzeit sich hinsetzen und lesen; nicht aber — und denken. Es ist nämlich mit Gedanken, wie mit Menschen: man kann nicht immer, nach Belieben, sie rufen lassen; sondern mufs abwarten, dafs sie kommen. Das Denken über einen Gegenstand mufs sich von selbst einstellen, durch ein glückliches, harmonierendes Zusammentreffen des äufsern Anlasses mit der innern Stimmung und Spannung: und gerade das ist es, was jenen

Leuten nie kommen will. Dies findet seine Erläuterung sogar an den unser persönliches Interesse betreffenden Gedanken. Wenn wir in einer solchen Angelegenheit einen Entschlufs zu fassen haben, können wir nicht wohl zu beliebig gewählter Zeit uns dazu hinsetzen, die Gründe überlegen und nun beschliefsen: denn oft will gerade dann unser Nachdenken darüber nicht stand halten, sondern schweift ab zu andern Dingen; woran bisweilen sogar der Widerwille an der Angelegenheit schuld ist. Da sollen wir es nicht erzwingen wollen, sondern abwarten, dafs auch dazu die Stimmung sich von selbst einstelle: sie wird es oft unvermutet und wiederholt; und jede zu verschiedener Zeit verschiedene Stimmung wirft ein anderes Licht auf die Sache. Dieser langsame Hergang ist es, den man unter dem Reifen der Entschlüsse versteht. Denn das Pensum mufs verteilt werden, manches früher Übersehene fällt uns dadurch ein, und auch der Widerwille wird sich dabei verlieren, indem die Sachen, deutlicher ins Auge gefafst, meistens viel erträglicher erscheinen. — Ebenso nun im Theoretischen will die gute Stunde abgewartet sein und ist sogar der gröfste Kopf nicht jederzeit zum Selbstdenken fähig. Daher thut er wohl, die übrige Zeit zum Lesen zu benutzen, welches, wie gesagt, ein Surrogat des eigenen Denkens ist und dem Geiste Stoff zuführt, indem dabei ein anderer für uns denkt, wiewohl stets auf eine Weise, die nicht die unsrige ist. Dieserhalb eben soll man nicht zu viel lesen; damit nicht der Geist sich an das Surrogat gewöhne und darüber die Sache selbst verlerne, also damit er nicht sich an schon ausgetretene Pfade gewöhne, und damit das Gehen eines fremden Gedankenganges ihn nicht dem eigenen entfremde. Am allerwenigsten soll man, des Lesens wegen, dem Anblick der realen Welt sich ganz entziehen; da der Anlafs und die Stimmung zum eigenen Denken ungleich öfter bei diesem, als beim Lesen sich einfindet. Denn das Anschauliche, das Reale, in seiner Ursprünglichkeit und Kraft, ist der natürliche Gegenstand des denkenden Geistes und vermag am leichtesten ihn tief zu erregen.

Nach diesen Betrachtungen wird es uns nicht wundern, dafs der Selbstdenker und der Bücherphilosoph schon am Vortrage leicht zu erkennen sind; jener am Gepräge des Ernstes, der Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit, am Autopti-

schen aller seiner Gedanken und Ausdrücke; dieser hingegen daran, dafs alles aus zweiter Hand ist, überkommene Begriffe, zusammengetrödelter Kram, matt und stumpf, wie der Abdruck eines Abdrucks; und sein aus konventionellen, ja banalen Phrasen und gangbaren Modeworten bestehender Stil gleicht einem kleinen Staate, dessen Cirkulation aus lauter fremden Münzsorten besteht, weil er nicht selbst prägt.

§. 270.

So wenig, wie das Lesen, kann die blofse Erfahrung das Denken ersetzen. Die reine Empirie verhält sich zum Denken, wie Essen zum Verdauen und Assimilieren. Wenn jene sich brüstet, dafs sie allein, durch ihre Entdeckungen, das menschliche Wissen gefördert habe, so ist es, wie wenn der Mund sich rühmen wollte, dafs der Bestand des Leibes sein Werk allein sei.

§. 271.

Die Werke aller wirklich befähigten Köpfe unterscheiden sich von den übrigen durch den Charakter der Entschiedenheit und Bestimmtheit, nebst daraus entspringender Deutlichkeit und Klarheit, weil solche Köpfe allemal bestimmt und deutlich wufsten, was sie ausdrücken wollten, — es mag nun in Prosa, in Versen, oder in Tönen gewesen sein. Diese Entschiedenheit und Klarheit mangelt den übrigen, und daran sind sie sogleich zu erkennen.

§. 272.

Das charakteristische Merkmal der Geister ersten Ranges ist die Unmittelbarkeit aller ihrer Urteile. Alles was sie vorbringen ist Resultat ihres selbsteigenen Denkens und kündigt sich, schon durch den Vortrag, überall als solches an. Sie haben sonach, gleich den Fürsten, eine Reichsunmittelbarkeit, im Reiche der Geister: die übrigen sind alle mediatisiert; welches schon an ihrem Stil, der kein eigenes Gepräge hat, zu ersehen ist.

Jeder wahre Selbstdenker also gleicht insofern einem Monarchen: er ist unmittelbar und erkennt niemanden über sich. Seine Urteile, wie die Beschlüsse eines Monarchen, entspringen aus seiner eigenen Machtvollkommenheit und gehen unmittelbar von ihm selbst aus. Denn, so wenig wie der Monarch Befehle, nimmt er Autoritäten an, sondern läfst nichts gelten, als was er selbst bestätigt hat. — Das Vulgus der Köpfe hingegen, befangen in allerlei geltenden Meinungen,

Autoritäten und Vorurteilen, gleicht dem Volke, welches dem Gesetze und Befehle schweigend gehorcht.

§. 273.

Die Leute, welche so eifrig und eilig sind, strittige Fragen durch Anführung von Autoritäten zu entscheiden, sind eigentlich froh, wann sie, statt eigenen Verstandes und Einsicht, daran es fehlt, fremde ins Feld stellen können. Ihre Zahl ist Legio. Denn, wie Seneca sagt: *unus quisque mavult credere, quam judicare.*[1]) Bei ihren Kontroversen ist danach die gemeinsam erwählte Waffe Autoritäten: damit schlagen sie aufeinander los, und wer etwa hineingeraten ist, thut nicht wohl, sich dagegen mit Gründen und Argumenten wehren zu wollen: denn gegen diese Waffe sind sie gehörnte Siegfriede, eingetaucht in die Flut der Unfähigkeit zu denken und zu urteilen: sie werden ihm daher ihre Autoritäten als ein *argumentum ad verecundiam* entgegenhalten und dann *victoria* schreien.

§. 274.

Im Reiche der Wirklichkeit, so schön, glücklich und anmutig sie auch ausgefallen sein mag, bewegen wir uns doch stets nur unter dem Einflufs der Schwere, welcher unaufhörlich zu überwinden ist: hingegen sind wir, im Reiche der Gedanken, unkörperliche Geister, ohne Schwere und ohne Not. Daher kommt kein Glück auf Erden dem gleich, welches ein schöner und fruchtbarer Geist, zur glücklichen Stunde, in sich selbst findet.

§. 275.

Die Gegenwart eines Gedankens ist wie die Gegenwart einer Geliebten. Wir meinen, diesen Gedanken werden wir nie vergessen und diese Geliebte könne uns nie gleichgültig werden. Allein aus den Augen, aus dem Sinn! Der schönste Gedanke läuft Gefahr, unwiederbringlich vergessen zu werden, wenn er nicht aufgeschrieben, und die Geliebte, von uns geflohen zu werden, wenn sie nicht angetraut worden.

§. 276.

Es giebt Gedanken die Menge, welche Wert haben für den, der sie denkt; aber nur wenige unter ihnen, welche die Kraft besitzen, noch durch Reperkussion, oder Reflexion, zu

[1]) Jeder will mehr glauben, als urteilen.

wirken, d. h. nachdem sie niedergeschrieben worden, dem Leser Anteil abzugewinnen.

§. 277.

Dabei hat aber doch nur das wahren Wert, was einer zunächst blofs für sich selbst gedacht hat. (Man kann nämlich die Denker einteilen in solche, die zunächst für sich, und solche, die sogleich für andere denken. Jene sind die echten, sind die Selbstdenker, im zwiefachen Sinne des Worts: sie sind die eigentlichen Philosophen. Denn ihnen allein ist es Ernst mit der Sache. Auch besteht der Genufs und das Glück ihres Daseins eben im Denken. Die andern sind die Sophisten: sie wollen scheinen, und suchen ihr Glück in dem, was sie dadurch von andern zu erlangen hoffen: hierin liegt ihr Ernst. Welcher von beiden Klassen einer angehöre, läfst sich bald merken, an seiner ganzen Art und Weise. Lichtenberg ist ein Muster der ersten Art: Herder gehört schon der zweiten an.)

§. 278.

Wenn man wohl erwägt, wie grofs und wie nahe liegend das Problem des Daseins ist, dieses zweideutigen, gequälten, flüchtigen, traumartigen Daseins; — so grofs und so nahe liegend, dafs, sobald man es gewahr wird, es alle anderen Probleme und Zwecke überschattet und verdeckt; — und wenn man nun dabei vor Augen hat, wie alle Menschen, — einige wenige und seltene ausgenommen, — dieses Problems sich nicht deutlich bewufst, ja seiner gar nicht inne zu werden scheinen, sondern um alles andere eher, als darum, sich bekümmern, und dahinleben, nur auf den heutigen Tag und die fast nicht längere Spanne ihrer persönlichen Zukunft bedacht, indem sie jenes Problem entweder ausdrücklich ablehnen, oder hinsichtlich desselben sich bereitwillig abfinden lassen mit irgend einem System der Volksmetaphysik und damit ausreichen; — wenn man, sage ich, das wohl erwägt, so kann man der Meinung werden, dafs der Mensch doch nur sehr im weiteren Sinne ein denkendes Wesen heifse, und wird fortan über keinen Zug von Gedankenlosigkeit, oder Einfalt, sich sonderlich wundern, vielmehr wissen, dafs der intellektuelle Gesichtskreis des Normalmenschen zwar über den des Tieres, — dessen ganzes Dasein, der Zukunft und Vergangenheit sich nicht bewufst, gleichsam eine einzige Gegenwart ist, — hinausgeht, aber doch nicht so unberechenbar weit, wie man wohl anzunehmen pflegt.

Diesem entspricht es sogar, dafs man auch im Gespräche die Gedanken der meisten Menschen so kurz abgeschnitten findet, wie Häckerling, daher kein längerer Faden sich herausspinnen läfst.

Auch könnte unmöglich, wenn diese Welt von eigentlich denkenden Wesen bevölkert wäre, der Lärm jeder Art so unbeschränkt erlaubt und freigegeben sein, wie sogar der entsetzlichste und dabei zwecklose es ist. — Wenn nun aber gar schon die Natur den Menschen zum Denken bestimmt hätte, so würde sie ihm keine Ohren gegeben, oder diese wenigstens, wie bei den Fledermäusen, die ich darum beneide, mit luftdichten Schliefsklappen versehen haben. In Wahrheit aber ist er, gleich den anderen, ein armes Tier, dessen Kräfte blofs auf die Erhaltung seines Daseins berechnet sind, weshalb es der stets offenen Ohren bedarf, welche, auch unbefragt und bei Nacht wie bei Tage, die Annäherung des Verfolgers ankündigen.

Kapitel XXIII.

Über Schriftstellerei und Stil.

§. 279.

Zuvörderst giebt es zweierlei Schriftsteller: solche, die der Sache wegen, und solche, die des Schreibens wegen schreiben. Jene haben Gedanken gehabt, oder Erfahrungen gemacht, die ihnen mitteilenswert scheinen; diese brauchen Geld, und deshalb schreiben sie, für Geld. Sie denken zum Behuf des Schreibens. Man erkennt sie daran, dafs sie ihre Gedanken möglichst lang ausspinnen und auch halbwahre, schiefe, forcierte und schwankende Gedanken ausführen, auch meistens das Helldunkel lieben, um zu scheinen was sie nicht sind; weshalb ihrem Schreiben Bestimmtheit und volle Deutlichkeit abgeht. Man kann daher bald merken, dafs sie um Papier zu füllen schreiben: bei unsern besten Schriftstellern kann man es mitunter: z. B. stellenweise in Lessings Dramaturgie und sogar in manchen Romanen Jean Paul's. Sobald man es merkt, soll man das Buch wegwerfen: denn die Zeit ist edel. Im Grunde aber betrügt der Autor den Leser, sobald er schreibt, um Papier zu füllen: denn sein Vorgeben ist, zu schreiben, weil er etwas mitzuteilen hat.

— Honorar und Verbot des Nachdrucks sind im Grunde der Verderb der Litteratur. Schreibenswertes schreibt nur wer ganz allein der Sache wegen schreibt. Welch ein unschätzbarer Gewinn würde es sein, wenn, in allen Fächern einer Litteratur, nur wenige, aber vortreffliche Bücher existierten. Dahin aber kann es nie kommen, so lange Honorar zu verdienen ist. Denn es ist, als ob ein Fluch auf dem Gelde läge: jeder Schriftsteller wird schlecht, sobald er irgend des Gewinnes wegen schreibt. Die vortrefflichsten Werke der grofsen Männer sind alle aus der Zeit, als sie noch umsonst, oder für ein sehr geringes Honorar schreiben mufsten. Also auch hier bewährt sich das spanische Sprichwort: *honra y provecho no caben en un saco.* (Ehre und Geld gehen nicht in denselben Sack.) — Der ganze Jammer der heutigen Litteratur in und aufser Deutschland hat zur Wurzel das Geldverdienen durch Bücherschreiben. Jeder, der Geld braucht, setzt sich hin und schreibt ein Buch, und das Publikum ist so dumm, es zu kaufen. Die sekundäre Folge davon ist der Verderb der Sprache.

Eine grofse Menge schlechter Schriftsteller lebt allein von der Narrheit des Publikums, nichts lesen zu wollen, als was heute gedruckt ist: — die Journalisten. Treffend benannt! verdeutscht würde es heifsen „Tagelöhner."

§. 280.

Wiederum kann man sagen, es gebe dreierlei Autoren, erstlich solche, welche schreiben, ohne zu denken. Sie schreiben aus dem Gedächtnis, aus Reminiscenzen, oder gar unmittelbar aus fremden Büchern. Diese Klasse ist die zahlreichste. — Zweitens solche, die während des Schreibens denken. Sie denken, um zu schreiben. Sind sehr häufig. — Drittens solche, die gedacht haben, ehe sie ans Schreiben gingen. Sie schreiben blofs, weil sie gedacht haben. Sind selten.

Jener Schriftsteller der zweiten Art, der das Denken bis zum Schreiben aufschiebt, ist dem Jäger zu vergleichen, der aufs Geratewohl ausgeht: er wird schwerlich sehr viel nach Hause bringen. Hingegen wird das Schreiben des Schriftstellers der dritten, seltenen Art, einer Treibjagd gleichen, zu welcher das Wild zum voraus eingefangen und eingepfercht worden, um nachher haufenweise aus solchem Behältnisse herauszuströmen in einen andern ebenfalls umzäunten Raum, wo es dem Jäger nicht entgehen kann; so dass er jetzt es

blofs mit dem Zielen und Schiefsen (der Darstellung) zu thun hat. Dies ist die Jagd, welche etwas abwirft. —

Sogar nun aber unter der kleinen Anzahl von Schriftstellern, die wirklich, ernstlich und zum voraus denken, sind wieder nur äufserst wenige, welche über die Dinge selbst denken: die übrigen denken bloss über Bücher, über das von andern Gesagte. Sie bedürfen nämlich, um zu denken, der nähern und stärkern Anregung durch fremde, gegebene Gedanken. Diese werden nun ihr nächstes Thema; daher sie stets unter dem Einflusse derselben bleiben, folglich nie eigentliche Originalität erlangen. Jene ersteren hingegen werden durch die Dinge selbst zum Denken angeregt; daher ihr Denken unmittelbar auf diese gerichtet ist. Unter ihnen allein sind die zu finden, welche bleiben und unsterblich werden. — Es versteht sich, dafs hier von hohen Fächern die Rede ist, nicht von Schriftstellern über das Branntweinbrennen.

Nur wer bei dem, was er schreibt, den Stoff unmittelbar aus seinem eigenen Kopfe nimmt, ist wert, dafs man ihn lese. Aber Büchermacher, Kompendienschreiber, gewöhnliche Historiker u. a. m. nehmen den Stoff unmittelbar aus Büchern: aus diesen geht er in die Finger, ohne im Kopf auch nur Transitozoll und Visitation, geschweige Bearbeitung, erlitten zu haben. (Wie gelehrt wäre nicht mancher, wenn er alles das wüfste, was in seinen eigenen Büchern steht!) Daher hat ihr Gerede oft so unbestimmten Sinn, dafs man vergeblich sich den Kopf zerbricht, herauszubringen, was sie denn am Ende denken. Sie denken eben gar nicht. Das Buch, aus dem sie abschreiben, ist bisweilen ebenso verfafst: also ist es mit dieser Schriftstellerei, wie mit Gipsabdrücken von Abdrücken von Abdrücken u. s. f., wobei am Ende der Antinous zum kaum kenntlichen Umrifs eines Gesichtes wird. Daher soll man Kompilatoren möglichst selten lesen: denn es ganz zu vermeiden ist schwer; indem sogar die Kompendien, welche das im Laufe vieler Jahrhunderte zusammengebrachte Wissen im engen Raum enthalten, zu den Kompilationen gehören.

Kein gröfserer Irrtum, als zu glauben, dafs das zuletzt gesprochene Wort stets das richtigere, jedes später geschriebene eine Verbesserung des früher geschriebenen und jede Veränderung ein Fortschritt sei. Die denkenden Köpfe, die Menschen von richtigem Urteil und die Leute, denen es Ernst

mit der Sache ist, sind alle nur Ausnahmen; die Regel ist überall in der Welt das Geschmeifs: und dieses ist stets bei der Hand und emsig bemüht, das von jenen nach reiflicher Überlegung Gesagte auf seine Weise zu verschlimmbessern. Daher hüte sich wer über einen Gegenstand sich belehren will, sogleich nur nach den neuesten Büchern darüber zu greifen, in der Voraussetzung, dafs die Wissenschaften immer fortschreiten,und dafs bei Abfassung derselben die ältern benutzt worden seien. Das sind sie wohl; aber wie? Der Schreiber versteht oft die ältern nicht gründlich, will dabei doch nicht geradezu ihre Worte gebrauchen, verballhornt und verhunzt daher das von ihnen sehr viel besser und deutlicher Gesagte; da sie aus eigener und lebendiger Sachkenntnis geschrieben haben. Oft läfst er das beste, was sie herausgebracht haben, ihre treffendsten Erklärungen der Sache, ihre glücklichsten Bemerkungen, wieder fallen; weil er deren Wert nicht erkennt, das Prägnante derselben nicht fühlt. Ihm ist nur das Platte und Seichte homogen. — Schon oft ist ein älteres, vortreffliches Buch durch neuere, schlechtere, des Geldes wegen abgefafste, aber pretentiös auftretende und durch die Kameraden angepriesene verdrängt worden. In den Wissenschaften will jeder, um sich geltend zu machen, etwas Neues zu Markte bringen: dies besteht oft blofs darin, dafs er das bisher geltende Richtige umstöfst, um seine Flausen an die Stelle zu setzen: bisweilen gelingt es auf kurze Zeit, und dann kehrt man zum alten Richtigen zurück. Jenen Neuerern ist es mit nichts in der Welt Ernst, als mit ihrer werten Person: diese wollen sie geltend machen. Nun soll es schnell durch ein Paradoxon geschehen: die Sterilität ihrer Köpfe empfiehlt ihnen den Weg der Negation: nun werden längst erkannte Wahrheiten geleugnet, z. B. die Lebenskraft, das sympathische Nervensystem, die *generatio aequivoca,* Bichat's Trennung der Wirkung der Leidenschaften von der der Intelligenz; es wird zum krassen Atomismus zurückgekehrt, u. s. w., u. s. w. Daher ist oft der Gang der Wissenschaften ein retrograder. — Hierher gehören auch die Übersetzer, welche ihren Autor zugleich berichtigen und bearbeiten; welches mir stets impertinent vorkommt. Schreibe du selbst Bücher, welche des Übersetzens wert sind und lafs anderer Werke wie sie sind. — Man lese also, wo möglich, die eigentlichen Urheber, Begründer

und Erfinder der Sachen, oder wenigstens die anerkannten grofsen Meister des Fachs, und kaufe lieber die Bücher aus zweiter Hand, als ihren Inhalt. Weil aber freilich *inventis aliquid addere facile est,* so wird man, nach wohlgelegtem Grunde, mit den neueren Zuthaten sich bekannt zu machen haben. Im ganzen also gilt hier, wie überall, diese Regel: das Neue ist selten das Gute; weil das Gute nur kurze Zeit das Neue ist.

§. 281.

Was einem Briefe die Aufschrift, das soll einem Buche sein Titel sein, also zunächst den Zweck haben, dasselbe dem Teil des Publikums zuzuführen, welchem sein Inhalt interessant sein kann. Daher soll der Titel bezeichnend, und, da er wesentlich kurz ist, koncis, lakonisch, prägnant und wo möglich ein Monogramm des Inhalts sein. Schlecht sind demnach die weitschweifigen, die nichtssagenden, die schielenden, zweideutigen, oder gar falschen und irreführenden Titel, welche letztere ihrem Buche das Schicksal der falsch überschriebenen Briefe bereiten können. Die schlechtesten aber sind die gestohlenen Titel, d. h. solche, die schon ein anderes Buch führt: denn sie sind erstlich ein Plagiat und zweitens der bündigste Beweis des allertotalsten Mangels an Originalität: denn wer deren nicht genug hat, seinem Buch einen neuen Titel zu ersinnen, wird noch viel weniger ihm einen neuen Inhalt zu geben fähig sein. Diesen verwandt sind die nachgeahmten, d. h. halb gestohlenen Titel, z. B. wenn lange, nachdem ich „über den Willen in der Natur“ geschrieben habe, Oerstedt „über den Geist in der Natur“ schreibt.

§. 282.

Ein Buch kann nie mehr sein, als der Abdruck der Gedanken des Verfassers. Der Wert dieser Gedanken liegt entweder im Stoff, also in dem, worüber er gedacht hat; oder in der Form, d. h. der Bearbeitung des Stoffs, also in dem, was er darüber gedacht hat.

Das Worüber ist gar mannigfaltig, und eben so die Vorzüge, welche es den Büchern erteilt. Aller empirische Stoff, also alles historisch, oder physisch, Thatsächliche, an sich selbst und im weitesten Sinne genommen, gehört hierher. Das Eigentümliche liegt dabei im Objekt; daher das Buch wichtig sein kann, wer auch immer der Verfasser sei.

Beim Was hingegen liegt das Eigentümliche im Sub-

jekt. Die Gegenstände können solche sein, welche allen Menschen zugänglich und bekannt sind: aber die Form der Auffassung, das Was des Denkens, erteilt hier den Wert und liegt im Subjekt. Ist daher ein Buch von dieser Seite vortrefflich und ohnegleichen, so ist es sein Verfasser auch. Hieraus folgt, dafs das Verdienst eines lesenswerten Schriftstellers um so gröfser ist, je weniger es dem Stoffe verdankt, mithin sogar, je bekannter und abgenutzter dieser ist. So z. B. haben die drei grofsen griechischen Tragiker sämtlich denselben Stoff bearbeitet.

Also soll man, wenn ein Buch berühmt ist, wohl unterscheiden, ob wegen des Stoffs, oder wegen der Form.

Ganz gewöhnliche und platte Menschen können, vermöge des Stoffs, sehr wichtige Bücher liefern, indem derselbe gerade nur ihnen zugänglich war: z. B. Beschreibungen ferner Länder, seltener Naturerscheinungen, angestellter Versuche, Geschichte, deren Zeuge sie gewesen, oder deren Quellen aufzusuchen und speziell zu studieren sie Mühe und Zeit verwendet haben.

Hingegen, wo es auf die Form ankommt, indem der Stoff jedem zugänglich, oder gar schon bekannt ist; wo also nur das Was des Denkens über denselben der Leistung Wert geben kann; da vermag nur der eminente Kopf etwas Lesenswertes zu liefern. Denn die übrigen werden allemal nur das denken, was jeder andere auch denken kann. Sie geben den Abdruck ihres Geistes: aber von dem besitzt jeder schon selbst das Original.

Das Publikum jedoch wendet seine Teilnahme sehr viel mehr dem Stoff, als der Form zu, und bleibt eben dadurch in seiner höhern Bildung zurück. Am lächerlichsten legt es diesen Hang bei Dichterwerken an den Tag, indem es sorgfältig den realen Begebenheiten, oder den persönlichen Umständen des Dichters, welche ihnen zum Anlafs gedient haben, nachspürt: ja, diese werden ihm zuletzt interessanter, als die Werke selbst, und es liest mehr über, als von Goethe, und studiert fleifsiger die Faustsage, als den Faust. Und wenn schon Bürger sagt: „sie werden gelehrte Untersuchungen anstellen darüber, wer die Lenore eigentlich gewesen“; so sehen wir dies an Goethe buchstäblich in Erfüllung gehen, da wir schon viel gelehrte Untersuchungen über den Faust und die Faustsage haben. Sie sind und bleiben stoffartig.

— Diese Vorliebe für den Stoff im Gegensatz der Form ist wie wenn einer die Form und Malerei einer schönen hetrurischen Vase unbeachtet liefse, um den Thon und die Farben derselben chemisch zu untersuchen.

Das diesem schlechten Hange frönende Unternehmen, durch den Stoff zu wirken, wird absolut verwerflich in Fächern, wo das Verdienst ausdrücklich in der Form liegen soll, — also in den poetischen. Dennoch sieht man häufig schlechte dramatische Schriftsteller bestrebt, mittelst des Stoffes das Theater zu füllen: so z. B. bringen sie jeden irgend berühmten Mann, so nackt an dramatischen Vorgängen sein Leben auch gewesen sein mag, auf die Bühne, ja bisweilen ohne auch nur abzuwarten, dafs die mit ihm auftretenden Personen gestorben seien.

Der hier in Rede stehende Unterschied zwischen Stoff und Form behauptet sogar hinsichtlich der Konversation sein Recht. Zu dieser nämlich befähigt einen Mann zunächst Verstand, Urteil, Witz und Lebhaftigkeit, welche der Konversation die Form geben. Sodann aber wird bald der Stoff derselben in Betrachtung kommen, also das, worüber man mit dem Manne reden kann, seine Kenntnisse. Sind diese sehr gering, so kann nur ein ganz ungemein hoher Grad der obigen formellen Eigenschaften seiner Konversation Wert erteilen, indem diese alsdann hinsichtlich ihres Stoffes auf die allgemein bekannten menschlichen und natürlichen Verhältnisse und Dinge verwiesen ist. Umgekehrt steht es, wenn diese formellen Eigenschaften einem Manne fehlen, hingegen seine Kenntnisse irgend einer Art seiner Konversation Wert erteilen, der aber alsdann gänzlich auf ihrem Stoff beruht, gemäfs dem spanischen Sprichwort: *mas sabe el necio en su casa, que el sabio en la ajena.*

§. 283.

Das eigentliche Leben eines Gedankens dauert nur bis er an den Grenzpunkt der Worte angelangt ist: da petrifiziert er, ist fortan tot, aber unverwüstlich, gleich den versteinerten Tieren und Pflanzen der Vorwelt. Auch dem des Krystalls, im Augenblick des Anschiefsens, kann man sein momentanes eigentliches Leben vergleichen.

Sobald nämlich unser Denken Worte gefunden hat, ist es schon nicht mehr innig, noch im tiefsten Grunde ernst. Wo es anfängt für andere da zu sein, hört es auf, in uns zu

leben; wie das Kind sich von der Mutter ablöst, wann es ins eigene Dasein tritt. Sagt doch auch der Dichter:

„Ihr müſst mich nicht durch Widerspruch verwirren!
Sobald man spricht, beginnt man schon zu irren!“

§. 284.

Die Feder ist dem Denken was der Stock dem Gehen: aber der leichteste Gang ist ohne Stock und das vollkommenste Denken geht ohne Feder vor sich. Erst wenn man anfängt alt zu werden, bedient man sich gern des Stockes und gern der Feder.

§. 285.

Eine *Hypothese* führt in dem Kopfe, in welchem sie einmal Platz gewonnen hat, oder gar geboren ist, ein Leben, welches insofern dem eines Organismus gleicht, als sie von der Auſsenwelt nur das ihr Gedeihliche und Homogene aufnimmt, hingegen das ihr Heterogene und Verderbliche entweder gar nicht an sich kommen läſst, oder, wenn es ihr unvermeidlich zugeführt wird, es ganz unversehrt wieder excerniert.

§. 286.

Die *Satire* soll, gleich der Algebra, bloſs mit abstrakten und unbestimmten, nicht mit konkreten Werten, oder benannten Gröſsen operieren; und an lebendigen Menschen darf man sie so wenig, wie die Anatomie, ausüben; bei Strafe, seiner Haut und seines Lebens nicht sicher zu sein.

§. 287.

Um *unsterblich* zu sein, muſs ein Werk so viele Trefflichkeiten haben, daſs nicht leicht sich einer findet, der sie *alle* faſst und schätzt; jedoch allezeit *diese* Trefflichkeit von diesem, *jene* von jenem erkannt und verehrt wird; wodurch der Kredit des Werkes, den langen Lauf der Jahrhunderte hindurch, und bei stets wechselndem Interesse, sich doch erhält, indem es bald in *diesem*, bald in *jenem* Sinne verehrt und nie erschöpft wird. — Der Urheber eines solchen aber, also der, welcher auf ein Bleiben und Leben noch bei der Nachwelt Anspruch hat, kann nur ein Mensch sein, der nicht bloſs unter seinen Zeitgenossen, auf der weiten Erde, seinesgleichen vergeblich sucht und von jedem andern, durch eine sehr merkliche Verschiedenheit, augenfällig absticht; sondern der, wenn er sogar, wie der ewige Jude, mehrere Generationen durchwanderte, sich dennoch im selben

Falle befinden würde; kurz, einer, von dem das Ariostische *lo fece natura, e poi ruppe lo stampo* wirklich gilt. Denn sonst wäre nicht einzusehen, warum seine Gedanken nicht untergehen sollten, wie alle andern.

§. 288.

Zu fast jeder Zeit ist, wie in der Kunst, so auch in der Litteratur, irgend eine falsche Grundansicht, oder Weise, oder Manier, im Schwange und wird bewundert. Die gemeinen Köpfe sind eifrig bemüht, solche sich anzueignen und sie zu üben. Der Einsichtige erkennt und verschmäht sie: er bleibt aufser der Mode. Aber nach einigen Jahren kommt auch das Publikum dahinter und erkennt die Faxe für das, was sie ist, verlacht sie jetzt, und die bewunderte Schminke aller jener manierierten Werke fällt ab, wie eine schlechte Gipsverzierung von der damit bekleideten Mauer: und wie diese stehen sie alsdann da. Nicht ärgern also, sondern freuen soll man sich, wenn irgend eine schon lange im Stillen wirkende falsche Grundansicht einmal entschieden, laut und deutlich ausgesprochen wird: denn nunmehr wird das Falsche derselben bald gefühlt, erkannt und endlich ebenfalls ausgesprochen werden. Es ist damit, wie wenn ein Abscefs aufgeht.

§. 289.

Gegen die gewissenlose Tintenklexerei unserer Zeit und gegen die demnach immer höher steigende Sündflut unnützer und schlechter Bücher sollten die Litteraturzeitungen der Damm sein, indem solche, unbestechbar, gerecht und strenge urteilend, jedes Machwerk eines Unberufenen, jede Schreiberei, mittelst welcher der leere Kopf dem leeren Beutel zu Hülfe kommen will, folglich wohl $^9/_{10}$ aller Bücher, schonungslos geifselten und dadurch pflichtgemäfs dem Schreibekitzel und der Prellerei entgegenarbeiteten, statt solche dadurch zu befördern, dafs ihre niederträchtige Toleranz im Bunde steht mit Autor und Verleger, um dem Publiko Zeit und Geld zu rauben. In der Regel sind die Schriftsteller Professoren oder Litteraten, die, bei niedrigen Gehalten und schlechten Honoraren, aus Geldbedürfnis schreiben: da nun ihr Zweck ein gemeinsamer ist, so haben sie ein gemeinschaftliches Interesse, halten zusammen, unterstützen einander wechselseitig, und jeder redet dem andern das Wort: hieraus entspringen alle die lobenden Berichte über schlechte Bücher,

welche den Inhalt der Litteraturzeitungen ausmachen, deren Motto daher sein sollte: „Leben und leben lassen!" (Und das Publikum ist so einfältig, lieber das Neue, als das Gute zu lesen.) Ist, oder war, etwa eine unter ihnen, welche sich rühmen kann, nie die nichtswürdigste Schreiberei gelobt, nie das Vortreffliche getadelt und herabgesetzt, oder verschmitzterweise, um die Blicke davon abzulenken, es als unbedeutend behandelt zu haben? ist eine, welche stets die Auswahl des Anzuzeigenden gewissenhaft nach der Wichtigkeit der Bücher, und nicht nach Gevatterrekommendationen, kollegialischen Rücksichten, oder gar Verlegerschmiergeld, getroffen hat? Sieht nicht jeder, der kein Neuling ist, sobald er ein Buch stark gelobt oder sehr getadelt findet, fast mechanisch sogleich zurück nach der Verlegerfirma? Bestände hingegen eine Litteraturzeitung, wie die oben verlangte, so würde jedem schlechten Schriftsteller, jedem geistlosen Kompilator, jedem Abschreiber aus fremden Büchern, jedem hohlen, unfähigen, anstellungshungrigen Philosophaster, jedem verblasenen, eiteln Poetaster, die Aussicht auf den Pranger, an welchem sein Machwerk nun bald und unfehlbar zu stehen hätte, die juckenden Schreibefinger lähmen, zum wahren Heil der Litteratur, in welcher das Schlechte nicht etwa blofs unnütz, sondern positiv verderblich ist. Nun aber sind die allermeisten Bücher schlecht und hätten sollen ungeschrieben bleiben: folglich sollte das Lob so selten sein, wie es jetzt, unter dem Einflufs persönlicher Rücksichten und der Maxime *accedas socius, laudes lauderis ut absens*[1]), der Tadel ist. Es ist durchaus falsch, die Toleranz, welche man gegen stumpfe, hirnlose Menschen, in der Gesellschaft, die überall von ihnen wimmelt, notwendig haben mufs, auch auf die Litteratur übertragen zu wollen. Denn hier sind sie unverschämte Eindringlinge, und hier das Schlechte herabzusetzen ist Pflicht gegen das Gute: denn wem nichts für schlecht gilt, dem gilt auch nichts für gut. Überhaupt ist in der Litteratur die Höflichkeit, welche aus der Gesellschaft stammt, ein fremdartiges, sehr oft schädliches Element; weil sie verlangt, dafs man das Schlechte gut heifst und dadurch den Zwecken der Wissenschaft, wie der Kunst, gerade ent-

[1]) „Werd' ein Genofs; lobpreis', und du wirst abwesend gelobpreist". (Horaz, Sat. II, 5, 72. Vofs.)

gegenarbeitet. Freilich könnte eine Litteraturzeitung, wie ich sie will, nur von Leuten geschrieben werden, in welchen unbestechbare Redlichkeit mit seltenen Kenntnissen und noch seltenerer Urteilskraft vereint wäre: demnach könnte ganz Deutschland allerhöchstens und kaum eine solche Litteraturzeitung zu stande bringen, die dann aber dastehen würde als ein gerechter Areopag, und zu der jedes Mitglied von den sämtlichen andern gewählt sein müſste; statt daſs jetzt die Litteraturzeitungen von Universitätsgilden, oder Litteratencliquen, im stillen vielleicht gar von Buchhändlern, zum Nutzen des Buchhandels, betrieben werden und, in der Regel, einige Koalitionen schlechter Köpfe zum Nichtaufkommenlasen des Guten enthalten. Nirgends ist mehr Unredlichkeit, als in der Litteratur: das sagte schon Goethe, wie ich im „Willen in der Natur“ S. 17 (2. und 3. Aufl.) des Nähern berichtet habe.

Vor allen Dingen daher müſste jenes Schild aller litterarischen Schurkerei, die Anonymität, dabei wegfallen. In Litteraturzeitungen hat zu ihrer Einführung der Vorwand gedient, daſs sie den redlichen Recensenten, den Warner des Publikums, schützen sollte gegen den Groll des Autors und seiner Gönner. Allein, gegen einen Fall dieser Art, werden hundert sein, wo sie bloſs dient, den, der was er sagt nicht vertreten kann, aller Verantwortlichkeit zu entziehen, oder wohl gar die Schande dessen zu verhüllen, der feil und niederträchtig genug ist, für ein Trinkgeld vom Verleger, ein schlechtes Buch dem Publiko anzupreisen. Oft auch dient sie bloſs, die Obskurität, Inkompetenz und Unbedeutsamkeit des Urteilenden zu bedecken. Es ist unglaublich, welche Frechheit sich der Burschen bemächtigt, und vor welchen litterarischen Gaunereien sie nicht zurückbeben, wann sie unter dem Schatten der Anonymität sich sicher wissen. — Wie es Universal-Medizinen giebt, so ist folgendes eine Universal-Antikritik, gegen alle anonymen Recensionen, gleichviel, ob sie das Schlechte gelobt, oder das Gute getadelt haben: „Hallunke, nenne dich! Denn vermummt und verkappt Leute anfallen, die mit offenem Angesicht einhergehen, das thut kein ehrlicher Mann: das thun Buben und Schufte. — Also: Hallunke, nenne dich!“ *probatum est.*

Schon Rousseau hat, in der Vorrede zur Neuen Heloise, gesagt: *tout honnête homme doit avouer les livres qu'il*

publie; das heifst auf deutsch: „Jeder ehrliche Mann setzt seinen Namen unter das, was er schreibt,“ und allgemein bejahende Sätze lassen sich *per contrapositionem*[1]) umkehren. Wie viel mehr noch gilt dies von polemischen Schriften, wie doch Recensionen meistens sind! weshalb Riemer ganz Recht hat, wenn er in seinen „Mitteilungen über Goethe“, S. XXIX der Vorrede sagt: „Ein offener, dem Gesicht sich stellender Gegner ist ein ehrlicher, gemäfsigter, einer mit dem man sich verständigen, vertragen, aussöhnen kann; ein versteckter hingegen ist ein niederträchtiger, feiger Schuft, der nicht so viel Herz hat, sich zu dem zu bekennen, was er urteilt, dem also nicht einmal etwas an seiner Meinung liegt, sondern nur an der heimlichen Freude, unerkannt und ungestraft sein Mütchen zu kühlen.“ Dies wird eben auch Goethes Meinung gewesen sein: denn die sprach meistens aus Riemern. Überhaupt aber gilt Rousseaus Regel von jeder Zeile, die zum Drucke gegeben wird. Würde man es leiden, wenn ein maskierter Mensch das Volk haranguieren, oder sonst vor einer Versammlung reden wollte? und gar wenn er dabei andere angriffe und mit Tadel überschüttete? würden nicht alsbald seine Schritte zur Thür hinaus von fremden Fufstritten beflügelt werden?

Die in Deutschland endlich erlangte und sogleich auf das ehrloseste mifsbrauchte Prefsfreiheit sollte wenigstens durch ein Verbot aller und jeder Anonymität und Pseudonymität bedingt sein, damit jeder für das, was er durch das weitreichende Sprachrohr der Presse öffentlich verkündet, wenigstens mit seiner Ehre verantwortlich wäre, wenn er noch eine hat; und wenn keine, damit sein Name seine Rede neutralisierte. Ein anonymer Recensent ist ein Kerl, der das, was er über andere und ihre Arbeit der Welt berichtet und respektive verschweigt, nicht vertreten will und daher sich nicht nennt. Alles anonyme Recensieren ist auf Lug und Trug abgesehen. Daher, wie die Polizei nicht zuläfst, dafs man maskiert auf den Gassen einhergehe, sollte sie nicht leiden, dafs man anonym schreibt. Anonyme Litteraturzeitungen sind ganz eigentlich der Ort, wo un-

[1]) D. h. es lassen sich die allgemein bejahenden Sätze in allgemein verneinende verwandeln und dann umkehren. Also in diesem Falle: Kein ehrlicher Mann schreibt, ohne sich zu nennen; wer anonym schreibt, ist kein ehrlicher Mann.

gestraft Unwissenheit über Gelehrsamkeit und Dummheit über Verstand zu Gericht sitzt, und wo das Publikum ungestraft belogen, auch um Geld und Zeit, durch Lob des Schlechten, geprellt wird. Und so etwas wird geduldet? Ist denn nicht die Anonymität die feste Burg aller litterarischen, zumal publizistischen Schurkerei? Sie mufs also eingerissen werden, bis auf den Grund, d. h. so, dafs selbst jeder Zeitungsartikel überall vom Namen des Abfassers begleitet sein solle, unter schwerer Verantwortlichkeit des Redakteurs für die Richtigkeit der Unterschrift. Dadurch würden, weil auch der Unbedeutendste doch in seinem Wohnorte gekannt ist, zwei Dritteile der Zeitungslügen wegfallen und die Frechheit mancher Giftzunge in Schranken gehalten werden. In Frankreich greift man eben jetzt die Sache so an.

In der Litteratur aber sollten, so lange jenes Verbot nicht existiert, alle redlichen Schriftsteller sich vereinigen, die Anonymität durch das Brandmark der öffentlich, unermüdlich und täglich ausgesprochenen äussersten Verachtung zu proskribieren, und auf alle Weise die Erkenntnis zur Geltung zu bringen, dafs anonymes Recensieren eine Nichtswürdigkeit und Ehrlosigkeit ist. Leute, die nicht anonym geschrieben haben, anonym anzugreifen, ist offenbar ehrlos. Wer anonym schreibt und polemisiert, hat *eo ipso* die Präsumtion gegen sich, dafs er das Publikum betrügen, oder ungefährdet anderer Ehre antasten will. Daher sollte jede, selbst die ganz beiläufige und aufserdem nicht tadelnde Erwähnung eines anonymen Recensenten nur mittelst Epitheta, wie „der feige anonyme Lump da und da", oder „der verkappte anonyme Schuft in jener Zeitschrift" u. s. f. geschehen. Dies ist wirklich der anständige und passende Ton, von solchen Gesellen zu reden, damit ihnen das Handwerk verleidet werde. Denn offenbar kann auf irgend welche persönliche Achtung jeder doch nur insofern Anspruch haben, als er sehen läfst, wer er sei, damit man wisse, wen man vor sich habe; nicht aber wer verkappt und vermummt einherschleicht und sich dabei unnütz macht: vielmehr ist ein solcher *ipso facto* vogelfrei. Er ist Οδυσσευς Ουτις, Mr. Nobody (Herr Niemand), und jedem steht es frei, zu erklären, dafs Mr. Nobody ein Schuft sei. Daher man jeden anonymen Recensenten besonders in Antikritiken sogleich per Schuft und Hundsfott traktieren soll und nicht, wie einige von dem

Pack besudelte Autoren aus Feigheit thun, mit „der verehrte Herr Recensent“. „Ein Hundsfott, der sich nicht nennt!“ mufs die Losung aller ehrlichen Schriftsteller sein. Und wenn nun nachmals einer sich das Verdienst erwirbt, so einem durch die Spiefsruten gelaufenen Gesellen die Nebelkappe abzuziehen und ihn, beim Ohr gefafst, heranzuschleppen, so wird die Nachteule bei Tage grofsen Jubel erregen. — Bei jeder mündlichen Verleumdung, die man vernimmt, äufsert der erste Ausbruch der Indignation, in der Regel, sich durch ein „Wer sagt das?“ — Aber da bleibt die Anonymität die Antwort schuldig.

Eine besonders lächerliche Impertinenz solcher anonymer Kritiker ist, dafs sie, wie die Könige, per Wir sprechen; während sie nicht nur im Singular, sondern im Diminutiv, ja im Humilitiv reden sollten, z. B. „meine erbärmliche Wenigkeit, meine feige Verschmitztheit, meine verkappte Inkompetenz, meine geringe Lumpazität“ u. s. w. So geziemt es sich verkappten Gaunern, diesen aus dem finstern Loch eines „litterarischen Winkelblattes“ herauszischenden Blindschleichen, zu reden, welchen das Handwerk endlich gelegt werden mufs. Anonymität ist in der Litteratur, wie die materielle Gaunerei in der bürgerlichen Gemeinschaft ist. „Nenne dich Lump, oder schweige!“ mufs die Losung sein. Bis dahin mag man, bei Kritiken ohne Unterschrift, sofort supplieren: Gauner! — Das Gewerbe mag Geld einbringen, aber Ehre bringt's nicht ein. Denn bei Angriffen ist Herr Anonymus ohne weiteres Herr Schuft, und hunderte gegen eins ist zu wetten, dafs wer sich nicht nennen will, darauf ausgeht das Publikum zu betrügen. Blofs anonyme Bücher ist man berechtigt anonym zu recensieren. Überhaupt werden mit der Anonymität $^{99}/_{100}$ aller litterarischen Schurkereien wegfallen. Bis das Gewerbe proskribiert ist, sollte man, bei entstehendem Anlafs, sich an den Menschen, der die Boutique hält (Vorstand und Unternehmer des anonymen Recensions-Instituts) halten, ihn für das, was seine Löhnlinge gesündigt haben, unmittelbar selbst verantwortlich machen, und zwar in dem Tone, zu welchem sein Gewerbe uns das Recht giebt. Keine Lüge ist so frech, dass ein anonymer Recensent sie sich nicht erlauben sollte: er ist ja nicht verantwortlich. — Ich meinesteils würde ebenso gern einer Spielbank, oder einem Bordell vorstehen, als so einer anonymen Recensentenhöhle.

§. 290.

Der Stil ist die Physiognomie des Geistes. Sie ist untrüglicher, als die des Leibes. Fremden Stil nachahmen heifst eine Maske tragen. Wäre diese auch noch so schön, so wird sie, durch das Leblose, bald insipid und unerträglich; so dafs selbst das häfslichste lebendige Gesicht besser ist. Darum gleichen denn auch die lateinisch schreibenden Schriftsteller, welche den Stil der Alten nachahmen, doch eigentlich den Masken: man hört nämlich wohl, was sie sagen; aber man sieht nicht auch dazu ihre Physiognomie, den Stil. Wohl aber sieht man auch diesen in den lateinischen Schriften der Selbstdenker, welche sich zu jener Nachahmung nicht bequemt haben, wie z. B. Scotus Erigena, Petrarca, Baco, Cartesius, Spinoza u. a. m.

Affektation im Stil ist dem Gesichterschneiden zu vergleichen. — Die Sprache, in welcher man schreibt, ist die Nationalphysiognomie: sie stellt grofse Unterschiede fest, — von der griechischen bis zur karaibischen.

§. 291.

Um über den Wert der Geistesprodukte eines Schriftstellers eine vorläufige Schätzung anzustellen, ist es nicht gerade notwendig, zu wissen, worüber, oder was er gedacht habe; dazu wäre erfordert, dafs man alle seine Werke durchläse; — sondern zunächst ist es hinreichend, zu wissen, wie er gedacht habe. Von diesem Wie des Denkens nun, von dieser wesentlichen Beschaffenheit und durchgängigen Qualität desselben, ist ein genauer Abdruck sein Stil. Dieser zeigt nämlich die formelle Beschaffenheit aller Gedanken eines Menschen, welche sich stets gleich bleiben mufs; was und worüber er auch denken möge. Man hat daran gleichsam den Teig, aus dem er alle seine Gestalten knetet, so verschieden sie auch sein mögen. Wie daher Eulenspiegel dem Fragenden, wie lange er, bis zum nächsten Orte, noch zu gehen habe, die scheinbar ungereimte Antwort gab „Gehe!“, in der Absicht, erst aus seinem Gange zu ermessen, wie weit er, in einer gegebenen Zeit, kommen würde; so lese ich aus einem Autor ein Paar Seiten, und weifs dann schon ungefähr, wie weit er mich fördern kann.

Im stillen Bewufstsein dieses Bewandtnisses der Sache, sucht jeder Mediokre seinen, ihm eigenen und natürlichen Stil zu maskieren. Dies nötigt ihn zunächst, auf alle Nai-

vetät zu verzichten; wodurch diese das Vorrecht der überlegenen und sich selbst fühlenden, daher mit Sicherheit auftretenden Geister bleibt. Jene Alltagsköpfe nämlich können schlechterdings sich nicht entschliefsen, zu schreiben, wie sie denken; weil ihnen ahnet, dafs alsdann das Ding ein gar einfältiges Ansehen erhalten könnte. Es wäre aber immer doch etwas. Wenn sie also nur ehrlich zu Werke gehen und das Wenige und Gewöhnliche, was sie wirklich gedacht haben, sowie sie es gedacht haben, einfach mitteilen wollten, so würden sie lesbar und sogar, in der ihnen angemessenen Sphäre, belehrend sein. Allein, statt dessen, streben sie nach dem Schein, viel mehr und tiefer gedacht zu haben, als der Fall ist. Sie bringen demnach was sie zu sagen haben in gezwungenen, schwierigen Wendungen, neu geschaffenen Wörtern und weitläufigen, um den Gedanken herumgehenden und ihn verhüllenden Perioden vor. Sie schwanken zwischen dem Bestreben, denselben mitzuteilen, und dem, ihn zu verstecken. Sie möchten ihn so aufstutzen, dafs er ein gelehrtes, oder tiefsinniges Ansehen erhielte, damit man denke, es stecke viel mehr dahinter, als man zur Zeit gewahr wird. Demnach werfen sie ihn bald stückweise hin, in kurzen, vieldeutigen und paradoxen Aussprüchen, die viel mehr anzudeuten scheinen, als sie besagen (herrliche Beispiele dieser Art liefern Schellings naturphilosophische Schriften); bald wieder bringen sie ihren Gedanken unter einem Schwall von Worten vor, mit der unerträglichsten Weitschweifigkeit, als brauchte es Wunder welche Anstalten, den tiefen Sinn desselben verständlich zu machen, — während es ein ganz simpler Einfall, wo nicht gar eine Trivialität ist (Fichte, in seinen populären Schriften, und hundert elende, nicht nennenswerte Strohköpfe, in ihren philosophischen Lehrbüchern, liefern Beispiele in Fülle); oder aber sie befleifsigen sich irgend einer beliebig angenommenen, vornehm sein sollenden Schreibart, z. B. einer so recht κατ' ἐξοχήν gründlichen und wissenschaftlichen, wo man dann von der narkotischen Wirkung lang gesponnener, gedankenleerer Perioden zu Tode gemartert wird (Beispiele hiervon geben besonders jene unverschämtesten aller Sterblichen, die Hegelianer, in der Hegelzeitung, *vulgo* Jahrbücher der wissenschaftlichen Litteratur); oder gar sie haben es auf eine geistreiche Schreibart abgesehen, wo sie dann verrückt werden zu wollen scheinen, u. dgl. m. Alle solche Bemühungen, durch welche

sie das *nascetur ridiculus mus*[1]) hinauszuschieben suchen, machen es oft schwer, aus ihren Sachen herauszubringen, was sie denn eigentlich wollen. Zudem aber schreiben sie auch Worte, ja ganze Perioden hin, bei denen sie selbst nichts denken, jedoch hoffen, dafs ein anderer etwas dabei denken werde. Allen solchen Anstrengungen liegt nichts anderes zum Grunde, als das unermüdliche, stets auf neuen Wegen sich versuchende Bestreben, Worte für Gedanken zu verkaufen, und, mittelst neuer, oder in neuem Sinne gebrauchter Ausdrücke, Wendungen und Zusammensetzungen jeder Art, den Schein des Geistes hervorzubringen, um den so schmerzlich gefühlten Mangel desselben zu ersetzen. Belustigend ist es, zu sehen, wie zu diesem Zwecke bald diese, bald jene Manier versucht wird, um sie als eine den Geist vorstellende Maske vorzunehmen, welche dann auch wohl auf eine Weile die Unerfahrenen täuscht, bis auch sie eben als tote Maske erkannt, verlacht und dann gegen eine andere vertauscht wird. Da sieht man die Schriftsteller bald dithyrambisch, wie besoffen, und bald, ja schon auf der nächsten Seite, hochtrabend, ernst, gründlich-gelehrt, bis zur schwerfälligsten, kleinkauendsten Weitschweifigkeit, gleich der des weiland Christian Wolf, wiewohl im modernen Gewande. Am längsten aber hält die Maske der Unverständlichkeit vor, jedoch nur in Deutschland, wo sie, von Fichte eingeführt, von Schelling vervollkommnet, endlich in Hegel ihren höchsten Klimax erreicht hat: stets mit glücklichstem Erfolge. Und doch ist nichts leichter, als so zu schreiben, dafs kein Mensch es versteht; wie hingegen nichts schwerer, als bedeutende Gedanken so auszudrücken, dafs jeder sie verstehen mufs. Alle oben angeführten Künste nun aber macht die wirkliche Anwesenheit des Geistes entbehrlich: denn sie erlaubt, dafs man sich zeige, wie man ist, und bestätigt allezeit den Ausspruch des Horaz:

scribendi recte sapere est et principium et fons.[2])

Jene aber machen es wie gewisse Metallarbeiter, welche hundert verschiedene Kompositionen versuchen, die Stelle des

[1]) Horaz, Ars poet. 139: parturiunt montes, nascetur ridiculus mus: „Schaut den kreisenden Berg, wie er aufschwillt: komm doch heraus (komische) Maus“. (Vofs.)

[2]) Horaz, Ars poet. 309: „Trachtest du wohl zu schreiben: erkenn'! ist Regel und Urquell“. (Vofs.)

einzigen, ewig unersetzlichen Goldes zu vertreten. Vielmehr aber sollte, ganz im Gegenteil, ein Autor sich vor nichts mehr hüten, als vor dem sichtbaren Bestreben, mehr Geist zeigen zu wollen, als er hat; weil dies im Leser den Verdacht erweckt, dafs er dessen sehr wenig habe, da man immer und in jeder Art nur das affektiert, was man nicht wirklich besitzt. Eben deshalb ist es ein Lob, wenn man einen Autor naiv nennt; indem es besagt, dafs er sich zeigen darf, wie er ist. Überhaupt zieht das Naive an: die Unnatur hingegen schreckt überall zurück. Auch sehen wir jeden wirklichen Denker bemüht, seine Gedanken so rein, deutlich, sicher und kurz, wie nur möglich, auszusprechen. Demgemäfs ist Simplicität stets ein Merkmal, nicht allein der Wahrheit, sondern auch des Genies gewesen. Der Stil erhält die Schönheit vom Gedanken; statt dafs, bei jenen Scheindenkern, die Gedanken durch den Stil schön werden sollen. Ist doch der Stil der blofse Schattenrifs des Gedankens: undeutlich, oder schlecht schreiben, heifst dumpf, oder konfus denken.

Daher nun ist die erste, ja schon für sich allein beinahe ausreichende Regel des guten Stils diese, dafs man etwas zu sagen habe: o, damit kommt man weit! Aber die Vernachlässigung derselben ist ein Grundcharakterzug der philosophischen und überhaupt aller reflektierenden Schriftsteller in Deutschland, besonders seit Fichte. Allen solchen Schreibern nämlich ist anzumerken, dafs sie etwas zu sagen scheinen wollen, während sie nichts zu sagen haben. Diese durch die Pseudophilosophen der Universitäten eingeführte Weise kann man durchgängig und selbst bei den ersten litterarischen Notabilitäten der Zeitperiode beobachten. Sie ist die Mutter des geschrobenen, vagen, zweideutigen, ja, vieldeutigen Stils, imgleichen des weitläufigen und schwerfälligen, des *stile empesé*, nicht weniger des unnützen Wortschwalls, endlich auch des Versteckens der bittersten Gedankenarmut unter ein unermüdliches, klappermühlenhaftes, betäubendes Gesalbader, daran man stundenlang lesen kann, ohne irgend eines deutlich ausgeprägten und bestimmten Gedankens habhaft zu werden. Von dieser Art und Kunst liefern jene berüchtigten „Halle'schen", nacher „Deutschen Jahrbücher" fast durchweg auserlesene Muster. — Inzwischen hat die deutsche Gelassenheit sich gewöhnt, dergleichen Wortkram jeder Art, Seite nach Seite zu lesen, ohne sonderlich

zu wissen, was der Schreiber eigentlich will: sie meint eben, das gehöre sich so, und kommt nicht dahinter, daſs er bloſs schreibt, um zu schreiben. Ein guter, gedankenreicher Schriftsteller hingegen erwirbt sich bei seinem Leser bald den Kredit, daſs er im Ernst und wirklich etwas zu sagen habe, wenn er spricht: und dies giebt dem verständigen Leser die Geduld, ihm aufmerksam zu folgen. Ein solcher Schriftsteller wird auch, eben weil er wirklich etwas zu sagen hat, sich stets auf die einfachste und entschiedenste Weise ausdrücken; weil ihm daran liegt, gerade den Gedanken, den er jetzt hat, auch im Leser zu erwecken und keinen andern. Demnach wird er mit Boileau sagen dürfen:

Ma pensée au grand jour partout s'offre et s'expose,
Et mon vers, bien ou mal, dit toujours quelque chose;

während von jenen vorher Geschilderten das *et qui parlant beaucoup ne disent jamais rien* desselben Dichters gilt. Zur Charakteristik derselben gehört nun auch dies, daſs sie, wo möglich, alle entschiedenen Ausdrücke vermeiden, um nötigenfalls immer noch den Kopf aus der Schlinge ziehen zu können: daher wählen sie in allen Fällen den abstrakteren Ausdruck; Leute von Geist hingegen den konkreteren; weil dieser die Sache der Anschaulichkeit näher bringt, welche die Quelle aller Evidenz ist. Jene Vorliebe für das Abstrakte läſst sich durch viele Beispiele belegen: ein besonders lächerliches aber ist dieses, daſs man in der deutschen Schriftstellerei dieser letzten zehn Jahre fast überall, wo „bewirken" oder „verursachen" stehen sollte, „bedingen" findet; weil dies, als abstrakter und unbestimmter, weniger besagt (nämlich „nicht ohne dieses" statt „durch dieses") und daher immer noch Hinterthürchen offen läſst, die denen gefallen, welchen das stille Bewuſstsein ihrer Unfähigkeit eine beständige Furcht vor allen entschiedenen Ausdrücken einflöſst. Bei andern jedoch wirkt hier bloſs der nationale Hang, in der Litteratur jede Dummheit, wie im Leben jede Ungezogenheit, sogleich nachzuahmen, welcher durch das schnelle Umsichgreifen beider belegt wird; während ein Engländer, bei dem, was er schreibt, wie bei dem, was er thut, sein eigenes Urteil zu Rate zieht: dies ist im Gegenteil niemanden weniger nachzurühmen, als dem Deutschen. Infolge des besagten Hergangs sind die Worte „bewirken" und „verursachen" aus der Büchersprache der letzten 10 Jahre

fast ganz verschwunden und überall ist blofs von „bedingen“ die Rede. Die Sache ist, des charakteristisch Lächerlichen wegen, erwähnenswert.

Man könnte die Geistlosigkeit und Langweiligkeit der Schriften der Alltagsköpfe sogar daraus ableiten, dafs sie immer nur mit halbem Bewufstsein reden, nämlich den Sinn ihrer eigenen Worte nicht selbst eigentlich verstehen, da solche bei ihnen ein Erlerntes und fertig Aufgenommenes sind; daher sie mehr die ganzen Phrasen *(phrases banales)* als die Worte zusammengefügt haben. Hieraus entspringt der sie charakterisierende fühlbare Mangel an deutlich ausgeprägten Gedanken; weil eben der Prägestempel zu solchen, das eigene klare Denken, ihnen abgeht: statt ihrer finden wir ein unbestimmtes dunkles Wortgewebe, gangbare Redensarten, abgenutzte Wendungen und Modeausdrücke. Infolge davon gleicht ihr nebliges Geschreibe einem Druck mit schon oft gebrauchten Typen. — Leute von Geist hingegen reden, in ihren Schriften, w i r k l i c h zu uns, und daher vermögen sie, uns zu beleben und zu unterhalten: nur s i e stellen die einzelnen Worte mit vollem Bewufstsein, mit Wahl und Absicht zusammen. Daher verhält ihr Vortrag sich zu dem der oben Geschilderten wie ein wirklich g e m a l t e s Bild zu einem mit Schablonen verfertigten: dort nämlich liegt in jedem Wort wie in jedem Pinselstrich, specielle Absicht; hier hingegen ist alles mechanisch aufgesetzt. Denselben Unterschied kann man in der Musik beobachten. Denn überall ist es stets die Allgegenwart des Geistes in allen Teilen, welche die Werke des Genies charakterisiert: sie ist der von L i c h t e n b e r g bemerkten Allgegenwart der Seele G a r r i c k s in allen Muskeln seines Körpers analog.

In Hinsicht auf die oben angeregte L a n g w e i l i g k e i t der Schriften ist jedoch die allgemeine Bemerkung beizubringen, dafs es zwei Arten von Langweiligkeit giebt: eine objektive und eine subjektive. Die o b j e k t i v e entspringt allemal aus dem hier in Rede stehenden Mangel, also daraus, dafs der Autor gar keine vollkommen deutliche Gedanken, oder Erkenntnisse, mitzuteilen hat. Denn wer solche hat, arbeitet auf seinen Zweck, die Mitteilung derselben, in gerader Linie hin, liefert daher überall deutlich ausgeprägte Begriffe und ist sonach weder weitschweifig, noch nichtssagend, noch konfus, folglich nicht langweilig. Selbst wenn sein Grund-

gedanke ein Irrtum wäre, so ist er, in solchem Fall, doch deutlich gedacht und wohl überlegt, also wenigstens formell richtig, wodurch die Schrift immer noch einigen Wert behält. Hingegen ist, aus denselben Gründen, eine objektiv langweilige Schrift allemal auch sonst wertlos. — Die subjektive Langweiligkeit hingegen ist eine blofs relative: sie hat ihren Grund im Mangel an Interesse für den Gegenstand beim Leser; dieser aber in irgend einer Beschränktheit desselben. Subjektiv langweilig kann daher auch das Vortrefflichste sein, nämlich diesem oder jenem; wie umgekehrt auch das Schlechteste diesem oder jenem subjektiv-kurzweilig sein kann; weil der Gegenstand, oder der Schreiber, ihn interessiert. —

Den deutschen Schriftstellern würde durchgängig die Einsicht zustatten kommen, dafs man zwar, wo möglich, denken soll wie ein grofser Geist, hingegen dieselbe Sprache reden wie jeder andere. Man brauche gewöhnliche Worte und sage ungewöhnliche Dinge: aber sie machen es umgekehrt. Wir finden sie nämlich bemüht, triviale Begriffe in vornehme Worte zu hüllen und ihre sehr gewöhnlichen Gedanken in die ungewöhnlichsten Ausdrücke, die gesuchtesten, preziosesten und seltsamsten Redensarten zu kleiden. Ihre Sätze schreiten beständig auf Stelzen einher. Hinsichtlich dieses Wohlgefallens am Bombast, überhaupt am hochtrabenden, aufgedunsenen, preziösen, hyperbolischen und aerobatischen Stile, ist ihr Typus der Fähnrich Pistol, dem sein Freund Fallstaff einmal ungeduldig zuruft: „sage was du zu sagen hast, wie ein Mensch aus dieser Welt!" Liebhabern von Beispielen widme ich folgende Anzeige: „Nächstens erscheint in unserm Verlage: Theoretisch-praktisch wissenschaftliche Physiologie, Pathologie und Therapie der unter dem Namen der Blähungen bekannten pneumatischen Phänomene, worin diese, in ihrem organischen und kausalen Zusammenhange, ihrem Sein und Wesen nach, wie auch mit allen sie bedingenden, äufsern und innern, genetischen Momenten, in der ganzen Fülle ihrer Erscheinungen und Bethätigungen, sowohl für das allgemein menschliche, als für das wissenschaftliche Bewufstsein, systematisch dargelegt werden: eine freie, mit berichtigenden Anmerkungen und erläuternden Exkursen ausgestattete Übertragung des französischen Werkes: *l'art de peter.*"

Für *stile empesé* findet man im Deutschen keinen genau entsprechenden Ausdruck; desto häufiger aber die Sache selbst. Wenn mit Preziosität verbunden, ist er in Büchern was im Umgange die affektierte Gravität, Vornehmigkeit und Preziosität, und ebenso unerträglich. Die Geistesarmut kleidet sich gern darin; wie im Leben die Dummheit in die Gravität und Formalität.

Wer preziös schreibt gleich dem, der sich herausputzt, um nicht mit dem Pöbel verwechselt und vermengt zu werden; eine Gefahr, welche der Gentleman, auch im schlechtesten Anzuge, nicht läuft. Wie man daher an einer gewissen Kleiderpracht und dem *tiré à quatre épingles* den Plebejer erkennt; so am preziösen Stil den Alltagskopf.

Nichtsdestoweniger ist es ein falsches Bestreben, geradezu so schreiben zu wollen, wie man redet. Vielmehr soll jeder Schriftstil eine gewisse Spur der Verwandtschaft mit dem Lapidarstil tragen, der ja ihrer aller Ahnherr ist. Jenes ist daher so verwerflich, wie das Umgekehrte, nämlich reden zu wollen, wie man schreibt; welches pedantisch und schwer verständlich zugleich herauskommt.

Dunkelheit und Undeutlichkeit des Ausdrucks ist allemal und überall ein sehr schlimmes Zeichen. Denn in 99 Fällen unter 100 rührt sie her von der Undeutlichkeit des Gedankens, welche selbst wiederum fast immer aus einem ursprünglichen Mifsverhältnis, Inkonsistenz und also Unrichtigkeit desselben entspringt. Wenn, in einem Kopfe, ein richtiger Gedanke aufsteigt, strebt er schon nach der Deutlichkeit und wird sie bald erreichen: das deutlich Gedachte aber findet leicht seinen angemessenen Ausdruck. Was ein Mensch zu denken vermag, läfst sich auch allemal in klaren, fafslichen und unzweideutigen Worten ausdrücken. Die, welche schwierige, dunkele, verflochtene, zweideutige Reden zusammensetzen, wissen ganz gewifs nicht recht, was sie sagen wollen, sondern haben nur ein dumpfes, nach einem Gedanken erst ringendes Bewufstsein davon: oft aber auch wollen sie sich selber und andern verbergen, dafs sie eigentlich nichts zu sagen haben. Sie wollen, wie Fichte, Schelling und Hegel, zu wissen scheinen, was sie nicht wissen, zu denken was sie nicht denken, und zu sagen, was sie nicht sagen. Wird denn einer, der etwas Rechtes mitzuteilen hat, sich bemühen, undeutlich zu reden, oder deutlich? — Schon Quin-

tilian sagt es (Instit. Lib. II, c. 3): *plerumque accidit ut faciliora sint ad intelligendum et lucidiora multo, quae a doctissimo quoque dicuntur Erit ergo etiam obscurior, quo quisque deterior.*[1])

Imgleichen soll man nicht sich rätselhaft ausdrücken, sondern wissen, ob man eine Sache sagen will, oder nicht. Die Unentschiedenheit des Ausdrucks macht deutsche Schriftsteller so ungeniefsbar. Eine Ausnahme gestatten allein die Fälle, wo man etwas in irgend einer Hinsicht Unerlaubtes mitzuteilen hat.

Wie jedes Übermafs einer Einwirkung meistens das Gegenteil des Bezweckten herbeiführt, so dienen zwar Worte, Gedanken fafslich zu machen; jedoch auch nur bis zu einem gewissen Punkt. Über diesen hinaus angehäuft, machen sie die mitzuteilenden Gedanken wieder dunkler und immer dunkler. Jenen Punkt zu treffen ist Aufgabe des Stils und Sache der Urteilskraft: denn jedes überflüssige Wort wirkt seinem Zwecke gerade entgegen. In diesem Sinne sagt Voltaire: *l'adjectif est l'ennemi du substantif.* (Aber freilich suchen viele Schriftsteller gerade unter dem Wortüberflufs ihre Gedankenarmut zu verbergen.)

Demgemäfs vermeide man alle Weitschweifigkeit und alles Einflechten unbedeutender, der Mühe des Lesens nicht lohnender Bemerkungen. Man mufs sparsam mit der Zeit, Anstrengung und Geduld des Lesers umgehen: dadurch wird man bei ihm sich den Kredit erhalten, dafs was dasteht des aufmerksamen Lesens wert ist und seine darauf zu verwendende Mühe belohnen wird. Immer noch besser, etwas Gutes wegzulassen, als etwas Nichtssagendes hinzusetzen. Hier findet das Hesiodische πλεον ἡμισυ παντος[2]) (opera et dies, v. 40) seine rechte Anwendung. Überhaupt, nicht alles sagen! *Le secret pour être ennuyeux, c'est de tout dire.* Also, wo möglich, lauter Quintessenzen, lauter Hauptsachen, nichts, was der Leser auch allein denken würde. — Viele Worte machen, um wenige Gedanken mitzuteilen, ist überall das untrügliche Zeichen der Mittelmäfsigkeit; das des emi-

[1]) Es ist gewöhnlich der Fall, dafs das, was ein sehr kenntnisreicher Mensch sagt, leichter zu verstehen und viel klarer ist. Deshalb wird auch jeder sich um so verworrener ausdrücken, je mangelhafter sein Wissen ist.

[2]) Die Hälfte ist mehr als das Ganze.

nenten Kopfes dagegen, viele Gedanken in wenige Worte zu schliefsen.

Die Wahrheit ist nackt am schönsten, und der Eindruck, den sie macht, um so tiefer, als ihr Ausdruck einfacher war; teils, weil sie dann das ganze, durch keinen Nebengedanken zerstreute Gemüt des Hörers ungehindert einnimmt; teils, weil er fühlt, dafs er hier nicht durch rhetorische Künste bestochen, oder getäuscht ist, sondern die ganze Wirkung von der Sache selbst ausgeht. Z. B. welche Deklamation über die Nichtigkeit des menschlichen Daseins wird wohl mehr Eindruck machen, als Hiob's: *homo, natus de muliere, brevi vivit tempore, repletus multis miseriis, qui, tanquam flos, egreditur et conteritur, et fugit velut umbra*[1]. — Eben daher steht die naive Poesie Goethe's so unvergleichlich höher, als die rhetorische Schiller's. Daher auch die starke Wirkung mancher Volkslieder. Deshalb nun hat man, wie in der Baukunst vor der Überladung mit Zieraten, in den redenden Künsten sich vor allem nicht notwendigen rhetorischen Schmuck, allen unnützen Amplifikationen und überhaupt vor allem Überflufs im Ausdruck zu hüten, also sich eines keuschen Stiles zu befleifsigen. Alles entbehrliche wirkt nachteilig. Das Gesetz der Einfachheit und Naivetät, da diese sich auch mit dem Erhabensten verträgt, gilt für alle schönen Künste.

Die echte Kürze des Ausdrucks besteht darin, dafs man überall nur sagt, was sagenswert ist, hingegen alle weitschweifigen Auseinandersetzungen dessen, was jeder selbst hinzudenken kann, vermeidet, mit richtiger Unterscheidung des Nötigen und Überflüssigen. Hingegen soll man nie der Kürze die Deutlichkeit, geschweige die Grammatik, zum Opfer bringen. Den Ausdruck eines Gedankens schwächen, oder gar den Sinn einer Periode verdunkeln, oder verkümmern, um einige Worte weniger hinzusetzen, ist beklagenswerter Unverstand. Gerade dies aber ist das Treiben jener falschen Kürze, die heutzutage im Schwange ist und darin besteht, dafs man das Zweckdienliche, ja das grammatisch oder logisch Notwendige wegläfst. In Deutschland sind die

[1]) XIV, 1.: „Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit, und ist voll Unruhe, gehet auf wie eine Blume, und fällt ab, fliehet wie ein Schatten, und bleibet nicht.“

schlechten Skribenten jetziger Zeit von ihr, wie von einer Manie, ergriffen und üben sie mit unglaublichem Unverstande. Nicht nur, dafs sie, um ein Wort zu ersparen, ein Verbum, oder ein Adjektiv mehreren und verschiedenen Perioden zugleich, ja nach verschiedenen Richtungen hin, dienen lassen, welche man nun alle, ohne sie zu verstehen und wie im Dunkeln tappend, zu durchlesen hat, bis endlich das Schlufswort kommt und uns ein Licht darüber aufsteckt; sondern noch durch mancherlei andere, ganz ungehörige Wortersparnisse suchen sie das hervorzubringen, was ihre Einfalt sich unter Kürze des Ausdrucks und gedrungener Schreibart denkt. So werden sie, durch ökonomische Weglassung eines Wortes, welches mit einem Male Licht über eine Periode verbreitet hätte, diese zu einem Rätsel machen, welches man durch wiederholtes Lesen aufzuklären sucht. Insbesondere sind die Partikeln Wenn und So bei ihnen proskribiert und müssen überall durch Vorsetzung des Verbi ersetzt werden, ohne die nötige, für Köpfe ihres Schlages freilich auch zu subtile Diskrimination, wo diese Wendung passend sei, und wo nicht; woraus denn oft nicht nur geschmacklose Härte und Affektation, sondern auch Unverständlichkeit erwächst. Damit verwandt ist ein jetzt allgemein beliebter Sprachschnitzer, den ein Beispiel am besten zeigt: um zu sagen, „käme er zu mir, so würde ich ihm sagen" u. s. w., schreiben neun Zehntel der heutigen Tintenklexer: „würde er zu mir kommen, ich sagte ihm" u. s. w., welches nicht nur ungeschickt, sondern falsch ist; da eigentlich nur eine fragende Periode mit „würde" anfangen darf, ein hypothetischer Satz aber höchstens nur im Präsens, nicht im Futuro. Aber ihr Talent in der Kürze des Ausdruckes geht nun einmal nicht weiter, als die Worte zu zählen und auf Pfiffe zu denken, irgend eines, oder auch nur eine Silbe, um jeden Preis, auszumerzen. Ganz allein hierin suchen sie die Gedrungenheit des Stils und Kernhaftigkeit des Vortrags. Demnach wird jede Silbe, deren logischer, oder grammatischer, oder euphonischer Wert ihrem Stumpfsinn entgeht, hurtig weggeschnitten, und sobald ein Esel eine solche Heldenthat vollbracht hat, folgen hundert andere nach, die es ihm mit Jubel nachthun. Und nirgends eine Opposition! keine Opposition gegen die Dummheit; sondern, hat einer eine rechte Eselei gemacht, so bewundern sie die anderen und beeilen sich, sie nachzumachen.

Demzufolge haben diese unwissenden Tintenklexer, in den 1840er Jahren, aus der deutschen Sprache das Perfekt und Plusquamperfekt ganz verbannt, indem sie, beliebter Kürze halber, solche überall durch das Imperfekt ersetzen, so dafs dieses das einzige Präteritum der Sprache bleibt, auf Kosten, nicht etwa blofs aller feineren Richtigkeit, oder auch nur aller Grammatizität der Phrase; nein, oft auf Kosten alles Menschenverstandes, indem barer Unsinn daraus wird. Daher ist, unter allen jenen Sprachverhunzungen diese die niederträchtigste, da sie die Logik und damit den Sinn der Rede angreift; sie ist eine linguistische Infamie. Ich wollte wetten, dafs aus diesen letzten zehn Jahren sich ganze Bücher vorfinden, in denen kein einziges Plusquamperfektum, ja vielleicht auch kein Perfektum, vorkommt. Beinahe ausnahmslos wird dieser Frevel gegen die Sprache ausgeübt in allen Zeitungen und gröfstenteils auch in den gelehrten Zeitschriften; indem, wie schon erwähnt, in Deutschland, jede Dummheit in der Litteratur und jede Ungezogenheit im Leben, Scharen von Nachahmern findet und keiner wagt, auf eigenen Beinen zu stehen; weil eben, wie ich nicht bergen kann, die Urteilskraft nicht zu Hause ist, sondern bei den Nachbarn, auf Visiten. — Unter allen Infamien, die heutzutage an der deutschen Sprache verübt werden, ist die Ausmerzung des Perfekts aus derselben und Substituierung des Imperfekts die verderblichste; denn sie trifft unmittelbar das Logische der Rede, zerstört den Sinn derselben, hebt Fundamentalunterscheidungen auf, und läfst sie etwas anderes sagen, als beabsichtigt wird. Man darf im Deutschen das Imperfekt und Perfekt nur da setzen, wo man sie im Lateinischen setzen würde; denn der leitende Grundsatz ist in beiden Sprachen derselbe: die noch fortdauernde, unvollendete Handlung zu unterscheiden von der vollendeten, schon ganz in der Vergangenheit liegenden. — Durch die besagte Exstirpation jener zwei wichtigen Temporum sinkt eine Sprache fast zum Range der allerrohesten herab. Es thäte daher Not, dafs man eine kleine Sprachschule für deutsche Schriftsteller errichtete, in welcher der Unterschied zwischen Imperfektum, Perfektum und Plusquamperfektum gelehrt würde; nächstdem auch der zwischen Genitiv und Ablativ; da, immer allgemeiner, dieser statt jenes gesetzt und ganz unbefangen z. B. „das Leben von Leibnitz“, und „der Tod von Andreas Hofer“,

statt Leibnitzens Leben, Hofers Tod, geschrieben wird. Wie würde in andern Sprachen ein solcher Schnitzer aufgenommen werden? was würden z. B. die Italiener sagen, wenn ein Schriftsteller *di* und *da* (d. h. Genitiv und Ablativ) vertauschte! Aber weil im Französischen diese Partikeln beide durch das dumpfe, stumpfe *de* vertreten werden und die moderne Sprachkenntnis deutscher Bücherschreiber nicht über ein geringes Mafs französisch hinauszugehen pflegt, glauben sie jene französische Armseligkeit auch der deutschen Sprache aufheften zu dürfen, und finden, wie bei Dummheiten gewöhnlich, Beifall und Nachfolge. Aus demselben würdigen Grunde wird, weil im Französischen die Präposition *pour*, armutshalber, den Dienst von vier oder fünf deutschen Präpositionen versehen mufs, von unsern sinnlosen Tintenklexern überall „für“ gesetzt, wo gegen, um, auf, oder sonst eine Präposition, oder auch gar keine stehen sollte, um nur das Französische *pour pour* nachzuäffen; womit es so weit gekommen ist, dafs die Präposition „für“ unter sechs Malen fünfmal falsch steht. Ebenso Wendungen wie: „Diese Menschen, sie haben keine Urteilskraft“, und überhaupt die Einführung der armseligen Grammatik eines zusammengeleimten *patois*, wie das Französische, in die deutsche, viel edlere Sprache, machen die verderblichen Gallicismen aus; nicht aber, wie bornierte Puristen vermeinen, die Einführung einzelner Fremdwörter: diese werden assimiliert und bereichern die Sprache. Fast die Hälfte der deutschen Wörter ist aus dem Lateinischen abzuleiten: wenn auch dabei zweifelhaft bleibt, welche Wörter wirklich von den Römern angenommen, und welche blofs von der Grofsmutter Sanskrit her so sind. — Die vorgeschlagene Sprachschule könnte auch Preisaufgaben stellen, z. B. den Unterschied des Sinnes der beiden Fragen: „sind Sie gestern im Theater gewesen?“ und „waren Sie gestern im Theater?“ deutlich zu machen.

Noch ein anderes Beispiel falscher Kürze liefert der allmählich allgemein gewordene falsche Gebrauch des Wortes nur. Bekanntlich ist die Bedeutung desselben entschieden beschränkend: es besagt „nicht mehr als“. Nun aber weifs ich nicht, welcher Querkopf zuerst es gebraucht hat für „nicht anders als“, welches ein ganz verschiedener Gedanke ist: aber wegen der dabei zu lukrierenden Wortersparnis fand der Schnitzer sogleich die eifrigste Nachahmung; so dafs jetzt

der falsche Gebrauch des Wortes bei weitem der häufigste ist, obschon dadurch oft das Gegenteil von dem, was der Schreiber beabsichtigt, eigentlich gesagt wird. Z. B. „Ich kann es nur loben“ (also nicht belohnen); „ich kann es nur mifsbilligen“ (also nicht strafen). Hierher gehört auch der, jetzt allgemeine adverbiale Gebrauch mancher Adjektive, z. B. „ähnlich“, und „einfach“, der mir allemal wie ein Mifston klingt. In keiner Sprache erlaubt man sich, Adjektive ohne weiteres als Adverbien zu gebrauchen. Was würde man sagen, wenn ein griechischer Autor schriebe: *ὁμοιος* statt *ὁμοιως*, *ἁπλους* statt *ἁπλως*, oder wenn in andern Sprachen einer schriebe:

similis	st.	*similiter*,	*simplex*	st.	*simpliciter*,
pareil	-	*pareillement*,	*simple*	-	*simplement*,
like	-	*likely*,	*simple*	-	*simply*.

Nur Deutsche und Hottentotten erlauben sich dergleichen, schreiben „sicher“ statt „sicherlich“ und dann statt „gewifs“. Blofs der Deutsche macht keine Umstände, sondern geht nach seiner Laune, nach seiner Kurzsichtigkeit und Unwissenheit mit der Sprache um, — wie es seiner geistreichen Nationalphysiognomie entspricht.

Dies alles sind keine Kleinigkeiten: es ist die Verhunzung der Grammatik und des Geistes der Sprache durch nichtswürdige Tintenklexer, *nemine dissentiente.* Die sogenannten Gelehrten (wissenschaftliche Männer!) eifern vielmehr den Journal- und Zeitungslitteraten nach: es ist ein Wettstreit der Dummheit und Ohrenlosigkeit. Die deutsche Sprache ist gänzlich in die *Grabuge* geraten: alles greift zu, jeder tintenklexende Lump fällt darüber her. —

Überall, so weit es angeht, soll man das Adjektiv vom Adverbio unterscheiden, daher z. B. nicht „sicher“ schreiben, wo man „sicherlich“ meint. Überhaupt soll man nie und nirgends der Kürze auch nur das kleinste Opfer auf Kosten der Bestimmtheit und Präcision des Ausdrucks bringen: denn die Möglichkeit dieser ist es, welche einer Sprache ihren Wert giebt, indem es nur vermöge ihrer gelingt, jede Nüance, jede Modulation eines Gedankens genau und unzweideutig auszudrücken, ihn also wie im nassen Gewande, nicht wie im Sack erscheinen zu lassen, worin eben die schöne, kraftvolle und prägnante Schreibart besteht, welche den Klassiker macht. Und gerade die Möglichkeit dieser

Bestimmtheit und Präcision des Ausdrucks geht gänzlich verloren durch Kleinhacken der Sprache mittelst Abschneiden der Präfixa und Affixa, imgleichen der das Adverbium vom Adjektiv unterscheidenden Silben, durch Weglassen des Auxiliars, Gebrauch des Imperfekts statt des Perfekts u. s. w. u. s. w., wie es jetzt als grassierende Monomanie alle deutsche Federn ergriffen hat und mit einer Hirnlosigkeit, wie sie in England, Frankreich und Italien nie allgemein werden könnte, um die Wette betrieben wird, von allen, von allen, ohne irgend eine Opposition. Dieses Kleinhacken der Sprache ist wie wenn jemand einen kostbaren Stoff, um ihn dichter einpacken zu können, in Lappen zerschnitte: die Sprache wird dadurch in einen elenden, halbverständlichen Jargon umgeschaffen, und das wird die deutsche bald sein.

Am auffallendsten aber zeigt jenes falsche Streben nach Kürze sich in der Verstümmelung der einzelnen Wörter. Um Tagelohn dienende Büchermacher, greulich unwissende Litteraten und feile Zeitungsschreiber beschneiden die deutschen Wörter von allen Seiten, wie Gauner die Münzen; alles blofs zum Zweck beliebter Kürze, — wie sie solche verstehen. In diesem Streben werden sie den unbändigen Schwätzern gleich, welche, um nur recht vieles in kurzer Zeit und in einem Atem heraus zu sprudeln, Buchstaben und Silben verschlucken und, hastig nach Luft schnappend, ihre Phrasen ächzend abhaspeln, wobei sie dann die Worte nur zur Hälfte aussprechen. Solchermafsen also werden auch von jenen, um recht vieles auf wenig Raum zu bringen, Buchstaben aus der Mitte und ganze Silben vom Anfang und Ende der Wörter weggeschnitten. Zuvörderst nämlich werden die der Prosodie, der Aussprache und dem Wohllaute dienenden Doppelvokale und verlängernden h überall herausgerissen, danach aber alles, was noch irgendwo ablösbar ist, weggenommen. Vorzüglich hat diese vandalische Zerstörungswut unserer Wortbeknapper sich auf die Endsilben „ung" und „keit" gerichtet; eben nur weil sie die Bedeutung derselben nicht verstehen, noch fühlen, und, unter ihrer dicken Hirnschale, weit davon entfernt sind, den feinen Takt zu spüren, mit welchem überall unsere instinktmäfsig sprachbildenden Vorfahren jene Silbenmodulation angewandt haben, indem sie nämlich durch „ung", in der Regel, das Subjektive, die Handlung, vom Objektiven,

dem Gegenstande derselben, unterschieden; durch „keit" aber meistens das Dauernde, die bleibenden Eigenschaften, ausdrückten: wie z. B. jenes in Tötung, Zeugung, Befolgung, Ausmessung u. s. w., dieses in Freigebigkeit, Gutmütigkeit, Freimütigkeit, Unmöglichkeit, Dauerhaftigkeit u. s. w. Man betrachte z. B. nur die Wörter „Entschliefsung, Entschlufs und Entschlossenheit." Jedoch viel zu stumpf, um dergleichen zu erkennen, schreiben unsre „jetztzeitigen" rohen Sprachverbesserer z. B. „Freimut": dann sollten sie auch Gutmut und Freigabe, wie auch Ausfuhr statt Ausführung, Durchfuhr statt Durchführung, schreiben. Mit Recht heifst es „Beweis", hingegen nicht „Nachweis", wie unsere stumpfen Tölpel es verbessert haben, sondern „Nachweisung"; weil der Beweis etwas Objektives ist (mathematischer Beweis, faktischer Beweis, unwiderleglicher Beweis u. s. w.): hingegen die Nachweisung ist ein Subjektives, d. h. vom Subjekt Ausgehendes, die Handlung des Nachweisens. — Durchgängig schreiben sie „Vorlage", wo nicht, wie doch das Wort besagt, das vorzulegende Dokument, sondern die Handlung des Vorlegens, also die „Vorlegung" gemeint und der Unterschied der analoge ist, wie zwischen Beilage und Beilegung, Grundlage und Grundlegung, Einlage und Einlegung, Versuch und Versuchung, Eingabe und Eingebung, Zurückgabe und Zurückgebung, und hundert ähnlichen Wörtern. Aber wenn sogar Gerichts-Behörden die Sprachdilapidation sanktionieren, indem sie nicht nur „Vorlage" statt „Vorlegung", sondern auch „Vollzug" statt „Vollziehung," „Vergleich" statt „Vergleichung" schreiben und dekretieren, „in Selbstperson" zu erscheinen, d. h. in eigener, nicht in fremder Person[1]; so darf es uns nicht wundern, alsbald einen Zeitungsschreiber den „Einzug einer Pension" berichten zu sehen, — womit er ihre Einziehung meint, folglich dafs sie ihren Einzug nicht ferner halten werde. Denn an ihm freilich ist die

[1] Gerichtsbehörden schreiben, statt Vorladung, „Ladung": aber Gewehre und Schiffe haben eine Ladung, Gastmähler eine Einladung, und Gerichte eine Vorladung. Gerichtsbehörden sollten stets bedenken, dafs Gut und Blut ihrer Urteilskraft anheim gestellt wird, und diese daher nicht müfsigerweise kompromittieren. In England und Frankreich ist man auch in diesem Stück klüger und behält stets den alten Kanzleistil bei; daher fast jedes Dekret mit *whereas* oder *pursuant to* beginnt. (Anm. Schopenhauers.)

Weisheit der Sprache, welche von der Ziehung einer Lotterie, aber vom Zuge eines Heeres redet, verloren. Allein was darf man von so einem Gazettier erwarten, wenn sogar die gelehrten Heidelberger Jahrbücher (Nr. 24 d. J. 1850) vom „Einzug seiner Güter“ reden? Höchstens könnten diese zu ihrer Entschuldigung anführen, dafs es doch nur ein Philosophieprofessor ist, der so schreibt. Ich wundre mich, noch nicht „Absatz“ statt „Absetzung“, „Empfang“ statt „Empfängnis“, oder gar statt „die Abtretung dieses Hauses“ den „Abtritt dieses Hauses“ gefunden zu haben, welches ebenso konsequent, wie dieser Sprachverbesserer würdig wäre und ergötzliche Mifsverständnisse herbeiführen könnte. Wirklich gefunden aber habe ich, in einer vielgelesenen Zeitung, und zwar mehrmals, „Unterbruch“ statt Unterbrechung; wodurch man verleitet werden kann zu denken, hier sei die gewöhnliche Hernia, im Gegensatz des Leistenbruchs, gemeint. — Und doch haben gerade die Zeitungen am wenigsten Ursache, die Worte zu beschneiden; da solche, je länger sie sind, desto mehr ihre Spalten ausfüllen, und wenn dies durch unschuldige Silben geschieht, sie dafür ein Paar Lügen weniger in die Welt schicken können. Ganz ernstlich mufs ich nun aber hier zu bedenken geben, dafs gewifs mehr, als $^{9}/_{10}$ der überhaupt lesenden Menschen nichts, als die Zeitungen, lesen, folglich fast unausbleiblich ihre Rechtschreibung, Grammatik und Stil nach diesen bilden, und sogar, in ihrer Einfalt, dergleichen Sprachverhunzungen für Kürze des Ausdrucks, elegante Leichtigkeit und scharfsinnige Sprachverbesserung halten, ja überhaupt den jungen Leuten ungelehrter Stände die Zeitung, weil sie doch gedruckt ist, für eine Autorität gilt. Daher sollte, in allem Ernst, von Staats wegen dafür gesorgt werden, dafs die Zeitungen, in sprachlicher Hinsicht, durchaus fehlerfrei wären. Man könnte, zu diesem Zweck, einen Nachcensor anstellen, der, statt des Gehaltes, vom Zeitungsschreiber für jedes verstümmelte, oder nicht bei guten Schriftstellern anzutreffende Wort, wie auch für jeden grammatischen, selbst nur syntaktischen Fehler, auch für jede in falscher Verbindung, oder falschem Sinne, gebrauchte Präposition einen Louisd'or, als Sportel, zu erheben hätte, für freche Verhöhnung aller Grammatik aber, wie wenn ein solcher Skribler, statt „hinsichtlich“, h i n s i c h t s schreibt, 3 Louisd'or und im Wiederbetretungsfall das doppelte. Oder ist etwa die deutsche Sprache vogel-

frei, als eine Kleinigkeit, die nicht des Schutzes der Gesetze wert ist, den doch jeder Misthaufen geniefst? — Elende Philister! — Was, in aller Welt, soll aus der deutschen Sprache werden, wenn Sudler und Zeitungsschreiber diskretionäre Gewalt behalten, mit ihr zu schalten und zu walten nach Mafsgabe ihrer Laune und ihres Unverstandes? — Übrigens aber beschränkt der in Rede stehende Unfug sich keineswegs auf die Zeitungen: vielmehr ist er allgemein und wird in Büchern und gelehrten Zeitschriften mit gleichem Eifer und mit wenig mehr Überlegung getrieben. Da finden wir Präfixa und Affixa rücksichtslos unterschlagen, indem z. B. „Hingabe“ für Hingebung, „Mifsverstand“ für Mifsverständnis, „Wandeln“ für Verwandeln, „Lauf“ für Verlauf, „Meiden“ für Vermeiden, „Ratschlagen“ für Beratschlagen, „Schlüsse“ für Beschlüsse, „Führung“ für Aufführung, „Vergleich“ für Vergleichung, „Zehrung“ für Auszehrung gesetzt ist, und hundert andere, mitunter noch schlimmere Streiche dieser Art. Sogar in sehr gelehrten Werken finden wir die Mode mitgemacht: z. B. in der „Chronologie der Ägypter“ von Lepsius, 1849, heifst es, S. 545, „Manethos fügte seinem Geschichtswerke — — — eine Übersicht — — —, nach Art ägyptischer Annalen, zu“ — also „zufügen“, *infligere* für „hinzufügen“ *addere;* — um eine Silbe zu ersparen. Mit dieser täppischen Art, nur überall Silben abzuschneiden, verhunzen heutzutage alle schlechten Skribenten die deutsche Sprache, welche nacher nicht wieder herzustellen sein wird. Daher müssen solche Sprachverbesserer, ohne Unterschied der Person, gezüchtigt werden, wie die Schuljungen. Jeder Wohlgesinnte und Einsichtige ergreife also mit mir Partei für die deutsche Sprache gegen die deutsche Dummheit. Wie würde ein solches willkürliches, ja freches Umspringen mit der Sprache, wie heutzutage in Deutschland jeder Tintenklexer es sich erlaubt, in England, in Frankreich, oder in Italien, welches um seine *accademia della crusca* zu beneiden ist, aufgenommen werden? Man sehe z. B. in der *Biblioteca de' Classici italiani* (Milano 1804, sqq. Tom 142) das Leben des Benvenuto Cellini, wie da der Herausgeber jede, auch die geringste Abweichung vom reinen Toskanisch, und beträfe sie einen Buchstaben, sogleich unten in einer Note kritisiert und in Erwägung nimmt! Ebenso die Herausgeber der *Moralistes français* 1838. Z. B. Vauvenargue

schreibt: *ni le dégout est une marque de santé, ni l'appétit est une maladie:* sogleich bemerkt der Herausgeber, daſs es heiſsen muſs *n'est.* Bei uns schreibt jeder wie er will! Hat Vauvenargue geschrieben: *la difficulté est à les connaître,* so bemerkt der Herausgeber: *il faut, je crois, de les connaître.* In einer englischen Zeitung habe ich stark gerügt gefunden, daſs ein Redner gesagt hatte: *my talented friend,* welches nicht englisch sei: und doch hat man *spirited* von *spirit.* So streng sind die andern Nationen hinsichtlich ihrer Sprache: hingegen jeder deutsche Schmierer setzt ohne Scheu irgend ein unerhörtes Wort zusammen, und statt in den Journalen Spieſsruten laufen zu müssen, findet er Beifall und Nachahmer. Kein Schreiber, nicht einmal der niedrigste Tintenklexer, trägt Bedenken, ein Verbum in einem noch nie ihm beigelegten Sinne zu gebrauchen; wenn nur so, daſs der Leser allenfalls erraten kann, was er meint: da gilt's für einen originellen Einfall und findet Nachahmung. Ohne irgend eine Rücksicht auf Grammatik, Sprachgebrauch, Sinn und Menschenverstand schreibt jeder Narr hin, was ihm eben durch den Kopf fährt, und je toller desto besser! — Eben las ich Centro-Amerika, statt Central-Amerika. Wieder ein Buchstabe erspart, auf Kosten eben genannter Potenzen! — Das macht, dem Deutschen sind, in allen Dingen, Ordnung, Regel und Gesetz verhaſst: er liebt sich die individuelle Willkür und das eigene Caprice, mit etwas abgeschmackter Billigkeit, nach eigener scharfer Urteilskraft, versetzt. Daher zweifle ich, ob jemals die Deutschen lernen werden, sich, wie jeder Britte in den drei vereinigten Königreichen und allen Kolonien unverbrüchlich thut, auf Straſsen, Wegen und Stegen allemal rechts zu halten; — so sehr groſs und augenfällig auch der Vorteil davon wäre. Auch in geselligen Vereinen, Klubs und dergleichen kann man sehen, wie gern, selbst ohne allen Vorteil ihrer Bequemlichkeit, viele die zweckmäſsigsten Gesetze der Gesellschaft mutwillig brechen. Nun aber sagt Goethe:

„Nach seinem Sinne leben ist gemein:
Der Edle strebt nach Ordnung und Gesetz."
(Nachlaſs, Bd. 17, p. 297.)

Die aus der besagten deutschen Eigentümlichkeit entspringende Manie der Sprachverhunzung ist universal: alles greift zu, die Sprache zu demolieren, ohne Gnade und

Schonung; ja, wie bei einem Vogelschiefsen, sucht jeder ein Stück abzulösen, wo und wie er nur kann. Also zu einer Zeit, da in Deutschland nicht ein einziger Schriftsteller lebt, dessen Werke sich Dauer versprechen dürfen, erlauben sich Bücherfabrikanten, Litteraten und Zeitungsschreiber die Sprache reformieren zu wollen, und so sehen wir denn dieses gegenwärtige, bei aller Langbärtigkeit, impotente, d. h. zu jeder Geistesproduktion höherer Art unfähige Geschlecht, seine Mufse dazu verwenden, die Sprache, in welcher grofse Schriftsteller geschrieben haben, auf die mutwilligste und unverschämteste Weise zu verstümmeln, um so sich ein Herostratisches Andenken zu stiften. Wenn ehemals wohl die Koryphäen der Litteratur sich, im einzelnen, eine wohlüberlegte Sprachverbesserung erlaubten, so hält jetzt jeder Tintenklexer, jeder Zeitungsschreiber, jeder Herausgeber eines ästhetischen Winkelblattes sich befugt, seine Tatzen an die Sprache zu legen, um nach seinem Caprice herauszureifsen, was ihm nicht gefällt, oder auch neue Worte einzusetzen.

Hauptsächlich ist, wie gesagt, die Wut dieser Wortbeschneider auf die Präfixa und Affixa aller Wörter gerichtet. Was sie nun durch solche Amputation derselben zu erreichen suchen, mufs wohl die Kürze und durch diese die gröfsere Prägnanz und Energie des Ausdrucks sein: denn die Papierersparnis ist am Ende doch gar zu gering. Sie möchten also das zu Sagende möglichst kontrahieren. Hierzu aber ist eine ganz andere Prozedur, als Wortbeknapperei, erfordert, nämlich diese, dafs man bündig und concis d e n k e: gerade diese jedoch steht nicht eben so einem jeden zu Gebote. Zudem nun aber ist schlagende Kürze, Energie und Prägnanz des Ausdrucks nur dadurch möglich, dafs die Sprache für jeden Begriff ein Wort und für jede Modifikation, sogar für jede Nüancierung dieses Begriffs eine derselben genau entsprechende Modifikation des Wortes besitze; weil nur durch diese, in ihrer richtigen Anwendung, es möglich wird, dafs jede Periode, sobald sie ausgesprochen worden, im Hörer gerade und genau den Gedanken, welchen der Redner beabsichtigt, erwecke, ohne ihn auch nur einen Augenblick im Zweifel zu lassen, ob dieses oder jenes gemeint sei. Hierzu nun mufs jedes Wurzelwort der Sprache ein *modificabile multimodis modificationibus* sein, um sich allen Nüancen des Begriffs, und dadurch den Feinheiten des Gedankens,

wie ein nasses Gewand, anlegen zu können. Dieses nun wird hauptsächlich gerade durch die Präfixa und Affixa ermöglicht: sie sind die Modulationen jedes Grundbegriffs auf der Klaviatur der Sprache. Daher haben auch Griechen und Römer die Bedeutung fast aller Verba und vieler Substantiva durch Präfixa moduliert und nüanciert. Man kann sich dies an jedem lateinischen Hauptverbo exemplifizieren, z. B. an *ponere*, modifiziert zu *imponere, deponere, disponere, exponere, componere, adponere, subponere, superponere, seponere, praeponere, proponere, interponere, transponere* u. s. f. Dasselbe läfst sich an deutschen Worten zeigen: z. B. das Substantiv Sicht wird modifiziert zu Aussicht, Einsicht, Durchsicht, Nachsicht, Vorsicht, Hinsicht, Absicht u. s. f. Oder das Verbum suchen, modifiziert zu aufsuchen, aussuchen, untersuchen, besuchen, ersuchen, versuchen, heimsuchen, durchsuchen, nachsuchen u. s. f. Dies also leisten die Präfixa: läfst man sie, angestrebter Kürze halber, weg und sagt, vorkommenden Falls, statt aller angegebenen Modifikationen, jedesmal nur *ponere*, oder „Sicht“, oder „suchen“, so bleiben alle nähern Bestimmungen eines sehr weiten Grundbegriffs uubezeichnet und das Verständnis Gott und dem Leser überlassen: dadurch wird also die Sprache zugleich arm, ungelenk und roh gemacht. Nichtsdestoweniger ist gerade dies der Kunstgriff der scharfsinnigen Sprachverbesserer der „Jetztzeit.“ Plump und unwissend, wähnen sie wahrlich, unsere so sinnigen Vorfahren hätten die Präfixa müfsigerweise, aus reiner Dummheit, hingesetzt, und glauben ihrerseits einen Geniestreich zu begehen, indem sie solche überall wegknappen, mit Hast und Eifer, wo sie nur eines gewahr werden; während doch in der Sprache kein Präfixum ohne Bedeutung ist, keines, das nicht diente, den Grundbegriff durch alle seine Modulationen durchzuführen und eben dadurch Bestimmtheit, Deutlichkeit und Feinheit des Ausdrucks möglich zu machen, welche sodann in Energie und Prägnanz desselben übergehen kann. Hingegen wird durch Abschneiden der Präfixa aus mehreren Wörtern eines gemacht; wodurch die Sprache verarmt. Aber noch mehr: nicht blofs Wörter sind es, sondern Begriffe, die dadurch verloren gehen; weil es alsdann an Mitteln fehlt, diese zu fixieren, und man nun bei seinem Reden, ja selbst bei seinem Denken, sich mit dem *à peu près* zu begnügen hat, wodurch die Energie der Rede und

die Deutlichkeit des Gedankens eingebüfst wird. Man kann nämlich nicht, wie durch solche Beknappung geschieht, die Zahl der Wörter verringern, ohne zugleich die Bedeutung der übrig bleibenden zu erweitern, und wiederum dieses nicht, ohne derselben ihre genaue Bestimmtheit zu nehmen, folglich der Zweideutigkeit, mithin der Unklarheit in die Hände zu arbeiten, wodurch alsdann alle Präcision und Deutlichkeit des Ausdrucks, geschweige Energie und Prägnanz desselben, unmöglich gemacht wird. Eine Erläuterung hierzu liefert schon die oben gerügte Erweiterung der Bedeutung des Wortes nur, welches sogleich Zweideutigkeit, ja bisweilen Falschheit des Ausdrucks herbeiführt. — Wie wenig ist doch daran gelegen, dafs ein Wort zwei Silben mehr habe, wenn durch diese der Begriff näher bestimmt wird! Sollte man glauben, dafs es Schiefköpfe giebt, die Indifferenz schreiben, wo sie Indifferentismus meinen, — um diese zwei Silben zu lukrieren!

Zu aller Deutlichkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks, und dadurch zur echten Kürze, Energie und Prägnanz der Rede, sind also gerade jene Präfixa, welche ein Wurzelwort durch alle Modifikationen und Nüancen seiner Anwendbarkeit durchführen, ein unerläfsliches Mittel, und ebenso die Affixa, also auch die verschiedenartigen Endsilben der von Verben abstammenden Substantiva, wie dieses bereits oben, an Versuch und Versuchung u. s. w. erläutert worden. Daher sind beide Modulationsweisen der Wörter und Begriffe von unsern Altvordern höchst sinnig, weise und mit richtigem Takt auf die Sprache verteilt und den Wörtern aufgedrückt worden. Auf jene aber ist, in unsern Tagen, ein Geschlecht roher, unwissender und unfähiger Schmierer gefolgt, welches, mit vereinten Kräften, sich ein Geschäft daraus macht, durch Dilapidation der Wörter jenes alte Kunstwerk zu zerstören; weil eben diese Pachydermata für Kunstmittel, welche bestimmt sind, fein nüancierten Gedanken zum Ausdruck zu dienen, natürlich keinen Sinn haben: wohl aber verstehen sie, Buchstaben zu zählen. Hat daher so ein Pachyderma die Wahl zwischen zwei Wörtern, davon das eine, mittelst seines Präfixums, oder Affixums, dem auszudrückenden Begriffe genau entspricht, das andere aber ihn nur so ungefähr und im allgemeinen bezeichnet, jedoch drei Buchstaben weniger zählt, so greift unser Pachyderma unbedenklich nach

dem letztern und begnügt sich hinsichtlich des Sinnes mit dem *à peu près:* denn sein Denken bedarf jener Feinheiten nicht; da es doch nur so in Bausch und Bogen geschieht: — aber nur recht wenige Buchstaben! daran hängt die Kürze und Kraft des Ausdrucks, die Schönheit der Sprache. Hat er z. B. zu sagen: „so etwas ist nicht vorhanden“, so wird er sagen: „so etwas ist nicht da“; wegen der großen Buchstabenersparnis. — Ihre oberste Maxime ist, allemal die Angemessenheit und Richtigkeit eines Ausdrucks der Kürze eines andern, der als Surrogat dienen muß, zu opfern; woraus allmählich ein höchst matter und endlich ein unverständlicher Jargon erwachsen muß, und dergestalt der einzige wirkliche Vorzug, den die deutsche vor den übrigen europäischen Nationen hat, die Sprache, mutwillig vernichtet wird. Die deutsche Sprache nämlich ist die einzige, in der man beinahe so gut schreiben kann, wie im griechischen und lateinischen, welches den andern europäischen Hauptsprachen, welche bloße Patois sind, nachrühmen zu wollen lächerlich sein würde. Daher eben hat, mit diesen verglichen, das Deutsche etwas so ungemein Edeles und Erhabenes. — Wie sollte aber auch so ein Pachyderma Gefühl haben für das zarte Wesen einer Sprache, dieses köstlichen, weichen Materials, denkenden Geistern überliefert, um einen genauen und feinen Gedanken aufnehmen und bewahren zu können? Hingegen Buchstaben zählen, das ist etwas für Pachydermata! Seht daher, wie sie schwelgen in der Sprachverhunzung, diese edeln Söhne der „Jetztzeit“. Seht sie nur an! kahle Köpfe, lange Bärte, Brillen statt der Augen, als Surrogat der Gedanken ein Cigarro im tierischen Maul, ein Sack auf dem Rücken statt des Rocks, Herumtreiben statt des Fleißes, Arroganz statt der Kenntnisse, Frechheit und Kamaraderie statt der Verdienste.[1]) Edele „Jetztzeit“, herrliche Epigonen, bei der Muttermilch Hegel'scher Philosophie herangewachsenes Geschlecht! Zum ewigen Andenken wollt ihr euere Tatzen in

[1]) Bis vor vierzig Jahren nahmen die Blattern zwei Fünftel der Kinder hinweg, nämlich alle schwachen, und ließen nur die stärkeren, welche diese Feuerprobe bestanden hatten, übrig. Die Kuhpocken haben jene in ihren Schutz genommen. Seht jetzt die langbärtigen Zwerge, die überall euch zwischen die Beine laufen, und deren Eltern schon bloß aus Gnaden der Kuhpocken am Leben geblieben sind. (Anm. Schopenhauers.)

unsere alte Sprache drücken, damit der Ausdruck, als Ichnolith, die Spur eures schalen und dumpfen Daseins auf immer bewahre. Aber *Dî meliora!* Fort, Pachydermata, fort! Dies ist die deutsche Sprache! in der Menschen sich ausgedrückt, ja, in der grofse Dichter gesungen und grofse Denker geschrieben haben. Zurück mit den Tatzen! — oder ihr sollt — hungern. (Dies allein schreckt sie.) —

Der gerügten „jetztzeitigen“ Verschlimmbesserung der Sprache, durch der Schule zu früh entlaufene und in Unwissenheit herangewachsene Knaben, ist denn auch die Interpunktion zur Beute geworden, welche heutzutage, fast allgemein, mit absichtlicher, selbstgefälliger Liederlichkeit gehandhabt wird. Was eigentlich die Skribler sich dabei denken mögen, ist schwer anzugeben: wahrscheinlich aber soll die Narrheit eine französische liebenswürdige *légèreté* vorstellen, oder auch Leichtigkeit der Auffassung beurkunden und voraussetzen. Mit den Interpunktionszeichen der Druckerei wird nämlich umgegangen, als wären sie von Gold: demnach werden etwa drei Viertel der nötigen Kommata weggelassen (finde sich zurecht wer kann!); wo aber ein Punkt stehen sollte, steht erst ein Komma, oder höchstens ein Semikolon, u. dgl. m. Die nächste Folge davon ist, dafs man jede Periode zweimal lesen mufs. Nun aber steckt in der Interpunktion ein Teil der Logik jeder Periode, sofern diese dadurch markiert wird: daher ist eine solche absichtliche Liederlichkeit geradezu frevelhaft, am meisten aber, wann sie, wie jetzt sehr häufig geschieht, sogar von *si Deo placet* Philologen, selbst auf die Ausgaben alter Schriftsteller angewandt und das Verständnis dieser dadurch beträchtlich erschwert wird. Nicht einmal das N. T. ist, in seinen neueren Auflagen, damit verschont geblieben. Ist aber der Zweck der Kürze, die ihr durch Silbenknickerei und Buchstabenzählerei anstrebt, dem Leser Zeit zu ersparen, so werdet ihr diesen viel besser dadurch erreichen, dafs ihr, durch genügende Interpunktion, ihn gleich erkennen lafst, welche Worte zu einer Periode gehören und welche zur andern. Es liegt am Tage, dafs eine laxe Interpunktion, wie etwa die französische Sprache, wegen ihrer streng logischen und daher kurz angebundenen Wortfolge, und die englische, wegen der grofsen Aermlichkeit ihrer Grammatik, sie zuläfst, nicht anwendbar ist auf relative Ursprachen, die, als solche, eine komplizierte

und gelehrte Grammatik haben, welche künstlichere Perioden möglich macht; dergleichen die griechische, lateinische und deutsche Sprache sind. In Sprachen, wie die französische, und gar die englische, deren zumal in der Flexionsfähigkeit der Worte höchst dürftige Grammatik eine streng logische Reihenfolge der Worte nötig macht, darf die Interpunktion ebenfalls dürftig und lax sein. Aber wo eine vollkommenere Grammatik einen künstlichen Phrasenbau, mittelst der Versetzung der Worte in ihrer Reihenfolge, erlaubt (welcher grofse rhetorische und poetische Vorteile liefert), da müssen die nicht unmittelbar zusammengehörigen durch die Interpunktion geschieden werden, um den Sinn sogleich augenfällig zu machen: so im Griechischen, Lateinischen und Deutschen.

Um nun also auf die hier eigentlich in Rede stehende Kürze, Koncinnität und Prägnanz des Vortrags zurückzukommen, so geht eine wirklich solche allein aus dem Reichtum und der Inhaltsschwere der Gedanken hervor, bedarf daher am allerwenigsten jener armseligen, als Mittel zur Abkürzung des Ausdrucks ergriffenen Wort- und Phrasenbeschneiderei, die ich hier einmal gehörig gerügt habe. Denn vollwichtige, reichhaltige, also überhaupt schreibenswerte Gedanken müssen Stoff und Gehalt genug liefern, um die sie aussprechenden Perioden, auch in der grammatischen und lexikalischen Vollkommenheit aller ihrer Teile, so sattsam auszufüllen, dass solche nirgends hohl, leer, oder leicht befunden werden, sondern der Vortrag überall kurz und prägnant bleibt, während an ihm der Gedanke seinen fafslichen und bequemen Ausdruck findet, ja sich mit Grazie darin entfaltet und bewegt. Also nicht die Worte und Sprachformen soll man zusammenziehen, sondern die Gedanken vergröfsern; wie ein Konvalescent durch Herstellung seiner Wohlbeleibtheit, nicht aber durch Engermachen seiner Kleider, diese wieder wie vormals auszufüllen im stande sein soll.

§. 292.

Ein heutzutage, beim gesunkenen Zustande der Litteratur und bei der Vernachlässigung der alten Sprachen, immer häufiger werdender, jedoch nur in Deutschland einheimischer Fehler des Stils ist die S u b j e k t i v i t ä t desselben. Sie besteht darin, dafs es dem Schreiber genügt, selbst zu wissen, was er meint und will; der Leser mag sehen, wie auch er dahinter komme. Unbekümmert um diesen, schreibt er eben, als ob er einen Monolog

hielte; während es denn doch ein Dialog sein sollte, und zwar einer, in welchem man sich um so deutlicher auszudrücken hat, als man die Fragen des andern nicht vernimmt. Eben dieserhalb nun also soll der Stil nicht subjektiv, sondern objektiv sein; wozu es nötig ist, die Worte so zu stellen, dafs sie den Leser geradezu zwingen, genau dasselbe zu denken, was der Autor gedacht hat. Dies wird aber nur dann zu stande kommen, wann der Autor stets eingedenk war, dafs die Gedanken insofern das Gesetz der Schwere befolgen, als sie den Weg vom Kopfe auf das Papier viel leichter, als den vom Papier zum Kopfe zurücklegen, daher ihnen hierbei mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln geholfen werden mufs. Ist dies geschehen, so wirken die Worte rein objektiv, gleichwie ein vollendetes Ölgemälde; während der subjektive Stil nicht viel sicherer wirkt, als die Flecken an der Wand, bei denen der allein, dessen Phantasie zufällig durch sie erregt worden, Figuren sieht, die andern nur Klexe. Der in Rede stehende Unterschied erstreckt sich über die ganze Darstellungsweise, ist aber oft auch im einzelnen nachweisbar: soeben z. B. lese ich in einem neuen Buche: „um die Masse der vorhandenen Bücher zu vermehren, habe ich nicht geschrieben.“ Dies sagt das Gegenteil von dem, was der Schreiber beabsichtigte, und obendrein Unsinn.

§. 293.

Wer nachlässig schreibt, legt dadurch zunächst das Bekenntnis ab, dafs er selbst seinen Gedanken keinen grofsen Wert beilegt. Denn nur aus der Überzeugung von der Wahrheit und Wichtigkeit unsrer Gedanken entspringt die Begeisterung, welche erfordert ist, um mit unermüdlicher Ausdauer überall auf den deutlichsten, schönsten und kräftigsten Ausdruck derselben bedacht zu sein; — wie man nur an Heiligtümer, oder unschätzbare Kunstwerke, silberne oder goldene Behältnisse wendet. Daher haben die Alten, deren Gedanken, in ihren eigenen Worten, schon Jahrtausende fortleben, und die deswegen den Ehrentitel Klassiker tragen, mit durchgängiger Sorgfalt geschrieben; soll doch Platon den Eingang seiner Republik siebenmal, verschieden modifiziert, abgefafst haben. — Die Deutschen hingegen zeichnen sich durch Nachlässigkeit des Stils, wie des Anzuges, vor andern Nationen aus, und beiderlei Schlumperei entspringt aus derselben, im Nationalcharakter liegenden Quelle. Wie

aber Vernachlässigung des Anzuges Geringschätzung der Gesellschaft, in die man tritt, verrät, so bezeugt flüchtiger, nachlässiger, schlechter Stil eine beleidigende Geringschätzung des Lesers, welche dann dieser, mit Recht, durch Nichtlesen straft. Zumal aber sind die Recensenten belustigend, welche im nachlässigsten Lohnschreiberstile die Werke anderer kritisieren. Das nimmt sich aus, wie wenn einer im Schlafrock und Pantoffeln zu Gerichte säfse. Wie sorgfältig hingegen werden *Edinburgh review* und *Journal des Savants* abgefafst! Wie ich aber mit einem schlecht und schmutzig gekleideten Menschen mich in ein Gespräch einzulassen vorläufig Bedenken trage, so werde ich ein Buch weglegen, wenn mir die Fahrlässigkeit des Stils sogleich in die Augen springt.

Bis vor ungefähr hundert Jahren schrieben, zumal in Deutschland, die Gelehrten Latein: in dieser Sprache wäre ein Schnitzer eine Schande gewesen: sogar aber waren die meisten ernstlich bemüht, dieselbe mit Eleganz zu schreiben; und vielen gelang es. Jetzt nachdem sie, dieser Fessel entledigt, die grofse Bequemlichkeit erlangt haben, in ihrer eigenen Frau-Mutter-Sprache schreiben zu dürfen, sollte man erwarten, dafs sie dieses wenigstens mit höchster Korrektheit und möglichster Eleganz zu leisten sich angelegen sein lassen würden. In Frankreich, England, Italien ist dies noch der Fall. Aber in Deutschland das Gegenteil! Da schmieren sie wie bezahlte Lohnlakaien, hastig hin, was sie zu sagen haben, in den Ausdrücken, die ihnen eben ins ungewaschene Maul kommen, ohne Stil, ja ohne Grammatik und Logik: denn sie setzen überall das Imperfekt statt des Perfekts und Plusquamperfekts, den Ablativ statt des Genitivs, brauchen statt anderer Präpositionen immer die eine „für“, die daher unter sechsmal fünfmal falsch steht, kurz, begehen alle die stilistischen Eseleien, über die ich im obigen einiges beigebracht habe.

§. 294.

Wenige schreiben wie ein Architekt baut, der zuvor seinen Plan entworfen und bis ins einzelne durchdacht hat; — vielmehr die meisten nur so, wie man Domino spielt. Wie nämlich hier, halb durch Absicht, halb durch Zufall, Stein an Stein sich fügt, — so steht es eben auch mit der Folge und dem Zusammenhang ihrer Sätze. Kaum dafs sie ungefähr wissen, welche Gestalt im ganzen herauskommen

wird und wo das alles hinaus soll. Viele wissen selbst dies nicht, sondern schreiben, wie die Korallenpolypen bauen: Periode fügt sich an Periode, und es geht wohin Gott will. Zudem ist das Leben der „Jetztzeit“ eine grofse Gallopade: in der Litteratur giebt sie sich kund als äufserste Flüchtigkeit und Liederlichkeit.

§. 295.

Der leitende Grundsatz der Stilistik sollte sein, dafs der Mensch nur einen Gedanken zur Zeit deutlich denken kann; daher ihm nicht zugemutet werden darf, dafs er deren zwei, oder gar mehrere, auf einmal denke. — Dies aber mutet ihm der zu, welcher solche, als Zwischensätze, in die Lücken einer zu diesem Zwecke zerstückelten Hauptperiode schiebt; wodurch er ihn also unnötiger und mutwilligerweise in Verwirrung setzt. Hauptsächlich thun dies die deutschen Schriftsteller. Dafs ihre Sprache sich dazu besser, als die andern lebenden, eignet, begründet zwar die Möglichkeit, aber nicht die Löblichkeit der Sache. Keine Prosa liest sich so leicht und angenehm, wie die französische; weil sie von diesem Fehler, in der Regel, frei ist. Der Franzose reiht seine Gedanken, in möglichst logischer und überhaupt natürlicher Ordnung, an einander und legt sie so seinem Leser successive zu bequemer Erwägung vor, damit dieser einem jeden derselben seine ungeteilte Aufmerksamkeit zuwenden könne. Der Deutsche hingegen flicht sie in einander, zu einer verschränkten und abermals verschränkten und nochmals verschränkten Periode, weil er sechs Sachen auf einmal sagen will, statt sie eine nach der andern vorzubringen. Also, während er suchen sollte, die Aufmerksamkeit seines Lesers anzulocken und festzuhalten, verlangt er vielmehr von demselben noch obendrein, dafs er, obigem Gesetze der Einheit der Apprehension entgegen, drei oder vier verschiedene Gedanken zugleich, oder, weil dies nicht möglich ist, in schnell vibrierender Abwechselung denke. Hierdurch legt er den Grund zu seinem *stile empesé,* den er sodann durch preziöse, hochtrabende Ausdrücke, um die einfachsten Sachen mitzuteilen, und sonstige Kunstmittel dieser Art vollendet.

Der wahre Nationalcharakter der Deutschen ist Schwerfälligkeit: sie leuchtet hervor aus ihrem Gange, ihrem Thun und Treiben, ihrer Sprache, ihrem Reden, Erzählen, Verstehen und Denken, ganz besonders aber aus ihrem Stil

im Schreiben), aus dem Vergnügen, welches sie an langen schwerfälligen, verstrickten Perioden haben, bei welchen das Gedächtnis ganz allein, fünf Minuten lang, geduldig die ihm aufgelegte Lektion lernt, bis zuletzt, am Schlufs der Periode, der Verstand zum Schufs kommt und die Rätsel gelöst werden. Darin gefallen sie sich, und wenn nun noch Preziosität und Bombast und affektierte σεμνοτης [1]) anzubringen sind, so schwelgt der Autor darin: aber der Himmel gebe dem Leser Geduld. — Vorzüglich aber befleifsigen sie sich dabei durchgängig der möglichsten Unentschiedenheit und Unbestimmtheit des Ausdrucks; wodurch alles wie im Nebel erscheint: der Zweck scheint zu sein teils das Offenlassen einer Hinterthür zu jedem Satz, teils Vornehmthuerei, die mehr zu sagen scheinen will, als gedacht worden; teils liegt wirkliche Stumpfheit und Schlafmützigkeit dieser Eigentümlichkeit zum Grunde, welche gerade es ist, was den Ausländern alle deutsche Schreiberei verhafst macht, weil sie eben nicht im Dunkeln tappen mögen; welches hingegen unsern Landsleuten kongenial zu sein scheint.

Durch jene langen, mit in einander geschachtelten Zwischensätzen bereicherten und, wie gebratene Gänse mit Äpfeln, ausgestopften Perioden wird eigentlich zunächst das Gedächtnis in Anspruch genommen; während vielmehr Verstand und Urteilskraft aufgerufen werden sollten, deren Thätigkeit nun aber gerade dadurch erschwert und geschwächt wird. Denn dergleichen Perioden liefern dem Leser lauter halb vollendete Phrasen, die sein Gedächtnis nun sorgfältig sammeln und aufbewahren soll, wie die Stückchen eines zerrissenen Briefes, bis sie durch die später nachkommenden, respektiven andern Hälften ergänzt werden und dann einen Sinn erhalten. Folglich mufs er bis dahin eine Weile lesen, ohne irgend etwas zu denken, vielmehr blofs alles memorieren, in der Hoffnung auf den Schlufs, der ihm ein Licht aufstecken wird, bei dem er nun auch etwas zu denken empfangen soll. Er kriegt so vieles auswendig zu lernen, ehe er etwas zum Verstehen erhält. Das ist offenbar schlecht und ein Mifsbrauch der Geduld des Lesers. Aber die unverkennbare Vorliebe der gewöhnlichen Köpfe für diese Schreibart beruht darauf, dafs sie den Leser erst nach einiger

[1]) Würde.

Zeit und Mühe das verstehen läfst, was er aufserdem sogleich verstanden haben würde; wodurch nun der Schein entsteht, als hätte der Schreiber mehr Tiefe und Verstand, als der Leser. Auch dieses also gehört zu den oben erwähnten Kunstgriffen, mittelst welcher die Mediokren, unbewufst und instinktartig, ihre Geistesarmut zu verstecken und den Schein des Gegenteils hervorzubringen sich bemühen. Ihre Erfindsamkeit hierin ist sogar erstaunenswert.

Offenbar aber ist es gegen alle gesunde Vernunft, einen Gedanken quer durch einen andern zu schlagen, wie ein hölzernes Kreuz: dies geschieht jedoch, indem man das, was man zu sagen angefangen hat, unterbricht, um etwas ganz anderes dazwischen zu sagen, und so seinem Leser eine angefangene Periode, einstweilen noch ohne Sinn, in Verwahrung giebt, bis die Ergänzung nachkommt. Es ist ungefähr, wie wenn man seinen Gästen einen leeren Teller in die Hand gäbe, mit der Hoffnung, es werde noch etwas darauf kommen. Eigentlich sind die Zwischenkommata von derselben Familie mit den Noten unter der Seite und den Parenthesen mitten im Text; ja alle drei sind im Grunde blofs dem Grade nach verschieden. Wenn bisweilen Demosthenes und Cicero dergleichen Einschachtelungsperioden gemacht haben, so hätten sie besser gethan, es zu unterlassen.

Den höchsten Grad von Abgeschmacktheit erreicht dieser Phrasenbau, wenn die Zwischensätze nicht einmal organisch eingefügt, sondern durch direktes Zerbrechen einer Periode eingekeilt sind. Wenn es z. B. eine Impertinenz ist, andere zu unterbrechen, so ist es nicht minder eine solche, sich selbst zu unterbrechen, wie es in einem Phrasenbau geschieht, den seit einigen Jahren alle schlechten, nachlässigen, eiligen, das liebe Brot vor Augen habenden Skribler auf jeder Seite sechsmal anwenden und sich darin gefallen. Er besteht darin, dafs — man soll, wo man kann, Regel und Beispiel zugleich geben — man eine Phrase zerbricht, um eine andere dazwischen zu leimen. Sie thun es jedoch nicht blofs aus Faulheit, sondern auch aus Dummheit, indem sie es für eine liebenswürdige *légèreté* halten, die den Vortrag belebe. — In einzelnen, seltenen Fällen mag es zu entschuldigen sein.

§. 296.

Schon in der Logik könnte, bei der Lehre von den

analytischen Urteilen, beiläufig bemerkt werden, dafs sie eigentlich im guten Vortrage nicht vorkommen sollen; weil sie sich einfältig ausnehmen. Am meisten tritt dies hervor, wenn vom Individuo prädiciert wird, was schon der Gattung zukommt: wie, z. B. ein Ochs, welcher Hörner hatte; ein Arzt, dessen Geschäft es war, Kranke zu kurieren, u. dgl. m. Daher sind sie nur da zu gebrauchen, wo eine Erklärung, oder Definition gegeben werden soll.

§. 297.

Gleichnisse sind von grofsem Werte; sofern sie ein unbekanntes Verhältnis auf ein bekanntes zurückführen. Auch die ausführlicheren Gleichnisse, welche zur Parabel, oder Allegorie anwachsen, sind nur die Zurückführung irgend eines Verhältnisses auf seine einfachste, anschaulichste und handgreiflichste Darstellung. — Sogar beruht alle Begriffsbildung im Grunde auf Gleichnissen; sofern sie aus dem Auffassen des Ähnlichen und Fallenlassen des Unähnlichen in den Dingen erwächst. Ferner besteht jedes eigentliche Verstehen zuletzt in einem Auffassen von Verhältnissen *(un saisir de rapports)*: man wird aber jedes Verhältnis um so deutlicher und reiner auffassen, als man es in weit von einander verschiedenen Fällen und zwischen ganz heterogenen Dingen als dasselbe wieder erkennt. So lange nämlich ein Verhältnis mir nur als in einem einzelnen Falle vorhanden bekannt ist, habe ich von demselben blofs eine individuelle, also eigentlich nur noch anschauliche Erkenntnis: sobald ich aber auch nur in zwei verschiedenen Fällen dasselbe Verhältnis auffasse, habe ich einen Begriff von der ganzen Art desselben, also eine tiefere und vollkommenere Erkenntnis.

Eben weil Gleichnisse ein so mächtiger Hebel für die Erkenntnis sind, zeugt das Aufstellen überraschender und dabei treffender Gleichnisse von einem tiefen Verstande. Demgemäfs sagt auch Aristoteles: *πολυ δε μεγιστον το μεταφορικον ειναι· μονον γαρ τουτο ουτε παρ᾽ αλλου εστι λαβειν, ευφυïας τε σημειον εστιν· το γαρ ευ μεταφερειν το ὁμοιον θεωρειν εστιν·* (de poëtica, c. 22.) Desgleichen: *και εν φιλοσοφιᾳ το ὁμοιον, και εν πολυ διεχουσι, θεωρειν ευστοχον.*[1] (Rhet. III, 11.)

[1]) Bei weitem am wichtigsten aber ist, geschickt im Gebrauch von Metaphern zu sein; denn nur dies kann man nicht

Schliefslich verweise ich den Leser auf das im 12. Kapitel des zweiten Bandes meines Hauptwerks Gesagte.

Was die grofsen Schriftsteller (in den höhern Gattungen), wie auch die Künstler charakterisiert und daher ihnen allen gemeinsam ist, ist dafs es ihnen Ernst mit ihrer Sache ist: den übrigen ist es mit nichts Ernst, als mit ihrem Nutzen und Gewinn. —

Wenn einer durch irgend ein aus innerm Beruf und Trieb geschriebenes Buch sich Ruhm erwirbt, dann aber darüber zum Vielschreiber wird, so hat er seinen Ruhm um schnödes Geld verkauft. Sobald man schreibt, weil man etwas machen will, — wird es schlecht.

Erst in diesem Jahrhundert giebt es Schriftsteller von Profession. Bis dahin gab es Schriftsteller von Beruf. —

Um sich die bleibende Aufmerksamkeit und Teilnahme des Publikums zu sichern, mufs man entweder etwas schreiben, das bleibenden Wert hat, oder immer wieder etwas Neues schreiben, welches eben darum immer schlechter ausfallen wird.

Will ich nur halbweg oben bleiben,
So mufs ich jede Messe schreiben. Tieck. —

Stilfehler soll man in fremden Schriften entdecken, um sie in den eigenen zu vermeiden. —

Die Schreiberei der Alltagsköpfe ist wie mit Schablonen aufgetragen, besteht nämlich aus lauter fertigen Redensarten und Phrasen, wie sie eben im Schwange und Mode sind, und die sie hinsetzen, ohne selbst etwas dabei zu denken. Der überlegene Kopf macht jede Phrase eigens für den speziellen, gegenwärtigen Fall. —

Den treffenden Ausdrücken, originellen Redensarten und glücklichen Wendungen ergeht es wie den Kleidern: wenn sie neu sind, glänzen sie und machen viel Effekt: aber alsbald greift jeder danach; wodurch sie binnen kurzer Zeit abgenutzt und fahl werden, so dafs sie endlich ganz ohne Wirkung bleiben. —

von einem andern lernen, sondern es ist ein Zeichen guter Naturbegabung, da passende Metaphern finden die Ähnlichkeit erkennen heifst (F. Überweg). — Denn, wie in grofser Entfernung, so auch in der Philosophie, ist es nur der Scharfsichtige, welcher die Ähnlichkeit erkennt.

Das Unverständliche ist dem Unverständigen verwandt, und allemal ist es unendlich wahrscheinlicher, dafs eine Mystifikation, als dafs ein grofser Tiefsinn darunter verborgen liegt. —

Wer etwas Sagenswertes zu sagen hat, braucht es nicht in preziöse Ausdrücke, schwierige Phrasen und dunkle Allusionen zu verhüllen; sondern er kann es einfach, deutlich und naiv aussprechen, und dabei sicher sein, dafs es seine Wirkung nicht verfehlen wird. Daher verrät, durch obige Kunstmittel, wer sie braucht, seine Armut an Gedanken, Geist und Kenntnissen. —

Alle Formen nimmt die Geistlosigkeit an, um sich dahinter zu verstecken: sie verhüllt sich in Schwulst, in Bombast, in den Ton der Überlegenheit und Vornehmigkeit und in hundert andere Formen: nur an die Naivetät macht sie sich nicht; weil sie hier sogleich blofs stehen und blofse Einfältigkeit zu Markte bringen würde. Selbst der gute Kopf darf noch nicht naiv sein; da er trocken und mager erscheinen würde. Daher bleibt die Naivetät das Ehrenkleid des Genies, wie Nacktheit das der Schönheit. —

Wie wenig Ehrlichkeit unter den Schriftstellern ist, wird sichtbar an der Gewissenlosigkeit, mit der sie ihre Anführungen aus fremden Schriften verfälschen. Stellen aus meinen Schriften finde ich durchgängig verfälscht angeführt, und nur meine deklariertesten Anhänger machen hier eine Ausnahme. Oft geschieht die Verfälschung aus Nachlässigkeit, indem ihre trivialen und banalen Ausdrücke und Wendungen ihnen schon in der Feder liegen und sie solche aus Gewohnheit hinschreiben; bisweilen geschieht es aus Naseweisheit, die mich bessern will; aber nur zu oft geschieht es aus schlechter Absicht, — und dann ist es eine schändliche Niederträchtigkeit und ein Bubenstück, der Falschmünzerei gleich, welches seinem Urheber den Charakter des ehrlichen Mannes ein für allemal wegnimmt. —

Für die Sünden eines anonymen Recensenten soll man den Menschen, der das Ding herausgiebt und redigiert, unmittelbar selbst so verantwortlich machen, als hätte er es selbst geschrieben; wie man den Handwerksmeister für die schlechte Arbeit seiner Gesellen verantwortlich macht. Und dabei soll man mit jenem Kerl so umspringen, wie sein Gewerbe es verdient, ohne alle Umstände.

Anonymität ist litterarische Gaunerei, der man gleich entgegen rufen soll: „willst du, Schuft, dich nicht zu dem bekennen, was du gegen andere Leute sagst, so halte dein Lästermaul!“

Eine anonyme Recension hat nicht mehr Autorität, als ein anonymer Brief, und sollte daher mit demselben Mifstrauen, wie dieser aufgenommen werden. Oder will man etwa den Namen des Menschen, der sich dazu hergiebt, einer solchen recht eigentlichen *société anonyme* vorzustehen, als eine Bürgschaft für die Wahrhaftigkeit seiner Gesellen annehmen? —

Die Sprachverhunzung, von Zeitungsschreibern ausgehend, findet bei den Gelehrten in Litteraturzeitungen und Büchern gehorsame und bewundernde Nachfolge, statt dafs sie wenigstens durch ihr entgegengesetztes Beispiel, also durch Beibehaltung des guten und echten Deutsch, der Sache zu steuern suchen sollten: aber dies thut keiner; keinen einzigen sehe ich sich dagegen stemmen; kein einziger kommt der vom niedrigen litterarischen Pöbel gemifshandelten Sprache zu Hülfe. Nein, sie folgen, wie die Schafe, und folgen den Eseln. Das kommt daher, dafs keine Nation so wenig, wie die Deutschen, geneigt ist, selbst zu urteilen *(to judge for themselves)* und danach zu verurteilen, wozu das Leben und die Litteratur stündlich Anlafs bietet. Sie sind ohne Galle, wie die Tauben: aber wer ohne Galle ist, ist ohne Verstand: dieser gebiert schon eine gewisse *acrimonia*, die im Leben, in der Kunst und Litteratur notwendig tagtäglich den innerlichen Tadel und Hohn über tausend Dinge hervorruft, welcher eben uns abhält, sie nachzumachen. —

Die Sprache ist ein Kunstwerk und soll als ein solches, also objektiv genommen werden, und demgemäfs soll alles in ihr Ausgedrückte regelrecht und seiner Absicht entsprechend sein, und in jedem Satz mufs das, was er besagen soll, wirklich nachzuweisen sein, als objektiv darin liegend: nicht aber soll man die Sprache blofs subjektiv nehmen und sich notdürftig ausdrücken, in der Hoffnung, der andere werde wohl erraten was man meine; wie es die machen, welche den Casum gar nicht bezeichnen, alle Präterita durch das Imperfekt ausdrücken, die Präfixa weglassen, u. s. w. Welch ein Abstand ist doch zwischen denen, die einst die Tempora und Modi der Verba und die Casus der Substantiva

und Adjektiva erfunden und gesondert haben, — und jenen Elenden, die dies alles zum Fenster hinauswerfen möchten, um sich, so ungefähr ausdrückend, ein ihnen angemessenes Hottentotten-Jargon übrig zu behalten. Es sind die feilen Tintenklexer der jetzigen, an allem Geist bankrotten Litteraturperiode. —

Wie grofs und bewunderungswürdig waren doch jene Urgeister des Menschengeschlechts, welche das bewunderungswürdigste der Kunstwerke, die Grammatik der Sprache erfanden, die *partes orationis* schufen, am Substantiv, Adjektiv und Pronomen die Genera und Casus, am Verbo die Tempora und Modi unterschieden und feststellten, wobei sie Imperfekt, Perfekt und Plusquamperfekt, zwischen welchen im Griechischen noch die Aoriste stehen, fein und sorgfältig sonderten, alles in der edelen Absicht, ein angemessenes und ausreichendes materielles Organ zum vollen und würdigen Ausdruck des menschlichen Denkens zu haben, welches jede Nüance und jede Modulation desselben aufnehmen und richtig wiedergeben könnte. Und jetzt betrachte man dagegen unsere heutigen Verbesserer jenes Kunstwerks, diese plumpen, stumpfen, klotzigen deutschen Handwerksbursche von der Skriblergilde: zum Raumersparnis wollen sie jene sorgfältigen Sonderungen, als überflüssig, beseitigen, sie giefsen demnach sämtliche Präterita in das Imperfekt zusammen und reden nun in lauter Imperfekten. In ihren Augen müssen die eben belobten Erfinder der grammatischen Formen rechte Tröpfe gewesen sein, die nicht begriffen, dafs man ja alles über einen Leisten schlagen und mit dem Imperfekt als alleinigem, universellem Präterito auskommen könne: und gar die Griechen, welche an 3 Präteritis nicht genug habend, noch die beiden Aoriste hinzufügten, wie einfältig müssen diese ihnen vorkommen! Ferner schneiden sie eifrig alle Präfixa weg, als unnütze Auswüchse, werde aus dem, was stehen bleibt, klug wer kann! Wesentliche logische Partikeln, wie „nur, wenn, um, zwar, und“ u. s. w., welche über eine ganze Periode Licht verbreitet haben würden, merzen sie zur Raumersparnis aus, und der Leser bleibt im Dunkeln. Dies ist jedoch manchem Schreiber willkommen, der nämlich absichtlich schwer verständlich und dunkel schreiben will, weil er dadurch dem Leser Respekt einzuflöfsen vermeint, der Lump. Kurz, sie erlauben sich frech jede grammatikalische und

lexikalische Sprachverhunzung, um Silben zu lukrieren. Endlos sind die elenden Kniffe, deren sie sich bedienen, um hie und da eine Silbe auszumerzen, in dem dummen Wahn, dadurch Kürze und Gedrungenheit des Ausdrucks zu erlangen. Kürze und Gedrungenheit des Ausdrucks hängen aber von ganz andern Dingen ab, als von Silbenstreichen, und erfordern Eigenschaften, die ihr so wenig begreift wie besitzt. Dafs die besagte Sprachverbesserung grofse, allgemeine, ja fast ausnahmslose Nachfolge findet, ist daraus zu erklären, dafs Silben, deren Bedeutung man nicht versteht, wegzuschneiden gerade soviel Verstand erfordert, wie der Dümmste hat.

Kapitel XXIV.

Über Lesen und Bücher.

§. 298.

Unwissenheit degradiert den Menschen erst dann, wann sie in Gesellschaft des Reichtums angetroffen wird. Den Armen bändigt seine Armut und Not; seine Leistungen ersetzen bei ihm das Wissen und beschäftigen seine Gedanken. Hingegen Reiche, welche unwissend sind, leben blofs ihren Lüsten und gleichen dem Vieh; wie man dies täglich sehen kanu. Hierzu kommt nun noch der Vorwurf, dafs man Reichtum nnd Mufse nicht benutzt habe zu dem, was ihnen den allergröfsten Wert verleiht.

§. 299.

Wann wir lesen, denkt ein anderer für uns: wir wiederholen blofs seinen mentalen Procefs. Es ist damit, wie wenn beim Schreibenlernen der Schüler die vom Lehrer mit Bleistift geschriebenen Züge mit der Feder nachzieht. Demnach ist beim Lesen die Arbeit des Denkens uns zum gröfsten Teile abgenommen. Daher die fühlbare Erleichterung, wenn wir von der Beschäftigung mit unsren eigenen Gedanken zum Lesen übergehen. Aber während des Lesens ist unser Kopf doch eigentlich nur der Tummelplatz fremder Gedanken. Daher kommt es, dafs wer sehr viel und fast den ganzen Tag liest, dazwischen aber sich in gedankenlosem Zeitvertreibe erholt, die Fähigkeit, selbst zu denken, allmählich verliert, — wie einer, der immer reitet, zuletzt das Gehen verlernt. Solches aber ist der Fall sehr vieler Gelehrten: sie haben

sich dumm gelesen. Denn beständiges, in jedem freien Augenblicke sogleich wieder aufgenommenes Lesen ist noch geisteslähmender, als beständige Handarbeit; da man bei dieser doch den eigenen Gedanken nachhängen kann. Wie eine Springfeder durch den anhaltenden Druck eines fremden Körpers ihre Elasticität endlich einbüfst; so der Geist die seine, durch fortwährendes Aufdringen fremder Gedanken. Und wie man durch zu viele Nahrung den Magen verdirbt und dadurch dem ganzen Leibe schadet, so kann man auch durch zu viele Geistesnahrung den Geist überfüllen und ersticken. Denn je mehr man liest, desto weniger Spuren läfst das Gelesene im Geiste zurück: er wird wie eine Tafel, auf der vieles über einander geschrieben ist. Daher kommt es nicht zur Rumination: aber durch diese allein eignet man sich das Gelesene an. Liest man immerfort, ohne späterhin weiter daran zu denken, so fafst es nicht Wurzel und geht meistens verloren. Überhaupt aber geht es mit der geistigen Nahrung nicht anders, als mit der leiblichen: kaum der fünfzigste Teil von dem, was man zu sich nimmt, wird assimiliert: das übrige geht durch Evaporation, Respiration, oder sonst ab.

Zu diesem allen kommt, dafs zu Papier gebrachte Gedanken überhaupt nichts weiter sind, als die Spur eines Fufsgängers im Sande: man sieht wohl den Weg, welchen er genommen hat; aber um zu wissen, was er auf dem Wege gesehen, mufs man seine eigenen Augen gebrauchen.

§. 300.

Keine schriftstellerische Eigenschaft, wie z. B. Überredungskraft, Bilderreichtum, Vergleichungsgabe, Kühnheit, oder Bitterkeit, oder Kürze, oder Grazie, oder Leichtigkeit des Ausdrucks, noch auch Witz, überraschende Kontraste, Lakonismus, Naivetät u. dgl. m. können wir dadurch erwerben, dafs wir Schriftsteller lesen, die solche haben. Wohl aber können wir hierdurch dergleichen Eigenschaften, falls wir sie schon als Anlage, also *potentia*, besitzen, in uns hervorrufen, sie uns zum Bewufstsein bringen, können sehen, was alles sich damit machen läfst, können bestärkt werden in der Neigung, ja im Mute sie zu gebrauchen, können an Beispielen die Wirkung ihrer Anwendung beurteilen und so den richtigen Gebrauch derselben erlernen; wonach wir allerdings erst dann sie auch *actu* besitzen. Dies also ist die einzige

Art wie Lesen zum Schreiben bildet, indem es nämlich uns den Gebrauch lehrt, den wir von unsern eigenen Naturgaben machen können: also immer nur unter der Voraussetzung dieser. Ohne solche hingegen erlernen wir durch Lesen nichts, als kalte, tote Manier, und werden zu seichten Nachahmern.

§. 301.

Wie die Schichten der Erde die lebenden Wesen vergangener Epochen reihenweise aufbewahren, so bewahren die Bretter der Bibliotheken reihenweise die vergangenen Irrtümer und deren Darlegungen, welche, wie jene ersteren, zu ihrer Zeit, sehr lebendig waren nnd viel Lärm machten, jetzt aber starr und versteinert dastehen, wo nur noch der litterarische Paläontologe sie betrachtet.

§. 302.

Xerxes hat, nach Herodot, beim Anblick seines unübersehbaren Heeres geweint, indem er bedachte, dafs von diesen allen, nach hundert Jahren, keiner am Leben sein würde: wer möchte da nicht weinen, beim Anblick des dicken Mefskatalogs, wenn er bedenkt, dafs von allen diesen Büchern, schon nach zehn Jahren, keines mehr am Leben sein wird.

§. 303.

Es ist in der Litteratur nicht anders, als im Leben: wohin auch man sich wende, trifft man sogleich auf den inkorrigibeln Pöbel der Menschheit, welcher überall legionenweise vorhanden ist, alles erfüllt und alles beschmutzt, wie die Fliegen im Sommer. Daher die Unzahl schlechter Bücher, dieses wuchernde Unkraut der Litteratur, welches dem Weizen die Nahrung entzieht, und ihn erstickt. Sie reifsen nämlich Zeit, Geld und Aufmerksamkeit des Publikums, welche von Rechtswegen den guten Büchern und ihren edelen Zwecken gehören, an sich, während sie blofs in der Absicht, Geld einzutragen, oder Ämter zu verschaffen, geschrieben sind. Sie sind also nicht blofs unnütz, sondern positiv schädlich. Neun Zehntel unserer ganzen jetzigen Litteratur hat keinen andern Zweck, als dem Publiko einige Thaler aus der Tasche zu spielen: dazu haben sich Autor, Verleger und Recensent fest verschworen.

Ein verschmitzter und schlimmer, aber erklecklicher Streich ist es, der den Litteraten, Brotschreibern und Viel-

schreibern gegen den guten Geschmack und die wahre Bildung des Zeitalters gelungen ist, dafs sie es dahin gebracht haben, die gesamte elegante Welt am Leitseile zu führen, in der Art, dafs diese abgerichtet worden, a tempo zu lesen, nämlich alle stets dasselbe, nämlich das neueste, um in ihren Cirkeln einen Stoff zur Konversation daran zu haben: zu diesem Zweck dienen denn schlechte Romane und ähnliche Produktionen aus einmal renommierten Federn, wie früher die des Spindler, Bulwer, Eugen Sue u. s. w. Was aber kann elender sein, als das Schicksal eines solchen belletristischen Publikums, welches sich verpflichtet hält, allezeit das neueste Geschreibe höchst gewöhnlicher Köpfe, die des blofsen Geldes wegen schreiben, daher eben auch stets zahlreich vorhanden sind, zu lesen, und dafür die Werke der seltenen und überlegenen Geister aller Zeiten und Länder blofs dem Namen nach zu kennen! — Besonders ist die belletristische Tagespresse ein schlau ersonnenes Mittel, dem ästhetischen Publiko die Zeit, die es den echten Produktionen der Art, zum Heil seiner Bildung, zuwenden sollte, zu rauben, damit sie den täglichen Stümpereien der Alltagsköpfe zufalle.

Daher ist, in Hinsicht auf unsere Lektüre, die Kunst, nicht zu lesen, höchst wichtig. Sie besteht darin, dafs man das, was zu jeder Zeit soeben das gröfsere Publikum beschäftigt, nicht deshalb auch in die Hand nehme, wie etwa politische oder kirchliche Pamphlete, Romane, Poesien u. dgl. m., die gerade eben Lärm machen, wohl gar zu mehreren Auflagen in ihrem ersten und letzten Lebensjahre anfangen: vielmehr denke man alsdann, dafs wer für Narren schreibt allezeit ein grofses Publikum findet, und wende die stets knapp gemessene, dem Lesen bestimmte Zeit ausschliefslich den Werken der grofsen, die übrige Menschheit überragenden Geister aller Zeiten und Völker zu, welche die Stimme des Ruhmes als solche bezeichnet. Nur diese bilden und belehren wirklich.

Vom Schlechten kann man nie zu wenig und das Gute nie zu oft lesen: schlechte Bücher sind intellektuelles Gift, sie verderben den Geist. — Weil die Leute, statt des Besten aller Zeiten, immer nur das Neueste lesen, bleiben die Schriftsteller im engen Kreise der cirkulierenden Ideen, und das Zeitalter verschlammt immer tiefer in seinem eigenen Dreck.

§. 304.

Es giebt, zu allen Zeiten, zwei Litteraturen, die ziemlich fremd neben einander hergehen: eine wirkliche und eine blofs scheinbare. Jene erwächst zur bleibenden Litteratur. Betrieben von Leuten, die für die Wissenschaft, oder die Poesie, leben, geht sie ihren Gang ernst und still, aber äufserst langsam, produziert in Europa kaum ein Dutzend Werke im Jahrhundert, welche jedoch bleiben. Die andere, betrieben von Leuten, die von der Wissenschaft, oder Poesie, leben, geht im Galopp, unter grofsem Lärm und Geschrei der Beteiligten, und bringt jährlich viele Tausend Werke zu Markte. Aber nach wenig Jahren frägt man: wo sind sie? wo ist ihr so früher und so lauter Ruhm? Man kann daher auch diese als die fliefsende, jene als die stehende Litteratur bezeichnen.

§. 305.

In der Weltgeschichte ist ein halbes Jahrhundert immer beträchtlich; weil ihr Stoff stets fortfliefst, indem doch immer etwas vorgeht. Hingegen in der Geschichte der Litteratur ist dieselbe Zeit oft für gar keine zu rechnen; weil eben nichts geschehen ist: denn stümperhafte Versuche gehen sie nichts an. Man ist also wo man vor fünfzig Jahren gewesen.

Dies zu erläutern, denke man sich die Fortschritte der Erkenntnis beim Menschengeschlechte unter dem Bilde einer Planetenbahn. Dann lassen sich die Irrwege, auf welche es meistens bald nach jedem bedeutenden Fortschritte gerät, durch Ptolemäische Epicyklen darstellen, nach der Durchlaufung eines jeden von welchen es wieder da ist, wo es vor dem Antritt derselben war. Die grofsen Köpfe jedoch, welche wirklich auf jener Planetenbahn das Geschlecht weiterführen, machen den jedesmaligen Epicyklus nicht mit. Hieraus erklärt sich, warum der Ruhm bei der Nachwelt meistens durch Verlust des Beifalls der Mitwelt bezahlt wird, und umgekehrt. — Ein solcher Epicyklus ist z. B. die Philosophie Fichte's und Schelling's, zum Schlusse gekrönt durch die Hegel'sche Karikatur derselben. Dieser Epicyklus ging von der zuletzt durch Kant bis dahin fortgeführten Kreislinie ab, woselbst ich späterhin sie wieder aufgenommen habe, um sie weiter zu führen: in der Zwischenzeit aber durchliefen nun die besagten Scheinphilosophen und noch einige andere

daneben ihren Epicyklus, der jetzt nachgerade vollendet ist, wodurch das mit ihnen gelaufene Publikum inne wird, dafs es sich eben da befindet, von wo er ausgegangen war.

Mit diesem Hergange der Dinge hängt es zusammen, dafs wir den wissenschaftlichen, litterarischen und artistischen Zeitgeist ungefähr alle 30 Jahre deklarierten Bankrott machen sehen. In solcher Zeit nämlich haben alsdann die jedesmaligen Irrtümer sich so gesteigert, dafs sie unter der Last ihrer Absurdität zusammenstürzen, und zugleich hat die Opposition sich an ihnen gestärkt. Nun also schlägt es um: oft aber folgt jetzt ein Irrtum in entgegengesetzter Richtung. Diesen Gang der Dinge in seiner periodischen Wiederkehr zu zeigen, wäre der rechte pragmatische Stoff der Litterargeschichte: aber diese denkt wenig daran. Zudem sind, wegen der verhältnismäfsigen Kürze solcher Perioden, die Data derselben aus entfernteren Zeiten oft schwer zusammenzubringen: daher man am bequemsten die Sache an seinem eigenen Zeitalter beobachten kann. Wollte man hierzu ein Beispiel aus den Realwissenschaften, so könnte man die Werner'sche Neptunistische Geologie nehmen. Allein ich bleibe bei dem bereits oben angeführten, uns zunächst liegenden Beispiel. Auf Kant's Glanzperiode folgte in deutscher Philosophie unmittelbar eine andere, in welcher man sich bestrebte, statt zu überzeugen, zu imponieren; statt gründlich und klar, glänzend und hyperbolisch, zumal aber unverständlich zu sein; ja sogar, statt die Wahrheit zu suchen, zu intriguieren. Dabei konnte die Philosophie keine Fortschritte machen. Endlich kam es zum Bankrott dieser ganzen Schule und Methode. Denn im Hegel und seinen Gesellen hatte die Frechheit des Unsinnschmierens einerseits und die des gewissenlosen Anpreisens andererseits, nebst der augenfälligen Absichtlichkeit des ganzen saubern Treibens, eine so kolossale Gröfse erreicht, dafs endlich allen die Augen über die ganze Charlatanerie aufgehen mufsten, und als, infolge gewisser Enthüllungen, der Schutz von oben der Sache entzogen wurde, auch der Mund. Die Fichte'schen und Schellingischen Antecedenzien dieser elendesten aller je gewesenen Philosophastereien wurden von ihr nachgezogen in den Abgrund des Diskredits. Dadurch kommt nunmehr die gänzliche philosophische Inkompetenz der ersten Hälfte des auf Kant in Deutschland folgenden Jahrhunderts an den

Tag, während man sich, dem Auslande gegenüber, mit den philosophischen Gaben der Deutschen brüstet, — besonders seitdem ein englischer Schriftsteller die boshafte Ironie gehabt hat, sie ein Volk von Denkern zu nennen.

Wer nun aber zu dem hier aufgestellten allgemeinen Schema der Epicyklen Belege aus der Kunstgeschichte will, darf nur die noch im vorigen Jahrhunderte, besonders in ihrer französischen Weiterbildung, blühende Bildhauerschule des Bernini betrachten, welche, statt der antiken Schönheit, die gemeine Natur und, statt der antiken Einfalt und Grazie, den französchen Menuettanstand darstellte. Sie machte Bankrott, als, nach Winckelmanns Zurechtweisung, die Rückkehr zur Schule der Alten erfolgte. — Einen Beleg wiederum aus der Malerei liefert das erste Viertel dieses Jahrhunderts, welches die Kunst für ein bloſses Mittel und Werkzeug einer mittelalterlichen Religiosität hielt und daher kirchliche Vorwürfe zu ihrem alleinigen Thema erwählte, welche jetzt aber von Malern behandelt wurden, denen der wahre Ernst jenes Glaubens abging, die jedoch, infolge des besagten Wahnes, den Francesco Francia, Pietro Perugino, Angelo da Fiesole und ähnliche zu Mustern nahmen, ja, diese höher schätzten, als die auf sie folgenden eigentlich groſsen Meister. In Bezug auf diese Verirrung, und weil in der Poesie ein analoges Streben sich gleichzeitig geltend gemacht hatte, schrieb Goethe die Parabel: „Pfaffenspiel.“ Auch diese Schule wurde sodann als auf Grillen beruhend erkannt, machte Bankrott, und auf sie folgte die Rückkehr zur Natur, sich kund gebend in Genrebildern und Lebensscenen jeder Art, wenn auch bisweilen sich ins Gemeine verirrend.

Dem geschilderten Hergange der menschlichen Fortschritte entsprechend, ist die Litteraturgeschichte, ihrem gröſsten Teile nach, der Katalog eines Kabinetts von Miſsgeburten. Der Spiritus, in welchem diese sich am längsten konservieren, ist Schweinsleder. Die wenigen wohlgeratenen Geburten hingegen braucht man nicht dort zu suchen: sie sind am Leben geblieben, und man begegnet ihnen überall in der Welt, wo sie als Unsterbliche, in ewig frischer Jugend einhergehen. Sie allein machen die, im vorigen § bezeichnete wirkliche Litteratur aus, deren personenarme Geschichte wir, von Jugend auf, aus dem Munde aller Gebildeten, und

nicht erst aus Kompendien, erlernen. — Gegen die heutzutage herrschende Monomanie, Litterargeschichte zu lesen, um von allem schwätzen zu können, ohne irgend etwas eigentlich zu kennen, empfehle ich eine höchst lesenswerte Stelle von Lichtenberg, Bd. II, S. 302 der alten Ausgabe.

Wohl aber wünschte ich, dafs einmal einer eine tragische Litterargeschichte versuchte, worin er darstellte, wie die verschiedenen Nationen, deren ja jede ihren allerhöchsten Stolz in die grofsen Schriftsteller und Künstler, welche sie aufzuweisen hat, setzt, diese während ihres Lebens behandelt haben; worin er also uns jenen endlosen Kampf vor die Augen brächte, den das Gute und Echte aller Zeiten und Länder gegen das jedesmal herrschende Verkehrte und Schlechte zu bestehen hat; das Märtyrertum fast aller wahren Erleuchter der Menschheit, fast aller grofsen Meister, in jeder Art und Kunst, abschilderte; uns vorführte, wie sie, wenige Ausnahmen abgerechnet, ohne Anerkennung, ohne Anteil, ohne Schüler, in Armut und Elend sich dahingequält haben, während Ruhm, Ehre und Reichtum den Unwürdigen ihres Faches zu teil wurden, es ihnen also ergangen ist, wie dem Esau, dem, während er für den Vater jagte und Wild erlegte, Jakob, in seinem Gewande verkleidet, zu Hause den Segen des Vaters stahl; wie jedoch, bei dem allen, die Liebe zu ihrer Sache sie aufrecht erhielt, bis denn endlich der schwere Kampf eines solchen Erziehers des Menschengeschlechts vollbracht war, der unsterbliche Lorbeer ihm winkte und die Stunde schlug, wo es auch für ihn hiefs:

„Der schwere Panzer wird zum Flügelkleide,
Kurz ist der Schmerz, unendlich ist die Freude.“ [1])

Es wäre gut Bücher kaufen, wenn man die Zeit, sie zu lesen, mitkaufen könnte, aber man verwechselt meistens den Ankauf der Bücher mit dem Aneignen ihres Inhalts. —

Die Gesundheitspolizei sollte, im Interesse der Augen, darüber wachen, dafs die Kleinheit des Drucks ein festgestelltes Minimum habe, welches nicht überschritten werden dürfte. (Als ich 1818 in Venedig war, zu welcher Zeit die eigentlichen Venetianischen Ketten noch fabriziert wurden,

[1]) Es heifst: „und ewig ist die Freude“. — Schiller, „Jungfrau von Orleans“, Schlufsworte.

sagte mir ein Goldschmied, dafs die, welche die *catena fina* machten, mit 30 Jahren blind würden.) —

Zu verlangen, dafs einer alles, was er je gelesen, behalten haben sollte, ist wie verlangen, dafs er alles, was er je gegessen hat, noch in sich trage. Er hat von diesem leiblich, von jenem geistig gelebt und ist dadurch geworden was er ist. Wie aber der Leib das ihm Homogene assimiliert, so wird jeder behalten, was ihn interessiert, d. h. was in sein Gedankensystem oder zu seinen Zwecken pafst. Letztere hat freilich jeder; aber etwas einem Gedankensystem Ähnliches haben gar Wenige. Daher nehmen sie an nichts objektives Interesse, und dieserhalb wieder setzt sich von ihrer Lektüre nichts bei ihnen an: sie behalten nichts davon. —

Um das Gute zu lesen, ist eine Bedingung, dafs man das Schlechte nicht lese: denn das Leben ist kurz, Zeit und Kräfte beschränkt. —

Repetitio est mater studiorum. Jedes irgend wichtige Buch soll man sogleich zweimal lesen, teils weil man die Sachen das zweite Mal in ihrem Zusammenhange besser begreift, und den Anfang erst recht versteht, wenn man das Ende kennt; teils weil man zu jeder Stelle das zweite Mal eine andere Stimmung und Laune mitbringt, als beim ersten, wodurch der Eindruck verschieden ausfällt und es ist, wie wenn man einen Gegenstand in anderer Beleuchtung sieht. —

Die Werke sind die Quintessenz eines Geistes: sie werden daher, auch wenn er der gröfste ist, stets ungleich gehaltreicher sein, als sein Umgang, auch diesen im wesentlichen ersetzen, ja ihn weit übertreffen und hinter sich lassen. Sogar die Schriften eines mittelmäfsigen Kopfes können belehrend, lesenswert und unterhaltend sein, eben weil sie seine Quintessenz sind, das Resultat, die Frucht alles seines Denkens und Studierens; — während sein Umgang uns nicht genügen kann. Daher kann man Bücher von Leuten lesen, an deren Umgang man kein Genügen finden würde, und deshalb wieder bringt hohe Geisteskultur uns allmählich dahin, fast nur noch an Büchern, nicht mehr an Menschen Unterhaltung zu finden. —

Es giebt doch keine gröfsere Erquickung für den Geist, als die Lektüre der alten Klassiker: sobald man irgend einen

von ihnen, und wäre es auch nur auf eine halbe Stunde, in die Hand genommen hat, fühlt man alsbald sich erfrischt, erleichtert, gereinigt, gehoben und gestärkt; nicht anders, als hätte man an der frischen Felsenquelle sich gelabt. Liegt dies an den alten Sprachen und ihrer Vollkommenheit, oder an der Gröfse der Geister, deren Werke von den Jahrtausenden unversehrt und ungeschwächt bleiben? Vielleicht an beidem zusammen. Dies aber weifs ich, dafs wenn, wie es jetzt droht, die Erlernung der alten Sprachen einmal aufhören sollte, dann eine neue Litteratur kommen wird, bestehend aus so barbarischem, plattem und nichtswürdigem Geschreibe, wie es noch gar nicht dagewesen; zumal da die deutsche Sprache, welche doch einige der Vollkommenheiten der alten besitzt, von den nichtswürdigen Skriblern heuriger „Jetztzeit“ eifrig und methodisch dilapidiert und verhunzt wird, so dafs sie allmählich, verarmt und verkrüppelt, in einen elenden Jargon übergeht. —

Bücher werden geschrieben, bald über diesen, bald über jenen grofsen Geist der Vorzeit, und das Pnblikum liest sie, nicht aber jenen selbst; weil es nur frisch Gedrucktes lesen will, und weil *similis simili gaudet,* und ihm das seichte, fade Geträtsche eines heutigen Flachkopfs homogener und gemütlicher ist, als die Gedanken des grofsen Geistes. Ich aber danke dem Schicksal, dafs es mich schon in der Jugend auf ein schönes Epigramm von A. W. Schlegel hingeführt hat, welches seitdem mein Leitstern wurde:

„Leset fleifsig die Alten, die wahren eigentlich Alten:
Was die Neuen davon sagen, bedeutet nicht viel.“

O, wie ist doch ein Alltagskopf dem andern so ähnlich! Wie sind sie doch alle in einer Form gegossen! Wie fällt doch jedem von ihnen dasselbe bei der gleichen Gelegenheit ein, und nichts anderes! Dazu nun noch ihre niedrigen persönlichen Absichten. Und das nichtswürdige Geträtsche solcher Wichte liest ein stupides Publikum, wenn es nur heute gedruckt ist, und läfst die grofsen Geister auf den Bücherbrettern ruhen.

Unglaublich ist doch die Thorheit und Verkehrtheit des Publikums, welches die edelsten, seltensten Geister in jeder Art, aus allen Zeiten und Ländern, ungelesen läfst, um die täglich erscheinenden Schreibereien der Alltagsköpfe, wie sie jedes Jahr in zahlloser Menge, den Fliegen gleich, ausbrütet,

zu lesen, — blofs weil sie heute gedruckt und noch nafs von der Presse sind. Vielmehr sollten diese Produktionen schon am Tage ihrer Geburt so verlassen und verachtet dastehen, wie sie es nach wenigen Jahren und dann auf immer sein werden, ein blofser Stoff zum Lachen über vergangene Zeiten und deren Flausen. —

Es giebt zwei Geschichten: die politische und die der Litteratur und Kunst. Jene ist die des Willens, diese die des Intellekts. Daher ist jene durchweg beängstigend, ja schrecklich: Angst, Not, Betrug und entsetzliches Morden, in Masse. Die andere hingegen ist überall erfreulich und heiter, wie der isolierte Intellekt, selbst wo sie Irrwege schildert. Ihr Hauptzweig ist die Geschichte der Philosophie. Eigentlich ist diese ihr Grundbafs, der sogar in die andere Geschichte hinübertönt und auch dort, aus dem Fundament, die Meinung leitet: diese aber beherrscht die Welt. Daher ist die Philosophie eigentlich und wohlverstanden auch die gewaltigste materielle Macht; jedoch sehr langsam wirkend. — Die jedesmalige Philosophie ist der Grundbafs der Geschichte jeder Zeit.

Kapitel XXV.

Über Sprache und Worte.

§. 306.

Die tierische Stimme dient allein dem Ausdrucke des Willens in seinen Erregungen und Bewegungen; die menschliche aber auch dem der Erkenntnis. Damit hängt zusammen, dafs jene fast immer einen unangenehmen Eindruck auf uns macht: blofs einige Vogelstimmen nicht.

Beim Entstehen der menschlichen Sprache sind ganz gewifs das erste die Interjektionen gewesen, welche nicht Begriffe, sondern, gleich den Lauten der Tiere, Gefühle, — Willensbewegungen, — ausdrücken. Ihre verschiedenen Arten fanden sich alsbald ein: und aus deren Verschiedenheit geschah der Übergang zu den Substantiven, Verben, Pronomina personalia u. s. w.

§. 307.

Bekanntlich sind die Sprachen, namentlich in gramma-

tischer Hinsicht, desto vollkommener, je älter sie sind, und werden stufenweise immer schlechter, vom hohen Sanskrit an bis zum englischen Jargon herab, diesem aus Lappen heterogener Stoffe zusammengeflickten Gedankenkleide. Diese allmähliche Degradation ist ein bedenkliches Argument gegen die beliebten Theorien unsrer so nüchtern lächelnden Optimisten vom „stätigen Fortschritt der Menschheit zum Besseren", wozu sie die deplorable Geschichte des bipedischen Geschlechts verdrehen möchten; überdies aber ist sie ein schwer zu lösendes Problem. Wir können doch nicht umhin, das erste aus dem Schoſse der Natur irgendwie hervorgegangene Menschengeschlecht uns im Zustande gänzlicher und kindischer Unkunde und folglich roh und unbeholfen zu denken: wie soll nun ein solches Geschlecht diese höchst kunstvollen Sprachgebäude, diese komplizierten und mannigfaltigen grammatischen Formen erdacht haben? selbst angenommen, daſs der lexikalische Sprachschatz sich erst allmählich angesammelt habe. Dabei sehen wir andrerseits überall die Nachkommen bei der Sprache ihrer Eltern bleiben und nur allmählich kleine Änderungen daran vornehmen. Die Erfahrung lehrt aber nicht, daſs in der Succession der Geschlechter die Sprachen sich grammatikalisch vervollkommnen, sondern, wie gesagt, gerade das Gegenteil: sie werden nämlich immer einfacher und schlechter. — Sollen wir trotzdem annehmen, daſs das Leben der Sprache dem einer Pflanze gleiche, die, aus einem einfachen Keim hervorgegangen, ein unscheinbarer Schöſsling, sich allmählich entwickelt, ihre Akme erreicht und von da an allgemach wieder sinkt, indem sie altert, wir aber hätten bloſs von diesem Verfall, nicht aber vom frühern Wachstum Kunde? Eine bloſs bildliche und noch dazu ganz arbiträre Hypothese, — ein Gleichnis, keine Erklärung! Um nun eine solche zu erlangen, scheint mir das Plausibelste die Annahme, daſs der Mensch die Sprache *instinktiv* erfunden hat, indem ursprünglich in ihm ein Instinkt liege, vermöge dessen er das zum Gebrauch seiner Vernunft unentbehrliche Werkzeug und Organ derselben ohne Reflexion und bewuſste Absicht hervorbringt, welcher Instinkt sich nachher, wann die Sprache einmal da ist und er nicht mehr zur Anwendung kommt, verliert. Wie nun alle aus bloſsem Instinkt hervorgebrachten Werke, z. B. der Bau der Bienen, der Wespen, der Biber, die Vogelnester

in so mannigfaltigen und stets zweckmäfsigen Formen u. s w. eine ihnen eigentümliche Vollkommenheit haben, indem sie gerade und genau das sind und leisten, was ihr Zweck erfordert, so dafs wir die tiefe Weisheit, die darin liegt, bewundern, — ebenso ist es mit der ersten und ursprünglichen Sprache: sie hatte die hohe Vollkommenheit aller Werke des Instinkts: dieser nachzuspüren, um sie in die Beleuchtung der Reflexion und des deutlichen Bewufstseins zu bringen, ist das Werk der erst Jahrtausende später auftretenden Grammatik.

§. 308.

Das Wort des Menschen ist das dauerhafteste Material. Hat ein Dichter seine flüchtigste Empfindung in ihr richtig angepafsten Worten verkörpert, so lebt sie, in diesen, Jahrtausende hindurch, und wird in jedem empfänglichen Leser aufs neue rege.

§. 309.

Die Erlernung mehrerer Sprachen ist nicht allein ein mittelbares, sondern auch ein unmittelbares, tief eingreifendes, geistiges Bildungsmittel. Daher der Ausspruch Karls V.: „so viele Sprachen einer kann, so vielemal ist er ein Mensch.“ *(Quot linguas quis callet, tot homines valet.)* — Die Sache selbst beruht auf folgendem.

Nicht für jedes Wort einer Sprache findet sich in jeder andern das genaue Äquivalent. Also sind nicht sämtliche Begriffe, welche durch die Worte der einen Sprache bezeichnet werden, genau dieselben, welche die der andern ausdrücken; wenngleich dieses meistens, bisweilen sogar auffallend genau, wie z. B. bei συλληψις und conceptio, Schneider und tailleur, der Fall ist; sondern oft sind es blofs ähnliche und verwandte, jedoch durch irgend eine Modifikation verschiedene Begriffe. Deutlich zu machen was ich meine, mögen einstweilen folgende Beispiele dienen:

απαιδευτος, *rudis*, roh.
ὁρμη, *impetus*, Andrang.
μηχανη, Mittel, *medium*.
seccatore, Quälgeist, *importun*.
ingénieux, sinnreich, *clever*.
Geist, *esprit*, *wit*.
Witzig, *facetus*, *plaisant*.
Malice, Bosheit, *wickedness*.

zu welchen sich unzählige andere und gewifs noch treffendere werden fügen lassen. Bei der in der Logik üblichen Versinnlichung der Begriffe durch Kreise, könnte man diese Paenidentität durch sich ungefähr deckende, jedoch nicht ganz koncentrische Kreise ausdrücken.

Bisweilen fehlt in einer Sprache das Wort für einen Begriff, während es sich in den meisten, wohl gar in allen andern findet: ein höchst skandalöses Beispiel hiervon liefert im Französischen der Mangel des Verbi „stehen." Für einige Begriffe wiederum findet sich blofs in einer Sprache ein Wort, welches alsdann in die andern übergeht: so das lateinische „Affekt", das französische „naiv", das englische *comfortable*, *disappointment*, *gentleman* und viele andere. Bisweilen auch drückt eine fremde Sprache einen Begriff mit einer Nüance aus, welche unsere eigene ihm nicht giebt und mit der wir ihn jetzt gerade denken: dann wird jeder, dem es um einen genauen Ausdruck seiner Gedanken zu thun ist, das Fremdwort gebrauchen, ohne sich an das Gebelle pedantischer Puristen zu kehren. In allen Fällen, wo in einer Sprache nicht genau derselbe Begriff durch ein bestimmtes Wort bezeichnet wird, wie in der andern, giebt das Lexikon dieses durch mehrere einander verwandte Ausdrücke wieder, welche alle die Bedeutung desselben, jedoch nicht koncentrisch, sondern in verschiedenen Richtungen daneben, treffen, wodurch die Grenzen abgesteckt werden, zwischen denen er liegt: so wird man z. B. das lateinische *honestum* durch wohlanständig, ehrenwert, ehrenvoll, ansehnlich, tugendhaft u. s. w. umschreiben, auch das griechische σωφρων auf analoge Weise[1]). Hierauf beruht das notwendig Mangelhafte aller Übersetzungen. Fast nie kann man irgend eine charakteristische, prägnante, bedeutsame Periode aus einer Sprache in die andere so übertragen, dafs sie genau und vollkommen dieselbe Wirkung thäte. — Sogar in blofser Prosa wird die allerbeste Übersetzung sich zum Original höchstens so verhalten, wie zu einem gegebenen Musikstück dessen Transposition in eine andere Tonart. Musikverständige wissen, was es damit auf sich hat. — Daher bleibt jede Übersetzung tot und ihr Stil gezwungen, steif, unnatürlich: oder aber sie

[1]) Das griechische σωφροσυνη hat in keiner Sprache ein adäquates Äquivalent. (Anm. Schopenhauers.)

wird frei, d. h. begnügt sich mit einem *à peu près*, ist also falsch. Eine Bibliothek von Übersetzungen gleicht einer Gemäldegalerie von Kopien. Und nun gar die Übersetzungen der Schriftsteller des Altertums sind für dieselben ein Surrogat, wie der Cichorienkaffee es für den wirklichen ist. — Gedichte kann man nicht übersetzen, sondern bloſs umdichten, welches allezeit miſslich ist. —

Demgemäſs liegt, bei Erlernung einer Sprache, die Schwierigkeit vorzüglich darin, jeden Begriff, für den sie ein Wort hat, auch dann kennen zu lernen, wann die eigene Sprache kein diesem genau entsprechendes Wort besitzt; welches oft der Fall ist. Daher also muſs man, bei Erlernung einer fremden Sprache, mehrere ganz neue Sphären von Begriffen in seinem Geiste abstecken: mithin entstehen Begriffssphären wo noch keine waren. Man erlernt also nicht bloſs Worte, sondern erwirbt Begriffe. Dies ist vorzüglich bei Erlernung der alten Sprachen der Fall; weil die Ausdrucksweise der Alten von der unsrigen viel verschiedener ist, als die der modernen Sprachen von einander; welches sich daran zeigt, daſs man, beim Übersetzen ins Lateinische, zu ganz anderen Wendungen, als die das Original hat, greifen muſs. Ja, man muſs meistens den lateinisch wiederzugebenden Gedanken ganz umschmelzen und umgieſsen; wobei er in seine letzten Bestandteile zerlegt und wieder rekomponiert wird. Gerade hierauf beruht die groſse Förderung, die der Geist von der Erlernung der alten Sprachen erhält. — Erst nachdem man alle Begriffe, welche die zu erlernende Sprache durch einzelne Worte bezeichnet, richtig gefaſst hat und bei jedem Worte derselben genau den ihm entsprechenden Begriff unmittelbar denkt, nicht aber erst das Wort in eines der Muttersprache übersetzt und dann den durch dieses bezeichneten Begriff denkt, welcher nicht immer dem ersteren genau entspricht, und ebenso hinsichtlich ganzer Phrasen; — erst dann hat man den Geist der zu erlernenden Sprache gefaſst und damit einen groſsen Schritt zur Kenntnis der sie sprechenden Nation gethan: denn wie der Stil zum Geiste des Individuums, so verhält sich die Sprache zu dem der Nation.[1]) Vollkommen inne aber hat

[1]) Mehrere neuere Sprachen wirklich inne haben und in ihnen mit Leichtigkeit lesen, ist ein Mittel, sich von der Nationalbeschränktheit zu befreien, die sonst jedem anklebt. (Anm. Schopenhauers.)

man eine Sprache erst, wenn man fähig ist, nicht etwa Bücher, sondern sich selbst in sie zu übersetzen; so dafs man, ohne einen Verlust an seiner Individualität zu erleiden, sich unmittelbar in ihr mitzuteilen vermag, also Ausländern jetzt eben so geniefsbar ist, wie Landsleuten.

Menschen von geringen Fähigkeiten werden auch nicht leicht eine fremde Sprache sich eigentlich aneignen: sie erlernen wohl die Worte derselben, gebrauchen sie jedoch stets nur in der Bedeutung des ungefähren Äquivalents derselben in ihrer Muttersprache und behalten auch immer die dieser eigentümlichen Wendungen und Phrasen bei. Sie vermögen eben nicht den Geist der fremden Sprache sich anzueignen, welches eigentlich daran liegt, dafs ihr Denken selbst nicht aus eigenen Mitteln vor sich geht, sondern, zum gröfsten Teil, von ihrer Muttersprache erborgt ist, deren gangbare Phrasen und Wendungen ihnen die Stelle der eigenen Gedanken vertreten; daher eben sie auch in der eigenen Sprache sich stets nur abgenutzter Redensarten (*hackney'd phrases*; *phrases banales*) bedienen, welche selbst sogar sie so ungeschickt zusammenstellen, dafs man merkt, wie unvollkommen sie sich des Sinnes derselben bewufst sind und wie wenig ihr ganzes Denken über die Worte hinausgeht, so dafs es nicht gar viel mehr, als Papageiengeplapper ist. Aus dem entgegengesetzten Grunde ist Originalität der Wendungen und individuelle Angemessenheit jedes Ausdrucks, den einer gebraucht, ein unfehlbares Symptom überwiegenden Geistes.

Aus diesem allen nun also erhellet, dafs bei der Erlernung jeder fremden Sprache sich neue Begriffe bilden, um neuen Zeichen Bedeutung zu geben; dafs Begriffe auseinandertreten, die sonst nur gemeinschaftlich einen weiteren, also unbestimmteren ausmachten, weil eben nur ein Wort für sie da war; dafs Beziehungen, die man bis dahin nicht gekannt hatte, entdeckt werden, weil die fremde Sprache den Begriff durch einen ihrer eigentümlichen Tropus, oder Metapher, bezeichnet; dafs demnach unendlich viele Nüancen, Ähnlichkeiten, Verschiedenheiten, Beziehungen der Dinge, mittelst der neu erlernten Sprache ins Bewufstsein treten; dafs man also eine vielseitige Ansicht von allen Dingen erhält. Hieraus nun folgt, dafs man in jeder Sprache anders denkt, mithin unser Denken durch die Erlernung einer jeden eine neue Modifikation und Färbung erhält, dafs folglich der Poly-

glottismus, neben seinem vielen *mittelbaren* Nutzen, auch ein *direktes Bildungsmittel* des Geistes ist, indem er unsre Ansichten, durch hervortretende Vielseitigkeit und Nüancierung der Begriffe, berichtigt und vervollkommnet, wie auch die Gewandtheit des Denkens vermehrt, indem durch die Erlernung vieler Sprachen sich immer mehr der Begriff vom Worte ablöst. Ungleich mehr leisten dies die alten, als die neuen Sprachen, vermöge ihrer grofsen Verschiedenheit von den unsrigen, die nicht zuläfst, dafs wir Wort durch Wort wiedergeben, sondern verlangt, dafs wir unsern ganzen Gedanken umschmelzen und ihn in eine andere Form giefsen. Oder (mir ein chemisches Gleichnis zu erlauben), während das Übersetzen aus einer neuen Sprache in die andere höchstens erfordert, dafs die zu übersetzende Periode in ihre *nächsten* Bestandteile zersetzt und aus diesen rekomponiert werde, erfordert das Übersetzen ins Lateinische sehr oft eine Zersetzung in ihre fernsten und *letzten* Bestandteile (den reinen Gedankeninhalt), aus welchen sie sodann in ganz andern Formen regeneriert wird; so dafs z. B. was dort durch Substantiva, hier durch Verba ausgedrückt wird, oder umgekehrt, u. dgl. m. Derselbe Prozefs findet statt beim Übersetzen aus den alten Sprachen in die neuen; woraus schon abzusehen ist, wie entfernt die Bekanntschaft mit den alten Autoren ist, welche mittelst solcher Übersetzungen sich machen läfst.

Den Vorteil des Sprachstudiums entbehrten die Griechen; wodurch sie zwar viel Zeit ersparten, mit der sie dann aber auch weniger ökonomisch umgingen; wie das tägliche lange Herumschlendern der Freien auf der αγορα bezeugt, welches sogar an die Lazzaroni und das ganze italienische Treiben *in piazza* erinnert.

Endlich ist aus dem Gesagten leicht abzusehen, dafs die Nachbildung des Stiles der Alten, in ihren eigenen, an grammatischer Vollkommenheit die unsrigen weit übertreffenden Sprachen, das allerbeste Mittel ist, um sich zum gewandten und vollkommenen Ausdrucke seiner Gedanken in der Muttersprache vorzubereiten. Um ein grofser Schriftsteller zu werden, ist es sogar unerläfslich; — eben, wie es für den angehenden Bildhauer und Maler notwendig ist, sich durch Nachahmung der Muster des Altertums heranzubilden, ehe er zu eigener Komposition schreitet. Durch das Latein-

schreiben allein lernt man die Diktion als ein Kunstwerk behandeln, dessen Stoff die Sprache ist, welche daher mit gröſster Sorgfalt und Behutsamkeit behandelt werden muſs. Demnach richtet sich jetzt eine geschärfte Aufmerksamkeit auf die Bedeutung und den Wert der Worte, ihrer Zusammenstellung und der grammatikalischen Formen; man lernt diese genau abwägen und so das kostbare Material handhaben, welches geeignet ist, dem Ausdruck und der Erhaltung wertvoller Gedanken zu dienen; man lernt Respekt haben vor der Sprache, in der man schreibt, so daſs man nicht nach Willkür und Laune mit ihr umspringt, um sie umzumodeln. Ohne diese Vorschule artet die Schreiberei leicht in bloſses Gewäsche aus.

Der Mensch, welcher kein Latein versteht, gleicht einem, der sich in einer schönen Gegend bei nebligem Wetter befindet: sein Horizont ist äuſserst beschränkt: nur das Nächste sieht er deutlich, wenige Schritte darüber hinaus verliert es sich ins Unbestimmte. Der Horizont des Lateiners hingegen geht sehr weit, durch die neueren Jahrhunderte, das Mittelalter, das Altertum. — Griechisch oder gar noch Sanskrit, erweitern freilich den Horizont noch um ein Beträchtliches. — Wer kein Latein versteht, gehört zum Volke, auch wenn er ein groſser Virtuose auf der Elektrisiermaschine wäre und das Radikal der Fluſsspatsäure im Tiegel hätte.

An euern Schriftstellern, die kein Latein verstehen, werdet ihr bald nichts anderes, als schwadronierende Barbiergesellen haben. Sie sind schon auf gutem Wege mit ihren Gallicismen und leicht sein wollenden Wendungen. Zur Gemeinheit, edele Germanen, habt ihr euch gewendet, und Gemeinheit werdet ihr finden. — Ein rechtes Aushängeschild der Faulheit und eine Pflanzschule der Unwissenheit sind die heutzutage sich an das Licht wagenden Editionen griechischer, ja sogar (*horribile dictu*) lateinischer Autoren mit deutschen Noten! Welche Infamie! Wie soll doch der Schüler latein lernen, wenn ihm immer in der Frau-Mutter-Sprache dazwischen geredet wird? Daher war *in schola nil nisi latine* eine gute alte Regel. Daſs der Herr Professor nicht mit Leichtigkeit Latein schreiben kann, und der Schüler es nicht mit Leichtigkeit lesen kann, das ist der Humor der Sache; stellt euch wie ihr wollt. Also Faul-

heit und deren Tochter Unwissenheit stecken dahinter, sonst nichts. Und es ist eine Schande! Der eine hat nichts gelernt, und der andere will nichts lernen. Cigarrenrauchen und Kannegiefsern hat in unsern Tagen die Gelehrsamkeit vertrieben; wie Bilderbücher für grofse Kinder die Litteraturzeitungen ersetzt haben. —

Auf Gymnasien sollte keine altdeutsche Litteratur, Nibelungen und sonstige Poeten des Mittelalters gelehrt werden: diese Dinge sind zwar höchst merkwürdig, auch lesenswert, tragen aber nicht zur Bildung des Geschmacks bei und rauben die Zeit, welche der alten, wirklich klassischen Litteratur angehört. Wenn ihr, edle Germanen und deutsche Patrioten, an die Stelle der griechischen und römischen Klassiker altdeutsche Reimereien setzt, so werdet ihr nichts anderes, als Bärenhäuter erziehen. Nun aber gar diese Nibelungen mit der Ilias zu vergleichen, ist eine rechte Blasphemie, mit welcher die Ohren der Jugend, vor allem, verschont bleiben sollen. —

§. 310.

Dafs, gleichen Schrittes mit der Vermehrung der Begriffe, der Wortvorrat einer Sprache vermehrt werde, ist recht und sogar notwendig. Wenn hingegen letzteres ohne ersteres geschieht, so ist es blofs ein Zeichen der Geistesarmut, die doch etwas zu Markte bringen möchte und, da sie keine neuen Gedanken hat, mit neuen Worten kommt. Diese Art der Sprachbereicherung ist jetzt sehr an der Tagesordnung und ein Zeichen der Zeit. Aber neue Worte für alte Begriffe sind wie eine neue Farbe auf ein altes Kleid gebracht. —

Beiläufig und blofs weil das Beispiel gerade vorliegt, sei hier bemerkt, dafs man „ersteres und letzteres" nur dann anwenden soll, wann, wie oben, jeder dieser Ausdrücke mehrere Worte vertritt, nicht aber, wann nur eines; wo es besser ist, dieses eine zu wiederholen; welches überhaupt zu thun die Griechen keinen Anstand nehmen, während die Franzosen am ängstlichsten sind, es zu vermeiden. Die Deutschen verrennen sich in ihr Ersteres und Letzteres bisweilen dermafsen, dafs man nicht mehr weifs, was hinten und was vorne ist.

§. 311.

Wir verachten die Wortschrift der Chinesen. Aber, da die Aufgabe aller Schrift ist, in der Vernunft des andern, durch sichtbare Zeichen, Begriffe zu erwecken, so

ist es offenbar ein grofser Umweg, dem Auge zunächst nur ein Zeichen des hörbaren Zeichens derselben vorzulegen und allererst dieses zum Träger des Begriffes selbst zu machen: wodurch unsere Buchstabenschrift nur ein Zeichen des Zeichens ist. Es frägt sich demnach, welchen Vorzug denn das hörbare Zeichen vor dem sichtbaren habe, um uns zu vermögen, den geraden Weg vom Auge zur Vernunft liegen zu lassen und einen so grofsen Umweg einzuschlagen, wie der ist, das sichtbare Zeichen erst durch Vermittelung des hörbaren zum fremden Geiste reden zu lassen; während es offenbar einfacher wäre, nach Weise der Chinesen, das sichtbare Zeichen unmittelbar zum Träger des Begriffes zu machen und nicht zum blofsen Zeichen des Lautes; um so mehr, als der Sinn des Gesichts für noch mehrere und feinere Modifikationen empfänglich ist, als der des Gehörs, und auch ein Nebeneinander der Eindrücke gestattet, dessen hingegen die Affektionen des Gehörs, als ausschliefslich in der Zeit gegeben, nicht fähig sind. — Die hier nachgefragten Gründe würden nun wohl diese sein: 1. Wir greifen, von Natur, zuerst zum hörbaren Zeichen, und zwar zunächst um unsere Affekte, danach aber auch, um unsere Gedanken auszudrücken: hierdurch nun gelangen wir zu einer Sprache für das Ohr, ehe wir nur daran gedacht haben, eine für das Gesicht zu erfinden. Nachmals aber ist es kürzer, diese letztere, wo sie nötig wird, auf jene andere zurückzuführen, als eine ganz neue, ja ganz anderartige Sprache für das Auge zu erfinden, oder respektive zu erlernen, zumal da man bald entdeckte, dafs die Unzahl der Wörter sich auf sehr wenige Laute zurückführen und daher, mittelst dieser, leicht ausdrücken läfst. 2. Das Gesicht kann zwar mannigfaltigere Modifikationen fassen, als das Ohr: aber solche für das Auge hervorzubringen, vermögen wir nicht wohl ohne Werkzeuge, wie doch für das Ohr. Auch würden wir die sichtbaren Zeichen nimmer mit der Schnelligkeit hervorbringen und wechseln lassen können, wie, vermöge der Volubilität der Zunge, die hörbaren; wie dies auch die Unvollkommenheit der Fingersprache der Taubstummen bezeugt. Dieses also macht, von Hause aus, das Gehör zum wesentlichen Sinne der Sprache, und dadurch der Vernunft. Demnach nun aber sind es im Grunde doch nur äufserliche und zufällige, nicht aber aus dem Wesen der Aufgabe an sich

selbst entsprungene Gründe, aus welchen hier ausnahmsweise der gerade Weg nicht der beste ist. Folglich bliebe, wenn wir die Sache abstrakt, rein theoretisch und *a priori* betrachten, das Verfahren der Chinesen das eigentlich richtige; so dafs man ihnen nur einige Pedanterie vorwerfen könnte, sofern sie von den empirischen, einen andern Weg anratenden Umständen dabei abgesehen haben. Inzwischen hat auch die Erfahrung einen überaus grofsen Vorzug der chinesischen Schrift zu Tage gebracht. Man braucht nämlich nicht chinesisch zu können, um sich darin auszudrücken; sondern jeder liest sie in seiner eigenen Sprache ab, gerade so, wie unsere Zahlzeichen, welche überhaupt für die Zahlenbegriffe das sind, was die chinesischen Schriftzeichen für alle Begriffe; und die algebraischen Zeichen sind es sogar für abstrakte Gröfsenbegriffe. Daher ist, wie mich ein englischer Theehändler, der fünfmal in China gewesen war, versichert hat, in allen indischen Meeren die chinesische Schrift das gemeinsame Medium der Verständigung zwischen Kaufleuten der verschiedensten Nationen, die keine Sprache gemeinschaftlich verstehen. Der Mann war sogar der festen Meinung, sie würde einst, in dieser Eigenschaft, sich über die Welt verbreiten. Einen hiermit ganz übereinstimmenden Bericht giebt J. F. Davis in seinem Werke *The Chinese,* London 1836, cap. 15.

§. 312.

Die Deponentia sind das einzige Unvernünftige, ja Unsinnige der römischen Sprache, und nicht viel besser steht es um die Media der griechischen. —

Ein spezieller Fehler aber im Lateinischen ist, dafs *fieri* das Passivum des *facere* vorstellt: dies impliciert und impft der die Sprache erlernenden Vernunft den heillosen Irrtum ein, dafs alles, was ist, wenigstens alles Gewordene, ein Gemachtes sei. Im Griechischen und Deutschen hingegen gelten *γιγνεσθαι* und „werden" nicht unmittelbar als Passiva des *ποιειν* und „machen". Ich kann griechisch sagen: *ουκ εστι παν γενομενον ποιουμενον*: aber dies liefse sich nicht wörtlich ins Lateinische übersetzen, wie doch ins Deutsche: „nicht jedes Gewordene ist ein Gemachtes." —

§. 313.

Die Konsonanten sind das Skelett und die Vokale das Fleisch der Wörter. Jenes ist (im Individuo) unwandelbar,

dieses sehr veränderlich, an Farbe, Beschaffenheit und Quantität. Darum konservieren die Wörter, indem sie durch die Jahrhunderte, oder gar aus einer Sprache in die andere wandern, im ganzen sehr wohl ihre Konsonanten, aber verändern leicht ihre Vokale; weshalb in der Etymologie viel mehr jene, als diese zu berücksichtigen sind. —

Von dem Worte *superstitio* findet man allerlei Etymologien zusammengestellt in *Delrii disquisitionibus magicis*, L. I, c. 1, und ebenfalls in Wegscheider's *instit. theol. dogmaticae*, proleg. c. I, § 5, d. Ich vermute jedoch den Ursprung des Wortes darin, daſs es, von Hause aus, bloſs den Gespensterglauben bezeichnet habe, nämlich: *defunctorum manes circumvagari, ergo mortuos adhuc superstites esse.*[1]) —

Ich will hoffen, daſs ich nichts Neues sage, wenn ich bemerke, daſs μορφα und *forma* dasselbe Wort ist und sich ebenso verhält wie *renes* und Nieren, *horse* und Roſs; imgleichen, daſs unter den Ähnlichkeiten des Griechischen mit dem Deutschen eine der bedeutendsten diese ist, daſs in beiden der Superlativ durch *st* (— ιστος) gebildet wird; während dies im Lateinischen nicht der Fall ist. — Eher könnte ich bezweifeln, daſs man die Etymologie des Wortes „arm" schon kenne, daſs es nämlich von ερημος, *eremus*, italienisch *ermo* kommt: denn arm bedeutet „wo nichts ist", also „öde, leer". (Jesus Sirach 12, 4: ἐρημωσουσι für arm machen.) — Hingegen daſs „Unterthan" vom altenglischen *Thane*, Vasall, kommt, welches im Macbeth häufig gebraucht wird, ist hoffentlich schon bekannt. — Das deutsche Wort Luft kommt von dem anglo-sächsischen Worte, welches erhalten ist im englischen *lofty*, hoch, *the loft*, der Boden, *le grenier*, indem man anfangs durch Luft bloſs das Obere, die Atmosphäre bezeichnete, eben wie das anglo-sächsische *first*, der erste, seine allgemeine Bedeutung im Englischen behalten hat, im Deutschen aber bloſs in „Fürst", *princeps*, übrig geblieben ist.

Ferner die Worte „Aberglauben" und „Aberwitz" halte ich für entsprungen aus „Überglauben" und „Überwitz", unter

[1]) Die Schatten der Verstorbenen gehen um, also sind die Toten noch gegenwärtig. — Das lateinische Wortspiel, läſst sich im Deutschen wohl kaum wiedergeben.

Vermittelung von „Oberglauben" und „Oberwitz" (wie Überrock, Oberrock; Überhand, Oberhand) und sodann durch Korruption des O in A, wie, umgekehrt, in „Argwohn" statt „Argwahn". Ebenso, glaube ich, dafs Hahnrei eine Korruption von Hohnrei ist, welches letztere uns im Englischen erhalten ist als ein Ruf der Verhöhnung — *o hone-a-rie!* Es kommt vor in *Letters and Journals of Lord Byron: with notices of his life, by Thomas Moore.* London 1830, vol. I, p. 441. — Überhaupt ist das Englische die Vorratskammer, in welcher wir unsere veralteten Wörter und auch den ursprünglichen Sinn der noch gebräuchlichen aufbewahrt wiederfinden: z. B. das vorerwähnte „Fürst" in seiner ursprünglichen Bedeutung: „der erste", the first, princeps. In der neuen Auflage des ursprünglichen Textes der „deutschen Theologie" sind mir manche Worte blofs aus dem Englischen bekannt und dadurch verständlich. — — Dafs Epheu von Evoe kommt, wird doch wohl kein neuer Einfall sein? —

„Es kostet mich" ist nichts, als ein solenner und prezioser, durch Verjährung accreditierter Sprachfehler. Kosten kommt, eben wie das italienische *costare,* von *constare.* „Es kostet mich" ist also *me constat,* statt *mihi constat.* „Dieser Löwe kostet mich" darf nicht der Menageriebesitzer, sondern nur der sagen, welcher vom Löwen gefressen wird. —

Die Ähnlichkeit zwischen *coluber* und Kolibri mufs durchaus zufällig sein, oder aber, wir hätten, da die Kolibri nur in Amerika vorkommen, ihre Quelle in der Urgeschichte des Menschengeschlechts zu suchen. So verschieden, ja entgegengesetzt, auch beide Tiere sind, indem wohl oft der Kolibri *praeda colubri* wird, so liefse sich dabei doch an eine Verwechselung denken, derjenigen analog, infolge welcher im Spanischen *aceite* nicht Essig, sondern Öl bedeutet. — Überdies finden wir noch auffallendere Übereinstimmungen mancher ursprünglich amerikanischer Namen mit denen des europäischen Altertums, wie zwischen der Atlantis des Platon und Aztlan, dem alten, einheimischen Namen Mexikos, der noch jetzt im Namen der mexikanischen Städte Mazatlan und Tomatlan vorhanden ist, und zwischen dem hohen Berge Sorata in Peru und dem Soraktes (ital. Sorate) im Appennin.

Ich weifs, dafs sanskritgelehrte Sprachforscher ganz anders

angethan sind, als ich, die Etymologie aus ihren Quellen abzuleiten, behalte aber dennoch die Hoffnung, dafs meinem Dilettantismus in der Sache manches Früchtchen aufzulesen übrig geblieben ist.

Die Franzosen, inclusive der Akademien, gehen mit der griechischen Sprache schändlich um: sie nehmen die Worte derselben herüber, um sie zu verunstalten: sie schreiben z. B. *Etiologie, Esthétique* u. s. w.; während gerade nur im Französischen das *ai* so ausgesprochen wird, wie im Griechischen; ferner *bradype, Oedipe, Andromaque* u. dgl. m., d. h. sie schreiben die griechischen Wörter, wie ein französischer Bauernjunge, der sie aus fremden Munde aufgeschnappt hätte, sie schreiben würde. Es würde doch recht artig lassen, wenn die französischen Gelehrten sich wenigstens so stellen wollten, als verständen sie griechisch. Nun aber zu Gunsten eines so ekelhaften Jargons, wie der französische (dieses auf die widrigste Weise verdorbene Italienisch mit den scheufslichen Endsilben und dem Nasal) an sich selbst genommen ist, die edle griechische Sprache frech verhunzen zu sehen, ist ein Anblick, wie wenn die grofse, westindische Spinne einen Kolibri, oder eine Kröte einen Schmetterling frifst. Ich wollte, dafs die *illustres confrères*, wie sich die Herren von der Akademie gegenseitig nennen, die Sache einmal in Überlegung nähmen und von dieser knabenhaften Barbarei abständen, also entweder die griechische Sprache in Ruhe liefsen und sich mit ihrem eigenen Jargon behülfen, oder die griechischen Worte gebrauchten, ohne sie zu verhunzen; um so mehr, als man, bei ihrer Verzerrung derselben, Mühe hat, das dadurch ausgedrückte griechische Wort zu erraten und so den Sinn des Ausdrucks zu enträtseln. Hierher gehört auch das bei den französischen Gelehrten übliche, höchst barbarische Zusammenschmelzen eines griechischen mit einem lateinischen Wort. Dergleichen, meine *illustres confrères*, riecht nach Barbiergesellen.

Berechtigt zu dieser Rüge bin ich vollkommen: denn die politischen Grenzen gelten in der Gelehrtenrepublik so wenig, wie in der physischen Geographie, und die der Sprachen sind nur für Unwissende vorhanden, „Knoten“ aber sollen in derselben nicht geduldet werden. — —

Unsere heutigen Germanisten (nach einem Aufsatze in

der „Deutschen Vierteljahrs-Schrift“ 1855 Oktober bis Dezember) teilen die deutsche (diuske) Sprache in Zweige, wie: 1. der gotische Zweig; 2. das Nordische, d. i. Isländische, daraus das Schwedische und Dänische; 3. das Niederdeutsche, daraus das Plattdeutsche und Holländische; 4. das Friesische; 5. das Angelsächsische; 6. das Hochdeutsche, welches im Anfang des siebenten Jahrhunderts aufgetreten sein soll und in Alt-, Mittel- und Neu-Hochdeutsch zerfällt. Dies ganze System ist keineswegs neu, sondern, ebenfalls mit Ableugnung der gotischen Abstammung, schon aufgestellt worden von Wachter, *Specimen Glossarii germanici*, Lips. 1727. (S. Lessings Kollektanea, Bd. II, p. 384.) Ich glaube aber, dafs in jenem System mehr Patriotismus, als Wahrheit liegt, und bekenne mich zum System des redlichen und einsichtsvollen Rask. Das Gotische, aus dem Sanskrit stammend, ist in drei Dialekte zerfallen: Schwedisch, Dänisch und Deutsch. — Von der Sprache der alten Germanen ist uns nichts bekannt, und ich erlaube mir zu mutmafsen, dafs solche eine von der gotischen, also auch der unsrigen, verschiedene gewesen sein mag: wir sind, wenigstens der Sprache nach, Goten. Nichts aber empört mich mehr, als der Ausdruck: indo-germanische Sprachen, — d. h. die Sprache der Veden unter einen Hut gebracht mit dem etwaigen Jargon besagter Bärenhäuter. *Ut nos poma natamus!* — Ist doch auch die sogenannte germanische, richtiger gotische Mythologie, nebst der Nibelungensage, u. s. w., sehr viel ausgebildeter und echter in Island und Skandinavien zu finden gewesen, als bei unsern deutschen Bärenhäutern, und zeugen doch die nordischen Altertümer, Gräberfunde, Runen u. s. w., verglichen mit den deutschen, von höherer Ausbildung jeder Art in Skandinavien. —

Auffallend ist es, dafs sich im Französischen keine deutschen Wörter finden, wie im Englischen, da im 5. Jahrhundert Frankreich von Westgoten, Burgundern und Franken besetzt worden ist, und fränkische Könige es beherrschten. —

Einige etymologische Bemerkungen: Niedlich vom altdeutschen Neidlich = Beneidenswert. — Teller von *patella*. — *Viande* vom italienischen *vivanda*. — *Spada*, *espada*, *épé* von σπαϑη, Schwert, in diesem Sinne gebraucht z. B. von Theophrast in den Charakteren, cap. 24, περι δειλιας.

— Affe von *Afer*; weil die ersten von Römern den Deutschen zugeführten Affen ihnen durch dieses Wort erklärt wurden. — Kram von κραμα, κεραννυμι. — Taumeln von *temulentus*. — *Vulpes* und Wolf sind wahrscheinlich irgendwie verwandt, beruhend auf der Verwechselung zweier Spezies des Genus *canis*. — Wälsch ist höchst wahrscheinlich blofs eine andere Aussprache von Gälisch *(gaelic)*, d. i. Keltisch, und bedeutete bei den alten Deutschen die nichtgermanische, oder besser, nicht-gotische Sprache; daher es jetzt insbesondere italienisch, also die romanische Sprache bedeutet. — Brot kommt von βρωμα. — *Volo* und βουλομαι oder vielmehr βουλω sind in der Wurzel dasselbe Wort. — Das deutsche Gift ist dasselbe Wort mit dem englischen *gift*: es kommt nämlich von geben und besagt was eingegeben wird: daher auch vergeben statt vergiften. — Heute und *oggi* kommen beiden von *hodie* und haben doch keine Ähnlichkeit unter einander. — *Parlare* kommt wahrscheinlich von perlator, Überbringer, Botschafter; daher das englische: *a parley*. — Offenbar hängt to dye mit δευω, δευειν zusammen, wie *tree* mit δρυ. — Von *Garhuda*, dem Adler des Wischnu — Geier. — Von *Mala* — Maul. — Katze ist das zusammengezogene *Catus*. — Schande von *scandalum*, welches vielleicht mit dem Sanskrit: Tschandala verwandt ist. — Ferkel von *ferculum*, weil es ganz auf den Tisch kommt. — Plärren von *pleurer* und *plorare*. — Füllen, Fohlen, von *pullus*. — *Poison* und *Ponzonna* von *Potio*. — *Baby* ist *Bambino*. — *Brand*, altenglisch: *brando*, italienisch. — *Knife* und *canif* sind dasselbe Wort: keltischen Ursprungs? — Ziffer, *cifra*, *chiffre*, *ciphre*, — kommt wahrscheinlich vom wallisischen, also keltischen, *Cyfrinach*, Mysterium. (Pictet, mystère des Bardes, p. 14.) — Das italienische *tuffare* *(mergere)* und das deutsche taufen ist dasselbe Wort. — Ambrosia scheint mit Amriti verwandt; die Asen vielleicht mit αἶσα. — Λαβρευομαι ist dem Sinne, wie dem Worte nach identisch mit labbern. — Ἀολλεις ist Alle. — *Seve* ist Saft. — Es ist doch seltsam, dafs Geifs das umgekehrte Zieg ist. — Das englische *bower*, Laube = Bauer (unser Vogelbauer).

Kapitel XXVI.

Psychologische Bemerkungen.

§. 314.

Jedes animalische Wesen, zumal der Mensch, bedarf, um in der Welt bestehen und fortkommen zu können, einer gewissen Angemessenheit und Proportion zwischen seinem Willen und seinem Intellekt. Je genauer und richtiger nun die Natur diese getroffen hat, desto leichter, sicherer und angenehmer wird er durch die Welt kommen. Inzwischen reicht eine blofse Annäherung zu dem eigentlich richtigen Punkte schon hin, ihn vor Verderben zu schützen. Es giebt demnach eine gewisse Breite, innerhalb der Grenzen der Richtigkeit und Angemessenheit des besagten Verhältnisses. Die dabei geltende Norm ist nun folgende. Da die Bestimmung des Intellekts ist, die Leuchte und der Lenker der Schritte des Willens zu sein, so mufs, je heftiger, ungestümer und leidenschaftlicher der innere Drang eines Willens ist, desto vollkommener und heller der ihm beigegebene Intellekt sein; damit die Heftigkeit des Wollens und Strebens, die Glut der Leidenschaften, das Ungestüm der Affekte, den Menschen nicht irre führe, oder ihn fortreifse zum Unüberlegten, zum Falschen, zum Verderblichen; welches alles, bei sehr heftigem Willen und sehr schwachem Intellekt, unausbleiblich der Fall sein wird. Hingegen kann ein phlegmatischer Charakter, also ein schwacher, matter Wille, schon mit einem geringen Intellekt auskommen und bestehen: ein gemäfsigter bedarf eines mäfsigen. Überhaupt tendiert jedes Mifsverhältnis zwischen einem Willen und seinem Intellekt, d. h. jede Abweichung von der aus obiger Norm folgenden Proportion, dahin, den Menschen unglücklich zu machen: folglich auch, wenn das Mifsverhältnis das umgekehrte ist. Nämlich auch die abnorm starke und übermächtige Entwickelung des Intellekts und das daraus entstehende ganz unverhältnismäfsige Überwiegen desselben über den Willen, wie es das Wesentliche des eigentlichen Genies ausmacht, ist für die Bedürfnisse und Zwecke des Lebens nicht blofs überflüssig, sondern denselben geradezu hinderlich. Alsdann nämlich wird, in der Jugend, die übermäfsige Energie der Auffassung der objektiven Welt, von lebhafter Phantasie begleitet und aller Erfahrung ermangelnd, den Kopf für überspannte Begriffe

und sogar für Chimären empfänglich machen und leicht damit anfüllen; woraus dann ein excentrischer und sogar phantastischer Charakter hervorgeht. Wenn nun auch späterhin, nachdem die Belehrung der Erfahrung eingetreten, sich dieses verloren und gegeben hat, so wird dennoch das Genie in der gemeinen Aufsenwelt und dem bürgerlichen Leben nie sich so zu Hause fühlen, so richtig eingreifen und so bequem sich bewegen, wie der Normalkopf, vielmehr noch oft seltsame Mifsgriffe thun. Denn der Alltagskopf ist in dem engen Kreise seiner Begriffe und seiner Auffassung so vollkommen zu Hause, dafs keiner ihm darin etwas anhaben kann und sein Erkennen bleibt stets seinem ursprünglichen Zwecke getreu, den Dienst des Willens zu besorgen, liegt also diesem beständig ob, ohne je zu extravagieren. Das Genie hingegen ist, wie ich auch bei der Erörterung desselben angegeben habe, im Grunde ein *monstrum per excessum*, wie umgekehrt, der leidenschaftliche heftige Mensch, ohne Verstand, der hirnlose Wüterich, ein *monstrum per defectum* ist.

§. 315.

Der Wille zum Leben, wie er den innersten Kern alles Lebenden ausmacht, stellt sich am unverschleiertsten dar und läfst daher sich, seinem Wesen nach, am deutlichsten beobachten und betrachten an den obersten, also klügsten, Tieren. Denn unter dieser Stufe tritt er noch nicht so deutlich hervor, hat einen minderen Grad der Objektivation, darüber aber, also im Menschen, ist mit der Vernunft die Besonnenheit und mit dieser die Fähigkeit zur Verstellung eingetreten, die alsbald einen Schleier über ihn wirft. Hier tritt er daher nur noch in den Ausbrüchen der Affekte und Leidenschaften unverhüllt hervor. Eben deshalb aber findet allemal die Leidenschaft, wann sie spricht, Glauben, gleichviel welche es sei, und mit Recht. Aus demselben Grunde sind die Leidenschaften das Hauptthema der Dichter und das Paradepferd der Schauspieler. — Auf dem zuerst Gesagten aber beruht unsere Freude an Hunden, Affen, Katzen u. s. w.: die vollkommene Naivetät aller ihrer Äufserungen ist es, die uns so sehr ergötzt.

Welchen eigentümlichen Genufs gewährt doch der Anblick jedes freien Tieres, wenn es ungehindert für sich allein sein Wesen treibt, seiner Nahrung nachgeht, oder seine

Jungen pflegt, oder zu anderen seines Gleichen sich gesellt u. s. w., dabei so ganz was es sein soll und kann. Und sei es nur ein Vögelein, ich kann ihm lange mit Vergnügen zusehen; — ja einer Wasserratte, einem Frosch: doch lieber einem Igel, einem Wiesel, einem Reh oder Hirsch! — Dafs uns der Anblick der Tiere so sehr ergötzt, beruht hauptsächlich darauf, dafs es uns freut, unser eigenes Wesen so sehr *vereinfacht* vor uns zu sehen. —

Es giebt auf der Welt nur *ein* lügenhaftes Wesen: es ist der *Mensch*. Jedes andere ist wahr und aufrichtig, indem es sich unverhohlen giebt als das, was es ist, und sich äufsert, wie es sich fühlt. Ein emblematischer oder allegorischer Ausdruck dieses Fundamentalunterschiedes ist, dafs alle Tiere in ihrer natürlichen Gestalt umhergehen, was viel beiträgt zu dem so erfreulichen Eindruck ihres Anblicks, bei dem mir, zumal wenn es freie Tiere sind, stets das Herz aufgeht; — während der Mensch durch die Kleidung zu einem Fratz, einem Monstrum geworden ist, dessen Anblick schon dadurch widerwärtig ist, und nun gar unterstützt wird durch die ihm nicht natürliche weifse Farbe, und durch alle die ekelhaften Folgen widernatürlicher Fleischnahrung, spirituoser Getränke, des Tabaks, der Ausschweifungen und Krankheiten. Er steht da als ein Schandfleck in der Natur! — Die Griechen beschränkten die Kleidung möglichst, weil sie es fühlten.

§. 316.

Geistige Beängstigung verursacht Herzklopfen; und Herzklopfen geistige Beängstigung. Gram, Sorge, Unruhe des Gemüts, wirken hemmend und erschwerend auf den Lebensprozefs und die Getriebe des Organismus, sei es auf den Blutumlauf, oder auf die Sekretionen, oder auf die Verdauung: sind nun umgekehrt diese Getriebe, sei es im Herzen, oder in den Gedärmen, oder in der *vena portarum*, oder in den Samenbläschen, oder wo noch sonst, durch physische Ursachen gehemmt, obstruiert oder anderweitig gestört, so entsteht Gemütsunruhe, Besorgnis, Grillenfängerei und Gram ohne Gegenstand, also der Zustand, den man Hypochondrie nennt. Ebenso, noch ferner, macht Zorn schreien, stark auftreten und heftig gestikulieren: eben diese körperlichen Äufserungen aber vermehren ihrerseits den Zorn, oder fachen ihn, beim geringsten Anlafs, an. Ich brauche

nicht zu sagen, wie sehr alles dieses meine Lehre von der Einheit und Identität des Willens mit dem Leibe bestätigt, nach welcher der Leib sogar nichts anderes ist, als eben der in der räumlichen Anschauung des Gehirns sich darstellende Wille selbst.

§. 317.

Gar manches, was der Macht der Gewohnheit zugeschrieben wird, beruht vielmehr auf der Konstanz und Unveränderlichkeit des ursprünglichen und angeborenen Charakters, infolge welcher wir, unter gleichen Umständen, stets dasselbe thun, welches daher mit gleicher Notwendigkeit das erste, wie das hundertste Mal geschah. — Die wirkliche Macht der Gewohnheit hingegen beruht eigentlich auf der Trägheit, welche dem Intellekt und dem Willen die Arbeit, Schwierigkeit, auch die Gefahr einer frischen Wahl ersparen will und daher uns heute thun läfst, was wir schon gestern und hundertmal gethan haben und wovon wir wissen, dafs es zu seinem Zwecke führt.

Die Wahrheit dieser Sache liegt aber tiefer: denn sie ist in einem eigentlicheren Sinne zu verstehen, als es auf den ersten Blick scheint. Was nämlich für die Körper, sofern sie blofs durch mechanische Ursachen bewegt werden, die Kraft der Trägheit ist, eben das ist für die Körper, welche durch Motive bewegt werden, die Macht der Gewohnheit. Die Handlungen, welche wir aus blofser Gewohnheit vollziehen, geschehen eigentlich ohne individuelles, einzelnes, eigens für diesen Fall wirkendes Motiv; daher wir dabei auch nicht eigentlich an sie denken. Blofs die ersten Exemplare jeder zur Gewohnheit gewordenen Handlung haben ein Motiv gehabt, dessen sekundäre Nachwirkung die jetzige Gewohnheit ist, welche hinreicht, damit jene auch ferner vor sich gehe; gerade so, wie ein durch Stofs bewegter Körper keines neuen Stofses mehr bedarf, um seine Bewegung fortzusetzen; sondern, sobald sie nur durch nichts gehemmt wird, in alle Ewigkeit sich fortbewegt. Dasselbe gilt von Tieren, indem ihre Dressur eine erzwungene Gewohnheit ist. Das Pferd zieht, gelassen, seinen Karren immer weiter, ohne getrieben zu werden: diese Bewegung ist immer noch die Wirkung der Peitschenhiebe, durch die es anfangs getrieben wurde, welche sich als Gewohnheit perpetuiert, nach dem Gesetze der Trägheit. — Dies alles ist wirklich mehr, als

blofses Gleichnis: es ist schon Identität der Sache, nämlich des Willens, auf sehr weit verschiedenen Stufen seiner Objektivation, welchen gemäfs nun dasselbe Bewegungsgesetz sich eben so verschieden gestaltet.

§. 318.

Viva muchos años! ist im Spanischen ein gewöhnlicher Grufs, und auf der ganzen Erde ist die Anwünschung langen Lebens sehr gebräuchlich. Dies läfst sich nicht wohl aus der Kenntnis, was das Leben, hingegen aus der, was der Mensch, seinem Wesen nach, sei, erklären; nämlich Wille zum Leben. —

Der Wunsch, den jeder hat, dafs man nach seinem Tode seiner gedenken möge, und der sich bei den Hochstrebenden zu dem Wunsche des Nachruhms steigert, scheint mir aus der Anhänglichkeit am Leben zu entspringen, die, wenn sie sich von jeder Möglichkeit des realen Daseins abgeschnitten sieht, jetzt nach dem allein noch vorhandenen, wenngleich nur idealen, also nach einem Schatten greift.

§. 319.

Mehr oder weniger wünschen wir, bei allem was wir treiben und thun, das Ende heran, sind ungeduldig, fertig zu werden, und froh, fertig zu sein. Blofs das General-Ende, das Ende aller Enden, wünschen wir, in der Regel, so fern als möglich.

§. 320.

Jede Trennung giebt einen Vorschmack des Todes, — und jedes Wiedersehen einen Vorschmack der Auferstehung. — Darum jubeln selbst Leute, die einander gleichgültig waren, so sehr, wann sie, nach 20 oder gar 30 Jahren, wieder zusammentreffen.

§. 321.

Der tiefe Schmerz, beim Tode jedes befreundeten Wesens, entsteht aus dem Gefühle, dafs in jedem Individuo etwas Unaussprechliches, ihm allein Eigenes, und daher durchaus Unwiederbringliches liegt. Omne individuum ineffabile. Dies gilt selbst vom tierischen Individuo, wo es am lebhaftesten der empfinden wird, welcher zufällig ein geliebtes Tier tödlich verletzt hat und nun seinen Scheideblick empfängt, welches einen herzzerreifsenden Schmerz verursacht.

§. 322.

Es kann kommen, dafs wir, sogar nach langer Zeit, den

Tod unserer Feinde und Widersacher fast so sehr betrauern, als den unserer Freunde, — wann wir nämlich sie als Zeugen unserer glänzenden Erfolge vermissen.

§. 323.

Dafs plötzlich kund gemachte, grofse Glücksfälle leicht tödlich wirken, beruht darauf, dafs unsere Glückseligkeit und Unglückseligkeit blofs eine Proportionalzahl ist zwischen unsern Ansprüchen und dem, was uns zu teil wird, und wir demgemäfs die Güter, welche wir besitzen, oder deren wir zum voraus ganz gewifs sind, nicht als solche empfinden; weil aller Genufs eigentlich nur negativ ist, nur schmerzaufhebend wirkt, während hingegen der Schmerz, oder das Übel das eigentlich Positive ist und unmittelbar empfunden wird. Mit dem Besitze, oder der sicheren Aussicht darauf, steigt sogleich der Anspruch und vermehrt unsere Kapacität für ferneren Besitz und weitere Aussicht. Ist hingegen durch anhaltendes Unglück das Gemüt zusammengeprefst und der Anspruch auf ein Minimum herabgeschroben, so finden plötzliche Glücksfälle keine Kapacität zu ihrer Aufnahme darin. Nämlich durch keine vorgefundene Ansprüche neutralisiert, wirken sie jetzt scheinbar positiv und sonach mit ihrer ganzen Macht: dadurch können sie das Gemüt sprengen, d. h. tödlich werden. Daher die bekannte Vorsicht, dafs man das zu verkündende Glück erstlich hoffen läfst, in Aussicht stellt und es dann nur teilweise und allmählich bekannt macht: denn so verliert jeder Teil, indem er durch einen Anspruch anticipiert wurde, die Stärke seiner Wirksamkeit und läfst noch Raum für mehr. Diesem allen zufolge könnte man sagen: unser Magen für Glücksfälle ist zwar bodenlos; aber er hat eine enge Mündung. — Auf plötzliche Unglücksfälle ist das Gesagte nicht geradezu anwendbar; daher, und weil hier die Hoffnung immer noch sich dagegen stemmt, sie bei weitem seltener tödlich wirken. Dafs nicht einen analogen Dienst, bei Glücksfällen, die Furcht leistet, kommt daher, dafs wir, instinktmäfsig, mehr zur Hoffnung als zur Besorgnis geneigt sind; wie unsere Augen von selbst sich dem Lichte, nicht der Finsternis, zukehren.

§. 324.

Hoffnung ist die Verwechselung des Wunsches einer Begebenheit mit ihrer Wahrscheinlichkeit. Aber vielleicht ist kein Mensch frei von der Narrheit des Herzens, welche

dem Intellekt die richtige Schätzung der Probabilität so sehr verrückt, dafs er eins gegen tausend für einen leicht möglichen Fall hält. Und doch gleicht ein hoffnungsloser Unglücksfall einem raschen Todesstreich, hingegen die stets vereitelte und immer wieder auflebende Hoffnung der langsam marternden Todesart.[1])

Wen die Hoffnung, den hat auch die Furcht verlassen: dies ist der Sinn des Ausdrucks „desperat“. Es ist nämlich dem Menschen natürlich, zu glauben was er wünscht, und es zu glauben, weil er es wünscht. Wenn nun diese wohlthätige, lindernde Eigentümlichkeit seiner Natur durch wiederholte, sehr harte Schläge des Schicksals ausgerottet und er sogar, umgekehrt, dahin gebracht worden ist, zu glauben, es müsse geschehen was er nicht wünscht, und könne nimmer geschehen was er wünscht, eben weil er es wünscht, so ist dies eigentlich der Zustand, den man Verzweiflung genannt hat.

§. 325.

Dafs wir uns so oft in andern irren, ist nicht immer geradezu Schuld unsrer Urteilskraft, sondern entspringt meistens aus Baco's *intellectus luminis sicci non est, sed recipit infusionem a voluntate et affectibus*[2]); indem wir nämlich, ohne es zu wissen, gleich anfangs durch Kleinigkeiten für, oder gegen sie eingenommen sind. Sehr oft liegt es auch daran, dafs wir nicht bei den wirklich an ihnen entdeckten Eigenschaften stehen bleiben, sondern von diesen noch auf andere schliefsen, die wir für unzertrennlich von jenen, oder aber für mit ihnen unvereinbar halten: z. B. von wahrgenommener Freigebigkeit schliefsen wir auf Gerechtigkeit; von Frömmigkeit auf Ehrlichkeit; von lügen auf betrügen; von betrügen auf stehlen u. dgl. m., welches vielen

[1]) Die Hoffnung ist ein Zustand, zu welchem unser ganzes Wesen, nämlich Wille und Intellekt, konkurriert: jener, indem er den Gegenstand derselben wünscht, dieser, indem er ihn als wahrscheinlich berechnet. Je gröfser der Anteil des letztern Faktors und je kleiner der des erstern ist, desto besser steht es um die Hoffnung; im ungekehrten Fall desto schlimmer. (Anm. Schopenhauers.)

[2]) Dem Verstande fehlt das Licht nicht, aber er ist dem Einflufs unterworfen, welchen der Wille und die Leidenschaften auf ihn ausüben.

Irrtümern die Thüre öffnet, infolge teils der Seltsamkeit der menschlichen Charaktere, teils der Einseitigkeit unsers Standpunkts. Zwar ist der Charakter durchweg konsequent und zusammenhängend, aber die Wurzel seiner sämtlichen Eigenschaften liegt zu tief, als dafs man aus vereinzelten Datis bestimmen könnte, welche, im gegebenen Fall, zusammen bestehen können und welche nicht.

§. 326.

Unbewufst treffend ist der, in allen europäischen Sprachen übliche Gebrauch des Wortes Person zur Bezeichnung des menschlichen Individuums: denn *persona* bedeutet eigentlich eine Schauspielermaske, und allerdings zeigt keiner sich wie er ist, sondern jeder trägt eine Maske und spielt eine Rolle. — (Überhaupt ist das ganze gesellschaftliche Leben ein fortwährendes Komödienspielen. Dies macht es gehaltvollen Leuten insipid; während Plattköpfe sich so recht darin gefallen.)

§. 327.

Es widerfährt uns wohl, dafs wir ausplaudern, was uns auf irgend eine Weise gefährlich werden könnte; nicht aber verläfst unsere Verschwiegenheit uns bei dem, was uns lächerlich machen könnte; weil hier der Ursache die Wirkung auf dem Fufse folgt.

§. 328.

Durch erlittenes Unrecht entbrennt im natürlichen Menschen ein heifser Durst nach Rache, und oft ist gesagt worden, dafs Rache süfs sei. Es wird bestätigt durch die vielen Opfer, welche gebracht werden, blofs um sie zu geniefsen und ohne dadurch irgend einen Schadenersatz zu beabsichtigen. Dem Kentauren Nessus versüfst den bittern Tod das sichere Vorhersehen einer, unter Benutzung seines letzten Augenblicks, überaus klug vorbereiteten Rache, und denselben Gedanken, in moderner und plausibler Darstellung, enthält die in drei Sprachen übersetzte Novelle von Bertolotti *le due sorelle.* So richtig wie stark drückt die in Rede stehende menschliche Neigung Walter Scott aus: *revenge is the sweetest morsel to the mouth, that ever was cooked in hell.* (Rache ist dem Munde der süfseste Bissen, der je in der Hölle gekocht worden.) Ich will nun die psychologische Erklärung derselben versuchen.

Alles von der Natur, oder dem Zufall, oder Schicksal,

auf uns geworfene Leiden ist, *ceteris paribus,* nicht so schmerzlich, wie das, welches fremde Willkür über uns verhängt. Dies rührt daher, dafs wir Natur und Zufall als ursprüngliche Beherrscher der Welt anerkennen, und einsehen, das was durch sie uns traf, ebenso jeden andern getroffen haben würde; weshalb wir im Leiden aus dieser Quelle mehr das gemeinsame Los der Menschheit, als unser eigenes, bejammern. Hingegen hat das Leiden durch fremde Willkür eine ganz eigentümliche, bittere Zugabe zu dem Schmerz, oder Schaden selbst, nämlich das Bewufstsein fremder Überlegenheit, sei es durch Gewalt, oder List, bei eigener Ohnmacht dagegen. Den erlittenen Schaden heilt Ersatz, wenn er möglich ist: aber jene bittere Zugabe, jenes „und das mufs ich mir von dir gefallen lassen", welches oft mehr schmerzt, als der Schaden selbst, ist blofs durch Rache zu neutralisieren. Indem wir nämlich, durch Gewalt oder List, dem Beeinträchtiger wieder Schaden zufügen, zeigen wir unsere Überlegenheit über ihn und annullieren dadurch den Beweis der seinigen. Dies giebt dem Gemüte die Befriedigung, nach der es dürstete. Demgemäfs wird, wo viel Stolz, oder Eitelkeit ist, auch viel Rachsucht sein. Wie aber jeder erfüllte Wunsch sich, mehr oder weniger, als Täuschung entschleiert, so auch der nach Rache. Meistens wird der von derselben gehoffte Genufs uns vergällt, durch das Mitleid; ja oft wird die genommene Rache nachher das Herz zerreifsen und das Gewissen quälen: das Motiv zu derselben wirkt nicht mehr, und der Beweis unserer Bosheit bleibt vor uns stehen.

§. 329.

Die Pein des unerfüllten Wunsches ist klein, gegen die der Reue: denn jene steht vor der stets offenen, unabsehbaren Zukunft; diese vor der unwiderruflich abgeschlossenen Vergangenheit.

§. 330.

Geduld, *patientia,* besonders aber das spanische *sufrimiento,* heifst so von leiden, ist mithin Passivität, das Gegenteil der Aktivität des Geistes, mit der sie, wo diese grofs ist, sich schwer vereinigen läfst. Sie ist die angeborene Tugend der Phlegmatici, wie auch der Geistesträgen und Geistesarmen, und der Weiber. Dafs sie dennoch so sehr nützlich und nötig ist, deutet auf eine traurige Beschaffenheit der Welt.

§. 331.

Das Geld ist die menschliche Glückseligkeit *in abstracto*; daher, wer nicht mehr fähig ist, sie *in concreto* zu geniefsen, sein ganzes Herz an dasselbe hängt.

§. 332.

Aller Eigensinn beruht darauf, dafs der Wille sich an die Stelle der Erkenntnis gedrängt hat.

§. 333.

Verdriefslichkeit und Melancholie liegen weit auseinander: von der Lustigkeit zur Melancholie ist der Weg viel näher, als von der Verdriefslichkeit.

Melancholie zieht an; Verdriefslichkeit stöfst ab.

Hypochondrie quält nicht nur mit Verdrufs und Ärger ohne Anlafs, über gegenwärtige Dinge; nicht nur mit grundloser Angst vor künstlich ausstudierten Unglücksfällen der Zukunft; sondern auch noch mit unverdienten Vorwürfen über unsere eigenen Handlungen in der Vergangenheit.

Die unmittelbare Wirkung der Hypochondrie ist ein beständiges Suchen und Grübeln, worüber wohl man sich zu ärgern, oder zu ängstigen hätte. Die Ursache ist ein innerer krankhafter Unmut, dazu oft eine aus dem Temperament hervorgehende innere Unruhe: wenn beide den höchsten Grad erreichen, führen sie zum Selbstmord.

§. 334.

Zur näheren Erläuterung des oben, § 115, angeführten Juvenalischen Verses,

Quantulacunque adeo est occasio, sufficit irae,

möge folgendes dienen.

Der Zorn schafft sogleich ein Blendwerk, welches in einer monstrosen Vergröfserung und Verzerrung seines Anlasses besteht. Dieses Blendwerk erhöht nun selbst wieder den Zorn und wird darauf durch diesen erhöhten Zorn selbst abermals vergröfsert. So steigert sich fortwährend die gegenseitige Wirkung, bis der *furor brevis* da ist.

Diesem vorzubeugen, sollten lebhafte Personen, sobald sie anfangen, sich zu ärgern, es über sich zu gewinnen suchen, dafs sie die Sache für jetzt sich aus dem Sinne schlügen: denn dieselbe wird, wenn sie nach einer Stunde darauf zurückkommen, ihnen schon lange nicht so arg und bald vielleicht unbedeutend erscheinen.

§. 335.

Hafs ist Sache des Herzens; Verachtung des Kopfes. Das Ich hat keines von beiden in seiner Gewalt: denn sein Herz ist unveränderlich und wird durch Motive bewegt, und sein Kopf urteilt nach unwandelbaren Regeln und objektiven Datis. Das Ich ist blofs die Verknüpfung dieses Herzens mit diesem Kopfe, das ζευγμα.

Hafs und Verachtung stehen in entschiedenem Antagonismus und schliefsen einander aus. Sogar hat mancher Hafs keine andere Quelle, als die Hochachtung, welche fremde Vorzüge erzwingen. Und andrerseits, wenn man alle erbärmlichen Wichte hassen wollte, da hätte man viel zu thun: verachten kann man sie mit gröfster Bequemlichkeit samt und sonders. Die wahre, echte Verachtung, welche die Kehrseite des wahren, echten Stolzes ist, bleibt ganz heimlich und läfst nichts von sich merken. Denn wer die Verachtung merken läfst, giebt schon dadurch ein Zeichen einiger Achtung, sofern er den andern wissen lassen will, wie wenig er ihn schätze; wodurch er Hafs verrät, der die Verachtung ausschliefst und nur affektiert. Die echte Verachtung hingegen ist reine Überzeugung vom Unwert des andern und mit Nachsicht und Schonung vereinbar, mittelst welcher man, eigener Ruhe und Sicherheit halber, den Verachteten zu reizen vermeidet; da jeder schaden kann. Kommt dennoch einmal diese reine, kalte, aufrichtige Verachtung zum Vorschein, so wird sie durch den blutigsten Hafs erwidert; weil sie mit gleichem zu erwidern nicht in der Macht des Verachteten steht.

§. 336.

Jeder uns in irgend einen unangenehmen Affekt versetzende Vorfall wird, auch wenn er sehr unbedeutend ist, eine Nachwirkung in unserm Geist zurücklassen, die, so lange sie dauert, der klaren, objektiven Auffassung der Dinge und Umstände hinderlich ist, ja alle unsere Gedanken tingiert, wie ein sehr kleines Objekt, nahe vor die Augen gebracht, unser Gesichtsfeld beschränkt und verzerrt.

§. 337.

Was die Menschen hartherzig macht, ist dieses, dafs jeder an seinen eigenen Plagen genug zu tragen hat; oder doch es meint. Daher macht ein ungewohnter glücklicher Zustand die meisten teilnehmend und wohlthätig. Aber ein

anhaltender, stets dagewesener, wirkt oft umgekehrt, indem er sie dem Leiden so sehr entfremdet, dafs sie nicht mehr daran teilnehmen können: daher kommt es, dafs bisweilen die Armen sich hilfreicher erweisen, als die Reichen.

Was hingegen die Menschen so sehr neugierig macht, wie wir an ihrem Kucken und Spionieren nach dem Treiben anderer sehen, ist der dem Leiden entgegengesetzte Pol des Lebens, die Langeweile; — wiewohl auch oft der Neid dabei mitwirkt.

§. 338.

Wer seine eigene aufrichtige Gesinnung gegen eine Person belauschen will, gebe Acht auf den Eindruck, den ein unerwarteter Brief, durch die Post, von ihr, bei seinem ersten Anblicke macht.

§. 339.

Bisweilen scheint es, dafs wir etwas zugleich wollen und nicht wollen und demgemäfs über dieselbe Begebenheit uns zugleich freuen und betrüben. Wenn wir z. B. in irgend einer Art oder Angelegenheit, eine entscheidende Probe zu bestehen haben, worin obgesiegt zu haben uns sehr viel wert sein wird, so wünschen und fürchten wir zugleich den Zeitpunkt dieser Prüfung. Erfahren wir, indem wir ihn jetzt erwarten, er sei für diesmal hinausgeschoben, so wird uns dies zugleich erfreuen und betrüben: denn es ist gegen unsere Absicht, giebt uns jedoch augenblickliche Erleichterung. Ebenso, wann wir einen wichtigen, entscheidenden Brief erwarten und er ausbleibt.

In solchen Fällen wirken eigentlich zwei verschiedene Motive auf uns: ein stärkeres, aber ferner liegendes, — der Wunsch die Probe zu bestehen, die Entscheidung zu erhalten; und ein schwächeres, aber näher liegendes, — der Wunsch, für jetzt in Ruhe und ungehudelt, und dabei im ferneren Genusse des Vorzugs, welchen der Zustand hoffender Ungewifsheit wenigstens vor dem doch möglichen, unglücklichen Ausgang hat, vor der Hand zu bleiben. Sonach geschieht hier im Moralischen das, was im Physischen, wann, in unserm Gesichtskreis, ein kleinerer, aber näherer Gegenstand den gröfseren, aber entfernteren, bedeckt.

§. 340.

Die Vernunft verdient auch ein Prophet zu heifsen: hält sie uns doch das Zukünftige vor, nämlich als dereinstige

Folge und Wirkung unsers gegenwärtigen Thuns. Dadurch eben ist sie geeignet, uns im Zaum zu halten, wann Begierden der Wollust, oder Aufwallungen des Zorns, oder Gelüste der Habsucht uns verleiten wollen zu dem, was künftig bereut werden müſste.

§. 341.

Der Verlauf und die Begebenheiten unsers individuellen Lebens sind, hinsichtlich ihres wahren Sinnes und Zusammenhanges, den gröbern Werken in Mosaik zu vergleichen. So lange man dicht vor diesen steht, erkennt man nicht recht die dargestellten Gegenstände und wird weder ihre Bedeutsamkeit, noch Schönheit gewahr: erst in einiger Entfernung treten beide hervor. Ebenso nun versteht man den wahren Zusammenhang wichtiger Vorgänge im eigenen Leben oft nicht während ihres Verlaufs, noch bald darauf, sondern erst geraume Zeit nachher.

Ist es so, weil wir der vergröſsernden Brille der Phantasie bedürfen? oder weil erst aus der Ferne das Ganze sich übersehen läſst? oder weil die Leidenschaften abgekühlt sein müssen? oder weil erst die Schule der Erfahrung uns zum Urteilen reif macht? — Vielleicht alles dieses zusammen: gewiſs aber ist, daſs oft über die Handlungen der andern, bisweilen sogar über unsere eigenen, erst nach vielen Jahren das rechte Licht uns aufgeht. — Und wie im eigenen Leben, so ist es auch in der Geschichte.

§. 342.

Mit den menschlichen Glückszuständen verhält es sich meistens wie mit gewissen Baumgruppen, welche, von ferne gesehen, sich wunderschön ausnehmen: geht man aber hinan und hinein; so verschwindet diese Schönheit: man weiſs nicht, wo sie geblieben ist, und steht eben zwischen Bäumen. Darauf beruht es, daſs wir so oft die Lage des andern beneiden.

§. 343.

Warum, trotz allen Spiegeln, weiſs man eigentlich nicht, wie man aussieht und kann daher nicht die eigene Person, wie die jedes Bekannten, der Phantasie vergegenwärtigen? eine Schwierigkeit, welche dem *γνωϑι σαυτον*, schon beim ersten Schritte, entgegensteht.

Ohne Zweifel liegt es zum Teil daran, daſs man im Spiegel sich nie anders, als mit gerade zugewendetem und

unbeweglichem Blicke sieht, wodurch das so bedeutsame Spiel der Augen, mit ihm aber das eigentlich Charakteristische des Blickes, grofsen Teils verloren geht. Neben dieser physischen Unmöglichkeit scheint aber noch eine ihr analoge ethische mitzuwirken. Man vermag nicht auf sein eigenes Bild im Spiegel den Blick der Entfremdung zu werfen, welcher die Bedingung der Objektivität der Auffassung desselben ist; weil nämlich dieser Blick zuletzt auf dem moralischen Egoismus, mit seinem tiefgefühlten Nicht-Ich, beruht (vergl. „Grundprobl. der Ethik", 2. Aufl. S. 272), welche erfordert sind, um alle Mängel rein objektiv und ohne Abzug wahrzunehmen, wodurch allererst das Bild sich treu und wahr darstellt. Statt dessen nämlich flüstert, beim Anblicke der eigenen Person im Spiegel, eben jener Egoismus uns allezeit ein vorkehrendes „es ist kein Nicht-Ich, sondern Ich" zu, welches als ein *noli me tangere* wirkt und die rein objektive Auffassung verhindert, welche nämlich ohne das Ferment eines Grans Malice nicht zu stande kommen zu können scheint.

§. 344.

Welche Kräfte, zum Leiden und Thun, jeder in sich trägt, weifs er nicht, bis ein Anlafs sie in Thätigkeit setzt; — wie man dem im Teiche ruhenden Wasser, mit glattem Spiegel, nicht ansieht, mit welchem Toben und Brausen es vom Felsen unversehrt herabzustürzen, oder wie hoch es als Springbrunnen sich zu erheben fähig ist; — oder auch, wie man die im eiskalten Wasser latente Wärme nicht ahnet.

§. 345.

Das bewufstlose Dasein hat nur für andere Wesen, in deren Bewufstsein es sich darstellt, Realität: die unmittelbare Realität ist durch eigenes Bewufstsein bedingt. Also liegt auch das individuelle reale Dasein des Menschen zunächst in seinem Bewufstsein. Dieses nun aber ist, als solches, notwendig ein vorstellendes, also bedingt durch den Intellekt und durch die Sphäre und den Stoff der Thätigkeit desselben. Demnach können die Grade der Deutlichkeit des Bewufstseins, mithin der Besonnenheit, angesehen werden als die Grade der Realität des Daseins. Nun aber sind, im Menschengeschlecht selbst, diese Grade der Besonnenheit, oder des deutlichen Bewufstseins eigener und fremder Existenz, gar vielfach abgestuft, nach Mafsgabe der natür-

lichen Geisteskräfte, der Ausbildung derselben und der Mufse zum Nachdenken.

Was nun die eigentliche und ursprüngliche Verschiedenheit der Geisteskräfte betrifft, so läfst eine Vergleichung derselben sich nicht wohl anstellen, so lange man nicht die einzelnen betrachtet, sondern bei dem allgemeinen bleibt; weil diese Verschiedenheit nicht von weitem übersehbar und nicht so leicht auch äufserlich kenntlich ist, wie die Unterschiede der Bildung, Mufse und Beschäftigung. Aber auch nur nach diesen gehend, mufs man eingestehen, dafs mancher Mensch einen wenigstens zehnfach höhern Grad des Daseins hat, als der andere, — zehnmal so sehr da ist.

Ich will hier nicht von Wilden reden, deren Leben oft nur eine Stufe über dem der Affen auf ihren Bäumen steht; sondern man betrachte etwa einen Lastträger zu Neapel, oder zu Venedig (im Norden macht die Sorge für den Winter den Menschen schon überlegter und dadurch besonnener), und überblicke seinen Lebenslauf, vom Anbeginn bis zum Ende. Getrieben von der Not, getragen durch die eigene Kraft, dem Bedürfnis des Tages, ja der Stunde, abhelfend durch die Arbeit, viel Anstrengung, steter Tumult, manche Not, keine Sorge auf morgen, erquickliche Ruhe nach der Erschöpfung, viel Zank mit andern, keinen Augenblick Zeit zum Bedenken, sinnliches Behagen im milden Klima und bei erträglicher Speise, dazu endlich, als metaphysisches Element, etwas krassen Aberglauben aus der Kirche: im ganzen also ein ziemlich dumpf bewufstes Treiben oder vielmehr Getriebensein. Dieser unruhige und konfuse Traum macht das Leben vieler Millionen Menschen aus. Sie erkennen durchaus nur zum Behuf ihres gegenwärtigen Wollens: sie besinnen sich nicht über den Zusammenhang in ihrem Dasein, geschweige über den des Daseins selbst: gewissermafsen sind sie da, ohne es recht gewahr zu werden. Demnach steht das Dasein des besinnungslos dahinlebenden Proletariers, oder Sklaven, dem des Tieres, welches ganz auf die Gegenwart beschränkt ist, schon bedeutend näher, als das unsrige, ist aber eben darum auch weniger qualvoll. Ja, weil aller Genufs, seiner Natur nach, negativ ist, d. h. in Befreiung von einer Not oder Pein besteht, so ist die unablässige und schnelle Abwechselung gegenwärtiger Beschwerde mit ihrer Erledigung, welche die Arbeit des Proletariers beständig be-

gleitet und dann verstärkt eintritt beim endlichen Umtausch der Arbeit gegen die Ruhe und die Befriedigung seiner Bedürfnisse, eine stete Quelle des Genusses, von deren Ergiebigkeit die so sehr viel häufigere Heiterkeit auf den Gesichtern der Armen, als der Reichen, sicheres Zeugnis ablegt.

Nunmehr aber betrachte man darauf den vernünftigen, besonnenen Kaufmann, der sein Leben spekulierend zubringt, sehr überlegte Pläne behutsam ausführt, sein Haus gründet, Weib, Kind und Nachkommen versorgt, auch am gemeinen Wesen thätig Teil nimmt. Offenbar ist dieser mit sehr viel mehr Bewufstsein da, als jener erstere: d. h. sein Dasein hat einen höhern Grad von Realität.

Sodann sehe man den Gelehrten, der etwa die Geschichte der Vergangenheit erforscht. Dieser wird sich schon des Daseins im ganzen bewufst, über die Zeit seiner Existenz hinaus, über seine Person hinaus: er überdenkt den Weltlauf.

Nun endlich den Poeten, oder gar den Philosophen, bei dem die Besonnenheit den Grad erreicht hat, dafs er, nicht gereizt, irgend ein besonderes Phänomen im Dasein zu erforschen, vor dem *Dasein selbst*, vor dieser grofsen Sphinx, verwundert stehen bleibt, und es zu seinem Probleme macht. Das Bewufstsein hat sich in ihm zu dem Grade der Deutlichkeit gesteigert, dafs es zum Weltbewufstsein geworden ist, wodurch die Vorstellung in ihm aufser aller Beziehung zum Dienste seines Willens getreten ist und jetzt ihm eine Welt vorhält, welche ihn vielmehr zur Untersuchung und Betrachtung, als zur Teilnahme an ihrem Treiben auffordert. — Sind nun die Grade des Bewufstseins die Grade der Realität; — so wird, wenn wir einen solchen Mann das „allerrealste Wesen" nennen, die Phrase Sinn und Bedeutung haben.

Zwischen den hier skizzierten Extremen, nebst Zwischenpunkten, wird jedem seine Stelle sich nachweisen lassen.

§. 346.

Der Ovidische Vers

Pronaque cum spectent animalia cetera terram, —[1])

gilt zwar im eigentlichen und physischen Sinne nur von den Tieren; allein im figürlichen und geistigen Sinne leider auch von den allermeisten Menschen. Ihr Sinnen, Denken und

[1]) Und während die anderen Tiere zur Erde gebeugt sind.

Trachten geht gänzlich auf im Streben nach physischem Genufs und Wohlsein, oder doch im persönlichen Interesse, dessen Sphäre zwar oft vielerlei begreift, welches alles jedoch zuletzt nur durch die Beziehung auf jenes erstere seine Wichtigkeit erhält: darüber aber hinaus geht es nicht. Hiervon zeugt nicht allein ihre Lebensweise und Gespräch, sondern sogar schon ihr blofser Anblick, ihre Physiognomien und deren Ausdruck, ihr Gang, ihre Gestikulation: alles an ihnen ruft: *in terram prona*! — Nicht von ihnen demnach, sondern allein von den edleren und höher begabten Naturen, den denkenden und wirklich um sich schauenden Menschen, die nur als Ausnahmen unter dem Geschlechte vorkommen, gelten die darauf folgenden Verse:

> Os homini sublime dedit, coelumque tueri
> Jussit, et erectos ad sidera tollere vultus.[1])

§. 347.

Warum ist „gemein" ein Ausdruck der Verachtung? „ungemein, aufserordentlich, ausgezeichnet" des Beifalls? Warum ist alles Gemeine verächtlich?

Gemein bedeutet ursprünglich was allen, d. h. der ganzen Species, eigen und gemeinsam, also mit der Species schon gesetzt ist. Demnach ist, wer weiter keine Eigenschaften, als die der Menschenspecies überhaupt, hat, ein gemeiner Mensch. „Gewöhnlicher Mensch" ist ein viel gelinderer und mehr auf das Intellektuelle gerichteter Ausdruck, während jener erstere mehr auf das Moralische geht.

Welchen Wert kann denn auch wohl ein Wesen haben, welches weiter nichts ist, als eben Millionen seinesgleichen? Millionen? vielmehr eine Unendlichkeit, eine endlose Zahl von Wesen, welche die Natur, aus unerschöpflicher Quelle, unaufhörlich hervorsprudelt, in *secula seculorum*, so freigebig damit, wie der Schmied mit den umhersprühenden Eisenschlacken.

Sogar wird es fühlbar, dafs, gerechterweise, ein Wesen, welches keine andern Eigenschaften, als eben nur die der Species hat, auch auf kein anderes Dasein Anspruch machen darf, als auf das in der Species und durch dieselbe.

[1]) Dem Menschen verlieh er eine aufrechte Stellung, gebot ihm den Himmel anzuschauen und den erhobenen Blick auf die Sterne zu heften.

Ich habe mehrmals (z. B. Grundpr. d. Ethik, S. 48, Welt a. W. u. V. Bd. 1, S. 353, 3. Aufl.) erörtert, dafs, während die Tiere nur Gattungscharakter haben, dem Menschen allein der eigentliche Individualcharakter zukommt. Jedoch ist in den meisten nur wenig wirklich Individuelles: sie lassen sich fast gänzlich nach Klassen sortieren. *Ce sont des espèces.* Ihr Wollen und Denken, wie ihre Physiognomien, ist das der ganzen Species, allenfalls der Klasse von Menschen, der sie angehören, und ist eben darum trivial, alltäglich, gemein, tausendmal vorhanden. Auch läfst meistens ihr Reden und Thun sich ziemlich genau vorhersagen. Sie haben kein eigentümliches Gepräge: sie sind Fabrikware.

Sollte denn nicht, wie ihr Wesen, so auch ihr Dasein in dem der Species aufgehen? Der Fluch der Gemeinheit stellt den Menschen dem Tiere darin nahe, dafs er ihm Wesen und Dasein nur in der Species zugesteht.

Von selbst aber versteht sich, dafs jedes Hohe, Grofse, Edele, seiner Natur zufolge, isoliert dastehen wird in einer Welt, wo man, das Niedrige und Verwerfliche zu bezeichnen, keinen bessern Ausdruck finden konnte, als den, der das in der Regel Vorhandene besagt: „gemein.“

§. 348.

Der Wille, als das Ding an sich, ist der gemeinsame Stoff aller Wesen, das durchgängige Element der Dinge: wir haben ihn sonach mit allen und jedem Menschen, ja mit den Tieren, und sogar noch weiter abwärts, gemein. In ihm, als solchem, sind wir sonach jedem gleich; sofern alles und jedes vom Willen erfüllt ist und davon strotzt. Dagegen ist das, was Wesen über Wesen, Mensch über Mensch erhebt, die Erkenntnis. Deshalb sollten unsere Äufserungen, soviel als möglich, sich auf sie beschränken, und nur sie sollte hervortreten. Denn der Wille als das durchaus Gemeinsame ist eben auch das Gemeine. Demgemäfs ist jedes heftige Hervortreten desselben gemein: d. h. es setzt uns herab zu einem blofsen Beispiel und Exemplare der Gattung: denn wir zeigen alsdann eben nur den Charakter derselben. Gemein daher ist aller Zorn, unbändige Freude, aller Hafs, alle Furcht, kurz jeder Affekt, d. h. jede Bewegung des Willens, wann sie so stark wird, dafs sie, im Bewufstsein, das Erkennen entschieden überwiegt und den Menschen mehr als ein wollendes, denn als ein erkennendes Wesen erscheinen

läſst. Einem solchen Affekte hingegeben, wird das gröſste Genie dem gemeinsten Erdensohne gleich. Wer hingegen schlechthin ungemein, also groſs sein will, darf nie die überwiegenden Bewegungen des Willens sein Bewuſstsein ganz einnehmen lassen, wie sehr auch er dazu sollicitiert werde. Er muſs z. B. die gehässige Gesinnung der andern wahrnehmen können, ohne die seinige dadurch erregt zu fühlen: ja es giebt kein sichereres Merkmal der Gröſse, als kränkende oder beleidigende Äuſserungen unbeachtet hingehen zu lassen, indem man sie, eben wie unzählige andere Irrtümer, der schwachen Erkenntnis des Redenden ohne weiteres zuschreibt und daher sie bloſs wahrnimmt, ohne sie zu empfinden. Hieraus ist auch zu verstehen, was Gracian sagt: „nichts steht einem Manne übler an, als merken zu lassen, daſs er ein Mensch sei" (*el mayor desdoro de un hombre es dar muestras de que es hombre*).

Dem Gesagten gemäſs hat man seinen Willen zu verbergen, eben wie seine Genitalien; obgleich beide die Wurzel unseres Wesens sind; und soll man bloſs die Erkenntnis sehen lassen, wie sein Antlitz: bei Strafe gemein zu werden.

Selbst im Drama, dessen Thema die Leidenschaften und Affekte ganz eigentlich sind, erscheinen diese dennoch leicht gemein; wie dies besonders an den französischen Tragikern bemerklich wird, welche sich kein höheres Ziel, als eben Darstellung der Leidenschaften, gesteckt haben und nun bald hinter ein sich blähendes, lächerliches Pathos, bald hinter epigrammatische Spitzreden die Gemeinheit der Sache zu verstecken suchen. Die berühmte Demoiselle Rachel, als Maria Stuart, erinnerte mich, in ihrem Losbrechen gegen die Elisabeth, so vortrefflich sie es auch machte, doch an ein Fischweib. Auch verlor, in ihrer Darstellung, die letzte Abschiedsscene alles Erhebende, d. i. alles wahrhaft Tragische, wovon die Franzosen gar keinen Begriff haben. Ohne allen Vergleich besser spielte dieselbe Rolle die Italienerin Ristori, wie denn Italiener und Deutsche, trotz groſser Verschiedenheit in vielen Stücken, doch übereinstimmen im Gefühl für das Innige, Ernste und Wahre in der Kunst, und dadurch in Gegensatz treten zu den Franzosen, welchen jenes Gefühl ganz abgeht; was sich überall verrät. — Das Edle, d. i. das Ungemeine, ja das Erhabene, wird auch in das Drama allererst durch das Erkennen, im Gegensatz des Wollens,

hineingebracht, indem dasselbe über allen jenen Bewegungen des Willens frei schwebt und sie sogar zum Stoffe seiner Betrachtungen macht, wie dies besonders Shakespeare durchgängig sehen läfst, zumal aber im Hamlet. Steigert nun gar die Erkenntnis sich zu dem Punkte, wo ihr die Nichtigkeit alles Wollens und Strebens aufgeht und infoge davon der Wille sich selbst aufhebt; dann erst wird das Drama eigentlich tragisch, mithin wahrhaft erhaben und erreicht seinen höchsten Zweck.

§. 349.

Je nachdem die Energie des Intellekts angespannt, oder erschlafft ist, erscheint ihm das Leben so kurz, so klein, so flüchtig, dafs nichts darin Vorkommendes wert sein könne, uns zu bewegen, sondern alles unerheblich bleibt, — auch der Genufs, der Reichtum und sogar der Ruhm; so sehr, dafs was immer einer auch verfehlt haben möge, es nicht möglich ist, dafs er daran viel verloren habe; — oder aber umgekehrt, dem Intellekt erscheint das Leben so lang, so wichtig, so alles in allem, so inhaltsschwer und so schwierig, dafs wir danach mit ganzer Seele uns auf dasselbe werfen, um seiner Güter teilhaft zu werden, seiner Kampfpreise uns zu versichern und unsre Pläne durchzusetzen. Diese letztere Lebensansicht ist die immanente: sie ist es, welche Gracian meint mit dem Ausdruck *tomar muy de veras el vivir* (es gar ernstlich mit dem Leben nehmen); für die erstere hingegen, die transcendente, ist das Ovidische *non est tanti* ein guter Ausdruck, und ein noch besserer der des Platon *ουδε τι των ανθρωπινων αξιον εστι μεγαλης σπουδης*[1]).

Die erstere Stimmung geht eigentlich daraus hervor, dafs im Bewufstsein das Erkennen das Übergewicht erhalten hat, wo es alsdann, vom blofsen Dienste des Willens sich losmachend, das Phänomen des Lebens objektiv auffafst und nunmehr nicht verfehlen kann, die Nichtigkeit und Futilität desselben deutlich einzusehen. In der andern Stimmung hingegen herrscht das Wollen vor und das Erkennen ist blofs da, die Objekte des Wollens zu beleuchten und die Wege zu denselben aufzuhellen. — Der Mensch ist grofs, oder klein, je nach dem Vorherrschen der einen, oder der andern Lebensansicht.

[1]) Nichts im menschlichen Leben ist grofser Bemühung wert.

§. 350.

Jeder hält das Ende seines Gesichtskreises für das der Welt: dies ist im Intellektuellen so unvermeidlich, wie im physischen Sehen der Schein, dafs am Horizont der Himmel die Erde berühre. Darauf aber beruht, unter anderem, auch dies, dafs jeder uns mit seinem Mafsstabe mifst, der meistens eine blofse Schneiderelle ist, und wir uns solches gefallen lassen müssen: wie auch, dafs jeder seine Kleinheit uns andichtet, welche Fiktion ein für allemal zugestanden ist.

§. 351.

Es giebt einige Begriffe, die sehr selten, mit Klarheit und Bestimmtheit, in irgend einem Kopfe vorhanden sind, sondern ihr Dasein blofs durch ihren Namen fristen, der dann eigentlich nur die Stelle so eines Begriffs bezeichnet, ohne den sie jedoch ganz verloren gehen würden. Der Art ist z. B. der Begriff der Weisheit. Wie vage ist er in fast allen Köpfen! Man sehe die Erklärungen der Philosophen.

„Weisheit" scheint mir nicht blofs theoretische, sondern auch praktische Vollkommenheit zu bezeichnen. Ich würde sie definieren als die vollendete, richtige Erkenntnis der Dinge, im ganzen und allgemeinen, die den Menschen so völlig durchdrungen hat, dafs sie nun auch in seinem Handeln hervortritt, indem sie sein Thun überall leitet.

§. 352.

Alles Ursprüngliche, und daher alles Echte im Menschen wirkt, als solches, wie die Naturkräfte, unbewufst. Was durch das Bewufstsein hindurchgegangen ist, wurde eben damit zu einer Vorstellung: folglich ist die Äufserung desselben gewissermafsen Mitteilung einer Vorstellung. Demnach nun sind alle echten und probehaltigen Eigenschaften des Charakters und des Geistes ursprünglich unbewufste, und nur als solche machen sie tiefen Eindruck. Alles Bewufste der Art ist schon nachgebessert und ist absichtlich, geht daher schon über in Affektation, d. i. Trug. Was der Mensch unbewufst leistet, kostet ihm keine Mühe, läfst aber auch durch keine Mühe sich ersetzen: dieser Art ist das Entstehen ursprünglicher Konceptionen, wie sie allen echten Leistungen zum Grunde liegen und den Kern derselben ausmachen. Darum ist nur das Angeborene echt und stichhaltig, und jeder, der etwas leisten will, mufs in jeder Sache,

im Handeln, im Schreiben, im Bilden, die Regeln befolgen, ohne sie zu kennen.

§. 353.

Zuverlässig verdankt mancher das Glück seines Lebens blofs dem Umstande, dafs er ein angenehmes Lächeln besitzt, womit er die Herzen gewinnt. — Jedoch thäten die Herzen besser, sich in acht zu nehmen und aus Hamlets Gedächtnistafel zu wissen, *that one may smile, and smile, and be a villain* (dafs einer lächeln und lächeln kann, und ein Schurke sein).

§. 354.

Leute von grofsen und glänzenden Eigenschaften machen sich wenig daraus, ihre Fehler und Schwächen einzugestehen, oder sehen zu lassen. Sie betrachten solche als etwas, dafür sie bezahlt haben, oder denken wohl gar, dafs eher noch, als diese Schwächen ihnen Schande, sie den Schwächen Ehre machen werden. Besonders aber wird dies der Fall sein, wenn es Fehler sind, die gerade mit ihren grofsen Eigenschaften zusammenhängen, als *conditiones sine quibus non,* gemäfs dem schon oben angeführten Ausdruck der George Sand: *chacun a les défauts de ses vertus.*

Dagegen giebt es Leute von gutem Charakter und untadelhaftem Kopfe, die ihre wenigen und geringen Schwächen nie eingestehen, vielmehr sie sorgfältig verbergen, auch sehr empfindlich gegen jede Andeutung derselben sind: eben weil ihr ganzes Verdienst in der Abwesenheit von Fehlern und Gebrechen besteht, daher es durch jeden zu Tage kommenden Fehler geradezu geschmälert wird.

§. 355.

Bescheidenheit bei mittelmäfsigen Fähigkeiten ist blofse Ehrlichkeit: bei grofsen Talenten ist sie Heuchelei. Darum ist diesen offen ausgesprochenes Selbgefühl und unverhohlenes Bewufstsein ungewöhnlicher Kräfte gerade so wohlanständig, als jenen ihre Bescheidenheit: hiervon liefert sehr artige Beispiele Valerius Maximus im Kapitel *de fiducia sui.*

§. 356.

Sogar an Abrichtungsfähigkeit übertrifft der Mensch alle Tiere. Die Moslem sind abgerichtet, 5 Mal des Tages, das Gesicht gegen Mekka gerichtet, zu beten: thun es unverbrüchlich. Christen sind abgerichtet, bei gewissen

Gelegenheiten ein Kreuz zu schlagen, sich zu verneigen u. dgl.; wie denn überhaupt die Religion das rechte Meisterstück der Abrichtung ist, nämlich die Abrichtung der Denkfähigkeit; daher man bekanntlich nicht früh genug damit anfangen kann. Es giebt keine Absurdität, die so handgreiflich wäre, dafs man sie nicht allen Menschen fest in den Kopf setzen könnte, wenn man nur schon vor ihrem sechsten Jahre anfinge, sie ihnen einzuprägen, indem man unablässig und mit feierlichstem Ernst sie ihnen vorsagte. Denn, wie die Abrichtung der Tiere, so gelingt auch die des Menschen nur in früher Jugend vollkommen.

Edelleute sind abgerichtet, kein anderes, als ihr Ehrenwort heilig zu halten, an den fratzenhaften Kodex der ritterlichen Ehre, ganz ernsthaft, steif und fest zu glauben, ihn erforderlichen Falls mit ihrem Tode zu besiegeln und den König wirklich als ein Wesen höherer Art anzusehen. — Unsere Höflichkeitsbezeugungen und Komplimente, besonders die respektvollen Attentions gegen die Damen, beruhen auf Abrichtung: unsere Achtung vor Geburt, Stand und Titel desgleichen. Ebenso unser abgemessen stufenweises Übelnehmen gegen uns gerichteter Äufserungen: Engländer sind abgerichtet, den Vorwurf, dafs sie keine *gentlemen* seien, noch mehr aber den der Lüge, Franzosen den der Feigheit *(lâche)*, Deutsche den der Dummheit für ein todeswürdiges Verbrechen zu halten, u. s. w. — Viele Leute sind zu einer unverbrüchlichen Ehrlichkeit in einer Art abgerichtet, während sie in allen übrigen wenig davon aufzuweisen haben. So stiehlt mancher kein Geld, aber alles unmittelbar Geniefsbare. Mancher Kaufmann betrügt, ohne Skrupel; aber stehlen würde er schlechterdings nicht.

§. 357.

Der Arzt sieht den Menschen in seiner ganzen Schwäche; der Jurist in seiner ganzen Schlechtigkeit; der Theolog in seiner ganzen Dummheit.

§. 358.

In meinem Kopfe giebt es eine stehende Oppositionspartei, die gegen alles, was ich, wenn auch mit reiflicher Überlegung, gethan, oder beschlossen habe, nachträglich polemisiert, ohne jedoch darum jedesmal Recht zu haben. Sie ist wohl nur eine Form des berichtigenden Prüfungsgeistes, macht mir aber oft unverdiente Vorwürfe. Ich ver-

mute, dafs es manchem andern auch so geht: denn wer mufs nicht zu sich sagen:

quid tam dextro pede concipis, ut te
Conatus non poeniteat, votique peracti?[1])

§. 359.

Viel Einbildungskraft hat der, dessen anschauende Gehirnthätigkeit stark genug ist, nicht jedesmal der Erregung der Sinne zu bedürfen, um in Aktivität zu geraten. Dementsprechend ist die Einbildungskraft um so thätiger, je weniger äufsere Anschauung uns durch die Sinne zugeführt wird. Lange Einsamkeit, im Gefängnis, oder in der Krankenstube, Stille, Dämmerung, Dunkelheit sind ihrer Thätigkeit förderlich: unter dem Einflufs derselben beginnt sie unaufgefordert ihr Spiel. Umgekehrt, wann der Anschauung viel realer Stoff von aufsen gegeben wird, wie auf Reisen, im Weltgetümmel, am hellen Mittage; dann feiert die Einbildungskraft und gerät, selbst aufgefordert, nicht in Thätigkeit: sie sieht, dafs es nicht ihre Zeit ist.

Dennoch mufs die Einbildungskraft, um sich fruchtbar zu erweisen, vielen Stoff von der Aufsenwelt empfangen haben: denn diese allein füllt ihre Vorratskammer. Aber es ist mit der Nahrung der Phantasie wie mit der des Leibes: wann diesem soeben von aufsen viel Nahrung zugeführt worden, die er zu verdauen hat, dann ist er gerade am untüchtigsten zu jeder Leistung und feiert gern: und doch ist es eben diese Nahrung, der er alle Kräfte verdankt, welche er nachher, zur rechten Zeit, äufsert.

§. 360.

Die Meinung befolgt das Gesetz der Pendelschwingung: ist sie auf einer Seite über den Schwerpunkt hinausgewichen, so mufs sie es danach ebensoweit auf der andern. Erst mit der Zeit findet sie den rechten Ruhepunkt und steht fest.

§. 361.

Wie, im Raum, die Entfernung alles verkleinert, indem sie es zusammenzieht, wodurch dessen Fehler und Übelstände verschwinden, weshalb auch in einem Verkleinerungsspiegel, oder in der *camera obscura,* sich alles viel schöner, als in der Wirklichkeit, darstellt; — ebenso wirkt in der Zeit die

[1]) Was ersinnst du so glückliches, dafs der Eifer, mit dem du es durchzusetzen trachtest, dich nicht reuen sollte?

Vergangenheit: die weit zurückliegenden Scenen und Vorgänge, nebst agierenden Personen, nehmen sich in der Erinnerung, welche alles Unwesentliche und Störende fallen läſst, allerliebst aus. Die Gegenwart, solchen Vorteils entbehrend, steht stets mangelhaft da.

Und wie, im Raume, kleine Gegenstände sich in der Nähe groſs darstellen; wenn sehr nahe, sogar unser ganzes Gesichtsfeld einnehmen; aber, sobald wir uns etwas entfernt haben, klein und unscheinbar werden; ebenso, in der Zeit, erscheinen die in unserm täglichen Leben und Wandel sich ereignenden kleinen Vorfälle, Unfälle und Begebenheiten, so lange sie, als gegenwärtig, dicht vor uns liegen, uns groſs, bedeutend, wichtig, und erregen demgemäſs unsere Affekte, Sorge, Verdruſs, Leidenschaft: aber sobald der unermüdliche Strom der Zeit sie nur etwas entfernt hat, sind sie unbedeutend, keiner Beachtung wert und bald vergessen, indem ihre Gröſse bloſs auf ihrer Nähe beruht.

§. 362.

Weil F r e u d e und L e i d nicht Vorstellungen, sondern Willensaffektionen sind, liegen sie auch nicht im Bereich des Gedächtnisses, und wir vermögen nicht, s i e s e l b s t zurückzurufen, welches hieſse, sie erneuern; sondern bloſs die V o r s t e l l u n g e n, von denen sie begleitet waren, können wir uns wieder vergegenwärtigen, zumal aber unserer durch sie damals hervorgerufenen Äuſserungen uns erinnern, um daran was sie gewesen zu ermessen. Daher ist unsere Erinnerung der Freuden und Leiden immer unvollkommen und sie sind, wann vorüber, uns gleichgültig. Vergeblich bleibt es darum, wenn wir bisweilen uns bemühen, die Genüsse, oder die Schmerzen der Vergangenheit wieder aufzufrischen: denn das eigentliche Wesen beider liegt im Willen: dieser aber, an sich und als solcher, hat kein Gedächtnis, welches eine Funktion des Intellekts ist, der, seiner Natur nach, nichts liefert und enthält, als bloſse Vorstellungen: und die sind hier nicht die Sache. — Seltsam ist es, daſs wir in schlimmen Tagen uns die vergangenen glücklichen sehr lebhaft vergegenwärtigen können; hingegen in guten Tagen die schlimmen nur sehr unvollkommen und kalt.

§. 363.

Für das G e d ä c h t n i s ist wohl die Verwirrung und Konfusion des Gelernten zu besorgen; aber doch nicht

eigentliche Überfüllung. Seine Fähigkeit wird durch das Gelernte nicht vermindert: so wenig, wie die Formen, in welche man successiv den Sand gemodelt hat, dessen Fähigkeit zu neuen Formen vermindern. In diesem Sinne ist das Gedächtnis bodenlos. Jedoch wird, je mehr und vielseitigere Kenntnisse einer hat, er desto mehr Zeit gebrauchen, um das herauszufinden, was jetzt plötzlich erfordert ist; weil er ist, wie ein Kaufmann, der aus einem grofsen und mannigfachen Magazin die eben verlangte Ware hervorsuchen soll; oder, eigentlich zu reden, weil er, aus so vielen ihm möglichen, gerade den Gedankengang hervorzurufen hat, der ihn, infolge früherer Einübung, auf das Verlangte leitet. Denn das Gedächtnis ist kein Behältnis zum Aufbewahren, sondern blofs eine Übungsfähigkeit der Geisteskräfte; daher der Kopf alle seine Kenntnisse stets nur *potentia,* nicht *actu* besitzt; — worüber ich verweise auf § 45 meiner Abhandlung über den Satz vom Grunde.[1])

[1]) In diesem Paragraphen sagt Schopenhauer: „Die Eigentümlichkeit des erkennenden Subjekts, dafs es in Vergegenwärtigung von Vorstellungen dem Willen desto leichter gehorcht, je öfter solche Vorstellungen ihm schon gegenwärtig gewesen sind, d. h. seine Übungsfähigkeit, ist das Gedächtnis. . . Will man von dieser Eigentümlichkeit unseres Vorstellungsvermögens ein Bild . . ., so scheint mir das richtigste das eines Tuches, welches die Falten, in die es oft gelegt ist, nachher gleichsam von selbst wieder schlägt. Wie der Leib dem Willen durch Übung gehorchen lernt, ebenso das Vorstellungsvermögen. Keineswegs ist, wie die gewöhnliche Darstellung es annimmt, eine Erinnerung immer dieselbe Vorstellung, die gleichsam aus ihrem Behältnis wieder hervorgeholt wird, sondern jedesmal entsteht wirklich eine neue, nur mit besonderer Leichtigkeit durch die Übung.“ „Hieraus erklärt sich auch, warum die Umgebungen und Begebenheiten unserer Kindheit sich so tief dem Gedächtnis einprägen; weil wir nämlich als Kinder nur wenige und hauptsächlich anschauliche Vorstellungen haben und wir diese daher, um beschäftigt zu sein, unablässig wiederholen . . . Daher hat das Genie bisweilen kein vorzügliches Gedächtnis: es wäre daraus zu erklären, dafs dem Genie die grofse Menge neuer Gedanken und Kombinationen zu vielen Wiederholungen keine Zeit läfst . . . Man kann demnach sagen: das Gedächtnis steht unter zwei einander antagonistischen Einflüssen: dem der Energie des Vorstellungsvermögens einerseits und dem der Menge der dieses beschäftigenden Vorstellungen

Bisweilen will mein Gedächtnis ein Wort einer fremden Sprache, oder einen Namen, oder einen Kunstausdruck nicht reproduzieren, obwohl ich ihn sehr gut weifs. Nachdem ich alsdann, kürzere oder längere Zeit, mich vergeblich damit gequält habe, entschlage ich mich der Sache gänzlich. Alsdann pflegt binnen einer oder zwei Stunden, selten noch später, bisweilen aber erst nach vier bis sechs Wochen, das gesuchte Wort mir, zwischen ganz anderartigen Gedanken, so plötzlich einzufallen, als würde es mir von aufsen zugeflüstert. (Dann ist es gut, es durch ein mnemonisches Merkmal einstweilen zu befestigen, bis es sich dem eigentlichen Gedächtnis wieder eingeprägt hat.) Nachdem ich dieses Phänomen, seit sehr vielen Jahren, oft beobachtet und bewundert habe, ist mir jetzt folgende Erklärung desselben wahrscheinlich geworden. Nach dem peinlichen, vergeblichen Suchen behält mein Wille die Begier nach dem Wort und bestellt daher demselben einen Aufpasser im Intellekt. Sobald nun später, im Lauf und Spiel meiner Gedanken, irgend ein dieselben Anfangsbuchstaben habendes oder sonst jenem ähnliches Wort zufällig vorkommt, springt der Aufpasser zu und ergänzt es zum gesuchten, welches er nun packt und plötzlich triumphierend herangeschleppt bringt, ohne dafs ich weifs, wo und wie er es gefangen; daher es kommt, wie eingeflüstert. Es geht damit so, wie wenn einem Kinde, das eine Vokabel nicht aufzusagen weifs, der Lehrer endlich den ersten, auch wohl zweiten Buchstaben derselben leise angiebt: dann kommt ihm das Wort. — Wo dieser Hergang ausgeblieben, wird am Ende methodisch, durch alle Buchstaben des Alphabets, nach dem Wort gesucht.

§. 364.

Anschauliche Bilder haften fester im Gedächtnis, als blofse Begriffe. Daher lernen phantasiebegabte Köpfe die Sprachen leichter, als andere: denn sie verknüpfen mit dem neuen Wort sogleich das anschauliche Bild der Sache; während

andrerseits. Je kleiner der erste Faktor, desto kleiner mufs auch der andere sein, um ein gutes Gedächtnis zu liefern; und je gröfser der zweite, desto gröfser mufs der andere sein. . . Übrigens unterliegt die ganze Sache noch der Korrektur, dafs jeder das meiste Gedächtnis hat für das, was ihn interessiert, das wenigste für das übrige.

die andern blofs das äquivalente Wort der eigenen Sprache damit verknüpfen. —

Man suche das, was man dem Gedächtnis einverleiben will, so viel als möglich, auf ein anschauliches Bild zurückzuführen, sei es nun unmittelbar, oder als Beispiel der Sache, oder als blofses Gleichnis, Analogon, oder wie noch sonst; weil alles Anschauliche viel fester haftet, als das blofs *in abstracto* Gedachte, oder gar nur Worte. Darum behalten wir so sehr viel besser was wir erlebt, als was wir gelesen haben. —

Der Name Mnemonik gebührt nicht sowohl der Kunst, das unmittelbare Behalten, durch Witz, in ein mittelbares zu verwandeln, als vielmehr einer systematischen Theorie des Gedächtnisses, die alle seine Eigenheiten darlegte und sie aus seiner wesentlichen Beschaffenheit und sodann aus einander ableitete.

§. 365.

Man lernt nur dann und wann etwas; aber man vergifst den ganzen Tag.

Dabei gleicht unser Gedächtnis einem Siebe, das, mit der Zeit und durch den Gebrauch, immer weniger dicht hält; sofern nämlich, je älter wir werden, desto schneller aus dem Gedächtnis was wir ihm jetzt noch anvertrauen verschwindet: hingegen bleibt was in den ersten Zeiten sich festgesetzt hat. Die Erinnerungen eines Alten sind daher um so deutlicher, je weiter sie zurückliegen, und werden es immer weniger, je näher sie der Gegenwart kommen; so dafs, wie seine Augen, auch sein Gedächtnis fernsichtig (πρεσβυς) geworden ist.

§. 366.

Es giebt Augenblicke im Leben, da, ohne besondern äufsern Anlafs, vielmehr durch eine von innen ausgehende und wohl nur physiologisch erklärbare Erhöhung der Empfänglichkeit, die sinnliche Auffassung der Umgebung und Gegenwart einen höhern und seltenen Grad von Klarheit annimmt, wodurch solche Augenblicke nachher dem Gedächtnis unauslöschlich eingeprägt bleiben und sich in ihrer ganzen Individualität konservieren, ohne dafs wir wüfsten weswegen, noch warum aus so vielen Tausenden ihnen ähnlicher gerade nur sie; vielmehr ganz so zufällig, wie die in den Steinschichten aufbehaltenen, einzelnen Exemplare ganzer unter-

gegangener Tiergeschlechter, oder wie die, beim Zuschlagen eines Buches, einst zufällig erdrückten Insekten. Die Erinnerungen dieser Art sind jedoch stets hold und angenehm.

§. 367.

Dafs bisweilen, scheinbar ohne allen Anlafs, längstvergangene Scenen uns plötzlich und lebhaft in die Erinnerung treten, mag, in vielen Fällen, daher kommen, dafs ein leichter, nicht zum deutlichen Bewufstsein gelangender Geruch, jetzt gerade wie damals von uns gespürt wurde. Denn bekanntlich erwecken Gerüche besonders leicht die Erinnerung und überall bedarf der *nexus idearum* nur eines äufserst geringen Anstofses. Beiläufig gesagt: das Auge ist der Sinn des Verstandes[1]) (Vierfache Wurzel § 21); das Ohr der Sinn der Vernunft (oben § 311); und der Geruch der Sinn des Gedächtnisses, wie wir hier sehen. Getast und Geschmack sind an den Kontakt gebundene Realisten, ohne ideale Seite.

§. 368.

Zu den Eigentümlichkeiten des Gedächtnisses gehört auch, dafs ein leichter Rausch die Erinnerung vergangener Zeiten und Scenen oft sehr erhöht, so dafs man alle Umstände derselben sich vollkommener zurückruft, als man es im nüchternen Zustande gekonnt hätte: hingegen ist die Erinnerung dessen, was man während des Rausches selbst gesagt, oder gethan hat, unvollkommener, als sonst, ja nach einem starken Rausche, gar nicht vorhanden. Der Rausch erhöht also die Erinnerung, liefert ihr hingegen wenig Stoff.

§. 369.

In der Regel werden Leute von sehr grofsen Fähigkeiten sich mit den äufserst beschränkten Köpfen besser vertragen, als mit den gewöhnlichen: aus demselben Grunde, weshalb der Despot und der Plebs, die Grofseltern und die Enkel natürliche Alliierte sind.

§. 370.

Die Menschen bedürfen der Thätigkeit nach aufsen; weil sie keine nach innen haben. Wo hingegen diese stattfindet, ist jene vielmehr eine sehr ungelegene, ja oft verwünschte Störung und Abhaltung. — Aus dem ersteren ist auch die

[1]) Nämlich, weil es der Sinn der Anschauung, und diese, wie wir wissen (s. Bd. I, S. 52, Anm.), intellektuell ist.

Rastlosigkeit und zwecklose Reisesucht der Unbeschäftigten zu erklären. Was sie so durch die Länder jagt, ist dieselbe Langeweile, welche zu Hause sie haufenweise zusammentreibt und zusammendrängt, dafs es ein Spafs ist, es anzusehen. Eine auserlesene Bestätigung dieser Wahrheit gab mir einst ein mir unbekannter 50jähriger Mann, der mir von seiner zweijährigen Vergnügungsreise in die fernsten Länder und fremden Weltteile erzählte: auf meine Bemerkung nämlich, dafs er dabei doch grofse Beschwerden, Entbehrungen und Gefahren ausgestanden haben müsse, gab er mir wirklich sogleich und ohne Vorrede, sondern unter Voraussetzung der Enthymemata, die höchst naive Antwort: „ich habe mich keinen Augenblick gelangweilt.“

§. 371.

Es wundert mich nicht, dafs sie Langeweile haben, wann sie allein sind: sie können nicht allein lachen; sogar erscheint solches ihnen närrisch. — Ist denn das Lachen etwa nur ein Signal für andere und ein blofses Zeichen, wie das Wort? — Mangel an Phantasie und an Lebhaftigkeit des Geistes überhaupt (*dulness*, ἀναισθησια και βραδυτης ψυχης, wie Theophr. Charact., c. 27 sagt), das ist es, was ihnen, wenn allein, das Lachen verwehrt. Die Tiere lachen weder allein, noch in Gesellschaft.

Myson, der Misanthrop, war, allein lachend, von so einem überrascht worden, der ihn jetzt fragte, warum er denn lache, da er doch allein wäre? — „Gerade darum lache ich“, war die Antwort.

§. 372.

Jedoch wäre, wer bei phlegmatischem Temperament blofs ein Dummkopf ist, bei sanguinischem ein Narr.

§. 373.

Wer das Schauspiel nicht besucht, gleicht dem, der seine Toilette ohne Spiegel macht; — noch schlechter aber macht es der, welcher seine Beschlüsse fafst, ohne einen Freund zu Rate zu ziehen. Denn einer kann in allen Dingen das richtigste, treffendste Urteil haben, nicht in seinen eigenen Angelegenheiten; weil hier der Wille dem Intellekt sogleich das Koncept verrückt. Darum soll man sich beraten, aus demselben Grunde, aus welchem ein Arzt jeden kuriert, nur sich selbst nicht; sondern dann einen Kollegen ruft.

§. 374.

Die alltägliche natürliche Gestikulation, wie sie jedes irgend lebhafte Gespräch begleitet, ist eine eigene Sprache, und zwar eine allgemeinere, als die der Worte; sofern sie, von dieser unabhängig, bei allen Nationen dieselbe ist; wiewohl eine jede nach Mafsgabe ihrer Lebhaftigkeit von ihr Gebrauch macht und sie bei einzelnen, z. B. den Italienern, noch die Zugabe einiger weniger, blofs konventioneller Gestikulationen erhalten hat, die daher nur lokale Gültigkeit haben. Ihre Allgemeinheit ist der der Logik und Grammatik analog, indem sie darauf beruht, dafs die Gestikulation blofs das Formelle und nicht das Materielle der jedesmaligen Rede ausdrückt: sie unterscheidet sich jedoch von jenen andern dadurch, dafs sie nicht blofs auf das Intellektuelle, sondern auch auf das Moralische, d. h. die Regungen des Willens, sich bezieht. Sie begleitet demnach die Rede, wie ein richtig fortschreitender Grundbafs die Melodie, und dient, wie dieser, den Effekt derselben zu erhöhen. Interessant nun aber ist die gänzliche Identität der jedesmaligen Gesten, sobald das Formelle der Rede dasselbe ist: wie heterogen auch das Materielle, also der Stoff derselben, die jedesmalige Angelegenheit sein mag. Daher kann ich einem lebhaften Gespräche, etwa vom Fenster aus, zusehend, ohne irgend ein Wort zu vernehmen, doch den allgemeinen, d. i. blofs formellen und typischen Sinn desselben sehr wohl verstehen, indem ich untrüglich wahrnehme, dafs der Redende jetzt argumentiert, seine Gründe vorlegt, dann sie limitiert, dann urgiert und siegreich die Konklusion zieht; oder aber, dafs er referiert, etwa das ihm angethane Unrecht palpabel darlegt, die Verstocktheit, Dummheit, Unlenksamkeit der Gegner lebhaft und anklagend schildert; oder aber erzählt, wie er einen feinen Plan ersonnen und ausgeführt hat, sodann siegreich den Erfolg darlegt; oder aber beklagt, wie er, durch Ungunst des Schicksals, dennoch eine Niederlage erlitten habe; wiederum auch, dafs er seine Ratlosigkeit im vorliegenden Fall bekennt; oder aber, dafs er erzählt, wie er die Machinationen anderer zeitig gemerkt, durchschaut und, durch Behaupten seines Rechts, oder Anwendung seiner Gewalt, sie vereitelt und die Urheber gestraft habe; — und hundert ähnliche Dinge mehr. Eigentlich aber ist was mir so die blofse Gestikulation abwirft der moralisch oder intellektuell

wesentliche Gehalt der ganzen Rede, *in abstracto*, also die Quintessenz, die wahre Substanz derselben, welche unter den verschiedensten Anlässen und folglich auch beim verschiedensten Stoff, identisch ist und zu diesem sich verhält, wie der Begriff zu den ihm subsumierten Individuen. Das Interessanteste und Belustigende bei der Sache ist, wie gesagt, die völlige Identität und Stabilität der Gesten, zur Bezeichnung derselben Verhältnisse, auch wenn sie von den verschiedenartigsten Personen angewandt werden, ganz so wie die Worte einer Sprache im Munde eines jeden dieselben sind, und nur mit solchen Modifikationen, wie sie auch diese durch kleine Unterschiede der Aussprache oder auch der Erziehung erleiden. Und doch liegt diesen stehenden und allgemein befolgten Formen der Gestikulation gewifs keine Verabredung zum Grunde, sondern sie sind natürlich und ursprünglich, eine wahre Natursprache, wiewohl sie durch Nachahmung und Gewohnheit befestigt sein mögen. Ein genaueres Studium derselben liegt bekanntlich dem Schauspieler und, in beschränkterer Ausdehnung, dem öffentlichen Redner ob: doch mufs es hauptsächlich in Beobachtung und Nachahmung bestehen: denn auf abstrakte Regeln läfst sich die Sache nicht wohl zurückführen; mit Ausnahme einiger ganz allgemeiner leitender Grundsätze, wie z. B. dafs der Gestus nicht dem Worte nachfolgen, vielmehr demselben dicht vorhergehen müsse, es ankündigend und dadurch Aufmerksamkeit erregend.

Die Engländer haben eine eigentümliche Verachtung der Gestikulation und halten sie für etwas Unwürdiges und Gemeines: — mir scheint dies eben nur eines der einfältigen Vorurteile englischer Prüderie zu sein. Denn es handelt sich um die Sprache, welche die Natur jedem eingiebt und die jeder versteht, welche demnach ohne weiteres, als blofs der belobten Gentlemanrie zu Liebe abzuschaffen und zu verpönen, sein Bedenkliches haben möchte.

Kapitel XXVII.
Über die Weiber.

§. 375.

Besser, als Schillers wohlüberlegtes, mittelst der Antithese und des Kontrastes wirkendes Gedicht, „Würde

der Frauen", sprechen, meiner Meinung nach, diese wenigen Worte Jouy's das wahre Lob der Weiber aus: *sans les femmes, le commencement de notre vie serait privé de secours, le milieu de plaisirs, et la fin de consolation.* Pathetischer drückt dasselbe Byron aus im Sardanapal, Akt 1, Sc. 2:

The very first
Of human life must spring from woman's breast,
Your first small words are taught you from her lips,
Your first tears quench'd by her, and your last sighs
Too often breathed out in a woman's hearing,
When men have shrunk from the ignoble care
Of watching the last hour of him who led them.

Beides bezeichnet den richtigen Gesichtspunkt für den Wert der Weiber.

§. 376.

Schon der Anblick der weiblichen Gestalt lehrt, dafs das Weib weder zu grofsen geistigen, noch körperlichen Arbeiten bestimmt ist. Es trägt die Schuld des Lebens nicht durch Thun, sondern durch Leiden ab, durch die Wehen der Geburt, die Sorgfalt für das Kind, die Unterwürfigkeit unter den Mann, dem es eine geduldige und aufheiternde Gefährtin sein soll. Die heftigsten Leiden, Freuden und Kraftäufserungen sind ihm nicht beschieden; sondern sein Leben soll stiller, unbedeutsamer und gelinder dahinfliefsen, als das des Mannes, ohne wesentlich glücklicher, oder unglücklicher zu sein.

§. 377.

Zu Pflegerinnen und Erzieherinnen unserer ersten Kindheit eignen die Weiber sich gerade dadurch, dafs sie selbst kindisch, läppisch und kurzsichtig, mit einem Worte, zeitlebens grofse Kinder sind: eine Art Mittelstufe, zwischen dem Kinde und dem Manne, welcher der eigentliche Mensch ist. Man betrachte nur ein Mädchen, wie sie, Tage lang, mit einem Kinde tändelt, herumtanzt und singt, und denke sich, was ein Mann, beim besten Willen, an ihrer Stelle leisten könnte.

§. 378.

Mit den Mädchen hat es die Natur auf das, was man, im dramaturgischen Sinne, einen Knalleffekt nennt, abgesehen, indem sie dieselben, auf wenige Jahre, mit überreichlicher Schönheit, Reiz und Fülle austattete, auf Kosten ihrer

ganzen übrigen Lebenszeit, damit sie nämlich, während jener Jahre, der Phantasie eines Mannes sich in dem Maſse bemächtigen könnten, daſs er hingerissen wird, die Sorge für sie auf zeitlebens, in irgend einer Form, ehrlich zu übernehmen; zu welchem Schritte ihn zu vermögen, die bloſse vernünftige Überlegung keine hinlänglich sichere Bürgschaft zu geben schien. Sonach hat die Natur das Weib, eben wie jedes andere ihrer Geschöpfe, mit den Waffen und Werkzeugen ausgerüstet, deren es zur Sicherung seines Daseins bedarf, und auf die Zeit, da es ihrer bedarf; wobei sie denn auch mit ihrer gewöhnlichen Sparsamkeit verfahren ist. Wie nämlich die weibliche Ameise, nach der Begattung, die fortan überflüssigen, ja für das Brutverhältnis gefährlichen Flügel verliert, so meistens, nach einem oder zwei Kindbetten, das Weib seine Schönheit; wahrscheinlich sogar aus demselben Grunde.

Dem entsprechend halten die jungen Mädchen ihre häuslichen, oder gewerblichen Geschäfte, in ihrem Herzen, für Nebensache, wohl gar für bloſsen Spaſs: als ihren allein ernstlichen Beruf betrachten sie die Liebe, die Eroberungen und was damit in Verbindung steht, wie Toilette, Tanz u. s. w.

§. 379.

Je edeler und vollkommener eine Sache ist, desto später und langsamer gelangt sie zur Reife. Der Mann erlangt die Reife seiner Vernunft und Geisteskräfte kaum vor dem achtundzwanzigsten Jahre; das Weib mit dem achtzehnten. Aber es ist auch eine Vernunft danach: eine gar knapp gemessene. Daher bleiben die Weiber ihr Leben lang Kinder, sehen immer nur das Nächste, kleben an der Gegenwart, nehmen den Schein der Dinge für die Sache und ziehen Kleinigkeiten den wichtigsten Angelegenheiten vor. Die Vernunft nämlich ist es, vermöge deren der Mensch nicht, wie das Tier, bloſs in der Gegenwart lebt, sondern Vergangenheit und Zukunft übersieht und bedenkt; woraus dann seine Vorsicht, seine Sorge und häufige Beklommenheit entspringt. Der Vorteile, wie der Nachteile, die dies bringt, ist das Weib, infolge seiner schwächern Vernunft, weniger teilhaft: vielmehr ist dasselbe ein geistiger Myops, indem sein intuitiver Verstand in der Nähe scharf sieht, hingegen einen engen Gesichtskreis hat, in welchen das Entfernte

nicht fällt; daher eben alles Abwesende, Vergangene, Künftige, viel schwächer auf die Weiber wirkt, als auf uns, woraus denn auch der bei ihnen viel häufigere und bisweilen an Verrücktheit grenzende Hang zur Verschwendung entspringt. Die Weiber denken in ihrem Herzen, die Bestimmung der Männer sei, Geld zu verdienen, die ihrige hingegen, es durchzubringen; womöglich schon bei Lebzeiten des Mannes, wenigstens aber nach seinem Tode. Schon dafs der Mann das Erworbene ihnen zur Haushaltung übergiebt, bestärkt sie in dem Glauben. — So viele Nachteile dies alles zwar mit sich führt, so hat es doch das Gute, dafs das Weib mehr in der Gegenwart aufgeht, als wir, und daher diese, wenn sie nur erträglich ist, besser geniefst, woraus die dem Weibe eigentümliche Heiterkeit hervorgeht, welche sie zur Erholung, erforderlichen Falles zum Troste des sorgenbelasteten Mannes eignet.

In schwierigen Angelegenheiten, nach Weise der alten Germanen, auch die Weiber zu Rate zu ziehen, ist keineswegs verwerflich: denn ihre Auffassungsweise der Dinge ist von der unsrigen ganz verschieden und zwar besonders dadurch, dafs sie gern den kürzesten Weg zum Ziele und überhaupt das zunächst Liegende ins Auge fafst, über welches wir, eben weil es vor unserer Nase liegt, meistens weit hinwegsehen; wo es uns dann Not thut, darauf zurückgeführt zu werden, um die nahe und einfache Ansicht wieder zu gewinnen. Hierzu kommt, dafs die Weiber entschieden nüchterner sind, als wir; wodurch sie in den Dingen nicht mehr sehen, als wirklich da ist; während wir, wenn unsre Leidenschaften erregt sind, leicht das Vorhandene vergröfsern, oder Imaginäres hinzufügen.

Aus derselben Quelle ist es abzuleiten, dafs die Weiber mehr Mitleid und daher mehr Menschenliebe und Teilnahme an Unglücklichen zeigen, als die Männer: hingegen im Punkte der Gerechtigkeit, Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit, diesen nachstehen. Denn infolge ihrer schwachen Vernunft übt das Gegenwärtige, Anschauliche, unmittelbar Reale eine Gewalt über sie aus, gegen welche die abstrakten Gedanken, die stehenden Maximen, die festgefafsten Entschlüsse, überhaupt die Rücksicht auf Vergangenheit und Zukunft, auf Abwesendes und Entferntes, selten viel vermögen. Demnach haben sie zur Tugend wohl das Erste und Hauptsächliche,

hingegen gebricht es bei ihnen am Sekundären, am oft notwendigen Werkzeug zu derselben. Man könnte sie, in dieser Hinsicht, einem Organismus vergleichen, der zwar die Leber, aber nicht die Gallenblase hätte. Ich verweise hierüber auf § 17 meiner Abhandlung über das Fundament der Moral. — Demgemäfs wird man als den Grundfehler des weiblichen Charakters Ungerechtigkeit finden. Er entsteht zunächst aus dem dargelegten Mangel an Vernünftigkeit und Überlegung, wird zudem aber noch dadurch unterstützt, dafs sie, als die schwächeren, von der Natur nicht auf die Kraft, sondern auf die List angewiesen sind: daher ihre instinktartige Verschlagenheit und ihr unvertilgbarer Hang zum Lügen. Denn, wie den Löwen mit Klauen und Gebifs, den Elefanten mit Stofszähnen, den Eber mit Hauern, den Stier mit Hörnern und die Sepia mit der wassertrübenden Tinte, so hat die Natur das Weib mit Verstellungskraft ausgerüstet, zu seinem Schutz und Wehr, und hat alle die Kraft, die sie dem Manne als körperliche Stärke und Vernunft verlieh, dem Weibe in Gestalt jener Gabe zugewendet. Die Verstellung ist ihm daher angeboren, deshalb auch fast so sehr dem dummen, wie dem klugen Weibe eigen. Von derselben bei jeder Gelegenheit Gebrauch zu machen, ist ihm daher so natürlich, wie jenen Tieren, beim Angriff, sogleich ihre Waffen anzuwenden, und empfindet es sich dabei gewissermafsen als seine Rechte gebrauchend. Darum ist ein ganz wahrhaftes, unverstelltes Weib vielleicht unmöglich. Eben deshalb durchschauen sie fremde Verstellung so leicht, dafs es nicht ratsam ist, ihnen gegenüber, es damit zu versuchen. — Aus dem aufgestellten Grundfehler und seinen Beigaben entspringt aber Falschheit, Treulosigkeit, Verrat, Undank u. s. w. Der gerichtlichen Meineide machen Weiber sich viel öfter schuldig, als Männer. Es liefse sich überhaupt in Frage stellen, ob sie zum Eide zuzulassen sind. — Von Zeit zu Zeit wiederholt sich überall der Fall, dafs Damen, denen nichts abgeht, in Kaufmannsläden etwas heimlich einstecken und entwenden.

§. 380.

Für die Propagation des Menschengeschlechts zu sorgen, sind von Natur die jungen, starken und schönen Männer berufen; damit das Geschlecht nicht ausarte. Dies ist hierin der feste Wille der Natur, und dessen Ausdruck sind die

Leidenschaften der Weiber. Jenes Gesetz geht, an Alter und Kraft, jedem andern vor. Daher wehe dem, der seine Rechte und Interessen so stellt, dafs sie demselben im Wege stehen: sie werden, was er auch sage und thue, beim ersten bedeutenden Anlafs, unbarmherzig zermalmt werden. Denn die geheime, unausgesprochene, ja unbewufste, aber angeborene Moral der Weiber ist: „wir sind berechtigt, die zu hintergehen, welche dadurch, dafs sie für uns, das Individuum, spärlich sorgen, ein Recht über die Species erlangt zu haben vermeinen. Die Beschaffenheit und folglich das Wohl der Species, ist, mittelst der nächsten, von uns ausgehenden Generation, in unsere Hände gelegt und unserer Sorgfalt anvertraut: wir wollen es gewissenhaft verwalten.“ Aber keineswegs sind die Weiber sich dieses obersten Grundsatzes *in abstracto,* sondern blofs *in concreto* bewufst, und haben für denselben keinen andern Ausdruck, als, wenn die Gelegenheit kommt, ihre Handlungsweise; bei welcher das Gewissen ihnen meistens mehr Ruhe läfst, als wir vermuten, indem sie, im dunkelsten Grunde ihres Herzens, sich bewufst sind, in der Verletzung ihrer Pflicht gegen das Individuum die gegen die Species um so besser erfüllt zu haben, deren Recht unendlich gröfser ist. — Die nähere Erläuterung dieses Sachverhältnisses liefert das 44. Kap. des 2. Bandes meines Hauptwerks.

Weil im Grunde die Weiber ganz allein zur Propagation des Geschlechts da sind und ihre Bestimmung hierin aufgeht, so leben sie durchweg mehr in der Gattung, als in den Individuen, nehmen es in ihrem Herzen ernstlicher mit den Angelegenheiten der Gattung, als mit den individuellen. Dies giebt ihrem ganzen Wesen und Treiben einen gewissen Leichtsinn und überhaupt eine von der des Mannes von Grund aus verschiedene Richtung, aus welcher die so häufige und fast normale Uneinigkeit in der Ehe erwächst.

§. 381.

Zwischen Männern ist von Natur blofs Gleichgültigkeit; aber zwischen Weibern ist schon von Natur Feindschaft. Es kommt wohl daher, dafs das *odium figulinum,* welches bei Männern sich auf ihre jedesmalige Gilde beschränkt, bei Weibern das ganze Geschlecht umfafst; da sie alle nur ein Gewerbe haben. Schon beim Begegnen auf der Strafse sehen sie einander an, wie Guelfen und Ghibellinen. Auch treten

zwei Weiber, bei erster Bekanntschaft, einander sichtbarlich mit mehr Gezwungenheit und Verstellung entgegen, als zwei Männer in gleichem Fall. Daher kommt auch das Komplimentieren zwischen zwei Weibern viel lächerlicher heraus, als zwischen Männern. Ferner, während der Mann, selbst zu dem tief unter ihm Stehenden, doch in der Regel immer noch mit einer gewissen Rücksicht und Humanität redet, ist es unleidlich anzusehen, wie stolz und schnöde meistenteils ein vornehmes Weib sich gegen ein niederes (nicht in seinem Dienste stehendes) gebärdet, wann es mit ihm spricht. Es mag daher kommen, daſs bei Weibern aller Unterschied des Ranges viel prekärer ist, als bei uns, und viel schneller sich ändern und aufheben kann; weil, während bei uns hundert Dinge auf die Wagschale kommen, bei ihnen nur eines entscheidet, nämlich welchem Manne sie gefallen haben; wie auch daher, daſs sie, wegen der Einseitigkeit ihres Berufs, einander viel näher stehen, als die Männer, weshalb sie die Standesunterschiede hervorzuheben suchen.

§. 382.

Das niedrig gewachsene, schmalschultrige, breithüftige und kurzbeinige Geschlecht das schöne nennen, konnte nur der vom Geschlechtstrieb umnebelte männliche Intellekt: in diesem Triebe nämlich steckt seine ganze Schönheit. Mit mehr Fug, als das schöne, könnte man das weibliche Geschlecht das unästhetische nennen. Weder für Musik, noch Poesie, noch bildende Künste haben sie wirklich und wahrhaftig Sinn und Empfänglichkeit; sondern bloſse Äfferei, zum Behuf ihrer Gefallsucht, ist es, wenn sie solche affektieren und vorgeben. Das macht, sie sind keines rein objektiven Anteils an irgend etwas fähig, und der Grund hiervon ist, denke ich, folgender. Der Mann strebt in allem eine direkte Herrschaft über die Dinge an, entweder durch Verstehen, oder durch Bezwingen derselben. Aber das Weib ist immer und überall auf eine bloſs indirekte Herrschaft verwiesen, nämlich mittelst des Mannes, welchen allein es direkt zu beherrschen hat. Darum liegt es in der Weiber Natur, alles nur als Mittel, den Mann zu gewinnen, anzusehen, und ihr Anteil an irgend etwas anderem ist immer nur ein simulierter, ein bloſser Umweg, d. h. läuft auf Koketterie und Äfferei hinaus. Daher hat schon Rousseau gesagt: *les femmes, en général, n'aiment aucun art, ne se connaissent à aucun,*

et n'ont aucun génie (lettre à d'Alembert, note xx). Auch wird jeder, der über den Schein hinaus ist, es schon bemerkt haben. Man darf nur die Richtung und Art ihrer Aufmerksamkeit im Konzert, Oper und Schauspiel beobachten, z. B. die kindliche Unbefangenheit sehen, mit der sie, unter den schönsten Stellen der gröfsten Meisterwerke, ihr Geplapper fortsetzen. Wenn wirklich die Griechen die Weiber nicht ins Schauspiel gelassen haben, so thaten sie demnach recht daran; wenigstens wird man in ihren Theatern doch etwas haben hören können. Für unsere Zeit würde es passend sein, dem *taceat mulier in ecclesia* ein *taceat mulier in theatro* hinzuzufügen, oder zu substituieren, und solches mit grofsen Lettern etwa auf den Theatervorhang zu setzen. — Man kann von den Weibern auch nichts anderes erwarten, wenn man erwägt, dafs die eminentesten Köpfe des ganzen Geschlechts es nie zu einer einzigen wirklich grofsen, echten und originellen Leistung in den schönen Künsten haben bringen, überhaupt nie irgend ein Werk von bleibendem Wert haben in die Welt setzen können: dies ist am auffallendsten in Betracht der Malerei, da deren Technisches ihnen wenigstens ebenso angemessen ist, wie uns, daher sie solche auch fleifsig betreiben, jedoch keine einzige grofse Malerei aufzuweisen haben; weil eben es ihnen an aller Objektivität des Geistes fehlt, welche gerade von der Malerei am unmittelbarsten erfordert wird: sie stecken überall im Subjektiven. Diesem entspricht es eben, dafs die gewöhnlichen nicht einmal eigentliche Empfänglichkeit dafür haben: denn *natura non facit saltus.* Auch Huarte in seinem seit 300 Jahren berühmten Buche *Examen de ingenios para las sciencias* spricht den Weibern alle höhere Befähigung ab. Einzelne und teilweise Ausnahmen ändern die Sache nicht; sondern die Weiber sind und bleiben, im ganzen genommen, die gründlichsten und unheilbarsten Philister: deshalb sind sie, bei der höchst absurden Einrichtung, dafs sie Stand und Titel des Mannes teilen, die beständigen Ansporner seines unedlen Ehrgeizes; und ferner ist, wegen derselben Eigenschaft, ihr Vorherrschen und Tonangeben der Verderb der modernen Gesellschaft. In Rücksicht auf ersteres sollte man den Ausspruch Napoleons I. zur Richtschnur nehmen: *les femmes n'ont pas de rang,* und im übrigen sagt Chamfort sehr richtig: *elles sont faites pour commercer avec nos*

faiblesses, avec notre folie, mais non avec notre raison. Il existe entre elles et les hommes des sympathies d'épiderme, et très-peu de sympathies d'esprit, d'âme et de caractère. Sie sind *sexus sequior*, das in jedem Betracht zurückstehende zweite Geschlecht, dessen Schwäche man demnach schonen soll, aber welchem Ehrfurcht zu bezeugen über die Maſsen lächerlich ist und uns in ihren eigenen Augen herabsetzt. Als die Natur das Menschengeschlecht in zwei Hälften spaltete, hat sie den Schnitt nicht gerade durch die Mitte geführt. Bei aller Polarität ist der Unterschied des positiven vom negativen Pol kein bloſs qualitativer, sondern zugleich ein quantitativer. — So haben eben auch die Alten und die orientalischen Völker die Weiber angesehen und danach die ihnen angemessene Stellung viel richtiger erkannt, als wir, mit unserer altfranzösischen Galanterie und abgeschmackten Weiberveneration, dieser höchsten Blüte christlich-germanischer Dummheit, welche nur gedient hat, sie so arrogant und rücksichtslos zu machen, daſs man bisweilen an die heiligen Affen in Benares erinnert wird, welche, im Bewuſstsein ihrer Heiligkeit und Unverletzlichkeit, sich alles und jedes erlaubt halten.

Das Weib im Occident, namentlich die „Dame", befindet sich in einer *fausse position*: denn das Weib, von den Alten mit Recht *sexus sequior* genannt, ist keineswegs geeignet, der Gegenstand unserer Ehrfurcht und Veneration zu sein, den Kopf höher zu tragen, als der Mann, und mit ihm gleiche Rechte zu haben. Die Folgen dieser *fausse position* sehen wir genugsam. Es wäre sonach sehr wünschenswert, daſs auch in Europa dieser No. 2 des menschlichen Geschlechts ihre naturgemäſse Stelle wieder angewiesen und dem Damen-Unwesen, über welches nicht nur ganz Asien lacht, sondern Griechenland und Rom ebenso gelacht hätte, ein Ziel gesetzt würde: wovon die Folgen, in gesellschaftlicher, bürgerlicher und politischer Hinsicht, unberechenbar wohlthätig sein würden. Das Salische Gesetz müſste, als ein überflüssiger *truism*, gar nicht nötig sein. Die eigentliche europäische Dame ist ein Wesen, welches gar nicht existieren sollte; sondern Hausfrauen sollte es geben und Mädchen, die es zu werden hoffen, und daher nicht zur Arroganz, sondern zur Häuslichkeit und Unterwürfigkeit erzogen werden. Gerade weil es Damen giebt in Europa,

sind die Weiber niederen Standes, also die grofse Mehrzahl des Geschlechts, viel unglücklicher als im Orient. Sogar Lord Byron sagt (Letters and Journals by Th. Moore, Vol. II, p. 399): *Thought of the state of women under the ancient Greeks — convenient enough. Present state, a remnant of the barbarism of the chivalry and feudal ages — artificial and unnatural. They ought to mind home — and be well fed and clothed — but not mixed in society. Well educated, too, in religion — but to read neither poetry nor politics — nothing but books of piety and cookery. Music — drawing — dancing — also a little gardening and ploughing now and then. I have seen them mending the roads in Epirus with good success. Why not, as well as hay-making and milking?*

§. 383.

Die europäischen Ehegesetze nehmen das Weib als Äquivalent des Mannes, gehen also von einer unrichtigen Voraussetzung aus. — In unserm monogamischen Weltteile heifst heiraten seine Rechte halbieren und seine Pflichten verdoppeln. Jedoch als die Gesetze den Weibern gleiche Rechte mit den Männern einräumten, hätten sie ihnen auch eine männliche Vernunft verleihen sollen. Je mehr hingegen die Rechte und Ehren, welche die Gesetze dem Weibe zuerkennen, das natürliche Verhältnis desselben übersteigen, desto mehr verringern sie die Zahl der Weiber, die wirklich dieser Vergünstigungen teilhaft werden, und nehmen allen übrigen so viel von den naturgemäfsen Rechten, als sie jenen darüber gegeben haben. Denn bei der widernatürlich vorteilhaften Stellung, welche die monogamische Einrichtung und die ihr beigegebenen Ehegesetze dem Weibe erteilen, indem sie durchweg das Weib als das volle Äquivalent des Mannes betrachten, was es in keiner Hinsicht ist, tragen kluge und vorsichtige Männer sehr oft Bedenken, ein so grofses Opfer zu bringen und auf ein so ungleiches Paktum einzugehen. Während daher bei den polygamischen Völkern jedes Weib Versorgung findet, ist bei den monogamischen die Zahl der verehelichten Frauen beschränkt und bleibt eine Unzahl stützeloser Weiber übrig, die in den höhern Klassen als unnütze, alte Jungfern vegetieren, in den untern aber unangemessen schwerer Arbeit obliegen, oder auch Freudenmädchen werden, die ein so freuden-, wie ehrloses

Leben führen, unter solchen Umständen aber zur Befriedigung des männlichen Geschlechtes notwendig werden, daher als ein öffentlich anerkannter Stand auftreten, mit dem speziellen Zweck, jene vom Schicksal begünstigten Weiber, welche Männer gefunden haben, oder solche hoffen dürfen, vor Verführung zu bewahren. In London allein giebt es deren 80 000. Was sind denn diese anderes, als bei der monogamischen Einrichtung auf das fürchterlichste zu kurz gekommene Weiber, wirkliche Menschenopfer auf dem Altare der Monogamie? Alle hier erwähnten, in so schlechte Lage gesetzten Weiber sind die unausbleibliche Gegenrechnung zur europäischen Dame, mit ihrer Prätension nnd Arroganz. Für das weibliche Geschlecht als ein Ganzes betrachtet, ist demnach die Polygamie eine wirkliche Wohlthat. Andrerseits ist vernünftiger Weise nicht abzusehen, warum ein Mann, dessen Frau an einer chronischen Krankheit leidet, oder unfruchtbar bleibt, oder allmählich zu alt für ihn geworden ist, nicht eine zweite dazu nehmen sollte. Was den Mormonen so viele Konvertiten wirbt, scheint eben die Beseitigung der widernatürlichen Monogamie zu sein. Zudem aber hat die Erteilung unnatürlicher Rechte dem Weibe unnatürliche Pflichten aufgelegt, deren Verletzung sie jedoch unglücklich macht. Manchem Manne nämlich machen Standes- oder Vermögensrücksichten die Ehe, wenn nicht etwa glänzende Bedingungen sich daran knüpfen, unrätlich. Er wird alsdann wünschen, sich ein Weib, nach seiner Wahl, unter andern, ihr und der Kinder Los sicher stellenden Bedingungen zu erwerben. Seien nun diese auch noch so billig, vernünftig und der Sache angemessen, und sie giebt nach, indem sie nicht auf den unverhältnismäfsigen Rechten, welche allein die Ehe gewährt, besteht, so wird sie, weil die Ehe die Basis der bürgerlichen Gesellschaft ist, dadurch in gewissem Grade ehrlos und hat ein trauriges Leben zu führen; weil einmal die menschliche Natur es mit sich bringt, dafs wir auf die Meinung anderer einen ihr völlig unangemessenen Wert legen. Giebt sie hingegen nicht nach, so läuft sie Gefahr, entweder einem ihr widerwärtigen Manne ehelich angehören zu müssen, oder als alte Jungfer zu vertrocknen: denn die Frist ihrer Unterbringbarkeit ist sehr kurz. In Hinsicht auf diese Seite unsrer monogamischen Einrichtung ist des Thomasius grundgelehrte Abhandlung *de con-*

cubinatu höchst lesenswert, indem man daraus ersieht, dafs, unter allen gebildeten Völkern und zu allen Zeiten, bis auf die lutherische Reformation herab, das Konkubinat eine erlaubte, ja in gewissem Grade sogar gesetzlich anerkannte und von keiner Unehre begleitete Einrichtung gewesen ist, welche von dieser Stufe blofs durch die lutherische Reformation herabgestofsen wurde, welche hierin ein Mittel mehr zur Rechtfertigung der Ehe der Geistlichen erkannte; worauf denn die katholische Seite auch darin nicht hat zurückbleiben dürfen.

Über Polygamie ist gar nicht zu streiten, sondern sie ist als eine überall vorhandene Thatsache zu nehmen, deren blofse Regulierung die Aufgabe ist. Wo giebt es denn wirkliche Monogamisten? Wir alle leben, wenigstens eine Zeit lang, meistens aber immer, in Polygamie. Da folglich jeder Mann viele Weiber braucht, ist nichts gerechter, als dafs ihm frei stehe, ja obliege, für viele Weiber zu sorgen. Dadurch wird auch das Weib auf ihren richtigen und natürlichen Standpunkt, als subordiniertes Wesen, zurückgeführt, und die Dame, dies Monstrum europäischer Civilisation und christlich-germanischer Dummheit, mit ihren lächerlichen Ansprüchen auf Respekt und Verehrung, kommt aus der Welt, und es giebt nur noch Weiber, aber auch keine unglücklichen Weiber mehr, von welchen jetzt Europa voll ist. —

§. 384.

In Hindostan ist kein Weib jemals unabhängig, sondern jedes steht unter der Aufsicht des Vaters, oder des Gatten, oder des Bruders, oder des Sohnes, gemäfs dem Gesetze Menu's Kap. 5, V. 148. Dafs Witwen sich mit der Leiche des Gatten verbrennen, ist freilich empörend; aber dafs sie das Vermögen, welches der Gatte, sich getröstend, dafs er für seine Kinder arbeite, durch den anhaltenden Fleifs seines ganzen Lebens erworben hat, nachher mit ihren Buhlen durchbringen, ist auch empörend. *Medium tenuere beati.* — Die ursprüngliche Mutterliebe ist, wie bei den Tieren, so auch im Menschen, rein instinktiv, hört daher mit der physischen Hülflosigkeit der Kinder auf. Von da an soll an ihre Stelle eine auf Gewohnheit und Vernunft gegründete treten, die aber oft ausbleibt, zumal wenn die Mutter den Vater nicht geliebt hat. Die Liebe des Vaters zu seinen

Kindern ist anderer Art und stichhaltiger: sie beruht auf einem Wiedererkennen seines eigenen innersten Selbst in ihnen, ist also metaphysischen Ursprungs. —

Bei fast allen alten und neuen Völkern der Erde, sogar bei den Hottentotten[1]), vererbt Eigentum sich blofs auf die männliche Descendenz: nur in Europa ist man davon abgegangen; der Adel jedoch nicht. — Dafs das von Männern, durch grofse und lange fortgesetzte Arbeit und Mühe schwer erworbene Eigentum nachher in die Hände der Weiber gerät, welche, in ihrer Unvernunft, es binnen kurzer Zeit durchbringen oder sonst vergeuden, ist ein ebenso grofses, wie häufiges Unbild, dem man durch Beschränkung des weiblichen Erbrechts vorbeugen sollte. Mir scheint, die beste Einrichtung wäre, dafs Weiber, sei es als Witwen, oder als Töchter, stets nur eine, ihnen auf Lebenszeit hypothekarisch gesicherte Rente erbten, nicht aber den Grundbesitz oder das Kapital; es wäre denn, in Ermangelung aller männlichen Descendenz. Die Erwerber des Vermögens sind die Männer, nicht die Weiber: diese sind daher auch nicht zum unbedingten Besitze desselben berechtigt; wie auch zur Verwaltung desselben nicht befähigt. Weiber sollten niemals über ererbtes, eigentliches Vermögen, also Kapitalien, Häuser und Landgüter, freie Disposition haben. Sie bedürfen stets eines Vormundes; daher sie in keinem möglichen Fall die Vormundschaft ihrer Kinder erhalten sollten. Die Eitelkeit der Weiber, selbst wenn sie nicht gröfser, als die der Männer sein sollte, hat das Schlimme, dafs sie sich ganz auf materielle Dinge wirft, nämlich auf ihre persönliche Schönheit und nächstdem auf Flitter, Staat, Pracht. Daher auch die Societät so recht ihr Element ist. Dies macht sie, zumal bei ihrer geringen Vernunft, zur *Verschwendung* geneigt; weshalb schon ein Alter sagt: *Γυνη το συνολον ἐστι δαπανηρον φυσει.*[2]) (S. Brunck's: Gnomici poetae graeci, v. 115.) Die Eitelkeit

[1]) Chez les Hottentots, tous les biens d'un père descendent à l'aîné des fils, ou passent dans la même famille au plus proche des mâles. Jamais ils ne sont divisés, jamais les femmes ne sont appelées à la succession. (Ch. G. Leroy, Lettres philosophiques sur l'intelligence et la perfectibilité des animaux, avec quelques lettres sur l'homme. Nouvelle édit. Paris, an X [1802] pag. 298.) (Anm. Schopenhauers.)

[2]) Im ganzen ist das Weib von Natur verschwenderisch.

der Männer hingegen wirft sich oft auf nicht materielle Vorzüge, wie Verstand, Gelehrsamkeit, Mut u. dgl. — Aristoteles setzt, in der Politik, B. II, c. 9, auseinander, welche grofse Nachteile den Spartanern daraus erwachsen sind, dafs bei ihnen den Weibern zu viel eingeräumt war, indem sie Erbschaft, Mitgift und grofse Ungebundenheit hatten, und wie dieses zum Verfall Spartas viel beigetragen hat. — Sollte nicht in Frankreich der seit Ludwig XIII. immer wachsende Einflufs der Weiber Schuld sein an der allmählichen Verderbnis des Hofes und der Regierung, welche die erste Revolution herbeiführte, deren Folge alle nachherigen Umwälzungen gewesen sind? Jedenfalls ist eine falsche Stellung des weiblichen Geschlechts, wie eine solche an unserm Damenwesen ihr grellstes Symptom hat, ein Grundgebrechen des geselligen Zustandes, welches, vom Herzen desselben aus, auf alle Teile seinen nachteiligen Einflufs erstrecken mufs.

Dafs das Weib, seiner Natur nach, zum Gehorchen bestimmt sei, giebt sich daran zu erkennen, dafs eine jede, welche in die ihr naturwidrige Lage gänzlicher Unabhängigkeit versetzt wird, alsbald sich irgend einem Manne anschliefst, von dem sie sich lenken und beherrschen läfst; weil sie eines Herrn bedarf. Ist sie jung, so ist es ein Liebhaber; ist sie alt, ein Beichtvater.

Kapitel XXVIII.
Über Erziehung.

§. 385.

Der Natur unsers Intellekts zufolge sollen die Begriffe durch Abstraktion aus den Anschauungen entstehen, mithin diese früher da sein, als jene. Wenn es nun wirklich diesen Gang nimmt, wie es der Fall ist bei dem, der blofs die eigene Erfahrung zum Lehrer und zum Buche hat, so weifs der Mensch ganz gut, welche Anschauungen es sind, die unter jeden seiner Begriffe gehören und von demselben vertreten werden: er kennt beide genau und behandelt demnach alles ihm Vorkommende richtig. Wir können diesen Weg die natürliche Erziehung nennen.

Hingegen bei der künstlichen Erziehung wird, durch Vorsagen, Lehren und Lesen, der Kopf voll Begriffe gepfropft,

bevor noch eine irgend ausgebreitete Bekanntschaft mit der anschaulichen Welt da ist. Die Anschauungen zu allen jenen Begriffen soll nun die Erfahrung nachbringen: bis dahin aber werden dieselben falsch angewendet und demnach die Dinge und Menschen falsch beurteilt, falsch gesehen, falsch behandelt. So geschieht es, dafs die Erziehung schiefe Köpfe macht, und daher kommt es, dafs wir in der Jugend, nach langem Lernen und Lesen, oft teils einfältig, teils verschroben in die Welt treten und nun bald ängstlich, bald vermessen uns darin benehmen; weil wir den Kopf voll Begriffe haben, die wir jetzt anzuwenden bemüht sind, aber fast immer sie verkehrt anbringen. Dies ist die Folge jenes ὑστερον προτερον [1], durch welches wir, dem natürlichen Entwickelungsgange unsers Geistes gerade entgegen, zuerst die Begriffe und zuletzt die Anschauungen erhalten, indem die Erzieher, statt die Fähigkeit selbst zu erkennen, zu urteilen und zu denken im Knaben zu entwickeln, blofs bemüht sind, ihm den Kopf voll fremder, fertiger Gedanken zu stopfen. Nachmals hat dann eine lange Erfahrung alle jene, durch falsche Anwendung der Begriffe entstandenen Urteile zu berichtigen. Dies gelingt selten ganz. Daher haben so wenige Gelehrte den gesunden Menschenverstand, wie er bei ganz Ungelehrten häufig ist.

§. 386.

Dem Gesagten zufolge wäre der Hauptpunkt in der Erziehung, dafs die Bekanntschaft mit der Welt, deren Erlangung wir als den Zweck aller Erziehung bezeichnen können, vom rechten Ende angefangen werde. Dies aber beruht, wie gezeigt, hauptsächlich darauf, dafs in jeder Sache die Anschauung dem Begriffe vorhergehe, ferner der engere Begriff dem weiteren, und so die ganze Belehrung in der Ordnung geschehe, wie die Begriffe der Dinge einander voraussetzen. Sobald aber in dieser Reihe etwas übersprungen ist, entstehen mangelhafte, und aus diesen falsche Begriffe und endlich eine auf individuelle Art verschrobene Weltansicht, wie fast jeder sie lange Zeit, die meisten auf immer, im Kopfe herumträgt. Wer sich selbst prüft wird entdecken, dafs über manche, ziemlich einfache Dinge und Verhältnisse das rechte, oder das deutliche Verständnis ihm

[1]) Siehe Bd. I. S. 425, Anm. 4.

erst in sehr reifem Alter und bisweilen plötzlich aufgegangen ist. Dann lag hier so ein dunkler Punkt seiner Bekanntschaft mit der Welt, der entstanden war durch Überspringen des Gegenstandes, in jener seiner ersten Erziehung, sei sie nun eine künstliche durch Menschen, oder blofs eine natürliche, durch eigene Erfahrung, gewesen.

Demnach sollte man die eigentlich natürliche Reihenfolge der Erkenntnisse zu erforschen suchen, um dann methodisch, nach derselben, die Kinder mit den Dingen und Verhältnissen der Welt bekannt zu machen, ohne dafs sie Flausen in den Kopf bekämen, welche oft nicht wieder auszutreiben sind. Dabei hätte man zunächst zu verhüten, dafs die Kinder nicht Worte gebrauchten, mit denen sie keinen deutlichen Begriff verbänden.[1]) Die Hauptsache bliebe aber immer, dafs die Anschauungen den Begriffen vorhergingen, und nicht umgekehrt, wie dies der gewöhnliche, aber ebenso ungünstige Fall ist, als wenn ein Kind zuerst mit den Beinen, oder ein Vers zuerst mit dem Reim auf die Welt kommt. Während nämlich der Geist des Kindes noch ganz arm an Anschauungen ist, prägt man ihm schon Begriffe und Urteile ein, recht eigentliche Vorurteile: diesen fertigen Apparat bringt es nun nachher zur Anschauung und Erfahrung mit; statt dafs erst aus diesen jene sich hätten absetzen sollen. Die Anschauung ist vielseitig und reich, kann es daher an Kürze und Schnelle dem abstrakten Begriffe, der mit allem bald fertig ist, nicht gleichthun: daher wird sie die Berichtigung solcher vorgefafsten Begriffe erst spät, oder gar nie zu Ende bringen. Denn, welche ihrer Seiten sie auch als mit denselben im Widerspruch vorweise, so wird ihre Aussage vorläufig als eine einseitige verworfen, ja wird verleugnet, und werden gegen sie die Augen geschlossen; damit nur nicht der vorgefafste Begriff dabei zu Schaden komme. So geschieht es denn, dafs mancher Mensch sich sein Leben hindurch herumträgt mit Flausen, Grillen, Nücken, Einbildungen und Vorurteilen, die bis zur fixen Idee

[1]) Schon die Kinder haben meistens den unseligen Hang, statt die Sache verstehen zu wollen, sich mit den Worten zu begnügen und diese auswendig zu lernen, um sich vorkommenden Falls damit heraus zu helfen. Dieser Hang bleibt nachher und macht, dafs das Wissen vieler Gelehrten ein blofser Wortkram ist. (Anm. Schopenhauers.)

gehen. Hat er doch nie versucht, für sich selber gründliche Begriffe aus Anschauungen und Erfahrungen abzuziehen; weil er alles fertig überkommen hat: dies eben macht ihn, macht Unzählige, so flach und seicht. Statt dessen also sollte, in der Kindheit, der naturgemäfse Gang der Erkenntnisbildung beibehalten werden. Kein Begriff müfste anders, als mittelst der Anschauung eingeführt, wenigstens nicht ohne sie beglaubigt werden. Das Kind würde dann wenige, aber gründliche und richtige Begriffe erhalten. Es würde lernen, die Dinge mit seinem eigenen Mafsstabe zu messen, statt mit einem fremden. Dann würde es tausend Grillen und Vorurteile nie fassen, auf deren Austreibung der beste Teil der nachfolgenden Erfahrung und Lebensschule verwendet werden mufs; und sein Geist würde auf immer an Gründlichkeit, Deutlichkeit, eigenes Urteil und Unbefangenheit gewöhnt sein.

Überhaupt sollten Kinder das Leben, in jeder Hinsicht, nicht früher aus der Kopie kennen lernen, als aus dem Original. Statt daher zu eilen, ihnen nur Bücher in die Hände zu geben, mache man sie stufenweise mit den Dingen und den menschlichen Verhältnissen bekannt. Vor allem sei man darauf bedacht, sie zu einer reinen Auffassung der Wirklichkeit anzuleiten und sie dahin zu bringen, dafs sie ihre Begriffe stets unmittelbar aus der wirklichen Welt schöpfen und sie nach der Wirklichkeit bilden, nicht aber sie anderswo herholen, aus Büchern, Märchen, oder Reden anderer, und solche Begriffe nachher schon fertig zur Wirklichkeit hinzubringen, welche letztere sie alsdann, den Kopf voll Chimären, teils falsch auffassen, teils nach jenen Chimären umzumodeln fruchtlos sich bemühen, und so auf theoretische, oder gar praktische Irrwege geraten. Denn es ist unglaublich, wie viel Nachteil früh eingepflanzte Chimären und daraus entstandene Vorurteile bringen: die spätere Erziehung, welche die Welt und das wirkliche Leben uns geben, mufs alsdann hauptsächlich auf Ausmerzung jener verwendet werden. Hierauf beruht auch die Antwort des Antisthenes, welche Diogenes Laertius (VI, 7) berichtet: *ερωτηθεις τι των μαθηματων αναγκαιοτατον, εφη „το κακα απομαθειν“.*[1])

[1]) Als man den Antisthenes fragte, welche von allen Wissenschaften die nötigste sei, antwortete er: „das Schlechte zu verlernen.“

§. 387.

Eben weil früh eingesogene Irrtümer meistens unauslöschlich sind und die Urteilskraft am spätesten zur Reife kommt, soll man die Kinder, bis zum sechzehnten Jahre, von allen Lehren, worin grofse Irrtümer sein können, frei erhalten, also von aller Philosophie, Religion und allgemeinen Ansichten jeder Art, und sie blofs solche Dinge treiben lassen, worin entweder keine Irrtümer möglich sind, wie Mathematik, oder keiner sehr gefährlich ist, wie Sprachen, Naturkunde, Geschichte u. s. w., überhaupt aber in jedem Alter nur solche Wissenschaften, die demselben zugänglich und ganz und gar verständlich sind. Die Kindheit und Jugend ist die Zeit, Data zu sammeln und das Einzelne speziell und von Grund aus kennen zu lernen; hingegen mufs das Urteil im allgemeinen noch suspendiert bleiben und die letzten Erklärungen hinausgeschoben werden. Man lasse die Urteilskraft, da sie Reife und Erfahrung voraussetzt, noch ruhen, und hüte sich, ihr durch Einprägung von Vorurteilen zuvorzukommen, wodurch man sie auf immer lähmt.

Hingegen ist das Gedächtnis, da es in der Jugend seine gröfste Stärke und Tenacität hat, vorzüglich in Anspruch zu nehmen, jedoch mit sorgfältigster, aus skrupulöser Überlegung hervorgegangener Auswahl. Denn, da das in der Jugend Wohlerlernte auf immer haftet, so sollte diese köstliche Anlage zu möglichstem Gewinne benutzt werden. Wenn wir uns vergegenwärtigen, wie tief eingegraben in unserm Gedächtnis die Personen stehen, die wir in den zwölf ersten Jahren unsers Lebens gekannt haben, und wie auch die Begebenheiten jener Zeit und überhaupt das meiste, was wir damals erfahren, gehört, gelernt haben, unauslöschlich eingeprägt ist, so ist es ein sehr natürlicher Gedanke, auf diese Empfänglichkeit und Tenacität des jugendlichen Geistes die Erziehung zu gründen, indem man alle Eindrücke auf dieselben streng methodisch und systematisch nach Vorschrift und Regel leitet. Weil nun aber dem Menschen nur wenige Jugendjahre beschieden sind und auch die Kapacität des Gedächtnisses überhaupt, und noch mehr die des individuellen, doch immer eine limitierte ist, so käme alles darauf an, dasselbe mit dem Wesentlichsten und Wichtigsten in jeder Art, unter Ausschliefsung alles übrigen, anzufüllen. Diese Auswahl sollte einmal von den tüchtigsten Köpfen und den Meistern in

jedem Fache mit der reiflichsten Überlegung gemacht und ihr Resultat festgestellt werden. Zum Grunde liegen müfste ihr eine Sichtung des dem Menschen überhaupt und des für jedes besondere Gewerbe, oder Fach, zu wissen Nötigen und Wichtigen. Die Kenntnisse der ersteren Art müfsten dann wieder in stufenweise erweiterte Kursus, oder Encyklopädien, je nach dem Grade allgemeiner Bildung, die jedem, nach Mafsgabe seiner äufsern Verhältnisse, zugedacht ist, abgeteilt werden: von der Beschränkung auf notdürftigen Primärunterricht an, bis auf den Inbegriff sämtlicher Lehrgegenstände der philosophischen Fakultät hinauf. Die Kenntnisse der zweiten Art nun aber blieben der Auswahl der wahren Meister in jedem Fache überlassen. Das Ganze gäbe einen speziell ausgeführten Kanon der intellektuellen Erziehung, welcher freilich alle 10 Jahre einer Revision bedürfen würde. Durch solche Veranstaltungen also würde man die Jugendkraft des Gedächtnisses zu möglichstem Vorteile benutzen und der später auftretenden Urteilskraft vortrefflichen Stoff überliefern.

§. 388.

Die Reife der Erkenntnis, d. h. die Vollkommenheit, zu der diese in jedem einzelnen gelangen kann, besteht darin, dafs eine genaue Verbindung zwischen seinen sämtlichen abstrakten Begriffen und seiner anschauenden Auffassung zu stande gekommen sei; so dafs jeder seiner Begriffe, unmittelbar oder mittelbar, auf einer anschaulichen Basis ruhe, wodurch allein derselbe realen Wert hat; und ebenfalls, dafs er jede ihm vorkommende Anschauung dem richtigen, ihr angemessenen Begriff zu subsumieren vermöge. Die Reife ist allein das Werk der Erfahrung und mithin der Zeit. Denn, da wir unsere auschaulichen und unsere abstrakten Erkenntnisse meistens separat erwerben, erstere auf dem natürlichen Wege, letztere durch gute und schlechte Belehrung und Mitteilung anderer, so ist in der Jugend meistens wenig Übereinstimmung und Verbindung zwischen unsern, durch blofse Worte fixierten Begriffen und unserer, durch die Anschauung erlangten realen Erkenntnis. Beide kommen erst allmählich einander näher und berichtigen sich gegenseitig: aber erst wann sie mit einander ganz verwachsen sind, ist die Reife der Erkenntnis da. Diese Reife ist ganz unabhängig von der sonstigen, gröfsern, oder geringern Voll-

kommenheit der Fähigkeiten eines jeden, welche nicht auf dem Zusammenhange der abstrakten und intuitiven Erkenntnis, sondern auf dem intensiven Grade beider beruht.

§. 389.

Für den praktischen Menschen ist das nötigste Studium die Erlangung einer genauen und gründlichen Kenntnis davon, wie es eigentlich in der Welt hergeht: aber es ist auch das langwierigste, indem es bis ins späte Alter fortdauert, ohne dafs man ausgelernt hätte; während man in den Wissenschaften doch schon in der Jugend das Wichtigste bemeistert. Der Knabe und Jüngling hat, in jener Erkenntnis, als Neuling die ersten und schwersten Lektionen zu lernen; aber oft hat selbst der reife Mann noch viel darin nachzuholen. Diese schon an sich bedeutende Schwierigkeit der Sache wird nun noch verdoppelt durch die Romane, welche einen Hergang der Dinge und des Verhaltens der Menschen darstellen, wie er in der Wirklichkeit eigentlich nicht stattfindet. Dieser nun aber wird mit der Leichtgläubigkeit der Jugend aufgenommen und dem Geiste einverleibt; wodurch jetzt an die Stelle blofs negativer Unkunde ein ganzes Gewebe falscher Voraussetzungen, als positiver Irrtum, tritt, welcher nachher sogar die Schule der Erfahrung selbst verwirrt und ihre Lehren in falschem Lichte erscheinen läfst. Ging der Jüngling vorher im Dunkeln, so wird er jetzt noch von Irrlichtern irre geführt: das Mädchen oft noch mehr. Ihnen ist, durch die Romane, eine ganz falsche Lebensansicht untergeschoben und sind Erwartungen erregt worden, die nie erfüllt werden können. Dies hat meistens den nachteiligsten Einflufs auf das ganze Leben. Entschieden im Vorteil stehen hier die Menschen, welche in ihrer Jugend zum Romanelesen keine Zeit, oder Gelegenheit, gehabt haben, wie Handwerker u. dgl. Wenige Romane sind von obigem Vorwurf auszunehmen, ja wirken eher im entgegengesetzten Sinne: z. B. und vor allen Gil Blas und sonstige Werke des Lesage (oder vielmehr ihre spanischen Originale), ferner auch der *vicar of Wakefield* und zum Teil die Romane Walter Scott's. Der Don Quijote kann als eine satirische Darstellung jenes Irrweges selbst angesehen werden.

Kapitel XXIX.

Zur Physiognomik.

§. 390.

Dafs das Äufsere das Innere darstellend wiedergebe und das Antlitz das ganze Wesen des Menschen ausspreche und offenbare ist eine Voraussetzung, deren Apriorität, und mithin Sicherheit, sich kundgiebt in der, bei jeder Gelegenheit hervortretenden allgemeinen Begier, einen Menschen, der sich durch irgend etwas, im Guten oder Schlimmen, hervorgethan, oder auch ein aufserordentliches Werk geliefert hat, zu sehen, oder, falls dieses versagt bleibt, wenigstens von andern zu erfahren, wie er aussieht; daher dann einerseits der Zudrang zu den Orten, wo man seine Anwesenheit vermutet, und andererseits die Bemühungen der Tageblätter, zumal der englischen, ihn minutiös und treffend zu beschreiben, bis bald darauf Maler und Kupferstecher ihn uns anschaulich darstellen und endlich Daguerre's Erfindung, eben deswegen so hoch geschätzt, diesem Bedürfnis auf das Vollkommenste entspricht. Ebenfalls prüft, im gemeinen Leben, jeder jeden, der ihm vorkommt, physiognomisch und sucht, im Stillen, sein moralisches und intellektuelles Wesen aus seinen Gesichtszügen im voraus zu erkennen. Dem allen nun könnte nicht so sein, wenn, wie einige Thoren wähnen, das Aussehen des Menschen nichts zu bedeuten hätte, indem ja die Seele eines und der Leib das andere wäre, zu jener sich verhaltend, wie zu ihm selbst sein Rock.

Vielmehr ist jedes Menschengesicht eine Hieroglyphe, die sich allerdings entziffern läfst, ja deren Alphabet wir fertig in uns tragen. Sogar sagt das Gesicht eines Menschen, in der Regel, mehr und Interessanteres, als sein Mund: denn es ist das Kompendium alles dessen, was dieser je sagen wird; indem es das Monogramm alles Denkens und Trachtens dieses Menschen ist. Auch spricht der Mund nur Gedanken eines Menschen, das Gesicht einen Gedanken der Natur aus. Daher ist jeder wert, dafs man ihn aufmerksam betrachte; wenn auch nicht jeder, dafs man mit ihm rede. — Ist nun schon jedes Individuum, als ein einzelner Gedanke der Natur, betrachtungswürdig, so ist es im höchsten Grade die Schönheit; denn sie ist ein höherer, allgemeinerer Begriff der Natur: sie ist ihr Gedanke der Species. Darum

fesselt sie so mächtig unsern Blick. Sie ist ein Grund- und Hauptgedanke der Natur; während das Individuum nur ein Nebengedanke, ein Korollarium, ist.

Alle gehen stillschweigend von dem Grundsatz aus, dafs jeder ist wie er aussieht: dieser ist auch richtig; aber die Schwierigkeit liegt in der Anwendung, die Fähigkeit zu welcher teils angeboren, teils aus der Erfahrung zu gewinnen ist: aber keiner lernt aus; selbst der Geübteste ertappt sich noch auf Irrtümern. Dennoch lügt das Gesicht nicht, — was auch der Figaro sagen mag, — sondern wir sind es, die ablesen, was nicht dasteht. Allerdings ist die Entzifferung des Gesichts eine grofse und schwere Kunst. Ihre Prinzipien sind nie *in abstracto* zu erlernen. Die erste Bedingung dazu ist, dafs man seinen Mann mit rein objektivem Blick auffasse; welches so leicht nicht ist. Sobald nämlich die leiseste Spur von Abneigung, oder Zuneigung, oder Furcht, oder Hoffnung, oder auch der Gedanke, welchen Eindruck wir selbst jetzt auf ihn machen, kurz, irgend etwas Subjektives sich einmischt, verwirrt und verfälscht sich die Hieroglyphe. Wie den Klang einer Sprache nur der hört, welcher sie nicht versteht, weil sonst das Bezeichnete das Zeichen sogleich aus dem Bewufstsein verdrängt, so sieht die Physiognomie eines Menschen nur der, welcher ihm noch fremd ist, d. h. nicht durch öfteres Sehen, oder gar durch Sprechen mit ihm, sich an sein Gesicht gewöhnt hat. Demgemäfs hat man den rein objektiven Eindruck eines Gesichts, und dadurch die Möglichkeit seiner Entzifferung, streng genommen, nur beim ersten Anblick. Wie Gerüche uns nur bei ihrem Eintritt afficieren und der Geschmack eines Weins eigentlich nur beim ersten Glase, so machen auch Gesichter ihren vollen Eindruck nur das erste Mal. Auf diesen soll man daher sorgfältig achten: man soll ihn sich merken, ja bei persönlich uns wichtigen Menschen, ihn aufschreiben; wenn man nämlich seinem eigenen physiognomischen Gefühle trauen darf. Die nachherige Bekanntschaft, der Umgang, wird jenen Eindruck verwischen: aber die Folge wird ihn einst bestätigen.

Inzwischen wollen wir hier uns nicht verhehlen, dafs jener erste Anblick meistens höchst unerfreulich ist: — allein wie wenig taugen auch die meisten! — Mit Ausnahme der schönen, der gutmütigen und der geistreichen Gesichter,

— also höchst weniger und seltener, — wird, glaube ich, fein fühlenden Personen jedes neue Gesicht meistens eine dem Schreck verwandte Empfindung erregen, indem es, in neuer und überraschender Kombination, das Unerfreuliche darbietet. Wirklich ist es, in der Regel, ein trübseliger Anblick *(a sorry sight).* Einzelne giebt es sogar, auf deren Gesicht eine so naive Gemeinheit und Niedrigkeit der Sinnesart, dazu so tierische Beschränktheit des Verstandes ausgeprägt ist, dafs man sich wundert, wie sie nur mit einem solchen Gesichte noch ausgehen mögen und nicht lieber eine Maske tragen. Ja es giebt Gesichter, durch deren blofsen Anblick man sich verunreinigt fühlt. Man kann es daher solchen, denen ihre bevorzugte Lage es gestattet, nicht verdenken, wenn sie sich so zurückziehen und umgeben, dafs sie der peinlichen Empfindung, „neue Gesichter zu sehen,“ gänzlich entzogen bleiben. — Bei der metaphysischen Erklärung dieser Sache kommt zur Erwägung, dafs die Individualität eines jeden gerade das ist, wovon er, durch seine Existenz selbst, zurückgebracht, korrigiert werden soll. Will man hingegen mit der psychologischen Erklärung sich begnügen, so frage man sich, was für Physiognomien denn wohl zu erwarten stehen bei denen, in deren Innerem, ein langes Leben hindurch, höchst selten etwas anderes aufgestiegen ist, als kleinliche, niedrige, miserable Gedanken, und gemeine, eigennützige, neidische, schlechte und boshafte Wünsche. Jedes von diesen hat, auf die Dauer seiner Gegenwart, dem Gesichte seinen Ausdruck aufgesetzt: alle diese Spuren haben sich, durch die viele Wiederholung, mit der Zeit, tief eingefurcht und sind, wie man sagt, recht ausgefahren. Daher also sehen die meisten Menschen so aus, dafs man beim ersten Anblick erschrickt und nur allmählich ihr Gesicht gewohnt wird, d. h. gegen dessen Eindruck sich so abstumpft, dafs er nicht mehr wirkt.

Aber eben jener langsame Bildungsprozefs des bleibenden Gesichtsausdrucks durch unzählige vorübergehende charakterische Anspannungen der Züge ist auch der Grund, warum die geistreichen Gesichter es erst allmählich werden und sogar erst im Alter ihren hohen Ausdruck erlangen; während die Porträts aus ihrer Jugendzeit nur die ersten Spuren davon zeigen. Hingegen stimmt das soeben über den ersten Schreck Gesagte zu der obigen Bemerkung, dafs

ein Gesicht nur das erste Mal seinen richtigen und vollen Eindruck macht. Um nämlich diesen rein objektiv und unverfälscht zu empfangen, müssen wir noch in keinerlei Beziehung zur Person stehen, ja wo möglich, mit derselben noch nicht geredet haben. Schon jedes Gespräch nämlich befreundet einigermafsen und führt einen gewissen *rapport*, eine wechselseitige, subjektive Beziehung ein, bei der die Objektivität der Auffassung sogleich leidet. Da zudem jeder bemüht ist, sich Hochachtung oder Freundschaft zu erwerben, so wird auch der zu Beobachtende sogleich allerlei ihm schon geläufige Verstellungskünste anwenden, wird, mit seinen Mienen, heucheln, schmeicheln und dadurch uns so bestechen, dafs wir bald nicht mehr sehen, was doch der erste Blick uns deutlich gezeigt hatte. Danach heifst es dann, dafs „die meisten Menschen bei näherer Bekanntschaft gewinnen", sollte jedoch heifsen „uns bethören". Wenn nun aber späterhin die schlimmen Gelegenheiten sich einfinden, da erhält meistens das Urteil des ersten Blicks seine Rechtfertigung und macht sie oft höhnend geltend. Ist hingegen die „nähere Bekanntschaft" sogleich eine feindselige, so wird man ebenfalls nicht finden, dafs durch sie die Leute gewönnen. Eine andere Ursache des angeblichen Gewinnens bei näherer Bekanntschaft ist, dafs der Mensch, dessen erster Anblick uns vor ihm warnte, sobald wir mit ihm konversieren, nicht mehr blofs sein eigenes Wesen und Charakter zeigt, sondern auch seine Bildung, d. h. nicht blofs was er wirklich und von der Natur ist, sondern auch was er sich vom Gemeingut der ganzen Menschheit angeeignet hat: drei Viertel von dem, was er sagt, gehört nicht ihm, sondern ist von aufsen hineingekommen: dann wundern wir uns oft, einen solchen Minotaur so menschlich reden zu hören. Aber man komme nur von der „näheren Bekanntschaft" zur noch näheren: da wird bald „die Bestialität", welche sein Gesicht verhiefs, „sich gar herrlich offenbaren." — Wer also mit physiognomischem Scharfblick begabt ist, hat die, aller näheren Bekanntschaft vorher gegangenen und daher unverfälschten Aussprüche desselben wohl zu beachten. Denn das Gesicht eines Menschen sagt gerade aus, was er ist; und täuscht es uns, so ist dies nicht seine, sondern unsere Schuld. Die Worte eines Menschen hingegen sagen blofs was er denkt, öfter nur was er gelernt hat, oder gar

was er zu denken blofs vorgiebt. Dazu kommt noch, dafs wenn wir mit ihm reden, ja ihn nur zu andern reden hören, wir von seiner eigentlichen Physiognomie abstrahieren, indem wir sie als das Substrat, das schlechthin Gegebene, beiseite setzen und blofs auf das Pathognomische derselben, sein Mienenspiel beim Reden, achten: dieses aber richtet er so ein, dafs er die gute Seite nach aufsen kehrt.

Wenn nun aber Sokrates zu einem Jünglinge, der ihm, damit er dessen Fähigkeiten prüfe, vorgestellt wurde, gesagt hat: „sprich, damit ich dich sehe“, so hatte er (angenommen, dafs er unter dem Sehen nicht das blofse Hören verstand) zwar insofern Recht, als erst beim Reden die Züge, besonders die Augen, des Menschen sich beleben und seine geistigen Mittel und Fähigkeiten dem Mienenspiel ihren Stempel aufdrücken, wodurch wir alsdann den Grad und die Kapacität seiner Intelligenz vorläufig abzuschätzen im stande sind; welches eben hier der Zweck des Sokrates war. Sonst aber ist dagegen geltend zu machen, erstlich, dafs dieses sich nicht auf die moralischen Eigenschaften des Menschen erstreckt, welche tiefer liegen, und zweitens, dafs was wir, beim Reden des Menschen, an der deutlicheren Entwickelung seiner Gesichtszüge durch sein Mienenspiel, *objective* gewinnen, wir wieder *subjective* verlieren, durch die persönliche Beziehung, in welche er zu uns sogleich tritt, und welche eine leise Fascination herbeiführt, die uns nicht unbefangen läfst; wie oben ausgeführt worden. Daher möchte, von diesem letzteren Gesichtspunkte aus, es richtiger sein, zu sagen: „sprich nicht; damit ich dich sehe.“

Denn um die wahre Physiognomie eines Menschen rein und tief zu erfassen, mufs man ihn beobachten, wann er allein und sich selbst überlassen dasitzt. Schon jede Gesellschaft und sein Gespräch mit einem andern wirft einen fremden Reflex auf ihn, meistens zu seinem Vorteil, indem er durch die Aktion und Reaktion in Thätigkeit gesetzt und dadurch gehoben wird. Hingegen allein und sich selber überlassen, in der Brühe seiner eigenen Gedanken und Empfindungen schwimmend, — nur da ist er ganz und gar er selbst. Da kann ein tief eindringender physiognomischer Blick sein ganzes Wesen, im allgemeinen, auf einmal erfassen. Denn auf seinem Gesichte, an und für sich, ist der Grundton aller seiner Gedanken und Bestrebungen ausge-

prägt, der *arrêt irrévocable* dessen, was er zu sein hat und als was er sich nur dann ganz empfindet, wann er allein ist.

Schon deshalb nun ist Physiognomik ein Hauptmittel zur Kenntnis der Menschen, weil die Physiognomie, im engern Sinne, das einzige ist, wohin ihre Verstellungskünste nicht reichen; da im Bereiche dieser bloſs das Pathognomische, das Mimische, liegt. Daher eben empfehle ich, jeden dann aufzufassen, wann er allein, sich selber hingegeben ist, und ehe man mit ihm geredet hat; teils weil man nur dann das Physiognomische rein und unvermischt vor sich hat, indem im Gespräche sogleich das Pathognomische einflieſst und er dann seine eingelernten Verstellungskünste anwendet; teils weil jedes, auch das flüchtigste, persönliche Verhältnis uns befangen macht und dadurch unser Urteil subjektiv verunreinigt.

Noch habe ich zu bemerken, daſs, auf dem physiognomischen Wege überhaupt, es viel leichter ist, die intellektuellen Fähigkeiten eines Menschen, als seinen moralischen Charakter, zu entdecken. Jene nämlich schlagen viel mehr nach auſsen. Sie haben ihren Ausdruck nicht nur am Gesicht und Mienenspiel, sondern auch am Gange, ja an jeder Bewegung, so klein sie auch sei. Man könnte vielleicht einen Dummkopf, einen Narren und einen Mann von Geist schon von hinten unterscheiden. Den Dummkopf bezeichnet die bleierne Schwerfälligkeit aller Bewegungen; die Narrheit drückt ihren Stempel jedem Gestus auf; das Gleiche thut Geist und Nachdenken. Darauf beruht die Bemerkung des Labruyère: *il n'y a rien de si délié, de si simple, et de si imperceptible où il n'y entre des manières qui nous décèlent: un sot ni n'entre, ni ne sort, ni ne s'assied, ni ne se lève, ni ne se tait, ni n'est sur ses jambes, comme un homme d'esprit.* Hieraus erklärt sich, beiläufig gesagt, jener *instinct sûr et prompt,* den, nach Helvetius, die Alltagsköpfe haben, um die Leute von Geist zu erkennen und zu fliehen. Die Sache selbst aber beruht zunächst darauf, daſs je gröſser und entwickelter das Gehirn und je dünner, im Verhältnis zu ihm, das Rückenmark und die Nerven sind, desto gröſser nicht nur die Intelligenz, sondern zugleich auch die Mobilität und Folgsamkeit aller Glieder ist; weil diese dann unmittelbarer und entschiedener vom Gehirn beherrscht werden, folglich alles mehr an einem Faden gezogen wird, wodurch

in jeder Bewegung sich ihre Absicht genau ausprägt. Die ganze Sache ist aber dem analog, ja hängt damit zusammen, dafs, je höher ein Tier auf der Stufenleiter der Wesen steht, desto leichter es durch Verletzung einer einzigen Stelle getötet werden kann. Man nehme z. B. die Batrachier: wie sie, in ihren Bewegungen, schwerfällig, träge und langsam sind, so sind sie auch unintelligent und dabei von äufserst zähem Leben; welches alles sich daraus erklärt, dafs sie, bei gar wenigem Gehirn, sehr dickes Rückenmark und Nerven haben. Überhaupt aber ist der Gang und die Armbewegung hauptsächlich eine Gehirnfunktion; weil die äufsern Glieder, mittelst der Rückenmarksnerven, vom Gehirn aus ihre Bewegung und jede, auch die kleinste Modifikation derselben erhalten; wie denn auch eben dieserhalb die willkürlichen Bewegungen uns ermüden; welche Ermüdung, eben wie der Schmerz, ihren Sitz im Gehirn, nicht, wie wir wähnen, in den Gliedern hat, daher sie den Schlaf befördert; hingegen die nicht vom Gehirn aus erregten, also unwillkürlichen Bewegungen des organischen Lebens, des Herzens, der Lunge u. s. w. unermüdlich fortgehen. Da nun demselben Gehirn sowohl das Denken, als die Lenkung der Glieder obliegt, so prägt der Charakter seiner Thätigkeit sich im einen, wie im andern aus, je nach Beschaffenheit des Individuums: dumme Menschen bewegen sich wie Gliedermänner; an geistreichen spricht jedes Gelenk. — Viel besser jedoch, als aus den Gesten und Bewegungen, sind die geistigen Eigenschaften aus dem Gesichte zu erkennen, aus der Gestalt und Gröfse der Stirn, der Anspannung und Beweglichkeit der Gesichtszüge und vor allem aus dem Auge, — vom kleinen, trüben, mattblickenden Schweinsauge an, durch alle Zwischenstufen, bis zum strahlenden und blitzenden Auge des Genies hinauf. — Der Blick der Klugheit, selbst der feinsten, ist von dem der Genialität dadurch verschieden, dafs er das Gepräge des Willensdienstes trägt; der andere hingegen davon frei ist. (Vergl. oben S. 74 dieses Bandes das über den Gesichtsausdruck des Genies Gesagte.) — Demnach ist die Anekdote durchaus glaublich, welche Squarzafichi, in seinem Leben Petrarca's, dem diesem gleichzeitigen Joseph Brivius nacherzählt, dafs nämlich einst, am Hofe der Visconti, als unter vielen Herren und Edelen auch Petrarca dastand, Galeazzo Visconti, seinem damals noch im Knaben-

alter stehenden Sohne, nachmaligem ersten Herzoge von Mailand, aufgab, unter den Anwesenden den weisesten herauszusuchen: der Knabe sah sie alle eine Weile an: dann aber ergriff er die Hand des Petrarca und führte ihn dem Vater zu, unter grofser Bewunderung aller Anwesenden. Denn so deutlich drückt die Natur den Bevorzugten der Menschheit den Stempel ihrer Würde auf, dafs ein Kind es erkennt. Daher möchte ich meinen scharfsinnigen Landsleuten raten, dafs, wenn sie einmal wieder Belieben tragen, einen Alltagskopf, 30 Jahre lang, als grofsen Geist auszuposaunen, sie doch nicht eine solche Bierwirtsphysiognomie dazu wählen mögen, wie Hegel hatte, auf dessen Gesicht die Natur, mit ihrer leserlichsten Handschrift, das ihr so geläufige „Alltagsmensch" geschrieben hatte.

Anders nun aber, als mit dem Intellektuellen, verhält es sich mit dem Moralischen, dem Charakter des Menschen: dieser ist viel schwerer physiognomisch zu erkennen; weil er, als ein Metaphysisches, ungleich tiefer liegt und mit der Korporisation, dem Organismus, zwar auch zusammenhängt, jedoch nicht so unmittelbar und nicht an einen bestimmten Teil und System desselben geknüpft ist, wie der Intellekt. Dazu kommt, dafs während jeder seinen Verstand, mit welchem er durchgängig sehr zufrieden ist, offen zur Schau trägt und bei jeder Gelegenheit ihn zu zeigen sich bemüht, das Moralische selten ganz frei an den Tag gelegt, ja meistens absichtlich versteckt wird; worin dann die lange Übung grofse Meisterschaft verleiht. Inzwischen drücken, wie oben ausgeführt, die schlechten Gedanken und nichtswürdigen Bestrebungen allmählich dem Gesichte ihre Spuren ein, zumal dem Auge. Demnach steht es so, dafs wir, physiognomisch urteilend, uns leicht für einen Menschen dahin verbürgen können, dafs er nie ein unsterbliches Werk hervorbringen; aber nicht wohl, dafs er nie ein grofses Verbrechen begehen werde.

Kapitel XXX.

Über Lärm und Geräusch.

§. 391.

Kant hat eine Abhandlung über die lebendigen Kräfte geschrieben: ich aber möchte eine Nänie und

Threnodie über dieselben schreiben; weil ihr so überaus häufiger Gebrauch, im Klopfen, Hämmern und Rammeln, mir mein Leben hindurch, zur täglichen Pein gereicht hat. Allerdings giebt es Leute, ja recht viele, die hierüber lächeln; weil sie unempfindlich gegen Geräusch sind: es sind jedoch eben die, welche auch unempfindlich gegen Gründe, gegen Gedanken, gegen Dichtungen und Kunstwerke, kurz, gegen geistige Eindrücke jeder Art sind: denn es liegt an der zähen Beschaffenheit und handfesten Textur ihrer Gehirnmasse. Hingegen finde ich Klagen über die Pein, welche denkenden Menschen der Lärm verursacht, in den Biographien, oder sonstigen Berichten persönlicher Äufserungen fast aller grofsen Schriftsteller, z. B. Kant's, Goethe's, Lichtenberg's, Jean Paul's; ja, wenn solche bei irgend einem fehlen sollten, so ist es blofs, weil der Kontext nicht darauf geführt hat. Ich lege mir die Sache so aus: wie ein grofser Diamant, in Stücke zerschnitten, an Wert nur noch ebensovielen kleinen gleich kommt; oder wie ein Heer, wenn es zersprengt, d. h. in kleine Haufen aufgelöst ist, nichts mehr vermag, so vermag auch ein grofser Geist nicht mehr, als ein gewöhnlicher, sobald er unterbrochen, gestört, zerstreut, abgelenkt wird; weil seine Überlegenheit dadurch bedingt ist, dafs er alle seine Kräfte, wie ein Hohlspiegel alle seine Strahlen, auf einen Punkt und Gegenstand koncentriert; und hieran eben verhindert ihn die lärmende Unterbrechung. Darum also sind die eminenten Geister stets jeder Störung, Unterbrechung und Ablenkung, vor allem aber der gewaltsamen durch Lärm, so höchst abhold gewesen; während die übrigen dergleichen nicht sonderlich anficht. Die verständigste und geistreichste aller europäischen Nationen hat sogar die Regel *never interrupt*, — „du sollst niemals unterbrechen“, — das elfte Gebot genannt. Der Lärm aber ist die impertinenteste aller Unterbrechungen, da er sogar unsere eigenen Gedanken unterbricht, ja zerbricht. Wo jedoch nichts zu unterbrechen ist, da wird er freilich nicht sonderlich empfunden werden. — Bisweilen quält und stört ein mäfsiges und stetiges Geräusch mich eine Weile, ehe ich seiner mir deutlich bewufst werde, indem ich es blofs als eine konstante Erschwerung meines Denkens, wie einen Block am Fufse, empfinde, bis ich inne werde, was es sei. —

Nunmehr aber, vom *genus* auf die *species* übergehend,

habe ich, als den unverantwortlichsten und schändlichsten Lärm, das wahrhaft infernale Peitschenklatschen in den hallenden Gassen der Städte zu denunzieren, welches dem Leben alle Ruhe und alle Sinnigkeit benimmt. Nichts giebt mir von dem Stumpfsinn und der Gedankenlosigkeit der Menschen einen so deutlichen Begriff, wie das Erlaubtsein des Peitschenklatschens. Dieser plötzliche, scharfe, hirnlähmende, alle Besinnung zerschneidende und gedankenmörderische Knall mufs von jedem, der nur irgend etwas, einem Gedanken Ähnliches im Kopfe herumträgt, schmerzlich empfunden werden; jeder solcher Knall mufs daher Hunderte in ihrer geistigen Thätigkeit, so niedriger Gattung sie auch immer sein mag, stören; dem Denker aber fährt er durch seine Meditationen so schmerzlich und verderblich, wie das Richtschwert zwischen Kopf und Rumpf. Kein Ton durchschneidet so scharf das Gehirn, wie dieses vermaledeite Peitschenklatschen: man fühlt geradezu die Spitze der Peitschenschnur im Gehirn, und es wirkt auf dieses wie die Berührung auf die *mimosa pudica*; auch eben so nachhaltig. Bei allem Respekt vor der hochheiligen Nützlichkeit sehe ich doch nicht ein, dafs ein Kerl, der eine Fuhre Sand oder Mist von der Stelle schafft, dadurch das Privilegium erlangen soll, jeden etwa aufsteigenden Gedanken, in successive zehntausend Köpfen (eine halbe Stunde Stadtweg) im Keime zu ersticken. Hammerschläge, Hundegebell und Kindergeschrei sind entsetzlich: aber der rechte Gedankenmörder ist allein der Peitschenknall. Jeden guten, sinnigen Augenblick, den etwa hier und da irgend einer hat, zu zermalmen ist seine Bestimmung. Nur wenn, um Zugtiere anzutreiben, kein anderes Mittel vorhanden wäre, als dieser abscheulichste aller Klänge, würde er zu entschuldigen sein. Aber ganz im Gegenteil: dieses vermaledeite Peitschenklatschen ist nicht nur unnötig, sondern sogar unnütz. Die durch dasselbe beabsichtigte psychische Wirkung auf die Pferde nämlich ist durch die Gewohnheit, welche der unablässige Mifsbrauch der Sache herbeigeführt hat, ganz abgestumpft und bleibt aus: sie beschleunigen ihren Schritt nicht danach: wie besonders an leeren und Kunden suchenden Fiakern, die, im langsamsten Schritte fahrend, unaufhörlich klatschen, zu ersehen ist: die leiseste Berührung mit der Peitsche wirkt mehr. Angenommen aber, dafs es unumgänglich nötig wäre, die Pferde durch den Schall be-

ständig an die Gegenwart der Peitsche zu erinnern, so würde dazu ein hundertmal schwächerer Schall ausreichen; da bekanntlich die Tiere sogar auf die leisesten, ja auf kaum merkliche Zeichen, hörbare wie sichtbare, achten; wovon abgerichtete Hunde und Kanarienvögel staunenerregende Beispiele liefern. Die Sache stellt demnach sich eben dar als reiner Mutwille, ja als ein frecher Hohn des mit den Armen arbeitenden Teiles der Gesellschaft gegen den mit dem Kopfe arbeitenden. Dafs eine solche Infamie in Städten geduldet wird, ist eine grofse Barbarei und eine Ungerechtigkeit; um so mehr, als es gar leicht zu beseitigen wäre, durch polizeiliche Verordnung eines Knotens am Ende jeder Peitschenschnur. Es kann nicht schaden, dafs man die Proletarier auf die Kopfarbeit der über ihnen stehenden Klassen aufmerksam mache: denn sie haben vor aller Kopfarbeit eine unbändige Angst. Dafs nun aber ein Kerl, der mit ledigen Postpferden, oder auf einem losen Karrengaul, die engen Gassen einer volkreichen Stadt durchreitend, mit einer klafterlangen Peitsche aus Leibeskräften unaufhörlich klatscht, nicht verdiene, sogleich abzusitzen, um fünf aufrichtig gemeinte Stockprügel zu empfangen, das werden mir alle Philanthropen der Welt, nebst den legislativen, sämtliche Leibesstrafen, aus guten Gründen, abschaffenden Versammlungen, nicht einreden. Aber etwas noch Stärkeres, als jenes, kann man oft genug sehen, nämlich so einen Fuhrknecht, der allein und ohne Pferde, durch die Strafsen gehend, unaufhörlich klatscht: so sehr ist diesem Menschen der Peitschenklatsch zur Gewohnheit geworden, infolge unverantwortlicher Nachsicht. Soll denn, bei der so allgemeinen Zärtlichkeit für den Leib und alle seine Befriedigungen, der denkende Geist das einzige sein, was nie die geringste Berücksichtigung, noch Schutz, geschweige Respekt erfährt? Fuhrknechte, Sackträger, Eckensteher u. dgl. sind die Lasttiere der menschlichen Gesellschaft; sie sollen durchaus human, mit Gerechtigkeit, Billigkeit, Nachsicht und Vorsorge behandelt werden; aber ihnen darf nicht gestattet sein, durch mutwilligen Lärm den höhern Bestrebungen des Menschengeschlechts hinderlich zu werden. Ich möchte wissen, wie viel grofse und schöne Gedanken diese Peitschen schon aus der Welt geknallt haben. Hätte ich zu befehlen, so sollte in den Köpfen der Fuhrknechte ein unzerreifsbarer *nexus*

idearum zwischen Peitschenklatschen und Prügelkriegen erzeugt werden. — Wir wollen hoffen, dafs die intelligenteren und feiner fühlenden Nationen auch hierin den Anfang machen und dann, auf dem Wege des Beispiels, die Deutschen ebenfalls dahin werden gebracht werden. Von diesen sagt inzwischen Thomas Hood (up the Rhine) for a musical people, they are the most noisy I ever met with (für eine musikalische Nation, sind sie die lärmendste, welche mir je vorgekommen). Dafs sie dies sind, liegt aber nicht daran, dafs sie mehr als andere zum Lärmen geneigt wären, sondern an der aus Stumpfheit entspringenden Unempfindlichkeit derer, die es anzuhören haben, welche dadurch in keinem Denken oder Lesen gestört werden, weil sie eben nicht denken, sondern blofs rauchen, welches ihr Surrogat für Gedanken ist. Die allgemeine Toleranz gegen unnötigen Lärm, z. B. gegen das so höchst ungezogene und gemeine Thürenwerfen, ist geradezu ein Zeichen der allgemeinen Stumpfheit und Gedankenleere der Köpfe. In Deutschland ist es, als ob es ordentlich darauf angelegt wäre, dafs vor Lärm niemand zur Besinnung kommen solle: z. B. das zwecklose Trommeln.

Was nun endlich die Litteratur des in diesem Kapitel abgehandelten Gegenstandes betrifft, so habe ich nur ein Werk, aber ein schönes, zu empfehlen, nämlich eine poetische Epistel in Terzinen, von dem berühmten Maler Bronzino, betitelt *de' romori, a Messer Luca Martini:* hier wird nämlich die Pein, die man von dem mannigfaltigen Lärm einer italienischen Stadt auszustehen hat, in tragikomischer Weise, ausführlich und sehr launig geschildert. Man findet diese Epistel S. 258 des 2. Bandes der Opere burlesche del Berni, Aretino ed. altri, angeblich erschienen in Utrecht, 1771.

Kapitel XXXI.
Gleichnisse, Parabeln und Fabeln.

§. 392.

Den Hohlspiegel kann man zu mannigfaltigen Gleichnissen benutzen, z. B., wie oben beiläufig geschehen, ihn mit pem Genie vergleichen, sofern auch dieses seine Kraft auf eine Stelle koncentriert, um wie er, ein täuschendes, aber

verschönertes Bild der Dinge nach aufsen zu werfen, oder überhaupt Licht und Wärme zu erstaunlichen Wirkungen anzuhäufen. Der elegante Polyhistor hingegen gleicht dem konvexen Zerstreuungsspiegel, welcher, nur wenig unter seiner Oberfläche, alle Gegenstände zugleich und ein verkleinertes Bild der Sonne dazu sehen läfst, und solche, nach allen Richtungen, jedem entgegen wirft; während der Hohlspiegel nur nach einer wirkt und eine bestimmte Stellung des Beschauers fordert.

Zweitens läfst auch jedes echte Kunstwerk sich dem Hohlspiegel vergleichen, sofern was es eigentlich mitteilt nicht sein eigenes, tastbares Selbst, sein empirischer Inhalt ist, sondern aufser ihm liegt, nicht mit Händen zu greifen, vielmehr nur von der Phantasie verfolgt wird, als der eigentliche, schwer zu haschende Geist der Sache. Man sehe hierüber in meinem Hauptwerke Kap. 34, S. 464 (3. Aufl.) des 2. Bandes.

Endlich kann auch noch ein hoffnungslos Liebender seine grausame Schöne dem Hohlspiegel epigrammatisch vergleichen, welcher, wie diese glänzt, entzündet und verzehrt, dabei aber selbst kalt bleibt.

§. 393.

Die Schweiz gleicht einem Genie: schön und erhaben, jedoch wenig geeignet, nahrhafte Frucht zu tragen. Dagegen ist Pommern und das holsteinische Marschland überaus fruchtbar und nahrhaft, aber platt und langweilig, wie der nützliche Philister.

§. 394.

Ich stand vor einer, von rücksichtslosem Fufs getretenen Lücke im reifenden Kornfeld. Da sah ich zwischen den zahllosen einander ganz gleichen, schnurgeraden, die volle schwere Ähre tragenden Halmen eine Mannigfaltigkeit blauer, roter und violetter Blumen, die, in ihrer Natürlichkeit, mit ihrem Blätterwerk, gar schön anzusehen waren. Aber, dacht ich, sie sind unnütz, unfruchtbar und eigentlich blofses Unkraut, das hier nur geduldet wird, weil man es nicht los werden kann. Dennoch sind sie es allein, die diesem Anblick Schönheit und Reiz verleihen. So ist denn, in jeder Hinsicht, ihre Rolle dieselbe, welche die Poesie und die schönen Künste im ernsten, nützlichen und fruchtbringenden

bürgerlichen Leben spielen; daher sie als Sinnbild dieser betrachtet werden können.

§. 395.

Es giebt auf der Erde wirklich sehr schöne Landschaften: aber mit der Staffage ist es überall schlecht bestellt; daher man bei dieser sich nicht aufhalten mufs.

§. 396.

Eine Stadt mit architektonischen Verzierungen, Monumenten, Obelisken, Zierbrunnen u. dgl., und dazu mit dem elenden Strafsenpflaster, wie in Deutschland gewöhnlich, gleicht einer Frau, die mit Gold und Juwelen geschmückt ist, aber ein schmutziges, zerlumptes Kleid dazu trägt. Wollt ihr eure Städte verzieren, wie die italienischen, so pflastert sie erst wie die italienischen. Und beiläufig, setzt nicht Statuen auf häuserhohe Grundgestelle, sondern wie die Italiener.

§. 397.

Zum Symbol der Unverschämtheit und Dummdreistigkeit sollte man die Fliege nehmen. Denn während alle Tiere den Menschen über alles scheuen und schon von ferne vor ihm fliehen, setzt sie sich ihm auf die Nase.

§. 398.

Zwei Chinesen in Europa waren zum ersten Mal im Theater. Der eine beschäftigte sich damit, den Mechanismus der Maschinerien zu begreifen; welches ihm auch gelang. Der andere suchte, trotz seiner Unkunde der Sprache, den Sinn des Stückes zu enträtseln. — Jenem gleicht der Astronom, diesem der Philosoph.

§. 399.

Ich stand an der Quecksilberwanne des pneumatischen Apparats und mit einem eisernen Löffel schöpfte ich einige Tropfen, warf sie in die Höhe und fing sie wieder, mit dem Löffel: mifslang es, so fielen sie in die Wanne zurück, und nichts ging verloren, als nur ihre augenblickliche Form; daher Gelingen und Mifslingen mich ziemlich gleichgültig liefs. — So verhält sich die *natura naturans*, oder das innere Wesen aller Dinge, zum Leben und Sterben der Individuen.

§. 400.

Die Weisheit, welche in einem Menschen blofs theoretisch da ist, ohne praktisch zu werden, gleicht der gefüllten Rose,

welche, durch Farbe und Geruch, andere ergötzt, aber abfällt, ohne Frucht angesetzt zu haben.

Keine Rose ohne Dornen. — Aber manche Dornen ohne Rosen.

§. 401.

Der Hund ist, mit Recht, das Symbol der Treue: unter den Pflanzen aber sollte es die Tanne sein. Denn sie allein harrt mit uns aus, zur schlimmen, wie zur guten Zeit, und verläfst uns nicht mit der Gunst der Sonne, wie alle andern Bäume, Pflanzen, Insekten und Vögel, — um wiederzukehren, wann der Himmel uns wieder lacht.

§. 402.

Hinter einem in seiner vollen Blütenpracht ausgebreiteten Apfelbaum erhob eine gerade Tanne ihren spitzen dunkeln Gipfel. Zu dieser sprach jener: „Siehe die Tausende meiner schönen muntern Blüten, die mich ganz bedecken! Was hast du dagegen aufzuweisen? Schwarzgrüne Nadeln.“ — „Wohl wahr“, erwiderte die Tanne: „aber wann der Winter kommt, wirst du entlaubt dastehen; ich aber werde sein was ich jetzt bin.“

§. 403.

Als ich einst unter einer Eiche botanisierte, fand ich, zwischen den übrigen Kräutern und von gleicher Gröfse mit ihnen, eine Pflanze von dunkler Farbe, mit zusammengezogenen Blättern und geradem, straffem Stiel. Als ich sie berührte, sagte sie mit fester Stimme: „mich lass' stehen! Ich bin kein Kraut für dein Herbarium, wie jene andern, denen die Natur ein einjähriges Leben bestimmt hat. Mein Leben wird nach Jahrhunderten gemessen: ich bin eine kleine Eiche.“ — So steht der, dessen Wirkung sich auf Jahrhunderte erstrecken soll, als Kind, als Jüngling, oft noch als Mann, ja überhaupt als Lebender, scheinbar den übrigen gleich und wie sie unbedeutend. Aber lafst nur die Zeit kommen und mit ihr die Kenner! Er stirbt nicht wie die übrigen.

§. 404.

Ich fand elne Feldblume, bewunderte ihre Schönheit, ihre Vollendung in allen Teilen, und rief aus: „aber alles dieses, in ihr und tausenden ihresgleichen, prangt und verblüht, von niemandem betrachtet, ja oft von keinem Auge auch nur gesehen.“ — Sie aber antwortete: „du

Thor! meinst du, ich blühe, um gesehen zu werden? Meiner und nicht der andern wegen blühe ich, blühe, weil's mir gefällt: darin, dafs ich blühe und bin, besteht meine Freude und meine Lust.“

§. 405.

Zu der Zeit, als die Erdoberfläche noch aus einer gleichförmigen, ebenen Granitrinde bestand und zur Entstehung irgend eines Lebendigen noch keine Anlage da war, ging eines Morgens die Sonne auf. Die Götterbotin Iris, welche eben, im Auftrage der Juno, dahergeflogen kam, rief, im Vorübereilen, der Sonne zu: „was giebst du dir die Mühe aufzugehen? ist doch keine Auge da, dich wahrzunehmen, und keine Memnonssäule, zu erklingen!“ Die Antwort war: „ich aber bin die Sonne, und gehe auf, weil ich es bin: sehe mich wer kann!“

§. 406.

Eine schöne, grünende und blühende Oasis sah um sich und erblickte nichts, als die Wüste rings umher: vergebens suchte sie ihresgleichen gewahr zu werden. Da brach sie in Klagen aus: „ich unglückliche, vereinsamte Oasis! allein mufs ich bleiben! nirgends meinesgleichen! ja, nirgends auch nur ein Auge, das mich sähe und Freude hätte an meinen Wiesen, Quellen, Palmbäumen und Gesträuchen! Nichts, als die traurige, sandige, felsige, leblose Wüste umgiebt mich. Was helfen mir alle meine Vorzüge, Schönheiten und Reichtümer in dieser Verlassenheit!“

Da sprach die alte, graue Mutter Wüste: „mein Kind, wenn dem anders wäre, wenn ich nicht die traurige, dürre Wüste wäre, sondern blühend, grün und belebt, dann wärst du keine Oase, kein begünstigter Fleck, von dem, noch in der Ferne, der Wanderer rühmend erzählt; sondern wärst eben ein kleiner Theil von mir und als solcher verschwindend und unbemerkt. Darum also ertrage in Geduld was die Bedingung deiner Auszeichnung und deines Ruhmes ist.“

§. 407.

Wer im Luftballon aufsteigt sieht nicht sich erheben, sondern die Erde herabsinken, tiefer und immer tiefer. — Was soll das? Ein Mysterium, welches nur die Beipflichtenden verstehen.

§. 408.

In Hinsicht auf die Schätzung der Gröfse eines Men-

schen gilt für die geistige das umgekehrte Gesetz der physischen: diese wird durch die Ferne verkleinert, jene vergröfsert.

§. 409.

Wie den zarten, angehauchten Tau über blaue Pflaumen, hat die Natur über alle Dinge den Firnis der Schönheit gezogen. Diesen abzustreifen, um ihn dann aufgehäuft zum bequemen Genufs uns darzubringen, sind Maler und Dichter eifrig bemüht. Dann schlürfen wir, schon vor unserm Eintritt ins wirkliche Leben, ihn gierig ein. Wann wir aber nachher in dieses treten, dann ist es natürlich, dafs wir nunmehr die Dinge von jenem Firnis der Schönheit, den die Natur darüber gezogen hatte, entblöfst erblicken: denn die Künstler haben ihn gänzlich verbraucht und wir ihn vorgenossen. Demzufolge erscheinen uns jetzt die Dinge meistens unfreundlich und reizlos, ja widern oft uns an. Demnach würde es wohl besser sein, jenen Firnis darauf zu lassen, damit wir ihn selbst fänden: zwar würden wir dann ihn nicht in so grofsen Dosen, aufgehäuft und auf einmal in Form ganzer Gemälde, oder Gedichte, geniefsen; dafür aber alle Dinge in jenem heitern und erfreulichen Lichte erblicken, in welchem jetzt nur noch dann und wann ein Naturmensch sie sieht, der nicht, mittelst der schönen Künste, seine ästhetischen Freuden und den Reiz des Lebens vorweg genossen hat.

§. 410.

Der Dom in Mainz, von um und an ihn gebauten Häusern so verdeckt, dafs man nirgends ihn ganz sehen kann, ist mir ein Sinnbild alles Grofsen und Schönen auf der Welt, welches nur seiner selbst wegen da sein sollte, aber bald mifsbraucht wird vom Bedürfnis, welches von allen Seiten herankommt, um daran sich zu lehnen, sich zu stützen, und damit es verdeckt und verdirbt. Das ist freilich kein befremdender Hergang, in dieser Welt der Not und des Bedürfnisses, welchen ja überall alles frönen mufs, und die alles an sich reifsen, um ihre Werkzeuge daraus zu machen; selbst das nicht ausgenommen, was nur bei ihrer augenblicklichen Abwesenheit hatte erzeugt werden können: das Schöne und das seiner selbst wegen gesuchte Wahre.

Wir finden dies besonders erläutert und bestätigt, wenn wir die Anstalten, grofse und kleine, reiche und dürftige,

betrachten, die in irgend einem Zeitalter und Lande, zur Erhaltung und Förderung des menschlichen Wissens und überhaupt der intellektuellen Bestrebungen, welche unser Geschlecht adeln, gegründet sind. Überall dauert es nicht lange, so kommt das rohe, tierische Bedürfnis herangeschlichen, um sich, unter dem Schein, jenen Zwecken dienen zu wollen, der dazu ausgesetzten Emolumente zu bemächtigen. Dies ist der Ursprung der Charlatanerie, wie sie in allen Fächern häufig zu finden ist und, so verschieden auch ihre Gestalten sind, ihr Wesen darin hat, dafs man, unbekümmert um die Sache selbst, blofs nach dem Schein derselben trachtet, zum Behuf seiner eigenen persönlichen, egoistischen, materiellen Zwecke.

§. 411.

Jeder Heros ist ein Samson: der Starke erliegt den Ränken der Schwachen und vielen: verliert er endlich die Geduld, so erdrückt er sie und sich; oder er ist blofs ein Gulliver unter den Liliputanern, deren übergrofse Anzahl ihn zuletzt doch überwältigt.

§. 412.

Eine Mutter hatte ihren Kindern, zu ihrer Bildung und Besserung, Äsop's Fabeln zu lesen gegeben. Aber sehr bald brachten sie ihr das Buch zurück, wobei der älteste sich, gar altklug, also vernehmen liefs: „Das ist kein Buch für uns! ist viel zu kindisch und zu dumm. Dafs Füchse, Wölfe und Raben reden könnten, lassen wir uns nicht mehr aufbinden: über solche Possen sind wir längst hinaus!" — Wer erkennt nicht in diesen hoffnungsvollen Knaben die künftigen erleuchteten Rationalisten?

§. 413.

Eine Gesellschaft Stachelschweine drängte sich, an einem kalten Wintertage, recht nahe zusammen, um, durch die gegenseitige Wärme, sich vor dem Erfrieren zu schützen. Jedoch bald empfanden sie die gegenseitigen Stacheln; welches sie dann wieder von einander entfernte. Wann nun das Bedürfnis der Erwärmung sie wieder näher zusammen brachte, wiederholte sich jenes zweite Übel; so dafs sie zwischen beiden Leiden hin und her geworfen wurden, bis sie eine mäfsige Entfernung von einander herausgefunden hatten, in der sie es am besten aushalten konnten. — So treibt das Bedürfnis der Gesellschaft, aus der Leere und Monotonie

des eigenen Innern entsprungen, die Menschen zu einander; aber ihre vielen widerwärtigen Eigenschaften und unerträglichen Fehler stoſsen sie wieder von einander ab. Die mittlere Entfernung, die sie endlich herausfinden, und bei welcher ein Beisammensein bestehen kann, ist die Höflichkeit und feine Sitte. Dem, der sich nicht in dieser Entfernung hält, ruft man in England zu: *keep your distance!* — Vermöge derselben wird zwar das Bedürfnis gegenseitiger Erwärmung nur unvollkommen befriedigt, dafür aber der Stich der Stacheln nicht empfunden. — Wer jedoch viel eigene, innere Wärme hat, bleibt lieber aus der Gesellschaft weg, um keine Beschwerde zu geben, noch zu empfangen.

Einige Verse.

Ich bin mir eines Aktes der Selbstverleugnung bewuſst, indem ich dem Publiko Verse vorlege, die auf poetischen Wert keinen Anspruch zu machen haben; schon weil man nicht Dichter und Philosoph zugleich sein kann. Auch geschieht es einzig und allein zu Gunsten derer, die dereinst, im Laufe der Zeit, an meiner Philosophie einen so lebhaften Anteil nehmen werden, daſs sie sogar irgend eine Art von persönlicher Bekanntschaft mit dem Urheber derselben wünschen werden, die dann aber nicht mehr zu machen sein wird. Da nun in Gedichten, unter der Hülle des Metrums und Reims, der Mensch sein subjektives Inneres freier zu zeigen wagt, als in der Prosa, und sich überhaupt auf eine mehr rein menschliche, mehr persönliche, jedenfalls ganz anderartige Weise mitteilt, als in Philosophemen, und eben dadurch einigermaſsen näher an den Leser herantritt, so bringe ich jenen Teilnehmenden späterer Zeit das Opfer, einige, meistens aus der Jugendzeit stammende, poetische Versuche hierher zu setzen, in der Erwartung, daſs sie mir es Dank wissen werden; wobei ich denn die übrigen bitte, dies als eine Privatsache zwischen uns zu betrachten, die hier zu-

fällig öffentlich vorgeht. Verse drucken lassen ist in der Literatur was in der Gesellschaft das Singen eines einzelnen ist, nämlich ein Akt persönlicher Hingebung; — zu welchem ganz allein die besagte Rücksicht mich hat vermögen können.

Weimar, 1808.

Sonnet.

Die lange Winternacht will nimmer enden;
Als käm' sie nimmermehr, die Sonne weilet;
Der Sturm mit Eulen um die Wette heulet;
Die Waffen klirren, an den morschen Wänden.

Und off'ne Gräber ihre Geister senden:
Sie wollen, um mich her im Kreis verteilet,
Die Seele schrecken, dafs sie nimmer heilet; —
Doch will ich nicht auf sie die Blicke wenden.

Den Tag, den Tag, ich will ihn laut verkünden!
Nacht und Gespenster werden vor ihm fliehen:
Gemeldet ist er schon vom Morgensterne.

Bald wird es licht, auch in den tiefsten Gründen:
Die Welt wird Glanz und Farbe überziehen,
Ein tiefes Blau die unbegrenzte Ferne.

Rudolstadt, 1813.

Die Felsen im Thale bei Schwarzburg.

Als ich, am sonnigen Tage, im Thale der waldigen Berge
Einsam ging, hatt' ich Acht auf die zackigen Glieder der Felsen,
Die sich so grau dem Gewühle der Kinder des Waldes entwinden.

Siehe, da hab' ich's gehört, durchs Rauschen des schäumenden Waldbachs,
Wie ein gar mächtiger Fels die andern also begrüfste:
„Freut euch, Brüder, mit mir, ihr ältesten Söhne der Schöpfung,
Dafs auch heute das Licht der erquickenden Sonn' uns umspielet,
Ebenso warm und so hold, als da sie zum erstenmal aufging
Und, an dem Kindestage der Welt, auf uns, ja auf uns schien.
Gab seitdem gleich mancher der langsam ziehenden Winter
Mütze von Schnee unserm Haupt und Bart aus Zapfen des Eises,
Sind seitdem gleich viele von unsern mächtigen Brüdern
Von dem gemeinsamen Feinde, dem wuchernden Volke der Pflanzen,
— Flüchtigen Söhnen der Zeit, doch ach! stets neu sich gebärend, —
Tief überdeckt und begraben und leider auf immer entzogen
Diesem erfreulichen Lichte, das mit uns sie ja gesehen,
Tausend und tausend Jahr, eh' aus Fäulnis einst jene Brut ward,
Die schon uns, o ihr Brüder, auch uns ja den Untergang drohet,
An uns heran so fest von allen Seiten sich drängend, —
O stehet fest, meine Brüder, und haltet kräftig zusammen,
Hebet vereinet die Häupter zur Sonne, dafs lang sie euch scheine!"

Sonnenstrahl durch Wolken, im Sturme.

O wie ruhst du im Sturme, der alles beugt und zerstreuet,
Fest, unerschüttert und still, du Strahl der erheiternden Sonne!
Lächelnd wie du, wie du mild, wie du fest und in ewiger Klarheit,
Ruhet der Weise im Sturm des jammer- und angstvollen Lebens.

Morgen im Harz.

Von Dünsten schwer, von Wolken schwarz,
Sah düster drein der ganze Harz:
Und die Welt, die war trübe.
Da kam hervor der Sonnenschein,
Der lachte drein,
Ward alles Freudigkeit und Liebe.

Er legt sich an des Berges Hang,
Da ruht er still, da ruht er lang,
In tiefer, seel'ger Wonne.
Zu Berges Gipfel er dann ging,
Den ganzen Gipfel er umfing:
Wie liebt der Berg die Sonne!

Dresden, 1815.

Auf die Sistinische Madonna.

Sie trägt zur Welt ihn: und er schaut entsetzt
In ihrer Gräu'l chaotische Verwirrung,
In ihres Tobens wilde Raserei,
In ihres Treibens nie geheilte Thorheit,
In ihrer Qualen nie gestillten Schmerz, —
Entsetzt: doch strahlet Ruh' und Zuversicht
Und Siegesglanz sein Aug', verkündigend
Schon der Erlösung ewige Gewifsheit.

1819.

Unverschämte Verse,

(gedichtet auf der Reise von Neapel nach Rom im April 1819. Mein Hauptwerk war im November 1818 erschienen.)

Aus langgehegten, tiefgefühlten Schmerzen
Wand sich's empor aus meinem innern Herzen.
Es festzuhalten hab ich lang gerungen:
Doch weifs ich, dafs zuletzt es mir gelungen.

Mögt euch drum immer wie ihr wollt gebärden:
Des Werkes Leben könnt ihr nicht gefährden.
Aufhalten könnt ihr's, nimmermehr vernichten:
Ein Denkmal wird die Nachwelt mir errichten.

1820.

An Kant.[1])

Ich sah dir nach in deinen blauen Himmel,
Im blauen Himmel dort verschwand dein Flug.
Ich blieb allein zurück in dem Gewimmel,
Zum Troste mir dein Wort, zum Trost dein Buch. —
Da such' ich mir die Öde zu beleben
Durch deiner Worte geisterfüllten Klang:
Sie sind mir alle fremd, die mich umgeben,
Die Welt ist öde und das Leben lang.

(Unvollendet.)

Berlin, 1829.

Rätsel der Turandot.

Ein Kobold ist's zu unserm Dienst geworben,
Uns beizustehn, in uns'rer vielen Not.
Im Elend wären alle wir gestorben,
Ständ' er uns nicht tagtäglich zu Gebot.

Doch strenger Zucht bedarf's, ihn zu regieren
Dafs stets gefesselt bleibe seine Macht;
Man darf ihn aus den Augen nicht verlieren,
Ihn keine Stunde lassen aufser Acht.

[1]) „Der Tag, an welchem Kant verschieden, war so klar und wolkenlos, wie es bei uns nur wenige giebt: nur ein kleines, leichtes Wölkchen im Zenith schwebte am azurblauen Himmel. Man erzählte, ein Soldat habe auf der Schmiedebrücke die Umstehenden darauf aufmerksam gemacht mit den Worten: Sehet, das ist die Seele Kants, die gen Himmel fliegt.“ (C. F. Reusch, Kant und seine Tischgenossen, S. 11.)

Denn seine Art ist Teufelslist und Tücke:
Er brütet Unheil, sinnet auf Verrat;
Er stellet unserm Leben nach und Glücke,
Bereitet langsam grausenvolle That.

Gelingt es ihm, die Fesseln zu zerbrechen,
Und wird des lang beseufzten Zwangs er los;
So eilt er, für die Knechtschaft sich zu rächen,
Und seine Wut ist, wie sein Jubel, grofs.

Er ist nun Herr, und wir sind seine Knechte:
Umsonst ist jeglicher Versuch fortan,
Zurückzubringen unsre alten Rechte:
Der Zwang ist aus, gebrochen ist der Bann.

Des Sklaven wilde Wut ist losgebunden,
Sie füllet alles jetzt mit Tod und Graus:
In kurzer Frist, in wenig Schreckenstunden,
Verschlinget sie den Herren und sein Haus.

1830.

Der lydische Stein,

eine Fabel.

Auf einen schwarzen Stein war Gold gerieben;
Ein gelber Strich jedoch war nicht geblieben:
„Dies ist nicht echtes Gold!“ so riefen alle.
Man warf es hin, zu schlechterem Metalle.

Es fand sich spät, dafs jener Stein, obzwar
Von Farbe schwarz, doch kein Probierstein war.
Hervorgesucht kam jetzt das Gold zu Ehren:
Nur echter Stein kann echtes Gold bewähren.

1831.

Die Blumenvase.

„Sieh, wie nur wenige Tage, nur wenige Stunden wir blühen,“
Rief eine prangende Schar farbiger Blumen mir zu,
„Dennoch schreckt sie uns nicht, diese Nähe des finsteren Orkus:
Allezeit sind wir ja da; leben ja ewig, wie du.“

Frankfurt a. M., 1837.

In ein Exemplar des Trauerspiels Numancia von Cervantes, welches mir in einer Auktion zugefallen war, hatte der frühere Besitzer nachstehendes Sonnet von A. W. von Schlegel eingeschrieben. Nachdem ich das Trauerspiel gelesen hatte, schrieb ich die Stanze daneben, welche ich mit „Bruststimme“, wie ersteres mit „Kopfstimme“, bezeichnet habe.

Kopfstimme.

Roms Heeren, die von langem Kampf erschlaffen,
Numancia frei und kühn entgegenstunde.
Da naht des unabwendbar'n Schicksals Stunde,
Als Scipio neu der Krieger Zucht erschaffen.

Umbollwerkt nun, verschmachtend, helfen Waffen
Den Tapfern nicht; sie weih'n im Todesbunde
Sich, Weiber, Kinder, einer Flamme Schlunde,
Um dem Triumph die Beute zu entraffen.

So triumphiert, erliegend noch, Hispania:
Stolz wandeln ihre Heldenblutverströmer
Zur Unterwelt, auf würdigem Kothurne.

Wen Lybien nicht erzeugte, noch Hyrkania,
Der weint: es weinten wohl die letzten Römer
Hier an des letzten Numantiners Urne.

A. W. v. Schlegel.

Bruststimme.

Den Selbstmord einer ganzen Stadt
Cervantes hier geschildert hat.
Wenn alles bricht, so bleibt uns nur
Rückkehr zum Urquell der Natur.

1845.

Antistrophe zum 74sten Venetianischen Epigramme.[1])

Wundern darf es mich nicht, dafs manche die Hunde verleumden:
Denn es beschämet zu oft leider den Menschen der Hund.

1857.

Anziehungskraft.

Gedanken und Witze willst du verschwenden,
Den Anhang der Menschen dir zuzuwenden?!
Gieb ihnen was Gutes zu fressen, zu saufen:
Sie kommen in Scharen dir zugelaufen.

[1]) Das Goethe'sche Epigramm:
„Wundern kann es mich nicht, dafs Menschen die Hunde so lieben;
Denn ein erbärmlicher Schuft ist, wie der Mensch, so der Hund."

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MUENCHEN

480/3
563
565/9
#1

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schopenhauer, Arthur,

Parerga und Paralipomena Kleine philosophischen Schriften. Herausgg. sowie mit Einleitung und Anmerkungen versehen von R. von Koeber

Bd.: II

1891

Ph.u. 449 oc-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11172441-0